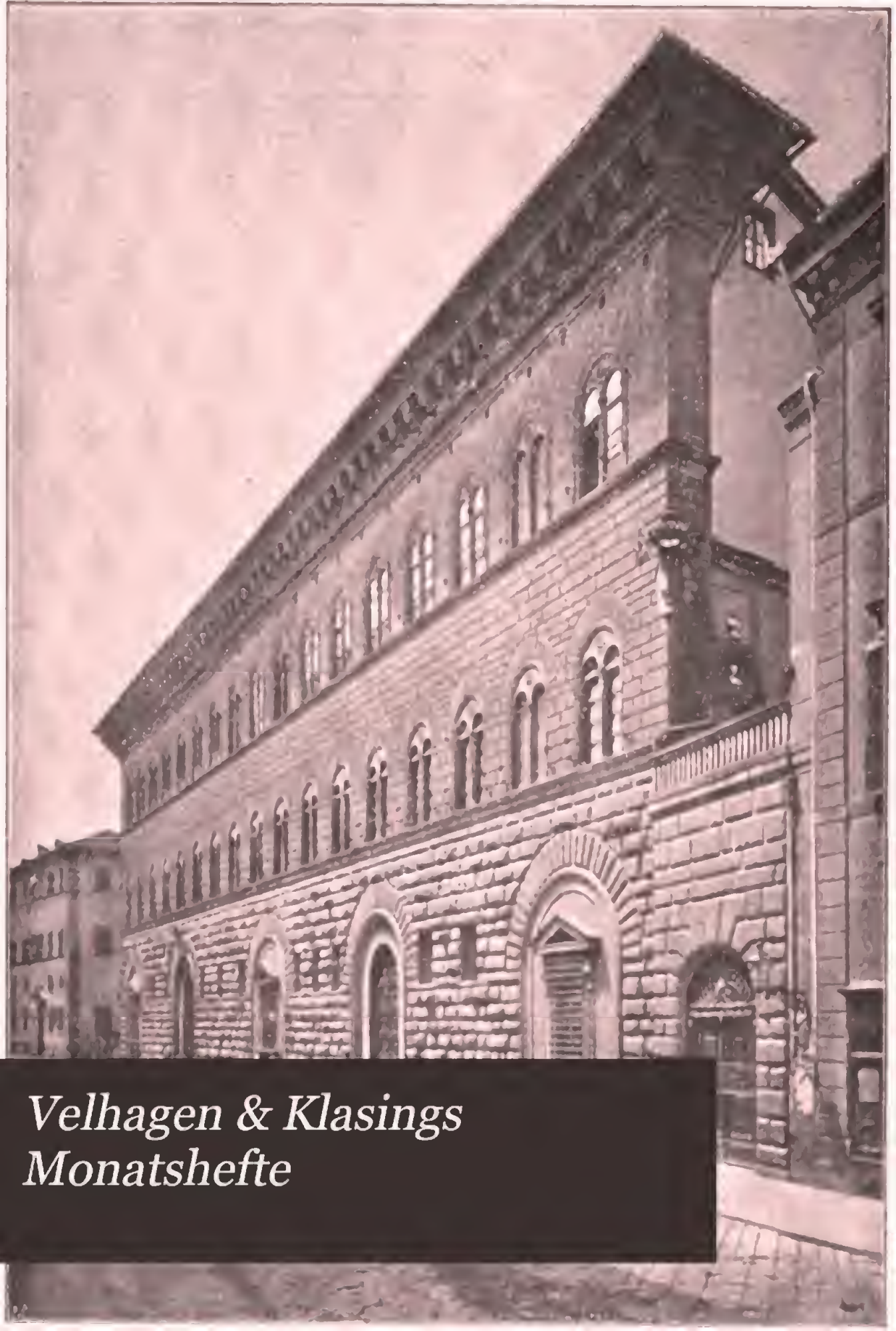
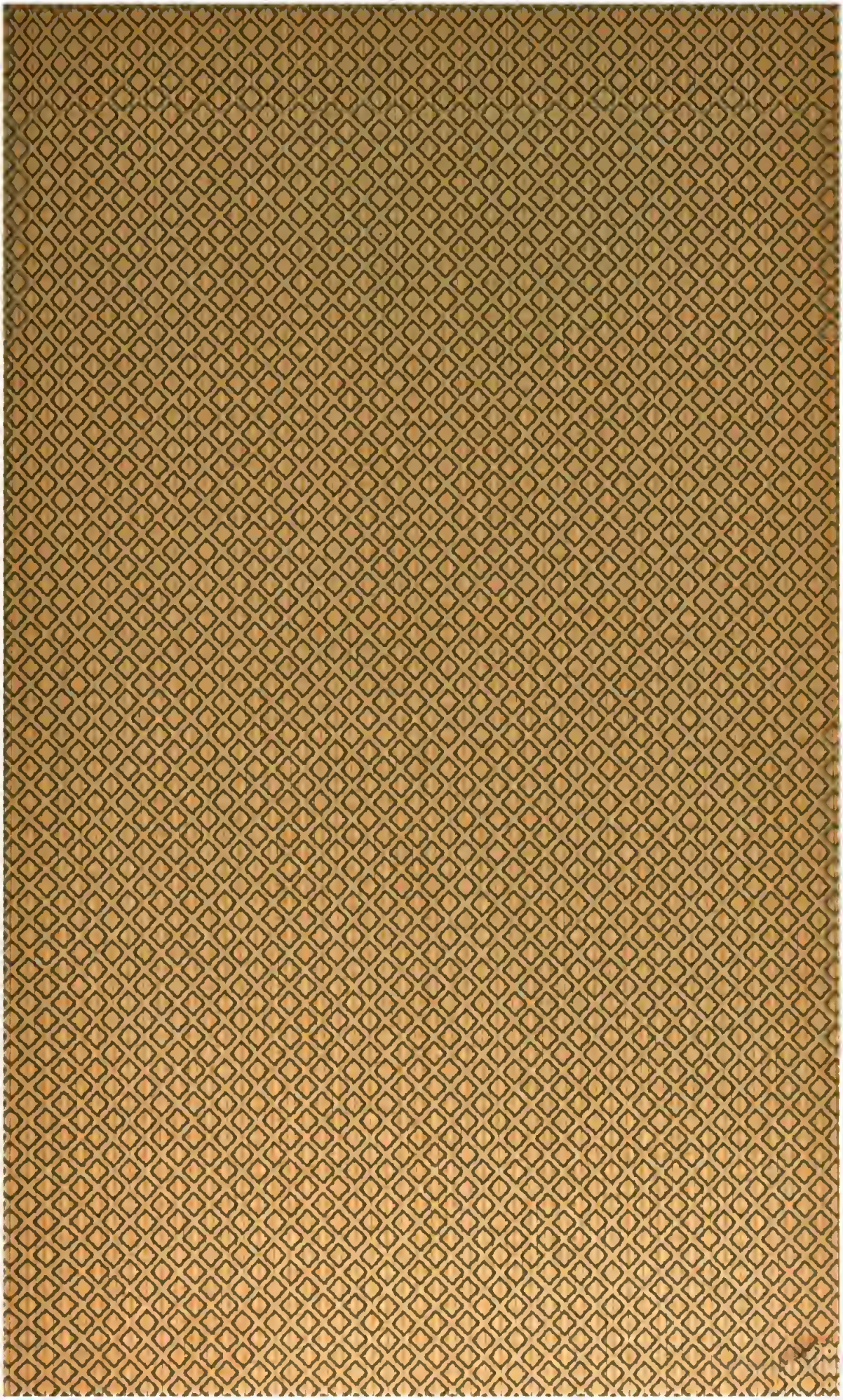


Velhagen & Klasings Monatshefte

BANCROFT
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA



Kassandra. Von Max Klinger.
Original im Museum zu Leipzig.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Jahrgang 1896/97.

I. Band.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

LOAN STACK

Inhaltsverzeichnis.

AP30
V4
v.11:1
pt.1

XI. Jahrgang 1896/97. — Erster Band.

= Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet. =

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes.

*Berlepsch, Goswino von: Achilline. Eine Weihnachtsgeschichte. Mit zwei Zeichnungen von René Reinicke 414
*Boy-Ed, Ida: Der Tag eines Kindes. Mit fünf Originolzeichnungen von Prof. Franz Simm 113
Eschricht, E.: Die Zwillingsbrüder. Erzählung 481
Frapan, Ilse: „Kosper Rütentüt." Hamburger Skizze 282
Heyse, Paul: Der Sohn seines Vaters. Novelle 197, 316
*Hoffmann, Hans: Streit unter Liebenden. Ein Ostseemärchen. Mit zwei Zeichnungen von Werner Zehme 466
Muellenboch (Lenbach), Ernst: Franz Friedrich Ferdinand. Zwischenblätter aus der Chronik eines Kleinstoots 432
— — Vom heißen Stein. Roman. (Forts. folgt) 593
Niese, Charlotte: Unsere weiße Frau. Eine Gespenstergeschichte 670
Onnyteda, Georg Freiherr von: Ein Wiedersehen. Novellette 651
*Schulze-Smidt, B.: „O Tannebaum!" Novellette. Mit acht Illustrationen von Alexander Zick 355
Stroß, Rudolph: Der weiße Tod. Roman aus der Gletscherwelt 26, 129, 241, 385, 548
Viebig, C.: Eine Melodie. Novellette . 305
Villinger, Hermine: Vater und Sohn. Novelle. Mit Vignette 67

Gedichte, Sprüche.

*Allmers, Hermann: Altgermanische Julfeier. Mit zwei Zeichnungen von Johannes Gehrts 420
*Avenarius, Ferd.: Der goldene Tod. Mit Vignetten 121
*— — Gute Nacht, Tonerl! Mit zwei Zeichnungen von Paul Hey 690
*Bulcke, Carl: Einem toten Freunde. Mit einer Zeichnung von Moritz Roebbecke . 702
*Eichendorff, J. von: Weihnachten. Komponiert von A. Naubert. Mit Vignetten 410
*Folke, Gustav: Rosen. Mit Vignette . 104
*— — Hinterm Deich. Mit Vignette : . 272
*— — Ein Horsenklang. Mit Vignette . 400
Henning, Peter: Ich weiß, es geht mit mir zu Ende — 315
*Hoffmann, Hans: Herbstsonne. Mit Vignetten von Moritz Roebbecke . . . 25
— — Spruch 233
*— — Spruch. Mit Vignetten 370
*— — Die Katze läßt das Mausen nicht. Mit Vignette 515
— — Spruch 680
*Lenboch, Ernst: Wegweiser. Mit einer Zeichnung von Albert Richter 50
*Muellenboch, Ernst: Wichtelmann. Mit Vignette 308
— — „Es ist ein' Ros' entsprungen . . ." 353
Münchhausen, Börries von: Im alten Schlosse 650
Rittberg, Hedwig Gräfin von: Spätherbst 258
Roderich, Alb.: Gedankensplitter. . . . 141
*— — Zur Frauenfrage. Mit einer Vignette von C. O. Arends 527
— — Gedankensplitter 624
*Schonz, Frido: Sängers Wunsch. Mit Vignette von Albert Richter 66
*— — Ein Kirchlein. Mit Vignette . . 345
*Soyaux, Ludwig: Ihr Schleier. Mit Vignetten 384
*Trojan, Johannes: Auf dem Zaun. Mit einer Zeichnung von Alexander Zick 88

Digitized by Google

Seite

*Walderſee, Helene Gräfin von: Mondnacht. Mit zwei Zeichnungen 211
*— — Meeresſchimmer. Mit einer Zeichnung von Albert Richter 281
*— — Wintergang. Mit einer Zeichnung von Peter Paul Müller 473
*** Weihnachtsſpruch 472

Kunſt und Litteratur.

*Boy-Ed, Ida: Bayreuth 1896. Mit zehn Porträts 212
*Gurlitt, Cornelius: Edward Burne-Jones. Mit dreiundzwanzig Abbildungen, zum Teil in Photographieton 625
*Hart, Heinrich: Alexander Baron von Roberts. Mit Porträt 346
— — Neues vom Büchertiſch 122, 234, 474, 586
*Heyck, Prof. Dr. Ed.: Lorenzo Magnifico de' Medici. Mit vier Kunſtbeilagen und einundſiebzig Abbildungen, zum Teil in Bunt- und Tondruck 1, 145
*Lehnert, Dr. Georg: M. L. Solon und das Pâte-sur-Pâte. Mit einem Porträt und elf Originalzeichnungen in Faksimiledruck von Carl Leonhard Becker . . . 51
*Oſtini, Fritz von: Hans von Bartels. Mit zwei Kunſtbeilagen, einem Porträt des Künſtlers und zehn Textabbildungen 401
S., H. v.: Zu unſern Bildern 127, 239, 351, 479, 590, 703
Springer, Prof. Dr. Jaro: Kunſtgeſchichtliche Rundſchau 698
Stinde, Dr. J.: Eine Gabe für Suchende 335
Zobeltitz, Fedor von: Bücherſammler und Büchernarren 665
*Zobeltitz, Hanns von: Aus den Berliner Theatern (September — Dezember 1896). Mit dreizehn Abbildungen in Photographieton 566

Vom Schreibtiſch und aus dem Atelier.

*Dincklage, F. Freiherr von: Erinnerungen an den Prinzen Friedrich Karl. Glienike, Uskan und Dreilinden. I. und II. Mit Kopf- und Schlußvignetten 528, 643
*Seidel, Heinrich: Ein Tag aus dem Bureauleben. Skizze nach dem Leben . 62
Ungern-Sternberg, E. Frhr. von: Aus den Erinnerungen eines Dragomans 309
Zobeltitz, Fedor von: Die Premiere . 228

Sonſtige Aufſätze.

*Allihn, M.: Blumenſchmuck, künſtleriſcher und künſtlicher. Mit elf Aquarellen in Faksimiledruck von Klara Krebs . . 421
*Benno, H. von: Signalweſen auf See. Mit einer Zeichnung von Hans Bohrdt und ſiebzehn Signalen, letztere in Buntdruck 657
Blumentritt, F.: Der Aufſtand auf den Philippinen 692
*Bohrdt, Hans: Segelſchiffahrt. Mit neun Illuſtrationen des Verfaſſers . . 337
*Buchholtz, Arend: Das Berliner Rathaus. Mit elf Zeichnungen von Anton Lewy, zum Teil mit Tondruck 291
*Dincklage, F. Freiherr von: Das königl. Militär-Reitinſtitut in Hannover. Skizze. Mit dreizehn Originalzeichnungen von Georg Koch 89
*Dombrowski, Ernſt von: Die Jagd in den Karpathen. Mit zehn Originalzeichnungen von Carl von Dombrowski . . 537
*Freydorf, A. von, geb. Freiin von Cornberg: Das badiſche Fürſtenhaus und ſeine Reſidenz. Mit ſechzehn Abbildungen in Buntdruck 185
*Hagen, Martin: Von der Berliner Gewerbe-Ausſtellung. IV. Die Kolonial-Ausſtellung. Mit dreizehn Abbildungen von Wilhelm Kuhnert. Zum Teil in Buntdruck 105
*Heſſe-Wartegg, Ernſt von: Die Toilette der Japanerin. Mit zwölf japaniſchen Abbildungen in Aquarelldruck . . 169
— — Die amerikaniſche Präſidentenwahl vor und hinter den Kuliſſen 273
*H....., Hans Heinrich: Der Dachshund. Mit ſieben Abbildungen von Ludwig Beckmann 681
*Merensky, A.: Bilder aus Okohandja, der Hauptſtadt des Hererolandes. Mit zwölf Abbildungen in Buntdruck von Albert Richter 220
*Montanus, Wilhelm von: Patience! Mit einer Zeichnung von Georg Koch und neun Figuren in Buntdruck 457
Schneider, Georg: Die Napoleonlegende. Mit Kopf- und Schlußvignette 578
*Schippang, Bruno: Die Villa des Hadrian. Mit fünfzehn Abbildungen in Buntdruck nach photographiſchen Aufnahmen des Verfaſſers 516
Stinde, Julius: Fakirkünſte 99
*Weerth, O.: Das lippiſche Fürſtenhaus. Mit zweiundzwanzig Abbildungen . . . 259
Wichert, Ernſt: Die Frau im Bürgerlichen Geſetzbuch 177
*Zobeltitz, Hanns von: Öfen und Kacheln. Mit ſiebzehn Abbildungen von C. L. Becker und fünf Photographien. Zum Teil in Aquarelldruck 371

Kunſtbeilagen.

Bartels, Hans von: Holländiſche Fiſcherfrau. Nach einer Ölſtudie. Faksimiledruck zw. 400 u. 401
— — Torpedoboot beim Angriff. Nach einer Aquarellſtudie. Faksimiledruck zw. 408 u. 409
Bartolommeo, Fra: Bildnis Savonarola's im Muſeum S. Marco zu Florenz. Bunt- und Tondruck . . . . zw. 168 u. 169
Botticelli, Sandro: Angebliches Bildnis von Lorenzos Mutter, Lucrezia Tornabuoni, im königl. Muſeum zu Berlin. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 24 u. 25
— — Angeblich das Bildnis der Geliebten Giuliano's de' Medici, Simonetta Ves-

Seite

pueci, im königl. Muſeum zu Berlin. Bunt- und Tondruck . . . . zw. 160 u. 161
Brack, Emil: Eine angenehme Nachricht. Nach dem Aquarell. Faksimiledruck zw. 128 u. 129
Fehdmer, Richard: Straße in Antwerpen. Chromolithographie . . . . zw. 352 u. 353
Klinger, Max: Kaſſandra. Statue. Faksimiledruck. Titelbild.
Räuber, Wilhelm: Im Hinterhalt. Nach einer Ölſtudie. Faksimiledruck zw. 241 u. 242
Simm, Franz: Studie aus „1001 Nacht.“ Nach dem Aquarell. Faksimiledruck. zw. 592 u. 593
Vaſari, Giorgio: Bildnis Lorenzos in den Uffizien zu Florenz. Bunt- und Tondruck zw. 16 u. 17
Wagner, Alexander: Zigeuner aus der Debreeziner Gegend. Nach einer Aquarellſtudie. Faksimiledruck. . . . zw. 480 u. 481

Einſchaltbilder.

Blaas, E. von: Fiſcherin am Lido zw. 456 u. 457
Bredt, Max: Arabiſche Frauen. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 576 u. 577
Dagnan-Bouveret, P. A. J.: Maria mit dem Jeſuskind . . . . . zw. 368 u. 369
Ehrhardt, Frieda: Studienkopf. Nach einem Paſtell . . . . . zw. 608 u. 609
Fleury, Fanny: An der Küſte der Bretagne . . . . . zw. 672 u. 673
Gaſteiger, Matthias: Brunnenbuberl. Bunt- und Tondruck . . . . zw. 64 u. 65
Gude, Hans: An der norwegiſchen Küſte zw. 304 u. 305
Gyſis, Nicolaus: Charakterkopf. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 448 u. 449
Herrmann, Hans: Am Potsdamerplatz in Berlin . . . . . zw. 184 u. 185
Holmberg, Auguſt: Studienkopf. Nach einer Zeichnung. Mit Tondruck zw. 232 u. 233
Höſel, Erich: Hunne. . . . . zw. 272 u. 273
Jacobſen, S.: Herbſtlandſchaft in der Eifel . . . . . zw. 144 u. 145
Kaufmann, A.: Winter (Schleſiſches Motiv) . . . . . zw. 528 u. 529
Kaulbach, Fritz Auguſt von: Circe. Nach einer Handzeichnung. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 80 u. 81
Kieſel, Conrad: Bildnis der Frau H. R. Mit Tondruck . . . . . zw. 208 u. 209
Knaus, Ludwig: Sie transit gloria mundi zw. 560 u. 561
Kuhnert, Wilhelm: Bambuswald in Afrika. Nach der Gouachezeichnung. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 512 u. 513
Loeſen, Karl Beunewitz von: Sanft entſchlummert. Nach einer Studienzeichnung zw. 688 u. 689
Looſchen, Hans: Porträtſtudie. Nach einer Bleiſtiftzeichnung. Bunt- und Tondruck zw. 288 u. 289
Mackenſen, Fritz: Gottesdienſt. Buntdruck zw. 48 u. 49
Mühlig, Hugo: Heſſiſche Holzfäller. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 432 u. 433

Seite

Paſſini, S.: Melonenverkäufer in Venedig zw. 648 u. 649
Perez, Alonzo: Abſchiedsgrüße. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 112 u. 113
— — Schwere Wahl. Buntdruck zw. 136 u. 137
Répin, Ilya: Freie Koſaken verhöhnen ein Ultimatum des Sultans . . . zw. 656 u. 657
Ridway-Knight, D.: Hirtenmädchen zw. 336 u. 337
Roda, G. Puig: Weinleſe. . . . . zw. 32 u. 33
Schweitzer, Ad.: Wintertag in der Eifel zw. 624 u. 625
Simm, Franz: Der Beſuch . . zw. 416 u. 417
Sorbi, Raffaele: Die Bocciaſpieler. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 496 u. 497
Spring, A.: Das neue Modell zw. 584 u. 585
Stuck, Franz: Weiblicher Studienkopf. Bunt- und Tondruck . . . . zw. 320 u. 321
Troy, Jean François de: Im Schloßpark. Buntdruck . . . . . zw. 256 u. 257
Vigé-Lebrun, Eliſabeth: Selbſtbildnis. Bunt- und Tondruck . . . . zw. 384 u. 385

Selbſtändige Abbildungen, Studien- und Skizzenblätter im Text.

Behrens, Chr.: Griechenland (Hellas) Statue 553
Bellini, Gentile: Bildniſſe 504
Biſſon, Edouard: Auf dem Ball. Buntdruck 76
Blümel, Dr.: Birken. Nach einer Aufnahme 696
Böhmer, Hauptmann: Studienkopf. Nach einer Aufnahme 697
Bredt, Max: Waſſerfahrt einer vornehmen Araberin 87
Chardin, Jean-Baptiſte: Das Kartenhaus. 505
Cuyp, Aelbert: Vorbereitungen zum Ausritt 493
Deſregger, Franz von: Tiroler. Studienkopf 325
Donndorf, A.: Forſcher und Sphinx. Mit Tondruck 249
Dou, Gerard: Der Goldwieger 508
Ende, Hans am: In der Heide. Nach einer Radierung. Buntdruck. 36
Felderhoff, B.: Grabrelief 677
Finzelberg, Helene: Proſit Neujahr! Nach einer Photographie 592
Flinck, Govaert: Bildnis eines jungen Mädchens 484
Gloeden-Taormina, W. von: Antike Tempelruine 201
— — Im ſonnigen Süden. Nach einer Aufnahme 445
— — Sizilianer. Nach einer Aufnahme . 617
Gräf, Oskar: Eine Unterhaltung auf gut Deutſch. Nach einer Zeichnung. Buntdruck 329
Grützner, Eduard: Muſikaliſcher Unterricht. Nach einem Gemälde 680
Hartmann, Karl: Großmutter und Enkelin. Nach einer Zeichnung. Buntdruck 332
Houbracken, Arnold: Narziß. Studienzeichnung in der Dresdener Galerie . . 205

Seite

Huyſſen, Joh. F. J.: Großmutter und Enkel. Nach einer Aufnahme 620
Karger, C.: Bauer. Nach einer Zeichnung. Buntdruck 333
Knaus, Ludwig: Caritas. Buntdruck . . 73
Lancret, Nicolas: Der Frühling . . . 501
Mackenſen, Fritz: Mutterglück 29
— — Alte Frau. Buntdruck 44
— — Studie zu dem Bilde „Gottesdienſt". Buntdruck 45
Mader, Guſtav: Trio 388
Maratta, Carlo: Bildnis der Marie-Madeleine Rospigliori 489
Mayer-Geislingen, Albert: Diana. Statue 441
Mayr, Georg: Intereſſante Lektüre. Nach einer Zeichnung 601
Moderſohn, Otto: Am Wege. Nach einer Kreidezeichnung. Buntdruck 41
Müyden, Evert van: Pantherkopf. Buntdruck 198
— — Ruhender Panther. Nach einer Radierung 436
— — Löwenpaar. Nach einer Radierung 437
Nightingale, L. C.: Ein ſtiller Winkel 140
Overbeck, F.: Radierung 127

Seite

Räuber, Wilhelm: Studie 557
Recknagel, Otto: Auf der Saujagd. Nach dem Gemälde 697
Répin, Ilya: Der Ataman der Koſaken . 654
— — Studie 655
Schreiber, L.: Ehemaliger Turnierhof, jetzige „Alte Münze" in München. Nach einer Aufnahme 612
Seitz, Otto: Deutſche Madonna 318
Uhde, Fritz von: Der heilige Abend . . 393
Vinea, Francesco: Die Wahrſagerin . . 133
Vogeler, Heinrich: Bücherzeichen. Nach einer Radierung. Buntdruck 40
Waterlow, A.: Junges Leben. Mit Tondruck 253
Watzeck, Hans: Wegmacher-Hansl. Nach einer Aufnahme 605
Weigand, C.: Studienkopf 689
Werner, Anton von: Studie 69
*** P. A. J. Dagnan-Bouveret in ſeinem Atelier. Nach einer Aufnahme . . . 479
*** Atelier von Max Bredt. Nach einer Aufnahme 591
*** Ein Blick in Prof. Franz Simms Atelier. Nach einer Aufnahme 703

Gratisbeilage:

Velhagen & Klaſings Romanbibliothek. VII. Band, Nr. 1 bis 6:

Die grüne Thür. Roman von A. von Klinckowſtroem. Seite 1—124.

Das Traurigſte von Allem. Roman von Olga Cantacuzène-Allieri. Überſetzt von Helene Lüble. Seite 125. (Fortſ. folgt.)

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XI. Jahrgang 1896/97. Heft 1, September 1896.

Lorenzo Magnifico de' Medici.

Von

Prof. Dr. Ed. Heyck in Heidelberg.

I.

Mit siebenunddreißig Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Unter seine berühmten Fresken in der Kirche Santa Maria Novella zu Florenz schrieb Domenico Ghirlandajo mit lateinischen Worten die Inschrift: „Gemalt im Jahre 1490, da unsere allerschönste Stadt durch Reichtümer, Waffensiege, Künste, Bauten hochgeehrt, in Wohlstand, Gesundheit, Frieden glücklich war." Dieser Satz, der förmlich schwelgt in der Fülle der Attribute, kennzeichnet das öffentliche Hochgefühl der Florentiner, nachdem seit einundzwanzig Jahren ihre Angelegenheiten von Lorenzo de' Medici geleitet waren.

In welcher Stellung geleitet? Was war eigentlich dieser Mann, dessen Name die unmittelbare Vorstellung eines einzigartigen geistig-künstlerischen Herrschertums erweckt und wie der volle Inbegriff der Renaissance in ihrer schönsten, jugendfrohen Zeit zu uns herüberklingt? Zunächst und äußerlich betrachtet, nichts, als ein Bürger und großer Bankherr in Florenz. In Wirklichkeit aber der unbeschränkte Herr über Stadt und Staatswesen der Florentiner, der Mittelpunkt einer wahrhaft fürstlichen und geistig vornehmen Hofhaltung, der Magnifico, wie man für ihn und seine dem hergebrachten Ceremoniell entrückte Stellung die ehrende Anrede schuf, der als gleichberechtigt anerkannte Genosse der Gekrönten Europas, den Könige, wie Ludwig XI. von Frankreich, ihren „günstigen, lieben Vetter" titulierten. Es sei aber gestattet, ehe wir auf Geschichte und Leben dieses überaus merkwürdigen Mannes näher eingehen, einen vergleichenden und orientierenden Blick auf die Gesamtlage der Apenninenhalbinsel in jener Zeit zu werfen.

Kamee mit dem Bildnis Lorenzo's.
In den Uffizien zu Florenz.

Ehe Italien vor jetzt einem Menschenalter die letzten Fesseln des Auslandes abschüttelte und sein, wenn auch mit manchen Schwierigkeiten noch kämpfendes, so doch zukunftverbürgendes geeinigtes Königreich schuf, galten

Cosimo de' Medici. Gemälde von Jacopo da Pontormo (1494—1557) in den Uffizien zu Florenz. Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

allein das XIV. und XV. Jahrhundert als die politisch glückliche Zeit der Nation. Die Herrschaft der deutschen Könige und Kaiser von jenseits der Alpen war verblaßt und dahingeschwunden, Frankreich und Spanien-Habsburg hatten noch nicht eine neue fremde Erobererhand auf italische Territorien zu legen begonnen. Allerdings von nationaler Einheit war die Halbinsel damals so weit entfernt wie nur möglich. Wohl nie sind die äußeren staatlichen Formen in engem Nebeneinander so seltsam und buntscheckig gewesen, als in jenem italienischen XV. Jahrhundert, dem „Quattrocento." Gemeinsam ist diesen Territorien nur, daß sie mit Ausnahme von ganz wenigen die Namen der bedeutenderen und mächtigeren Städte tragen, da eben diese sie geschaffen, nämlich je um sich herum einen mehr oder minder großen Machtbezirk mit Einschluß der sonstigen Städte darin unterworfen haben. Im übrigen wechseln ihre Verfassungen auf das mannigfaltigste. Da ist zunächst ein Staatsgebilde ganz für sich Venedig, im Meere gelegen und auf das Meer gerichtet, in allen politischen, kommerziellen und auch Kulturbeziehungen mit dem byzantinischen und morgenländischen Orient verwachsen, jedoch zugleich die Herrin eines ansehnlichen italischen Hinterlandes; glückhaft geleitet von einem eisern-konsequenten Aristokratenregiment mit einem gewählten Repräsentanten (Herzog = dux, venezianisch doge) an der Spitze. Längst überflügelt sind Venedigs alte Rivalinnen Pisa und Genua; Pisas Seemacht nebst Handel ist von Genua 1284 grausam und endgültig vernichtet, die still gewordene Stadt selbst unter das jugendstarke Florenz geraten. Genua aber hat sich in inneren Kämpfen aufgezehrt und schwankt hin und her in den Oberherrschaften auswärtiger Mächte, besonders von Frankreich und Mailand.

Als legitime, auf altes Recht

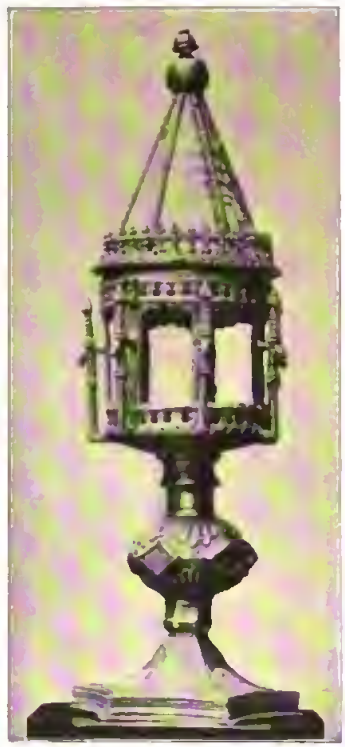
Grabmal der Eltern Cosimo's de' Medici von Donatello.
In S. Lorenzo zu Florenz. Nach einer Photographie von Giacomo Brozi, Florenz.

gegründete Fürstenmonarchie begegnet uns zunächst im Nordosten ein noch armes und mit der geistigen und ästhetischen Kultur des übrigen Italien wenig verbundenes Land: Savoyen-Piemont, regiert von seinem uraltdeutschen, aus dem Hause der niedersächsischen Grafen von Walbeck abstammenden Herzogshause, demselben, welches heute die Geschicke des mit seiner und des kräftigeren und härteren piemontesischen Stammes Hilfe geeinigten Italien lenkt. Desgleichen sind auf mehr oder minder wirkliche Legitimität von Besitz und Recht gegründet die Herzogsthrone der Este von Ferrara, der Gonzaga von Mantua, der Montefeltro von Urbino. Das neapolitanische Königtum der von Sicilien eingedrungenen Aragonesen beruht zwar auf der Verdrängung der Anjous und ihres letzten Erben, des bekannten Herzogs René von Lothringen, steht aber immerhin an Legitimität vor der der Anjous schwerlich zurück, welche ihrerseits den das Land seiner Väter zurückfordernden Staufer Konradin aufs Blutgerüst gesandt. An diese überkommenen Monarchien reiht sich das christliche Unicum des Priester- und Kirchenstaates von Rom an, der nominell die bis 1870 erhalten gebliebene territoriale Gestalt und Umgrenzung aufwies, thatsächlich jedoch sehr viele kleine Herrschaften in sich schloß, die sich von dem päpstlichen Oberherrn unabhängig hielten; erst Alexander VI. (Borgia) und der große Julius II. haben in den Jahren vor und nach 1500 eine wirkliche Landeshoheit durchgeführt.

Cosimo de' Medici. Stich nach einem Gemälde von P. P. Rubens.

Das typische staatsrechtliche oder viel-

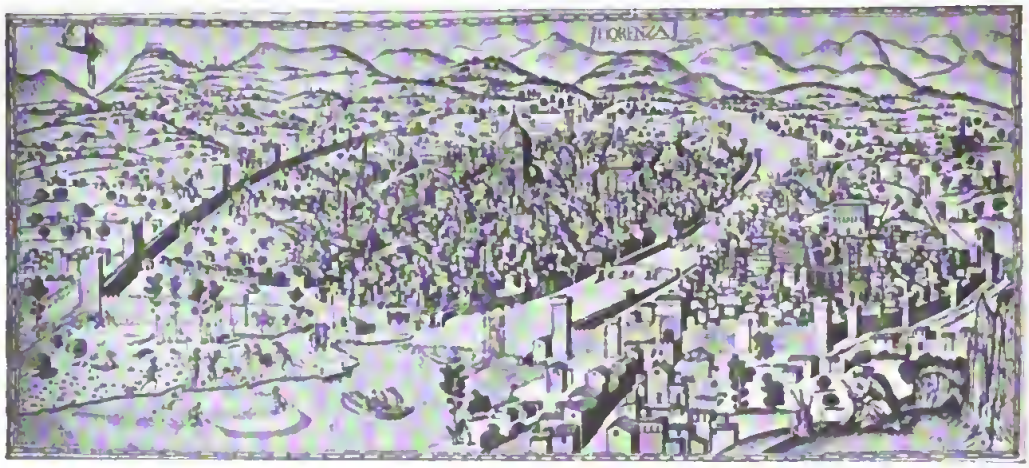
mehr zunächst nicht staatsrechtliche Gebilde der Jahrhunderte des ausgehenden italienischen Mittelalters und der Renaissance ist jedoch die „Tyrannis," wie der technische Ausdruck, übrigens ohne jeden Beigeschmack notwendiger Härte und Grausamkeit, lautet: die Herrschaft der aus eigner Kraft emporgekommenen Privatleute. Der wichtigste und ausgedehnteste Tyrannenstaat ist der der Visconti von Mailand, denen König Wenzel, sonst in Italien völlig machtlos, bequem dazu war, um sich von ihm 1395 als Herzöge mit ihrer Herrschaft belehnen zu lassen, und an deren Stelle sich bei dem Aussterben der Visconti als Nachfolger im Jahre 1450 der tapfere Söldnerführer (Condottiere) Francesco Sforza schwang. Zu Mailand gesellen sich außer Bologna und Rimini zahlreiche andere kleinere Tyrannisstaaten innerhalb und außerhalb des Kirchenstaates hinzu. Ferner gibt es einige Städte, die in den älteren republikanischen Verfassungen geblieben waren oder doch erst zur Zeit Lorenzo Medici's gleichfalls genötigt wurden, Zwingherren über sich zu dulden, wie besonders das blühende Siena, das sich in unserer Periode der sonstigen Herrschaft der Arnostadt über fast ganz Toscana noch zu erwehren wußte.



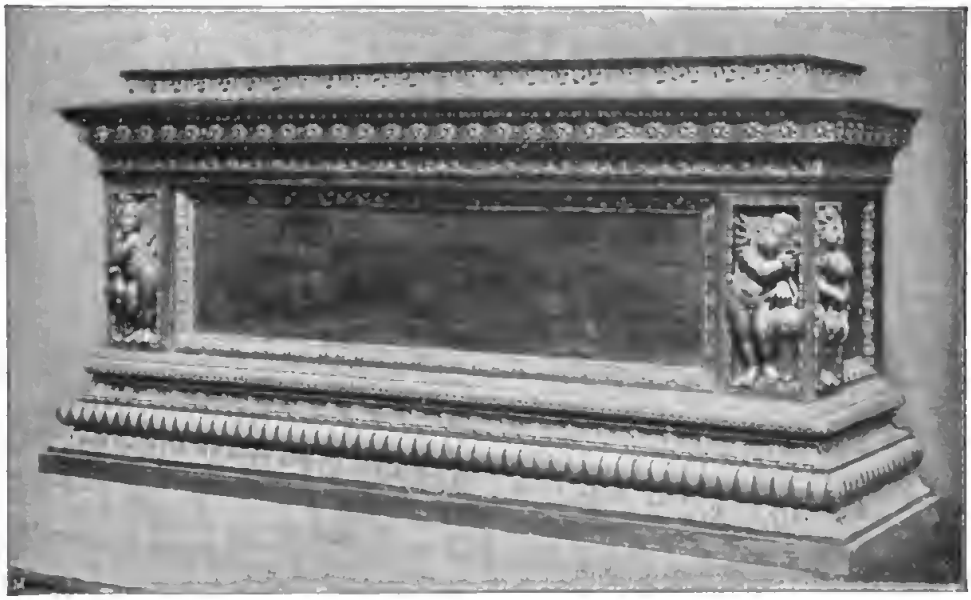
Reliquienmonstranz mit dem Wappen der Medici. Im Kgl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

Neben all diesen so mannigfaltigen politischen Gebilden steht nun aber als weitaus merkwürdigstes da die von einem privaten Einzelwillen absolut beherrschte demokratische Republik von Florenz.

Die Medici gehören nicht zu den alten Adelsgeschlechtern ihrer Heimatstadt. Gegen 1200 taucht der Name zum erstenmale in den erhaltenen Quellen auf; im XIII. Jahrhundert beobachtet man sie auf dem Wege zu einer ansehnlicheren Stellung unter dem popolo grasso. So lautet die italienisch-plastische Bezeichnung für die Klasse der wohlhabenden und reichen nichtadeligen Bourgeoisie: wörtlich Fettbürgertum. Herkunft und Wappen der Medici sind natürlich später viel erörtert



Florenz zur Zeit Lorenzo's. Nach einem Holzschnitt von 1490 im Kgl. Museum zu Berlin.



Hochzeitstruhe aus dem Palazzo Strozzi mit dem Wappen der Strozzi und Medici. Im Kgl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

worden; schmeichelsüchtige Genealogen haben das Geschlecht bis in die Gärten der Hesperiden zurückverfolgt und deren Äpfel in den Kugeln des Wappenschildes wiedergefunden, während kühlere Deuter bei der Annahme verblieben, diese sechs roten Kugeln seien nichts anderes als Apothekerpillen, woraus ein dunkler Ahn das heraldische Abzeichen ärztlichen Berufes, der ja auch in dem Familiennamen klinge, gebildet habe. Genau unterrichtet sind wir dagegen über die drei goldenen Lilien in der obersten, in Blau umgewandelten Kugel; sie sind jüngeren Ursprungs, jedoch ohne Beziehung zu der Lilie des Wappens von Florenz; sie sind vielmehr eine Miniaturdarstellung des Bourbonenwappens, welches Ludwig XI. im Jahre 1465 dem Piero dei Medici und seinen Erben als besondere freundschaftliche Auszeichnung in den Schild einfügte.

Kamee mit dem Bildnis des Cosimo de' Medici. In den Uffizien zu Florenz.

Vorder- und Rückseite einer Denkmünze mit dem Bildnis von Cosimo I. Im Kgl. Münzkabinett zu Berlin.

Marmorbüste Piero's de' Medici von Mino da Fiesole. Im Nationalmuseum Bargello zu Florenz.
Nach einer Photographie von Giacomo Brogi.

regel war in Bestand geblieben, zahlreiche Familien der alten Aristokratie hatten daher im XIV. Jahrhundert ihre Nobilität aufgegeben und waren unter die Popolanenfamilien übergetreten; aus solchen und den bedeutendsten altbürgerlichen Familien erwuchs dann eine neue Popolanenaristokratie, die bald in oligarchischer Weise als ein engerer Ring die Stadt beherrschte und da-

Seit 1250 hatte der Popolo grasso in Gestalt der Zünfte über den Adel gesiegt, sein eignes Regiment organisiert und mit jenem Radikalismus, den diese harten Kämpfe in all den italienischen Stadtstaaten aufweisen, die unterlegenen Nobilfamilien immer dauernd unfähig zur Bekleidung öffentlicher Ämter erklärt. Die Maß-

Palazzo Vecchio oder Signorienpalast.
(Regierungsgebäude zu Florenz.)
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

her deſto lebhafter die Oppoſition des niederen Volkes und deſſen Streben nach einem geſetzlich geſicherten Anteil an der Regierung ſich gegenüber ſah.

In der Unterſtützung dieſer von unten heraufdrängenden Bewegung ſind die Medici*) politiſch emporgekommen. Giovanni d'Averardo, d. h. Johann Eberhards Sohn von den Medici, iſt der Begründer wirklicher Macht. Wenn Venedig groß geworden war durch Welthandel, ſo waren die feineren Gewerbe und bald noch mehr der großartig ſich entfaltende Geldverkehr die Grundlage des ungemeinen Wohlſtandes von Florenz; ſeine Banken beſorgten die Geldgeſchäfte aller Nationen, ihre Filialen und Agenturen monopoliſierten Frankreich und waren nach Spanien oder Schottland hinein ſo gut verbreitet, wie nach Jeruſalem und an die Ufer des Nil und des Schwarzen Meeres. Das rechte Symbol dieſer Beherrſchung aller Märkte iſt die Geltung des liliengeſchmückten Fiorentino oder Florin, der Goldmünze von Florenz, die in dem

Marmorbüſte Giovanni's de' Medici, Bruder Piero's, von Mino da Fieſole. Im Nationalmuſeum (Bargello) zu Florenz.

ungeheuren Währungs- und Münzwirrwarr der damaligen Welt allgemein als vermittelnde

*) Auszug aus dem Stammbaum:

Giovanni d'Averardo de' Medici 1360—1429.

Cosimo 1389—1464.		Lorenzo 1395—1440. Stammvater der ſpäteren Großherzoge von Toscana (1537—1737).
Piero 1416—1469.	Giovanni 1463.	
Lorenzo Magnifico 1449—1492.		Giuliano 1453—1478.
Piero 1471—1503, vertrieben 1494.	Giovanni 1475—1521, = Papſt Leo X (1513).	natürlicher Sohn Giulio 1478—1534, = Papſt Clemens VII (1523).

und ſtabile Rechnungsnorm anerkannt worden war. Von allen Florentiner Banken aber hatte die mediceiſche unter Giovanni die bedeutendſte Stellung errungen, und als eifriges Mitglied einer Partei, die ſeine ſchrankenloſe Kreditgewährung nicht mehr entbehren konnte, ward er ſelber der einflußreichſte Mann von Florenz. Sein Sohn Coſimo (1389—1464), der Hauſes Medici datieren. Die republikaniſch-demokratiſche Verfaſſung blieb dabei nach wie vor äußerlich unangetaſtet; ſie umſchloß drei Ratsverſammlungen, die klaſſenweiſe die Bürgerſchaft vertraten und in ihrer Vereinigung den allgemeinen oder großen Rat bildeten; die Regierung, Signoria, neben der dieſe drei parlamentariſchen Körperſchaften ſtanden, ſetzte ſich zuſammen aus

Palazzo Medici oder Riccardi in der Via Larga zu Florenz.
Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

dies perſönliche Erbe bei Giovannis Tode 1429 mit angetreten hatte, erlag zwar noch einmal dem epiſodiſchen Wiederaufkommen jenes Optimatenringes und lebte ein Jahr hindurch in glänzender Verbannung in Venedig; aber der raſche Umſchwung daheim rief ihn ſchon 1434 zurück, und wie einen heimkehrenden Monarchen empfing ihn die Stadt. Von hier an kann man die öffentlich anerkannte Herrſchaft des den Zunftvorſtehern, Priori, dazu den Gonfalonieri (d. h. Bannerträgern, Fähnrichen oder Vennern) der demokratiſchen Bürgerwehr und zwölf weiteren Vertrauensmännern, Buomomini, des Volkes. Dadurch nun, daß ſeine Anhänger in dieſen vermeintlichen Wahlämtern ſaßen, regierte der Mediei die Stadt. Er handhabte jene wie Schachfiguren und ſorgte, daß ſie ſich gegenſeitig im Zaume hielten und nicht gerade die geſcheiteren

Vorder- und Rückseite einer Denkmünze mit dem Bildnis des Lorenzo Magnifico.
Im Kgl. Münzkabinett zu Berlin.

und reicheren von ihnen auch die wichtigeren Ämter bekamen. „Kleide dich gut und sprich möglichst wenig," das war die Instruktion, wie er sie wohl einmal einem seiner brauchbarsten, durch genügende Harmlosigkeit vom Verdacht des Ehrgeizes freien Getreuen auf den Magistratssessel mitgab.

Daneben aber wußte dieser kluge und feine politische Kopf auch von außen her zuverlässige Bürgschaften seiner Machtstellung zu gewinnen. Dies gelang ihm durch die

Hof des Palazzo Medici oder Riccardi zu Florenz. Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

Einführung zweier hochbedeutsamer Gedanken in die italienische Gesamtlage. Sie saßen ja fast alle in angemaßten oder angefeindeten Stellungen, diese größeren und kleineren Staatenbeherrscher Italiens; sie alle hatten unterlegene oder vertriebene Parteien zu fürchten. Nun ist es Cosimo XV. Jahrhunderts Cosimo eine gewisse Stetigkeit in die italischen Verhältnisse gebracht hat. Und die zweite ist fein für die Geschichte der großen europäischen Politik vorbildliches System von dem Gleichgewicht der fünf italischen Hauptmächte: Venedig, Mailand, Kirchenstaat und Neapel mit dem

Giuliano de' Medici.
Gemälde von Sandro Botticelli im Kgl. Museum zu Berlin.

gewesen, der eine Art Kartell unter ihnen begründet hat, ein Einverständnis, sich gegenseitig am Ruder zu erhalten und an keinem einzelnen Orte einer Oppositionspartei wieder zu Kräften zu verhelfen. Dies ist die Schöpfung, durch welche nach den fast unentwirrbaren Umwälzungen und Glückswechseln des XIV. und beginnenden ausschlaggebenden Florenz in der Mitte. Dazu kommt dann noch, daß viele dieser auswärtigen Fürsten und Herren, und ihre Frauen außerdem noch wieder für sich, die medicäische Bank nicht entbehren konnten. Das Haus Cosimos war fortan nicht mehr allein durch die wohltemperierte Verwendung seiner städtischen Anhänger, sondern

zugleich durch jene auswärtigen Garantien befestigt. Niemals vorher oder nachher haben Kapital und Klugheit unter völliger Abwesenheit der sonst augenfälligsten Machtquelle, der diademgeschmückten Legitimität, so elementar und unverblümt sich als Regierung und große politische Stellung nach innen und außen gezeigt. Als Cosimo, der „Vater des Vaterlandes," wie ihn nach Regierungsbeschluß die Grabschrift nannte, 1464 die Augen schloß, wurde ohne jeglichen Einwand seine öffentliche „Ehrenstellung," wie man sich ausdrückte, formell auf Piero, seinen Sohn, übertragen, der freilich als leidender, gichtbrüchiger Mann nur fünf Jahre hindurch der Nachfolger im Erbe sein sollte.

Terrakottabüste Lorenzo's de' Medici.
Unbekannter Meister.

Cosimo ist zugleich auch der Begründer des Mäcenatentumes seines Hauses, war es geworden aus ehrlicher Neigung, aber zugleich auch aus bewußtester Absicht. Der Führer des Staates mußte notwendig auch Führer in diesen Dingen sein, in denen die Gemeinwesen Italiens mit noch lebhafterem Ehrgeiz gegeneinander wetteiferten, als in politischen und materiellen Erfolgen. Vor allem aber in Florenz, das seit Giottos, des Malers, und Dantes Zeit, seit anderthalb Jahrhunderten also schon, eines dauernd aufrecht erhaltenen Vorrangs sich bewußt war, und das den wohlbegründeten Ruhm besaß, die gebildetsten Bürger, die feinsten Köpfe und Zungen, die größte Fülle der Talente hervorgebracht zu haben und in sich zu schließen. —

Am 1. Januar 1449 ist Lorenzo als ältester Sohn Pieros von Frau Lucrezia aus dem alten florentiner Adelsgeschlecht der Tornabuoni geboren worden. So ist der Knabe noch unter des Großvaters Augen und Erziehungsfürsorge aufgewachsen. Wir haben in unserer Vorstellung diese Jugend zu lokalisieren in dem schönen Palaste der Breiten Straße (Via Larga, jetzt Via Cavour, wie auch das Mediceerhaus nach jüngeren Besitzern Palazzo Riccardi umbenannt worden ist), den Cosimo den Seinen errichtet hatte, und für die Zeit der heißen Monate draußen zwei Miglien vor den Thoren der Arnostadt in der gleichfalls von Cosimo erbauten Villa von Careggi, die die heitersten und glücklichsten Tage der Medici gesehen hat. Geist und Schönheit haben von erster Kindheit an auf die Entwickelung der reichen Fähigkeiten des Knaben ausschließlich eingewirkt, all das Künstlertum, das von dem Großvater und den Eltern herangezogen wurde, hat ihn mit seinen Schöpfungen umgeben und seine Sinne gebildet.

Clarissa, geb. Orsini, Gemahlin Lorenzo's.
Nach einem Kupferstich aus der K. K. Fideikommißbibliothek zu Wien.

Freilich weder als Kind noch als Erwachsener ist dieser Mann, in dem aller Sinnenschönheit-Kult und alle Geistesanmut der Renaissance sich verkörpern sollten, selber von anziehendem und erfreulichem Äußern gewesen. Die launische Natur, die seinen jüngeren Bruder Giuliano liebevoll ausstattete, gab Lorenzo grobe, eckige Züge, eine eingedrückte Nase, fahle Gesichtsfarbe; die Sehkraft der Augen war schwach, der Geruchssinn überhaupt mangelnd, die Stimme ohne Wohlklang. Indessen die Selbsterziehung und stete Aufmerksamkeit auf sich, die der Jüngling und Mann sich aufzwang, haben diese Mängel, obwohl die ästhetisch so reizbare Zeit solche viel schwerer als sittliche und Charakterfehler zu verzeihen geneigt war, durch Haltung und Ausdruck zu besiegen, sie fast vergessen zu machen gewußt. So war er auch ausgezeichnet in körperlichen Übungen, ein eleganter Reiter, überhaupt in all dem vielfältigen und geschmackvollen Sport dieser auf allseitigste Ausbildung gerichteten Zeit ein

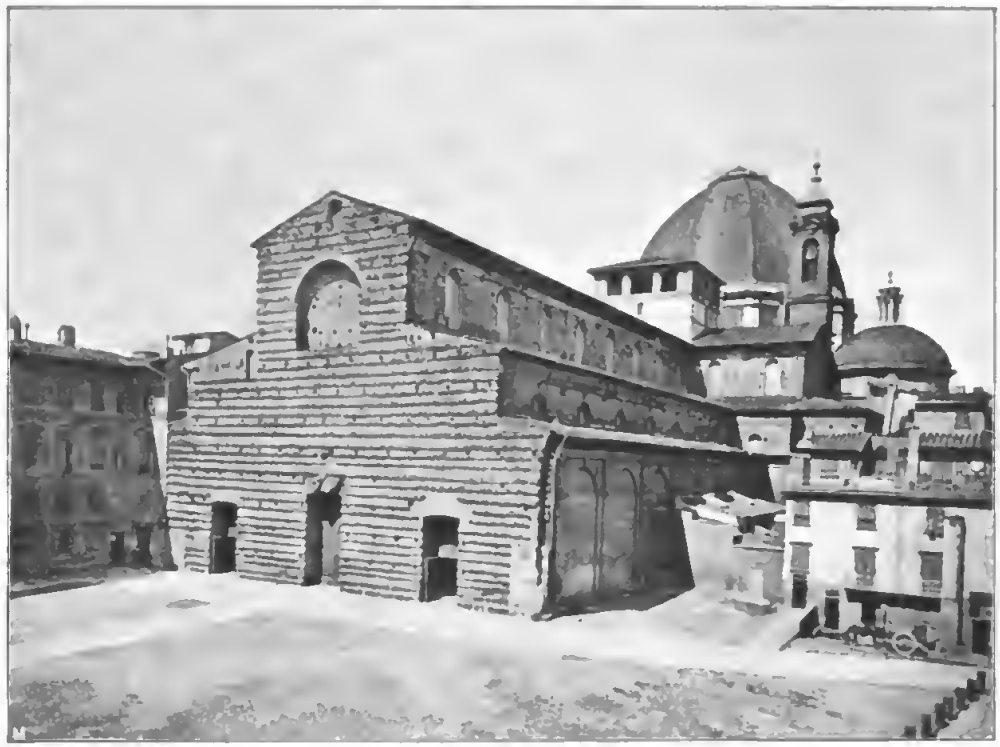
vor anderen glänzender junger Bürger.

Man hat ihn früh verheiratet; mi fu data, ſagt Lorenzo von ſeiner Gemahlin in ſeinen Aufzeichnungen, als er ſeine Eheſchließung erwähnt; warum aber hätte er anders ſagen ſollen, als „man gab ſie mir," da es doch immer ſo geſchah. Damals wie heute iſt das in romaniſchen Ländern die ſelten durchkreuzte Regel bei den auf eine herkommengeheiligte Zweckmäßigkeit haltenden Familien geweſen. Es war eine glänzende Verbindung, als die Hand von Clarice Orſini dem Sohne der jungen Florentiner Machthaberfamilie zugeſagt ward, denn ſeit langen Jahrhunderten des Mittelalters hatte ſich die Geſchichte der Stadt Rom um die beiden Namen Orſini und Colonna gruppiert. Dem gab denn auch der Empfang der jungen Frau durch die Florentiner Ausdruck. Bei der Trauung in Rom war übrigens der Bräutigam fern, ſtatt ſeiner ſtand, einer bei fürſtlichen Vermählungen häufigen Sitte gemäß, ein Vertreter vor dem Altar, der mit den Medici verwandte Erzbiſchof von Piſa. Danach verblieb die Gattin Lorenzos noch ein halbes Jahr bei den Ihren. Erſt am 4. Juni 1469 hielt Clarice mit reichem Gefolge ihren Einzug in die Stadt am Arno; ganz Florenz ſowie die Städte der toscaniſchen Herrſchaft hatten Geſchenke und Abordnungen geſandt. Sie trug ein Kleid von Brokat in Gold und Weiß und ritt das von dem Könige von Neapel geſandte Pferd; am Palazzo Medici empfingen ſie mit der Familie zugleich dreißig junge Florentinerinnen und eine gleiche Anzahl von Brautführern, und nun folgte eine abermalige Hochzeitsfeier. Zweihundert Gäſte ſaßen jeweils an der Hochzeitstafel, die drei Tage hindurch erneuert ward, dazu war in den Nebenräumen des Palaſtes und bei einem Verwandten fortwährend für tauſend Perſonen gedeckt, um Gratulanten zu ſpeiſen. Tanz und Luſtbarkeiten wechſelten mit den Mahlzeiten, und am dritten Tage beſchloſſen nach der Meſſe in S. Lorenzo ein Turnier und ein nochmaliger Umritt die Feier.

Vorder- und Rückſeite einer Goldmünze von Florenz. (Florentino oder Florin.) Im Kgl. Münzkabinett zu Berlin.

So ward die Verbindung der Medici und der Orſini begangen. In der Weiſe der Zeit und nicht einmal mit außergewöhnlichem Geldaufwand; man hatte dies Pro-

Grabmal Piero's de' Medici von Verrocchio. Zugleich Ruheſtätte ſeines Bruders Giovanni und ſeiner Söhne Lorenzo Magnifico und Giuliano. In S. Lorenzo zu Florenz. Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.



Die Kirche der Medici, S. Lorenzo in Florenz, erbaut 1425—1461.
Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

gramm sogar unter dem Gesichtspunkte aufgestellt, der Bürgerschaft das Beispiel einer vornehm-einfacheren Hochzeit bieten zu wollen.

Klosterhof von S. Lorenzo zu Florenz.
Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

Ihrem Gemahl ist die Römerin eine vortreffliche, in Dankbarkeit und Liebe von ihm verehrte Lebensgefährtin geworden. Das klingt denn auch auf anderen Blättern jener Aufzeichnungen in unwillkürlichen Bezugnahmen wieder, so begreiflich an sich die Scheu autobiographischer Dokumente ist, über die eigne Ehe Worte zu machen.

Wenige Monate nach jener Hochzeitsfeier standen Lorenzo und Giuliano am Sterbebette ihres Vaters Piero. Sie bestatteten ihn in der ihrem Hause unterstehenden und benachbarten Kirche des hl. Laurentius und haben ihm hier in S. Lorenzo durch Verrocchio,

dem nach des großen Donatello Tode bedeutendsten Bildhauer von Florenz, das einfach-edle Grabmal setzen lassen, das später auch die Gebeine der beiden Besteller aufgenommen hat. Und so sahen sie sich nun selber in so jungen Jahren an die Spitze von Florenz gestellt. Die unangreifbare Selbstverständlichkeit des Mediceerregimentes, wie sie seit 1434 durch dreißig Jahre bestanden hatte, war freilich inzwischen schon beeinträchtigt worden; das volle Maß von Cosimos weitblickender Klugheit, feinfühliger Zurückhaltung, zuverlässigster Solidität und daneben einer rücksichtslosen Herzenskälte haben die Nachfolger eben doch nicht wieder erreicht. Piero hatte hier und da Vertrauen geschenkt und einen Ratgeber zugelassen; daraus erwuchsen bei anderen allmählich der Gedanke an die Möglichkeit, sich seiner überhaupt zu entledigen, und eine Verschwörung, in der besonders der eitle Luca Pitti thätig war. Es war ein Augustmorgen des Jahres 1466, da traf der siebzehnjährige Lorenzo bei einem Spazierritt nahe an Careggi Leute, die ihn in höchst verdächtiger Weise nach seinem Vater frugen. Er sagte ihnen ruhig, sie sollten hier nur warten, Piero käme bald vorbei, da er sich in seiner Sänfte nach Florenz tragen lassen wolle. Dann benachrichtigte er den Vater, beide eilten auf anderem Wege schleunigst in die Stadt, und es gelang glücklich, die Gegner ihrerseits zu überrumpeln, deren Strafe die Verbannung ward. Den Pitti zog man freilich vor zu begnadigen; er blieb seitdem ein toter Mann, sein auf Wichtigthuerei gegründetes Ansehen und sein Kredit waren zu Ende, und der in seinen edlen Verhältnissen so herrliche Palast, den er nach Brunelleschis Plänen begonnen hatte, blieb unvollendet, bis ihn im XVI. Jahrhundert andere Besitzer ausgebaut und durch Seitenflügel über den ursprünglichen Plan erweitert haben.

Aus der Mediceer-Kirche S. Lorenzo. Bronzethür der alten Sakristei von Donatello. Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

Pieros Tod schien sich anfänglich zu einer noch schwierigeren Krisis für seine Familie gestalten zu wollen. Die Angesehensten der Stadt begaben sich nämlich alsbald zu Tomaso Soderini, einem Schwager des Verstorbenen und hochangesehenen Manne, mit der Absicht, ihn zum Führer des Staates zu proklamieren. Da wußte jedoch der bedächtige und ehrliche Freund des mediceäischen Hauses sie schließlich wieder

auf die Brüder zurückzulenken: es sei rätlicher, öffentlichen Vorrang in Ruhe vererben zu lassen, als neue, unsichere Wege zu gehen. So war nun, indem Soderinis Meinung durchdrang, auch das Legitimitätsprincip in die Machtstellung der Medici eingefügt worden. Lorenzo hat, wo es passend erschien und der Stadt Florenz zu gute kommen konnte, sehr verstanden, den

Aus den Kanzelreliefs Donatello's in S. Lorenzo.
Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

nicht anzuzweifelnden Fürsten darzustellen, zugleich aber immer die Eigenschaft des Privatmannes und Bürgers festgehalten und auch benutzt. Im ganzen zeigt nichtsdestoweniger seine Zeit doch neue große Veränderungen gegen diejenige Cosimos; die stillschweigende und daher nicht gut öffentlich angreifbare Thatsächlichkeit ist seit dem Vorgange nach Pieros Tode verloren, alles ist unverhüllter geworden, mehr auf die Schneide gestellt. Der großen und blutigen Verschwörung der dei Pazzi 1478, gegen welche die von 1466 ein leichtfertig unternommenes Kinderspiel gewesen war, folgten die Revolution von oben und die einschneidende Änderung der Verfassung.

Die dei Pazzi gehörten zu den alten großen Familien von Florenz und waren um der Teilnahme an den Staatsgeschäften willen aus der Nobilität unter die Popolanen übergetreten; den Medici waren sie verschwägert und lange befreundet. Aber sie waren zu reich und, seit Cosimos Hand nicht mehr die eigne Anhängerschaft lenkte, auch zu mächtig geworden. Überdies gaben Kunstpflege und litterarische Bethätigung auch ihnen eine besondere Folie, und ein paar tapfere Kriegsthaten von älteren Mitgliedern ihrer Familie hielten sie bei dem eigentlichen Volke populär; noch heute heißt carro de' Pazzi der Feuerwerkswagen, der am Ostersonnabend zwischen Baptisterium und Dom aufgefahren wird, damit seine Schwärmer und Raketen von der Colombina, einer vom Hochaltar aus an Drähten beförderten mechanischen und mit Zünder versehenen Taube in Brand gesetzt werden, und der dann knatternd und sprühend zur innigen Freude italienischer Herzen durch einige Straßen saust. Bei Papst Sixtus IV. hatten die dei Pazzi als dessen Bankiers die Medici selber abgelöst, kurz und gut, es mußte zur Entscheidung zwischen beiden Geschlechtern kommen, und die Pazzi ergriffen die Initiative. Weithin verbündet bis nach Neapel hin, mit dem Papste im Einver-

Bildnis Lorenzo's. Gemälde von Giorgio Vasari (1511—1574) in den Uffizien zu Florenz.
(Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

Palazzo Pitti zu Florenz. Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

ständnis, unter aktiver Beteiligung von deſſen Nepoten, erſahen ſie den Sonntag des 26. April 1478 zu der That. Sie hatten den mit ihnen im Bunde befindlichen neuen Erzbiſchof von Piſa, ſowie einen allerdings ahnungsloſen jungen Kardinal veranlaßt, an dieſem Tage nach Florenz zu kommen, und an dem feierlichen Hochamt, das dem Beſuche der hohen Geiſtlichen galt, nahmen in der That, wie vorauszuſetzen geweſen war, auch die Medici teil. Unter Brunelleschis hoher Domkuppel ſtanden, Andacht und Liebe auf den Lippen, Feindſchaft in den Herzen, beide Parteien einträchtig durcheinander. Giuliano war nicht wohl und hatte eigentlich zu Hauſe bleiben wollen. Da waren die beiden, die ihn zu ermorden auf ſich genommen hatten, Francesco de' Pazzi und Bernardo Bandini, gegangen ihn zu holen und hatten ihm keine Ruhe gelaſſen, bis er mitkam; unterwegs neckten ſie ihn mit freundſchaftlichen Rippenſtößen und ähnlichen Scherzen und

Kapelle der de' Pazzi, erbaut von Brunelleschi. Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

Papſt Sixtus IV. Nach einem Kupferſtich in der K. K. Fideikommißbibliothek, Wien.

vergewiſſerten ſich, daß er keine Zeit gefunden habe, ſein Panzerhemd — denn ſo war die Zeit überhaupt beſchaffen — unter die Kleider zu ziehen. Um Lorenzo niederzuſtechen, war urſprünglich ein Kriegsmann aus den Abruzzen gedungen worden, der aber wieder zurückgetreten war, weil es nicht ſeine Sache ſei, vor dem Altar zu morden; daher hatten das, wovor der gewöhnliche Laie zurückſchrak, zwei Kleriker übernommen. Nun nahte die feierliche Wandlung des Meßopfers heran, der Prieſter wandte ſich um und erhob die Hoſtie, die Andächtigen neigten ſich tief, das Meßglöckchen klang — das war der vereinbarte Moment: Giulianos Mörder trafen nur zu gut; aber die Kleriker waren wohl verrucht, doch nicht kaltblütig und raſch genug, der eine wollte Lorenzo erſt packen und halten, der ſprang blitzſchnell zur Seite, die Klinge verwundete Lorenzo nur leicht im Nacken, er riß den Mantel zur Schutzwehr herum auf den linken Arm, und ſo, den eignen Dolch in der Rechten, ſtürmte er am Altar vorbei in die Sakriſtei und entkam glücklich nach Hauſe. Dort erfuhr er durch baldige Nachricht, was eigentlich geſchehen und

Ein Teil der heutigen Piazza della Signoria.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clement & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Vorder- und Rückseite der Denkmünze des Antonio Pollaiuolo auf die Verschwörung der dei Pazzi. Im Kgl. Münzkabinett zu Berlin.

daß Giuliano, von achtzehn Stichen durchbohrt, tot sei.

Unter der Zeit wüteten in den Straßen und zumal vor dem Signorienpalast Kampf und Gegenwehr. Für die Helfer der Verschworenen war ebenfalls die Meßglocke vom Dom das Signal gewesen, aber auch sie hatten Unglück. Die Überrumpelung von Beamten im Regierungsgebäude mißlang durch deren Geistesgegenwart, statt ihrer sahen sich die Eindringlinge eingesperrt. Die Menge hielt gegen die ungeschickten Verschwörer und begann alsbald eine wilde Volksjustiz. Auf der Piazza della Signoria und in den Straßen umher lagen die Leichen und blutigen Gliedmaßen der Pazzischen Söldner, aus den Fenstern des Signorienpalastes heraus henkte man ohne viel Kunst-

Kapelle der Medici in S. Croce zu Florenz von Michelozzo, für Cosimo erbaut. Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

fertigkeit die Hauptverschworenen; so endeten im Anblick der höhnenden Menge Francesco de' Pazzi selber und Körper an Körper neben ihm zuckend, zerfleischt von den gräßlichen konvulsivischen Bissen des Todesgefährten, in seinem vollen Ornat der mordlüsterne Erzbischof der Pisaner. Bernardo Bandini, tapferer und gewandter als alle, entkam von der Leiche seines Opfers fort aus dem

Moderne Fassade des Domes zu Florenz. (Auch Lorenzo hatte eine solche persönlich entworfen.) Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

Dom und der Stadt und gelangte glücklich nach Konstantinopel, aber selbst bis in die junge europäische Hauptstadt der osmanischen Feinde der Christenheit klang allzu mächtig der Name Medici, und Sultan Mohammed II. lieferte ihn aus. So erreichte auch ihn der Tod seiner Genossen in getreuer Wiederholung jener Improvisation am Fensterkreuze des Regierungsgebäudes.

Inzwischen aber war der Krieg entbrannt. Sixtus IV., schuldbewußt und überhaupt der unruhigste Politiker Italiens, bannte das Haupt von Florenz und die Stadt selber, mit ihm war Neapel verbündet; Florenz warb Kriegsvolk in der Lombardei und fand eine wenigstens am Anfang eifrige Hilfe bei Venedig und Mailand. Aber bei aller Ereignislosigkeit des Krieges neigte sich die Glückswage allmählich immer ungünstiger gegen Florenz. Da entschloß sich Lorenzo zu dem ebenso merkwürdigen wie gefährlichen Schritt, als sein eigner Gesandter nach Neapel zu gehen: wie ein von der Florentiner Signorie zu Friedensunterhandlungen bevollmächtigter Bürger. Das kühne Unternehmen glückte vollkommen, König Ferrante, hochgeehrt, empfing seinen Gast mit fürstlichen Ehren und schloß mit ihm Frieden, dem nun auch die anderen beitraten. Und jetzt setzte Lorenzo, den frischen Erfolg benützend, den er heimgebracht hatte, die Verfassungsänderung durch, worin er den Preis für den Schmerz und die Not sah, die er erlitten. Die Besetzung der Ämter, Stellen und Ratsmandate ward ausschließlich in die Hände eines neuen Kollegiums gelegt, das von Anfang an zuverlässig zusammengesetzt war und sich immer nur aus solchen ergänzen konnte, die schon als Parteigänger des bestehenden Zustandes, d. h. der Medici, in anderen öffentlichen Ämtern sich bewährt hatten.

Es liegt aber in der Eigentümlichkeit der „Tyrannis" überhaupt und so auch der unbetitelten von Florenz, daß sie jeweils

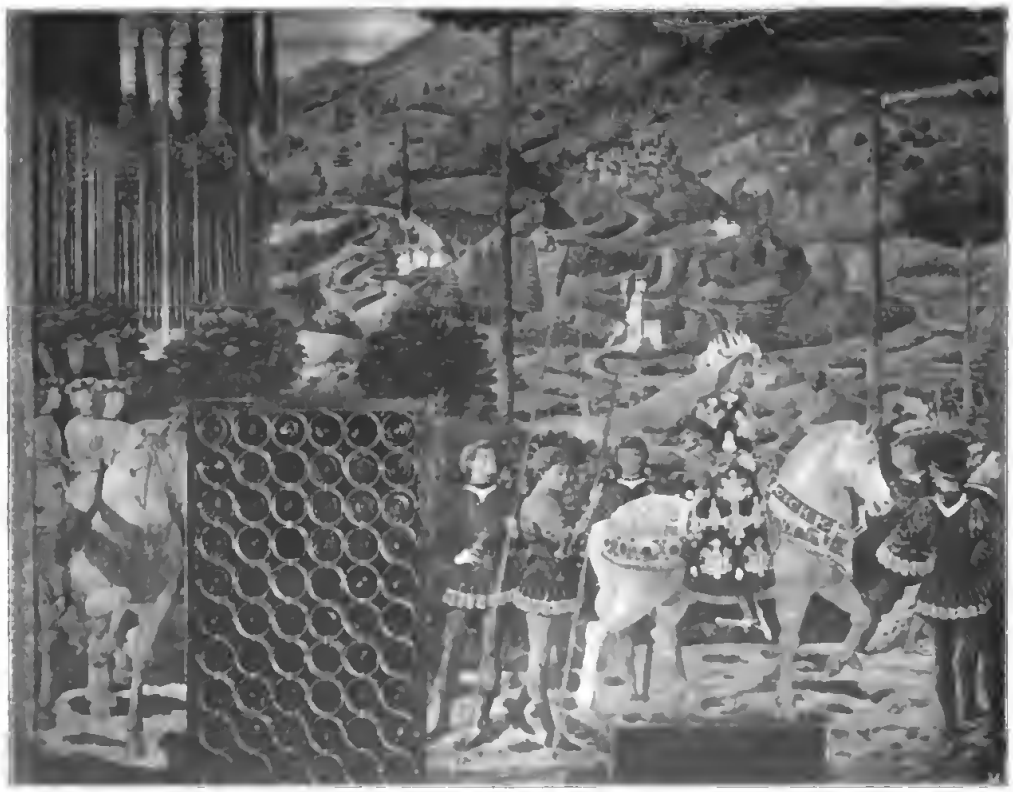
Kamee mit dem Bildnis des Papstes Leo X. In den Uffizien zu Florenz.

im Moment ihrer größten Verdeutlichung und Unbeschränktheit beginnt, dem Verderben zuzueilen. Das kommt u. a. darin zum sichtbaren Ausdruck, daß Lorenzo jetzt bald keine Scheu mehr trug, die Finanzen der Republik im eignen Interesse anzugreifen. Der Enkel Cosimos neigte viel zu sehr zu dem ruhigeren Leben des gebildeten und grundbesitzenden Grandseigneurs, um noch ein rastloses kaufmännisches Genie sein zu können. Unter seiner lässigeren Obhut waren die Geldgeschäfte des Hauses überall zurückgegangen, und in dieser Lage hat bei dem schließlichen Zusammenbruch der mediceäischen Filiale in Brügge, also an dem wichtigsten Platze im ganzen Bereiche der Nord- und Ostsee, der Magnifico den drohenden Sturz des Gesamthauses nur noch durch einen verhüllten Staatsbankerott abzuwenden gewußt. Man hat damals den Zinsfuß gewaltsam auf die Hälfte herabgesetzt und die Kassen des monte delle doti geplündert, der Versicherungsanstalt für Töchtermitgiften, die die große Sparbank der Bürgerschaft war. Der Staat lernte die ungeheure Gefahr kennen, die in der Verbindung von politischer Macht und privater Geldstellung liegt. Es war überhaupt und nicht ohne Schuld mediceäischer Unternehmungen die Zeit geworden, da die ruhige Solidität des immer noch immensen bürgerlichen Wohlstandes von Florenz doch ins Schwanken geraten war. Fünfzig Milltonen Fiorentini, so hat man berechnet — d. i. mehr als eine halbe Milliarde Mark unserer Reichswährung bei mindestens sechsmal höherem Geldwerte — hatten die vorhandenen Juden an der Bürgerschaft gewonnen, als

Papst Leo X. (Giovanni de' Mediei) mit den Kardinälen Giulio de' Mediei und Luigi de' Rossi. Gemälde von Raffael Santi im Pitti-Palast zu Florenz. Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

man es 1495 wieder einmal vorzog, sie von dem (seit etwa 1430 gestatteten) Aufenthalt in Florenz auszuschließen. Man hatte nun begonnen, mit vollen Händen abzuheben von dem angesammelten Machtkapital der Mediceërstellung, die denn in der That schon zwei Jahre nach Lorenzos Tode im Sturme hinweggefegt werden sollte. Freilich, bewundernswerter und großartiger ist jederzeit in der Geschichte den Lebenden — wir erinnern an die Worte Ghirlandajos — wie den Nachlebenden die Periode solchen Machtverbrauchs, unbedeutender diejenige erschienen, die zuvor emsig und still zusammengetragen.

Mit echtestem Werte ihres Glanzes überragt aber Lorenzos Zeit die früheren Generationen in allem, was sich an seine geistige Individualität knüpft, in ihrer Pflege der Kunst und des ästhetischen Lebens. Hier ist es, wo sie keinen giftigen Keim des Niederganges verborgen in sich fühlt, sondern wo sie zukunftsfroh die bezaubernd sich entfaltende Blüte der nah vollendeten Herrlichkeit entgegenträgt. Als Cosimo für „Bauten und Bücher" thätig war, wie das Schlagwort durch Italien klang, als durch ihn außer der mediceischen Bibliothek, der hochberühmten Laurenziana, so reiche Schöpfungen der drei bildenden Künste ins Leben gerufen wurden, da konnte auf all diesen Gebieten durch solches Eingreifen und Vorbild ein neuer Aufschwung noch erst hervorgebracht werden. Inzwischen war dieser in vollstem Maße eingetreten. Das ist es, woran zunächst erinnert werden muß, wenn etwa einem oberflächlichen und nur quantitativen Beurteiler die Kunstpflege Lorenzos hinter der des Großvaters zurückzubleiben scheint. Die Künste brauchten ihn weniger, denn jetzt wetteiferte das ganze reiche Bürgertum in ihrer Beschäftigung; und er hatte es nicht mehr so nötig, daß sich die Führung in den Künsten dem Hause Medici öffentlich reutiere. War immerhin schon Cosimos Mäcenatentum durch dessen eignes redliches Streben über die damit verfolgte Absichtlichkeit doch wieder hoch hinaus-



Aus Benozzo Gozzoli's Fresken im Palazzo Medici (Riccardi) zu Florenz.
Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

getragen worden, so war dasjenige Lorenzos von uneigennützigster Erscheinung und wollte in dem Bewußtsein anerkannter Selbstverständlichkeit freien Spielraum auch nach anderen Seiten gewähren.

In dieser Beziehung ist die verbürgte Anekdote unterhaltend und charakteristisch, in welcher Weise der Palast der Strozzi entstand, der mit dem erst später vollendeten der Pitti zusammen der schönste in der Arnostadt ist. Es wiederholt sich darin mit gleichem Ausgangspunkt, aber anderer Pointe die kluge Vorsicht, unter welcher einst Cosimo seinen Medicäerpalast erbaut hatte. Cosimo hatte damals zwei Pläne zur Verfügung gehabt, den künstlerisch bedeutenderen, wahrhaft majestätischen des Brunelleschi und den geschmackvoll bürgerlich-wohlhabenden des Michelozzo — er wählte den letzteren. Auf gleiche Weise kannte auch Filippo Strozzi seine „Freunde" und glaubte insbesondere auch auf die Medici Bedacht nehmen zu müssen, denen niemals unbedenklich gewesen zu sein er sich mit Recht bewußt war. So sann er, wie er wohl dem Neide entrinnen und dabei doch den Herzenswunsch verwirklichen möge, seinem reichen und von alters berühmten Geschlechte ein alle anderen übertreffendes stolzes Heim zu hinterlassen. Er begann damit, immer häufiger zu klagen und, wohin er kam, zu erzählen, wie eng und unbequem es in der bisherigen Wohnung für so viele Leute geworden sei, und niemand wunderte sich, als er mit Benedetto da Majano zu unterhandeln begann, der damals als der trefflichste Architekt von Florenz anerkannt war. Von dem ließ er sich dann — bei welchem Baumeister könnte man auf einen solchen Versuch nicht mit Bestimmtheit rechnen? — vergnügt, aber unter beständigem Schelten und Brummen in die Höhe treiben. Inzwischen hörte Lorenzo von den Entwürfen und kam sie zu sehen. Er war entsetzt, als Filippo ihm mitteilte, wie er damit umgehe, im Erdgeschoß Buden ein-

Aus Benozzo Gozzoli's Fresken im Palazzo Medici (Riccardi) zu Florenz. Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

zurichten, um wenigſtens etwas von den ſchauderhaften Koſten wieder einzubringen; ſein künſtleriſches Auge zog alle Konſequenzen des herrlichen Werkplanes, und der Strozzi mußte ihm verſprechen, in welcher Weiſe der Bau unbedingt ausgeführt werden müſſe. Der meinte kopfſchüttelnd, wenn das nur gut gehen werde — aber verſprach es. „Und ſo gelang ihm durch Klugheit, was bei anderem Verhalten ihm entweder verweigert oder nicht wenig verdacht worden wäre.“ So ſchließt Filippos Sohn ſeinen lehrreichen Bericht, der nebenbei ein Beiſpiel im beſtimmten Falle gibt, wie über allen derartigen Unternehmungen in Florenz Lorenzo ſein Augenmerk hielt.

Selber ſo viel gebaut hat der Magnifico nicht,

Aus Benozzo Gozzoli's Fresken im Palazzo Medici (Riccardi) zu Florenz. Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

wie Coſimo, deſſen Eifer, durch ſchöne Wohnſtätten der florentiniſchen Geſchäfts- oder Wohlthätigkeitsanſtalten den Ruhm der Stadt zu mehren, ſich ſogar bis nach Paris und Jeruſalem erſtreckte. Von dem, was der Enkel für eigne Rechnung oder im Intereſſe der Stadt gebaut oder gefördert hat, iſt heute der echteſte und ſchönſte Repräſentant die von Giuliano da Sangallo erſtellte Villa zu Poggio a Cajano, einige Stunden von Florenz am Wege nach Piſtoja im Ombronethal gelegen. Sie iſt neben der von Carreggi, welche man von Florenz näher erreicht, der Lieblingsaufenthalt ihres Herrn geweſen, an den in unſeren Tagen kein Ort ſo treu zurückerinnert. Denn nichts iſt hier nach ihm verändert worden, als daß Lorenzos Sohn

Grabmal Fra Filippo Lippi's im Dom zu Spoleto. Nach einer Photographie von Ed. Alinari, Florenz.

Angebliches Gemälde des Sandro Botticelli im königl. Museum zu Berlin.
Herkömmlich als Bildnis von Lorenzo's Mutter, Lucrezia Tornabuoni, bezeichnet.

Giovanni, der als Leo X. die dreifache Krone des universalen Papstes ng, den Andrea del Sarto und zwei andere bekannte Künstler zu einer Reihe dortiger Saalfresken medicäisch-allegorischen Inhalts veranlaßt hat.

Von den Malern des älteren medicäischen Kreises scheidet für den des Magnifico zunächst Benozzo Gozzoli aus, der einst unter Cosimo und Piero die Hauskapelle der Medici im Palast der Via Larga mit der Fahrt der heiligen drei Könige nach Bethlehem geziert, d. h. in Wirklichkeit eine heitere italienische Fürstenreise mit all ihrem reichen Apparat und aller zugehörigen Kurzweil dargestellt hatte. Er war gerade 1469, als Lorenzo an die Herrschaft gelangte, nach Pisa übergesiedelt; dort hatte er in dem großen Hallenrechteck des Camposanto die „Wand" seiner Sehnsucht gefunden, er, der einmal gewünscht hatte, die Stadtmauer von Florenz ringsum bemalen zu dürfen. Ferner vermissen wir, ebenfalls seit 1469, den Fra Filippo Lippi, den thätigen Künstler im Mönchsgewande — freilich ein Mönch des Quattrocento, ewig vergnügt, ewig verliebt und ewig in Geldnot; er war in der Fremde, in Spoleto gestorben, wo ihm Lorenzo, da die Spoletiner auch auf berühmte Männer hielten und die Heimholung der Leiche nach Florenz verweigerten, für ein von der Heimat gesandtes Denkmal im dortigen Dome gesorgt hat.

(Schluß folgt.)

Herbstsonne.

(Abdruck verboten.)

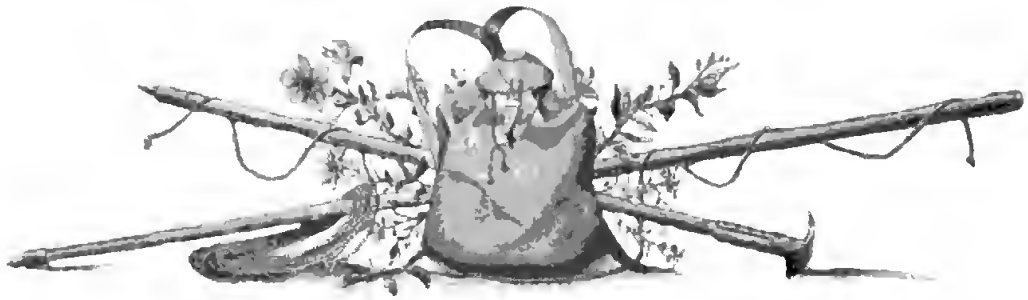
Noch einmal jauchzet der Sonnenschein
Hin über goldglühende Bäume,
Noch einmal spinnet die Welt sich ein
In lebensdurstige Träume.

Noch einmal will der sterbenden Welt
Ans Herz sich drücken die Sonne,
Es lodet mit Farben tausendfalt
Voll brennender Lebenswonne.

Mit wonneseliger Liebesscham
Die zitternden Bäume sich färben,
Süßschauernde Sehnsucht über sie kam,
Im Kuß der Sonne zu sterben.

Sie sterben selig, sie sterben im Kuß,
In lustverlangendem Leben.
Wenn morgen die Welt verbleichen muß,
Heut jauchzt sie strahlendes Leben.

Hans Hoffmann.



Der weiße Tod.

Roman aus der Gletscherwelt

von

Rudolph Stratz.

(Abdruck verboten.)

Achtung! . . . . . Steinschlag!

Sie blieben stehen. Der Felszacken hart am Rande des jäh an ihnen vorbei abschießenden Eishanges gab ihnen Schutz, während von oben das unheilverkündende Gepolter näher und näher kam.

Lange Stunden hatte da die Augustsonne an dem Eiskitt genagt und geleckt, der die Steintrümmer der Berge in halb schwebender Lage unbeweglich festhielt. Jetzt war das Band geschmolzen und strömte in milchigen Wassern zu Thale. Vor ihm her aber flog und kollerte in jauchzenden Sprüngen der frei gewordene Koloß über die steile, spiegelnd glatte Fläche hinab. Wie eine Schar geschäftiger Gnomen huschte allerhand kleines Geröll und Trümmerwerk hinter dem ungeschlacht niedertanzenden, rechts und links auf den Firn aufschmetternden Gebieter. Und hinter dem eilfertigen Gesindel endlich sauste, als atemlos keuchender Nachzügler, ein dritter schwarzer Block und stürzte sich, den Genossen folgend, vom Rand des Eishanges kopfüber in die Tiefe.

Dort nahm der Schnee sie auf. Er ballte sich um die rollenden Steinmassen, er häufte sich vor ihnen in stiebenden Hügeln, weithin begann die ganze weiße Decke zu rucken und zu zucken, sie geriet in gleitende Bewegung, sie vermischte sich mit dem niederstrebenden Gestein zu einer Wolke von krachendem Fels und klirrendem Eis und rieselndem Schnee, und unter weithin hallendem Donner fuhr die Lawine zu Thal.

Die Felswände warfen den Schall zurück. Ein Heulen und Dröhnen erhob sich aus der nebelverhangenen Tiefe, ein Brüllen, das sich von Thal zu Thal durch die Hochgebirgsschlünde fortpflanzte, um dann langsam in dumpf rollendem Grollen zu ersterben. Noch einmal stöhnte es in einer weltenfernen Kluft, irgendwo aus dem Nebel knurrte es tückisch dagegen. Dann wurde es still. Starres, feierliches Schweigen lag wieder über dem ewigen Schnee und seinen wolkenumzogenen Gipfeln. . . . . .

* * *

Den schlanken Leib hart an die Felsen gepreßt und unwillkürlich an deren Rippen sich mit den Händen festklammernd, hatte sie auf das Schauspiel herabgeblickt. Die tiefblauen, kalt glänzenden Augen schienen größer und größer zu werden, wie sie über das Firngeglitzer in die gähnende Tiefe sah, in der die Nebelschwaden brauten und wogten. Sie stiegen empor, sie schwebten über ihrem schönen Haupte in gespenstisch flutenden Schleiern und hüllten Welt, Erde und Menschen in ein graues Nichts, aus dem eintönig und unermüdlich das Rauschen der Gletscherwasser drang. Undeutlich hoben sich im Nebel die wildgezackten kahlen Felsklippen, die pfadlosen Schneeflächen ab, und wo der graue Dunst sich einmal teilte, da lugten hoch vom Himmel her wie bleiche Riesen die Bergeshäupter der Berner Alpen hinab in die Trümmerwelt der Thalgletscher

mit ihren phantastischen Schründen und Hügeln von Eis, ihren halbeingestürzten, reihenweisen Schneemauern und den schwarzen, scheußlich klaffenden Spalten, in denen die unterirdischen Ströme brausten.

Das war keine Welt wie die da unten, wo die Menschen lebten und starben. Dies feierliche Gebäude aus Fels und Eis und Schnee, aus wogendem Nebel und rauschenden Fluten war eine Welt für sich, eine Wüste, durch deren Schweigen Stein und Sturm in mächtigen, geheimnisvollen Zungen zum Menschen sprachen. Noch verstand sie diese Sprache nicht. Zum erstenmal befand sie sich heute im Herzen der Alpenwelt. Aber ein Beben der Ergriffenheit hatte sie erfaßt und legte Wachsblässe über die herbe Schönheit ihrer Züge. Sie atmete schwer, mit halboffenem Munde. Es war keine Furcht, was sie empfand. Die Schauer des Hochgebirges gingen durch ihre Seele.

* * *

„Brrruumm!" machte der alte Christen zum Brunnen vor sich hin. Diese Nachahmung des Lawinendonners war beinahe der einzige Laut, den man von dem greisen Bergführer zu vernehmen pflegte.

Wie er da so kauerte, den langen, klapperdürren Leib und die hageren endlosen Glieder auf unbeschreibliche Weise in die Lücken der Felswand geschmiegt, mit dem listig blinzelnden, von tausend Runzeln durchfurchten, zahnlosen Ledergesicht, das spärliche graue Haarbüschel umrahmten — da erschien er selbst mehr wie ein abenteuerliches Gebilde der Hochwelt als wie ein Mensch von Fleisch und Blut.

Und doch wohl dem Touristen, den in einem kritischen Augenblick der alte Zum Brunnen am Seil hatte, dieser Gletschermann ersten Ranges, der mehr als hundertmal die Jungfrau bestiegen, siebenmal dem „Täubchen" des Großen Schreckhorns den Fuß auf den Nacken gesetzt hatte, und hinter dessen Namen die Reisehandbücher in vielsagenden Klammern die Worte „Kaukasus" und „Himalaya" lesen ließen. Er war längst ein wohlhabender Mann, die verheirateten Töchter besaßen ihre eignen, gut gehenden Wirtshäuser, seine Söhne, die Bergführer, brauchten vor dem „Bär" in Grindelwald nie lange auf Zuspruch zu warten, aber immer und immer wieder zog es den Alten hinaus in die Erhabenheit jener Welt über den Wolken, in der sein Leben und allem menschlichen Ermessen nach dereinst sein Grab war.

Heute freilich ärgerte er sich, daß er ausgegangen! Mit einem Frauenzimmer, das trotz aller Courage so wenig vom Bergklettern verstand, und bei schlechtem Wetter dazu — das liebte der Alte nicht.

Auch Kaspar Wägi, der zweite Führer, ein rotbäckiger, stämmiger Bursche, mit beinahe tierischer Kraft begabt und nach Gletscherbegriffen etwas stutzerhaft, in ganz neue, chokoladefarbene Loden gekleidet, mit einer Spielhahnfeder am Hut — auch Kaspar Wägi machte ein finsteres Gesicht.

Es lag ihm, dem Katholiken, schwer auf dem Herzen, daß er neulich drüben im Wallis den Dollarlockungen eines gottlosen Yankees gefolgt und am Sonntagmorgen statt in die heilige Messe auf den Monterosa gegangen war.

Heute konnte er seine Sünde abbüßen!

Inmitten dieses tückischen Nebels, der wider alles Erwarten eingefallen war, ein paar Stunden vor Sonnenuntergang mit einer ermüdeten, unerfahrenen Dame am Seil tausend Meter über der Schutzhütte, zu der nur ein gefährlicher und schwieriger Abstieg hinabführte . . Kaspar Wägi schwieg und spuckte gedankenvoll aus.

Auch der Alte stand stumm da und bewegte im Nachdenken leise schmatzend den faltigen Mund hin und her.

Zum Glück war die Dame guter Dinge.

„Weiter!" rief sie mit heller Stimme und faßte den alten Zum Brunnen am Arm.

Der greise Bergführer drehte sich mit einem seltsamen Greinen seiner verwitterten Züge zu ihr um und wies mit der Hand nach rückwärts.

„Wir müssen wieder hinauf", ergänzte Wägi . . „. . von wo wir gekommen sind . . . . hier geht's nicht weiter!"

Und grimmig überdachte er dabei die Ereignisse dieses wunderlichen Tages. Sie hatten auf die Jungfrau gewollt, aber schon nach Überwindung des „Kalli", dieser greulichen Knochenmühle, auf dem Fieschergrat des schlechten Wetters wegen umkehren müssen. Unverrichteter Dinge aber nach Grindelwald zurückzukehren, das lehnte die Dame rundweg ab. Sie wolle wenigstens in einer Klubhütte übernachten! Nun war man auf

dem Wege zu der entlegenen Gletscherhütte vom Nebel überrascht worden und stand da.

„Wieder zurück?“ Die Touristin setzte sich auf einen Stein und stützte das Kinn in die Hände. „Machen Sie, was Sie wollen, aber ich gehe keinen Schritt mehr aufwärts. Meine Beine zittern wie Espenlaub. Übrigens ist es hier herunter ja ganz hübsch!“

„Aber gefährlich!“ versetzte Kaspar Wägi eindringlich. „Wir müssen über den Eishang hin Stufen hauen, und unter dem können Steine von oben kommen!“

Gefährlich! Sie sah rasch zu ihm auf und schüttelte das Blondhaar aus der Stirne. Ihr kühn geschnittenes, jetzt wieder vom Bergwind leicht gerötetes Gesicht nahm einen ungläubigen Ausdruck an.

Gefährlich! Sie konnte sich das gar nicht recht vorstellen, wie das eigentlich möglich sei: sie, die elegante Weltdame, die man sorglich vor jedem Lufthauch, jedem Sonnenstrahl bewahrte und kaum ohne Schutz im Garten des Hotels promenieren ließ, sie in Lebensgefahr!

Sie mußte beinahe lachen, so drollig erschien ihr das.

Aber sie blieb ernst, während sie in die starre Wildnis hinaussah, die sie rings umgab.

Das hatte sie ja gerade gewollt und im günstigen Augenblick ausgeführt! Heraus, nur einmal heraus aus allem, was sie ihr ganzes Leben hindurch eingezwängt hielt, heraus aus der lauen Salonluft, aus Korsett und Stöckelschuhen, aus der steten Aufsicht und Bevormundung und einmal selbständig handeln und ein freier Mensch sein.

Und zur Freiheit gehört auch die Gefahr! Wenn die Männer der Gefahr trotzten, ja sie aufsuchten, warum sollte sie es nicht auch?

Eigentlich hatte sie auch gar keine so große Angst.

Sie stand auf und sagte mit schwankender Stimme: „Es wird schon nicht jeder Stein treffen! Machen Sie nur vorwärts!“

Die beiden Führer sahen sich an. Mit der ermüdeten Touristin den großen Umweg zur Vermeidung des Eishangs machen, war bei dem Wetter und der späten Stunde auch nicht ohne Bedenken. Und andererseits war die gefährdete Stelle ja nur kurz.

Der alte Zum Brunnen schielte von der Seite auf seine schöne Schutzbefohlene und entschloß sich, ein paar Worte zu sprechen.

„Courage hat sie schon!“ knurrte er, und der Wägi nickte und sagte nachdenklich: „Die Dame ist schon guet!“

Eine kurze Pause. Dann hob der Alte plötzlich seinen Pickel, warf einen mißgünstigen Blick nach oben und begann wie rasend Stufen in den Eishang zu hauen.

Erst schlug er mit der Stahlspitze von der Seite her eine Kerbe in den Firn, dann drehte er die Axt um und ließ sie von oben in die eingeschlagene Stelle niedersausen, bis ein breiter, bequemer Tritt für den genagelten Bergschuh entstand.

Zwischen ihm und seiner Begleiterin schaukelte das rot durchwirkte Hanfseil und spannte sich, wie er fortschritt, mehr und mehr an, bis es endlich ganz straff war, und sie, sich mit einer Hand am Tau haltend, mit der anderen den Bergstock auf der schrägen Eisfläche aufstützend, vorsichtig von einer Stufe zur anderen stieg.

Im selben Tempo hinter ihr Kaspar Wägi. Er zog das Seil so elastisch an, daß es in seiner Linken zitterte, um ihr beim Ausgleiten sofort Widerhalt zu gewähren. Nur ab und zu schaute er, sich mit der Eisaxt längs des Hanges hinschiebend, rasch nach oben. Sonst verwandte er kein Auge von der schlanken, biegsamen Gestalt vor ihm, die in der Erregung des Augenblicks sich nervös fröstelnd zusammenduckte und mit katzengleichen Schritten in den ungefügen Fußstapfen des alten Zum Brunnen schlich.

Jetzt stand sie wieder dicht hinter dem Alten, der in so wütender Hast das Eis bearbeitete, daß selbst seine ausgemergelte und ausgedörrte Haut von Schweiß zu glänzen anfing. Wo seine Axt sich niedersenkte, sprühten kristallgleich kleine flimmernde Eisstücke umher und umschwirrten wie ein Hagelwetter ihren vorgeneigten Kopf, daß sie Augen und Mund schließen mußte.

Eine seltsame Lage! Das Klirren der Axt, das Surren der Eissplitter, das leise Fächeln des Windes um ihre Wangen, der Tabakdunst, der beißend aus dem Lodenrock des Alten aufstieg, das schwere Atmen der beiden Männer . . . . . ihr Herz

Aus unſerer Bildermappe:

Mutterglück.
Nach dem Gemälde von Fritz Mackenſen, Worpswede.

pochte wohl etwas . . aber eigentlich Angſt, nein . . . Angſt war das nicht.

„Achtung!“ ſchrie es da plötzlich hinter ihr mit greller Stimme, und ſie fühlte, wie eine eiſerne Knochenhand ihren Arm umſpannte.

Sie ſchaute auf.

Über ihnen am oberen Rande des Eishangs hatte ſich ein Felsblock gelöſt. Erſt langſam, dann mit raſend zunehmender Geſchwindigkeit ſchoß er herab, in dumpfem Brummen dahingleitend, wie eine gereizte Beſtie ſich auf den Feind ſtürzt.

Die Führer ſtanden unbeweglich, bereit, im letzten Augenblick durch einen Seitenſprung ſich und ihre Schutzbefohlene dem Unheil zu entziehen und im Niedergleiten auf dem Hange mit dem eingeſchlagenen Eispickel wieder zu verankern.

Ein Sauſen und Krachen. Zehn Schritte vor ihnen fuhr blitzſchnell ein donnernder Schatten über das Eis und verſchwand, ehe ſie ihm nachgeblickt, über dem Abhang. Eine Pauſe. Dann klatſchte es unten dröhnend in einem Schneeloch, und alles war ſtill.

Alſo das war der Tod! Das unbekannte Ding, das da als Felsblock dräuend an ihr vorbeiſtrich. . . . . .

Ein heftiges Zittern überlief ihren

Körper, und sie fühlte, daß kalte Perlen auf ihre Stirne traten.

Und doch konnte sie frei gehen, sich sicher bewegen, ja, es schien ihr, als wüchsen ihre Kräfte und schwände jede Ermüdung aus den Gliedern.

Das war keine Angst! Etwas Befreiendes, etwas Erlösendes brachte die Nähe des unsichtbaren Gespenstes mit sich. Alle Fibern und Fasern sträubten sich gegen diese drohende Vernichtung und gaben dem Leib ein Gefühl ungewohnter Spannkraft und seltsamer, sie selbst fast erschreckender Ruhe.

Dabei dachte sie freilich unter ihrem stoßweisen Atem doch ununterbrochen: „O, . . wär' es schon vorbei!"

Der Alte arbeitete, ohne aufzusehen, in fliegender Hast. Man begriff oft kaum, worauf sein Fuß, der mit dem glitschrigen Eis wie verwachsen schien, noch stehen konnte, während die mageren Arme den Pickel schwangen.

Aber langsam, endlos langsam ging es dahin! Wie Fliegen, die über einen steil geneigten Spiegel kriechen, erschienen die dunklen, vermummten Gestalten im Nebeltreiben des Augustabends.

Langsam . . . von Stufe zu Stufe . . . jetzt noch sechs Stufen . . . jetzt noch vier . . noch zwei . . und da winkt die schützende Felswand auf der anderen Seite.

Tief aufatmend lehnte sich Elisabeth an die wagrecht geschichteten Platten. Nun hatte sie endlich etwas erlebt, etwas Großes. Sie hatte dem Tode ins Angesicht geschaut.

Dem Tode, der eben jetzt wieder als faustgroßer Bruchstein da vorn in Sätzen über den Eishang dahinsprang.

Ihr war es, als ob sogar der alte Zum Brunnen sie wohlwollend ansähe, während er ihr einen Schluck mit Wasser verdünnten Kognak reichte.

„Kommt noch so ein Eishang?" fragte sie mit innerlichem Grauen, während sie die Flasche zurückgab.

Er schüttelte den Kopf, und Wägi sagte: „Jetzt geht's in einem da hinunter!"

Dabei wies er direkt vor sich in die Tiefe.

„Wo denn hinunter . . um Gottes willen?" Sie bog sich vor. Da war nichts zu sehen, als die beinahe senkrecht abfallende Felswand, nach unten durch lange Nebelstreifen abgeschlossen.

„Sie werden mir doch nicht zumuten, daß ich da herunterfliegen soll?" sagte sie kühl.

Kaspar Wägi grinste: „Dann müssen wir umkehren und wieder über den Eishang zurück! Einen anderen Weg gibt's nicht."

Nein, wahrhaftig. Ringsum starr aufschießende Felsen und zur Linken die tückische Firnfläche.

Sie ließ sich auf den Boden nieder und starrte vor sich hin. Eine nette Lage! Zum erstenmal erfaßte sie die Reue. Was hatte sie denn nur hier oben zu suchen, in dieser abscheulichen Wüste, die . . . .

Der Wägi kniete neben ihr nieder und untersuchte den Knoten, der das Seil unter ihren Armen verknüpfte.

„Da hat's jetzt gar keine Gefahr!" sagte er in seinem rauhen Bernerdeutsch . . „. . ich steig' voraus und zeig' den Weg, und der Christen hält die Dame am Seil. Der hat schon ganz andere Leute gehalten."

Damit begann er über den Rand des Felsens zu steigen und verschwand in einem senkrecht hinabführenden Spalt.

Nach einiger Zeit zuckte es am Seil.

„Komm' die Dame jetzt!" rief eine Stimme aus der Unterwelt.

Der alte Zum Brunnen trat neben sie und wies hinab. „Schöne Griffe im Kamin!" murmelte er und deutete auf die Felskanten und Vorsprünge, die sich reichlich in dem Gestein befanden . . „. . . Fuß da . . dann dort . . . . mit den Händen festhalten . . . Stock oben lassen. . ."

„Ich werde mir's Genick brechen!" sagte Elisabeth, setzte sich auf den Rand und suchte tastend mit dem Fuß den ersten Absatz.

Wahrhaftig . . . auf dem stand sich's ganz gut. Ebenso auf dem zweiten. Und ihre Hände umschlossen mühelos da und dort einen Felsvorsprung im Gestein.

Dabei hatte sie fortwährend das beruhigende Gefühl, als ob sie jemand zwischen den Schulterblättern hielte. Der alte Zum Brunnen hatte sich oben hingekauert, die Füße gegen einen Felsblock gestemmt, und ließ das Seil langsam, in scharfer Spannung aus den Händen gleiten, so daß sie stets daran einen Rückhalt fand.

Jetzt war sie schon beinahe unten. Da

hörte plötzlich die Welt auf. Keine Zacken mehr, keine Felsvorsprünge, nichts in der acht Fuß hohen Steinrinne, woran man sich hätte halten können.

„Vorwärts!“ tönte oben eine heisere Stimme.

„Ja . . wie denn . . um Gottes willen?“

Wägi stand unten und lachte: „Laß sich die Dame einfach rutschen. Das Seil hält schon!“

Und wahrhaftig . . auch das ging. Ganz gemächlich glitt sie nieder und erfaßte hell auflachend Wägis Hände.

„Das ist großartig!“ sagte sie aufgeregt und schaute im Kreis umher . . „. . was kommt jetzt?“

Jetzt kamen die „Platten,“ Felsenschichten, die sich übereinander türmten, und an deren Kanten und Rissen man vorsichtig herabkletterte.

Wenn sie wartend stehen blieb, bis das, alle Augenblicke in den Vorsprüngen des Gesteins verfitzte Seil durch einen Schwung wieder frei gemacht war, sah sie beinahe unter ihrer Stiefelspitze Kaspar Wägis zerknitterten, mit Edelweiß und einer Spielhahnfeder geschmückten Hut, und dicht über ihrem Kopfe scharrten und tasteten die mächtigen Bergschuhe des Alten, der behende und geräuschlos wie ein greiser Affe die senkrechten, glatten Wände herabglitt.

Dann verschwand Wägi. Eine Schneerinne, die in Form eines dreieckigen Risses von oben nach unten durch den Bergsturz ging, nahm ihn auf. Sie hörte, wie er, am straff um einen Felsen geschlungenen Seil, Stufen schlug und leise fluchte.

„. . . . Komm' die Dame jetzt!“

Elisabeth lachte auf. Jedes Gefühl der Unruhe war in ihr geschwunden, während sie in die erste der auffallend großen Stufen trat. Die Schrecken der Berge bestanden doch eigentlich mehr in der eignen Einbildung, nicht in dem, was wirklich. . . . .

Der durchweichte Schnee der dritten Stufe, auf den sie achtlos den Fuß setzte, glitschte schnell und tückisch als nasser Klumpen unter ihr hinweg. Sie trat ins Leere. Ein dumpfer Ausruf des Entsetzens kam aus ihrem Munde.

Aber schon fühlte sie, wie sich das Seil unter ihren Achseln mit schmerzhaftem Ruck zusammenzog und sie in der Schwebe erhielt. Über ihr auf der Felsklippe saß rittlings der alte Zum Brunnen und hielt sie fest. Keine Faser an seinen dürren Spinnenarmen, kein Fältchen des Gesichts zuckte dabei. Nur ein mißbilligendes Knurren, das wie „du chaibt Chrott!“ klang, kam von oben.

Am Stiel der Eisaxt, die ihr Wägi hinhielt, fand sie Widerhalt und erreichte die nächste Stufe. Dort blieb sie stehen.

Da war wieder der Tod! Der unscheinbare Ballen Schnee, der, wie eine weiße Ratte zwischen den Felsenzacken durchglitt und endlich ermattet in einer Mulde liegen blieb.

Das Gebirge litt keinen Scherz. Sie war blaß und ernst geworden, während sie sich mühsam durch den Rest des schwierigen Schneecouloirs am straffen Seil herabarbeitete und tief aufatmend endlich auf dem Schneefeld unten stand.

Das Seil surrte hinterher, und mit ihm rutschte, Bergstock und Eisaxt in der Hand, Zum Brunnen in rätselhafter Geschwindigkeit denselben Weg herab.

Inzwischen zeigte der zweite Führer der Touristin, wie man es machen müsse, um nach allen Regeln der Kunst über das scharf geneigte Schneefeld vor ihnen „abzufahren.“

Den Stock fest nach hinten auf den Boden gepreßt, mit der Rechten darauf gedrückt, die Linke weiter oben um das Holz, den Oberkörper weit zurück, die Hacken tief in den Schnee gestemmt — und los!

Der Wind pfiff um ihre Ohren, vor ihr ballte sich in Wirbeln der fliegende Schnee, die Eisenspitze des Stockes knirschte, während es in sausender Fahrt bergab ging, rascher, immer rascher, bis sie den Atem zu verlieren glaubte und im hilflosen Weiterrutschen ein lautes „Halt!“ schrie.

Zum Brunnen hinter ihr faßte sie am Genick — wie einen jungen Teckel, dachte sie unwillkürlich in lachender Empörung — und schwenkte sie etwas zur Seite. Die Fahrt verlangsamte sich. Sie standen still und sahen erhitzt und rasch atmend die lange weiße Halde empor, an deren oberem Rande sie beinahe in diesem Augenblick noch gestanden hatten.

Im Zickzack ging's jetzt weiter hinab,

über weichen Schnee, in dem der Fuß tief einsank und der Körper sich seitlich auf die Eisaxt stützte. Einmal noch ein kurzer Halt. Die Führer prüften, die Pickel vor sich in den Boden stoßend, den Umfang einer Firnspalte, deren Vorhandensein überhaupt zu erkennen, für Elisabeth ein Ding der Unmöglichkeit schien. Dann ging es hinüber . . immer vorsichtig in die Fußstapfen des andern . . und weiter bis zu den Schutthügeln des Gletschers im Grunde.

Als sie dort standen, waren der Berg und seine Schrecken überwunden! Das Haupt nach rückwärts gebogen sah Elisabeth zu der finsteren, senkrecht abstürzenden Höhe hinauf, zu diesem Chaos von schroffen Wänden, von jähen Schneehängen und schwindlig absteigenden Felskaminen.

Daß ein Mensch da herunterkommen könnte, schien ihr kaum glaublich. Und daß sie selbst eben dies Wunder vollbracht, das erfüllte sie mit einem eignen Gefühl von ruhiger Kraft, mit einer stolzen Daseinsfreude, dergleichen sie noch niemals empfunden.

Wahrlich, dieser Tag heute war wert, gelebt zu werden. Zum erstenmal sah sie hier, im Eis und nebelumzogenen Gestein, was eigne Kraft und eigner Mut bedeuten.

Der Wägi neben ihr räusperte sich und machte eine unschlüssige Bewegung. „Ihre Leute unten im Hotel werden in Sorge kommen!“ sagte er endlich zu Elisabeth.

„Wieso? Ich habe ja hinterlassen, daß ich diese Nacht in der Jungfrauhütte bleibe!“

„Wohl. Und jetzt sind wir von der Jungfrau umgekehrt und gehen zu einer anderen Hütte. Wenn heute vom Rothtal her Partieen über die Jungfrau kommen und erzählen in Grindelwald, sie hätten niemand in der Berglihütte getroffen, so könnt' man meinen, es wäre uns im Nebel übel gegangen!“

Zum Brunnen nickte, und Wägi fuhr fort: „Sie kommen mit dem Christen allein gut über den Gletscher. Es ist besser, ich lauf' unterdes hinunter. Zu machen ist morgen doch nichts bei dem Wetter!“

So geschah's. Er seilte sich los und verschwand in hurtigem Trab, um längs der Gletscherfelsen hin noch vor völliger Dunkelheit das vier Stunden entfernte Dorf zu erreichen, und mit dem Alten allein stieg Elisabeth die Moräne empor.

Das schlüpfrige Geröll kollerte ihr unter den Füßen weg. Bei jedem Schritt aufwärts sank sie wieder eine Strecke zurück, bis endlich der Führer ihr beistand. Er reichte ihr den Handgriff seines Pickels. Den umfaßte sie mit beiden Händen, während er den Bergstock nahm, und ließ sich von ihm herausziehen zum Rande des hier beinahe ebenen und schneefreien Gletschers.

Stundenweit stieg der von da noch in die Bergeinsamkeit empor. Dort, wo sein Abfall steiler wurde, erschien er wie zernagt und zu bizarren Gebilden zerfressen. Schwerfällig krochen die Nebelschwaden über die zerrissenen Schlünde und Zacken dahin, ein feuchtes, graues Gerieſel erfüllte die, vom eisigen Dunst der Gletscherspalten erkältete Luft, ein zweckloses Durcheinanderfluten, ein sich Auflösen und Wiederfinden schleierhafter Gebilde, durch das unermüdlich in der feierlichen Stille das Rauschen der milchig trüben Gletscherwasser drang.

„Wie ein Zauberland!“ dachte Elisabeth, während sie hinter dem Alten her leichtfüßig über das Eis schritt.

Der Führer blieb stehen und deutete mit der Hand vor sich hin.

Dort lag ein paar hundert Schritte entfernt das Ziel ihrer Wanderung, die einsame Klubhütte.

Wie eine Insel erhob sich der kleine Gerölhügel aus den Eismassen, deren starre Fluten ihn auf drei Seiten umbrandeten, während auf der vierten der Berg steil hinanstieg.

Auf dem Hügel stand als ein schwärzliches Häuschen die Hütte, dürftig aus Steinen aufgemauert, verwettert und schutzsuchend an ein paar riesige Steinblöcke angeduckt.

Vor der Hütte aber sah man einen dunklen Punkt, der sich langsam auf und nieder bewegte.

„Schrecklich!“ sagte Elisabeth. „Es sind schon Leute da! . . . . Mindestens ein Tourist mit zwei Führern! Wie sollen wir denn alle in dem winzigen Häuschen Platz finden!“

Der alte Zum Brunnen hatte geschwiegen und nur zuweilen im Vorwärtsschreiten unter der vorgehaltenen Hand spähend ausgelugt.

Weinlese. Nach dem Gemälde von G. Puig Roda.

Jetzt schienen seine falkenscharfen Augen den Fremdling erkannt zu haben.

„Der Herr ist allein!“ murmelte er.

Elisabeth blickte nach der dunklen Gestalt, die eben im Inneren der Hütte verschwand.

„Kennen Sie ihn denn?“

Darauf gab der Alte keine direkte Antwort. „Der Herr geht ohne Führer aus,“ versetzte er und zog das wider alle Gletscherregeln am Boden schleifende Seil straff.

„Aber ist denn das nicht sehr gefährlich?“

Der greise Bergführer drehte sich zu ihr um, und es war, als ob ein Lachen um die Runzeln und Falten seines zahnlosen Mundes spiele. „Das ist ein rechtschaffener Herr!“ sprach er lauter als sonst und setzte beinahe feierlich hinzu: „Dem steht das Großschreckhorn wohl an!“

„Und fabelhaftes Glück hat er auch!“, dachte Elisabeth und stieß in eiligem Vorwärtsschreiten energisch den Bergstock in das körnige Eis . . „. . daß ihm in dieser schauerlichen Einsamkeit wider alles Erwarten die Gesellschaft einer nicht gerade häßlichen und leidlich jungen Dame zu teil wird! — —“

„— — — Aber erst wollen wir sehen, ob er dies Glück überhaupt verdient!“

II.

Es war schon beinahe dunkel, als sie die knarrende Thür der Klubhütte öffneten.

Drinnen brannte Licht. Eine im Luftzug flackernde Kerze warf ihren Zitterschein über die ärmliche Umgebung, das mächtige Strohlager, das, unten durch eine Holzdiele abgeschlossen und oben mit einem halben Dutzend zusammengerollter Pferdedecken geschmückt, wohl drei Viertel des Raumes einnahm, den grob gezimmerten Tisch und die Holzstühle, den kleinen, behaglich glühenden Kanonenofen und den Schrank, in dem sich das Reservefeil, eine Laterne, der Medizinkasten und allerhand Küchengerät befanden.

„Schönen guten Abend!“ sagte Elisabeth mit heller Stimme im Eintreten . . „da kommen späte Gäste!“

Eine breitschultrige, kraftstrotzende Gestalt erhob sich von dem Tische.

„Guten Abend, mein gnädiges Fräulein . . .“ erwiderte der Fremde rauh, in leicht süddeutsch gefärbtem Dialekt, aber mit der Verbeugung eines Weltmannes. Dann reichte er dem alten Zum Brunnen die Hand und fuhr ihn barsch an: „Jetzt . . was is das denn wieder für ein Unsinn?“

Der Alte sah ihn fragend an.

„Mit der ungeübten Dame da die Krähenwand hinunterzuklettern! Meint Ihr, ich hab' kein Perspektiv bei mir! . . .“

Ein ganz gutes Gewissen schien der alte Christen nicht zu haben. Er nestelte an seinem Sack und brummte vor sich hin: „Die Dame geht schon guet über die Berge!“

„Das hab' ich gesehen . . .“ erwiderte der finstere Herr . . . „deswegen ist's und bleibt's doch ein Unsinn . . . .“

Elisabeth sah ihn neugierig an. Ein Mann zwischen 35 und 40 Jahren, trug er das englische Montanistenkostüm, wollenen Gürtelrock, wollene Kniehosen und hohe Gletscherstrümpfe, in denen das Spiel der strotzenden Muskeln sich deutlich abzeichnete. Er mußte eine ungeheure Körperstärke besitzen.

Aber schön war er wirklich nicht zu nennen. Ein energisches, rauhbärtiges Gesicht, in dem etwas von finsterem Trotze lag, eine mächtige, gefurchte Stirn und darunter ein paar große graue Augen, die jetzt durch den goldgefaßten Zwicker durchdringend blitzten und dann wieder, als er das Glas abnahm, einen seltsam müden Ausdruck gewannen.

Der alte Christen stieß sie an und reichte ihr aus dem Tornister das buntseidene Reservehemd und ein paar Wollstrümpfe nebst dünnen Hausschuhen.

Natürlich genierte sie sich, derlei in Gegenwart des fremden Herrn in Empfang zu nehmen. Aber der war schon an der Thüre.

„Lassen Sie sich Zeit zur Toilette, meine Gnädigste,“ sagte er. „Dem Christen und mir schadet die Abendluft nichts... Nur . . um der Form zu genügen . . .“ er machte nochmals eine kurze, unwirsche Verbeugung . . „mein Name ist Dr. Freiherr von Gündlingen . . .“

Damit ging er mit dem Führer hinaus.

Vor der Hütte lehnten sie sich im Dämmerlicht an einen Felsen, zündeten sich, der eine eine Cigarre, der andere seine Pfeife an nnd schauten tiefsinnig hinab in das Nebelbrauen des Gletschers.

Lange sprach keiner ein Wort.

Endlich frug der Herr mißmutig mit einem Blick nach rückwärts: „Wer ist's denn?"

Der alte Christen schwieg darauf längere Zeit und sog eifrig an der Stummelpfeife, die er zwischen den eingefallenen Kiefern hin und her drehte. Und als er sich endlich zum Reden entschloß, sagte er nur stumpfsinnig: „Ja . . die is schon guet!" denn mehr wußte er auch von seiner Dame nicht.

* * *

Die zog sich inzwischen um. Ihr Herz klopfte, wenn sie durch den rohen, spärlich beleuchteten Raum sah.

War das alles denn wirklich kein Traum? Befand sie sich wirklich zur Nachtzeit in der Schnee- und Eiswüste des Hochgebirges, stundenweit von jeder menschlichen Wohnung entfernt?

Es war kein Zweifel. Draußen auf den Schneefeldern hoch oben hörte sie das Stöhnen des Windes und vor der Thüre die schweren Tritte der beiden Männer, die, um sich vor der Kälte zu schützen, langsam auf und ab gingen.

Sie beeilte sich fertig zu werden. Viel war ja auch nicht zu machen. Sie mußte lachen, wenn sie daran dachte, daß sie jetzt um diese Zeit unten in Grindelwald hätte mit Hilfe ihrer Kammerjungfer in die Table d'hôte-Toilette schlüpfen müssen. Während hier . . ja . . an der einfachen Wollbluse, dem kurzen Knierock und den darunter sich bauschenden Pantalons, den hirschledernen Gamaschen und niedrigen Schuhen war beim besten Willen nicht viel zu ändern und zu verschönern.

Das Brenneisen, das sie schon an der Kerze warm gemacht hatte, ließ sie unschlüssig wieder sinken. Schließlich lohnte sich das kaum! Ein besonderer Verehrer des weiblichen Geschlechts schien ihr Hüttengenosse ja nicht zu sein. Wenigstens hatte sie alles andere als gerade Vergnügen über ihre Ankunft in seinen Zügen lesen können.

Und dann wollte sie die draußen auch nicht zu lange warten lassen.

Es war so still, so totenstill draußen. Wenn die beiden nun davongingen . . sie allein in dieser schrecklichen Einsamkeit zurückließen. . . . Eine unbestimmte Angst erfaßte sie. Sie rannte zur Thüre und riß sie weit auf. „Sind Sie noch da?" rief sie mit schwankender Stimme in das Dunkel.

Gleich darauf traten die Männer ein. Der alte Christen hockte am Boden nieder und begann die mitgeführten Eßwaren und die Blechflaschen mit Wein auszupacken. Der Fremde aber setzte sich neben den Ofen, auf dem ein Topf mit Schneewasser summte, rauchte seine Cigarre, zu welcher er mit schweigender Frage ihre Genehmigung eingeholt, und sah gedankenvoll vor sich hin.

Ihre herbe, blonde Schönheit schien für ihn nicht zu existieren. Kaum daß zuweilen ein Blick flüchtig und gleichgültig über sie hinglitt.

* * *

Nach einer Viertelstunde stand der Herr plötzlich auf, holte einen grauen, länglichen Gegenstand aus der Tasche und schnitt ihn in Scheiben, die er in das brodelnde Wasser warf.

Alsbald verbreitete sich der angenehme Geruch von Erbssuppe im Zimmer.

Elisabeth sah sehnsüchtig auf. Sie hatte Hunger und erwog, ob sie nicht trotz alles Ärgers den finsteren Hochgebirgswanderer um ein bißchen von seiner Suppe bitten sollte, da trat dieser schon mit zwei gefüllten Tellern an den Tisch und schob ihr, sich setzend, den einen höflich zu.

„Ist das für mich?" fragte sie kühl.

Er nickte: „Das ist besser, als was Ihnen der alte Christen zusammenkocht. Und Hunger werden Sie schon haben!"

Das war richtig. Sie nahm dankend von dem Brot, das er ihr reichte, und begann eifrig zu löffeln, ja, sie duldete es, daß er zum Ofen ging und ihren Teller zum zweitenmal füllte.

Dann brachte der alte Christen das Poulet, das Hauptstück ihrer Marschprovision.

Sie bot ihrem Tischgenossen davon an. Aber der dankte stumm und begnügte sich mit einem Stück Käse, das er aus dem Rucksack holte.

Dabei warf er einen Blick auf das Glas, das sie sich eben aus der Blechkapsel mit Wein füllte. „Das taugt schon gar nichts!" sprach er. „. . . Rotwein in den Bergen! . . He . . . Christen . . . . warum hat man Euch denn im Hôtel keinen ordentlichen Weißen mitgegeben?"

„Wir haben schon!“ knurrte der Alte und zog eine zweite große Blechflasche hervor.

Sie ließ sich eingießen und sah indes ihr Gegenüber halb ärgerlich an. „Sie scheinen recht an das Befehlen gewöhnt?“ meinte sie spitz.

Der zuckte die breiten Schultern: „. . Wenn man so viel Unerfahrenheit sieht! . . . . . aber auf meinen Gütern muckst mir keiner. . . . Das ist schon richtig. . . . Dafür bin ich der Herr. . . .“

„Wo liegen denn Ihre Güter?“

„Droben am Main,“ sagte er kurz, und beide verstummten wieder. Während sie schweigend ihre Mahlzeit verzehrten, warf Elisabeth einen prüfenden Blick auf seine Hand. Da war kein Goldreif zu sehen. Er mußte also ledig sein.

Er verstand ihren Blick falsch. „Von dem Käs' bekommen Sie nichts!“ sprach er und wickelte das übriggebliebene Stück in Papier. „Das ist nichts für so 'nen zarten Magen. Und der Magen ist immer das erste, was im Hochgebirge rebelliert.“

Der alte Christen hatte indessen abgeräumt und stand jetzt mißmutig neben seiner Herrin, um etwaige weitere Befehle in Empfang zu nehmen. Das war seine Führerpflicht. Aber sehr behaglich schien dem alten grämlichen Gesellen der Gedanke nicht zu sein, hier den Kammerdiener einer jungen Dame zu spielen.

Sie sah ihn an und lachte: „Legen Sie sich nur schlafen! Ich brauche nichts mehr.“

Das ließ sich Zum Brunnen nicht zweimal sagen, sondern kroch unverzüglich hinauf in das knisternde Stroh und rollte sich dort in der Ecke zu einem undefinierbaren Knäuel zusammen.

Nun saßen sich die beiden allein am Tische gegenüber. Zwischen ihnen flackerte die Kerze in dem Windhauch, der durch die Mauerritzen drang. Man hörte nichts als draußen das eintönige, jetzt, nach dem Scheiden der Tageswärme, mehr und mehr versiegende Plätschern der Wasser und aus der Ecke das Schnarchen des Alten.

Elisabeth mußte lachen, als sie hinschaute. Er hatte sich ein feuerrotes Wolltuch um den Kopf gewickelt, das sich grell von dem Lederbraun des verschrumpften, bartlosen Gesichtes abhob. „Jetzt sieht er doch genau wie ein altes Weib aus!“ sagte sie nachdenklich zu ihrem Gefährten.

Der bejahte durch eine schweigende Kopfneigung die Thatsache, und wieder saßen sie stumm beisammen. Sie sah auf die Uhr. Es war erst halb acht. Das konnte ein schöner Abend werden. . . .

Da plötzlich schaute der andere auf.

„Jetzt sagen's mir nur!“ sprach er. . „. . was haben Sie da oben zu suchen?“

Sie warf mit rascher Bewegung den Kopf zurück. Es sprühte aus ihren großen blauen Augen.

„Was ich hier suche?“ rief sie . . „. . Die Freiheit suche ich! Ich will einmal ich selbst sein!“

Er schüttelte den Kopf. „Das ist mir zu hoch!“

„Also passen Sie auf!“ sagte sie, sich über den Tisch vorbeugend und ihm ins Gesicht schauend . . „. . ich will es Ihnen erklären: Diesen Winter hab' ich einmal ein Stück gesehen . . von Ibsen . . . da breitet die Heldin plötzlich die Arme aus und schreit: ‚Ich möchte nur einmal in meinem Leben Himmeldonnerwetter! sagen dürfen! . .‘ Sehen Sie . . . das ist's! Ich will auch einmal Himmeldonnerwetter sagen..... Es gibt Stunden, wo einem das alles in den Tod zuwider wird. . . . Dies ewige Maßhalten und alles nur halb Thun und Genießen, wozu wir armen, wohlerzogenen Frauenzimmer verdammt sind. . . Auf der Straße dürfen wir nur kleine, trippelnde Schritte machen, bei Tisch nur kleine Schlucke trinken, im Salon nur halblaut schwatzen und lachen. . . . Alles Ganze und Große ist uns verboten . . das ist unweiblich, heißt es. . . Herrgott ja . . und wir sind doch auch Menschen! Ich wenigstens bin ein kerngesunder, kräftiger Mensch, so gut wie ein Mann! . . . Warum soll ich mich denn nun so geben, als ob mir jedes rauhe Lüftchen und jedes laute Wort den Tod bringen würde? . . . Ich will auch einmal etwas erleben! Und darum bin ich bei günstiger Gelegenheit entwischt und hier in die Berge gegangen. . .“

Sie hatte sich in Eifer gesprochen. Eine feine Röte bedeckte ihre Wangen, und ihre Augen glänzten.

Ihr Gegenüber sah sie an, mit einem gutmütig-spöttischen Lächeln.

„Und was ist jetzt?“ . . fragte er . .

„. . jetzt haben Sie doch nur den einen Wunsch: Ach, wäre die schreckliche Nacht schon vorbei, und ich wieder unten in meinem Hôtel!“

Sie schüttelte ernst das Haupt. „Nein, wirklich nicht! . . Ich habe Großes erlebt an dem heutigen Tag. Er kommt mir wie eine Ewigkeit vor, und mir selbst ist, als wäre ich ein ganz anderer Mensch seit heute morgen. Ich habe dem Tod ins Gesicht gesehen. Ich habe aus eigner Kraft Dinge vollbracht, die ich für unmöglich gehalten hätte. Ich habe meine Angst und meine Schwachheit überwunden und dadurch . . sehen Sie . . so eine Art Selbstachtung bekommen . . . gerade das Gefühl, nach dem ich suchte und das ich nie finden konnte, das Gefühl, daß man eine Persönlichkeit ist und nicht immer von anderen bevormundet und gegängelt wird und sich zum Trost dann einmal vor den Spiegel stellen und sich sagen kann: ‚Wenn ich auch sonst nichts bin — hübsch bin ich doch! . . .‘ Das mag ja den meisten genügen, aber ich fühlte so etwas Ödes in mir . . etwas Unbefriedigtes, einen Drang, etwas Bedeutendes zu thun . . . . nun freilich . . . groß sind ja meine alpinen Heldenthaten nicht . . .“

Sie brach ab und starrte gedankenvoll in das Kerzenlicht.

Ihr Gefährte rückte seinen Stuhl näher: „Jetzt schau' 'mal an!“ sagte er lächelnd, „. . Das hätt' ich nicht geglaubt . . . . also Ihnen sagen die Berge was?“

Sie machte große Augen: „Ich komme mir jetzt hier wie verzaubert vor!“

„Und wenn man Sie so anschaut, dann meint man, Sie leben so recht kühl und flott in den Tag hinein . . und kümmerten sich recht wenig um das, was . . . .“

„So leben wir ja auch!“ unterbrach sie ihn und ein herber Zug spielte um ihre Lippen. „Ich glaube, wir sind recht unnütze Menschen . . . . Ich hab's schon immer dunkel gefühlt, und hier in der Einsamkeit erkenne ich es klar, wie wenig wir was Rechtes aus uns machen . . . .“

Er war aufgestanden und ging mit schweren Schritten durch die Hütte.

„In der Einsamkeit . . .“ sagte er langsam, vor ihr stehen bleibend, und sah auf sie nieder . . . „. . . ja wohl, mein Fräulein . . die Einsamkeit ist eine gewaltige Macht. Glauben Sie das einem einsamen, ganz einsamen Menschen, wie mir: die Wüste hier . . die ist wie ein Spiegel. Darin schauen wir uns selbst,

Aus unserer Studienmappe:

In der Heide.
Nach einer Radierung von Hans am Ende, Worpswede.

und es ist, als ob Staub und Steine uns zurufen: ‚Sieh . . : das bist du!‘ . . Wohl dem, der sein Spiegelbild ruhig betrachten kann!“

Sein Gesicht hatte sich verändert. Düsterkeit und Grimm spielten darüber hin, und ein Ausdruck mächtiger Empfindung lag in seinen großen, starr ins Weite gerichteten Augen.

Sie schlug die Wimpern zu ihm auf. „Es thut mir leid, daß ich Sie gestört habe!“ sprach sie scheu.

„Sie stören nicht!“ Er ließ seine muskulöse Gestalt auf den Stuhl neben ihr gleiten und wurde wieder ganz ruhig. „Aber all die dalketen Gletscherbummler . . . das müßige Pack, das sich im Gebirg herumtreibt wie die Affen auf'm Jahrmarkt . . . die können einem die Berge verleiden. Da werd' ich grob wie Bohnenstroh!“

„Das hab' ich gemerkt!“ sagte sie hell auflachend.

„Die empfinden ja nichts dabei!“ fuhr er grimmig fort . . . . . „hingegen . . wer mit offenem Aug' da hineinschaut. . . Sie haben ja ganz recht mit Ihrem dunklen Drang, etwas zu sehen und zu erleben. Unsere Schuld ist's ja, daß aus den Frauenzimmern nichts Gescheites wird. Wir räumen ihnen alle Größe und alle Schrecken des Lebens aus dem Weg, wir halten sie zeitlebens wie die Kinder, wie die Puppen, statt sie emporzuziehen und ihnen eine wahre Menschenseele zu geben . . und dann wundern wir uns womöglich noch —“ er zog eine Cigarre heraus und schnitt nachdenklich die Spitze ab — „. . daß sie sind, wie sie eben sind!“ ergänzte er ruhig und warf die Spitze in die Ecke.

„Aber so sind nicht alle!“ sagte Elisabeth herbe.

Er zuckte die mächtigen Schultern. „Die paar, die anders sein möchten, können's doch nicht! . . . . Und außerdem . . . wer weiß, ob's irgend einer damit wirklich ernst ist . . . ich glaub's nicht!“

Er schwieg, große Rauchwolken in die Dämmerluft blasend. Und Elisabeth hatte die deutliche Empfindung, daß in dem Leben dieses finsteren Gletscherwanderers die Frauen schon eine große und keine glückliche Rolle gespielt hatten.

Nach einer Weile stand er plötzlich auf, öffnete die Thüre der Hütte, warf einen Blick ins Freie und winkte ihr dann leise, fast geheimnisvoll, mit hinauszukommen.

Sie that es und blieb wie geblendet stehen.

* * *

In Vollmondschein gebadet lag die Gletscherlandschaft vor ihr.

Ein helles, bläulich flutendes Licht spielte über dem glitzernden Eis, dem warmen Weiß der Schneedecken. In schwarzen, ungefügen Rissen zeichneten sich, kreuz und quer laufend, die Gletscherspalten davon ab. Feiner, weißer Rauch schwebte darüber, und in dieser eisigen Ausdünstung des Gletschers gewannen die halbverschleierten, seltsam ragenden Zacken, die Säulen und Türme dieser Eiswelt den Anschein märchenhafter Fabelgestalten.

Über der spiegelnden Fläche erhoben sich im Hintergrund die Berge. Wie große weiße Flecken schwammen die Schneefelder an dem tiefblauen Nachthimmel, und erst bei näherem Hinsehen erkannte man die sie umschließenden schwarzen Umrisse der Felswände und Geröllhalden. Bis in den Himmel hinein schienen die matt leuchtenden Gipfel zu ragen. Dicht neben und über den unregelmäßigen Schneeflecken funkelten in winterlicher Klarheit die Sterne und stand der Vollmond am Himmel, der Beherrscher dieser reglos schweigenden, wie aus blauem Dämmerlicht gewebten Traumwelt.

Die Luft war seltsam lau und weich. Sie umspielte schmeichelnd die Stirne. Und beinahe unheimlich wirkte dieser warme, brünstige Hauch inmitten der starren Öde.

Von oben, vom ewigen Schnee herab klangen zuweilen seltsame Töne. Ein lang gezogenes Seufzen, wenn der Wind in Felsenklüften spielte, ein jauchzendes Pfeifen, wo er frei über das Feld dahinfuhr . . . . verhallende Rufe wie von Menschenstimmen . . . wie das Grollen böser Tiere . . . . dann wurde wieder alles still . . . . .

Elisabeths Augen wurden feucht, und schwere Atemzüge hoben ihre Brust.

„Ist's schön?“ hörte sie neben sich die Stimme ihres Begleiters.

Sie schüttelte den Kopf.

„Mehr wie schön! Das ist groß! Das nimmt uns alles Kleinliche und Klägliche aus dem Herzen!“

Er wandte den Kopf zu ihr. „Gerad' das, was Sie da sagen, hab' ich eben gedacht!" sagte er kurz.

Sie schauten sich an und wußten, daß sie sich in diesem Augenblick verstanden. Oben im Gletscher stöhnte es auf. Ein Föhnstoß kam von da herab und umfing sie, heiß und schauernd wie der Atem eines Riesen.

Sie sprachen kein Wort mehr, bis sie wieder in die Hütte traten, in der der alte Christen ruhig weiterschnarchte.

Während Elisabeth sich niedersetzte, zog ihr Begleiter ein Fläschchen heraus und wog es in der Hand. „Ich wollt's morgen auf dem Gipfel trinken!" sagte er. „Aber ich seh' schon: das Wetter wird ganz schlecht! . . Also . . damit nichts verloren geht."

Er goß zwei Becher voll Champagner und reichte ihr einen herüber. „Trinken Sie nur! Sie verdienen's!"

„Wahrhaftig?" sie leerte fügsam das Glas. „. . Das hätte ich nun wirklich nie geglaubt, daß Sie mich Störenfried noch einmal mit Champagner bewirten würden. . ."

Er schaute ihr lächelnd zu. „Lassen Sie sich's schmecken!" sagte er und schenkte ihr wieder ein. „Und vergessen Sie Ihr erstes Abenteuer in den Bergen nicht."

„Und meinen Beschützer auch nicht!" Sie hob ihr Glas und trank ihm ernsthaft zu.

Er nickte. „Sie können meinen Schutz schon annehmen! Ich bin ein alter Mann gegen Sie! Wie alt sind Sie? . . Vierundzwanzig . . fünfundzwanzig . . so was . . sehen Sie . . da bin ich reichlich zehn, zwölf Jahre älter wie Sie, mein Fräulein!"

„Aber Junggeselle!" Sie wies auf seine Hand und schaute ihm lustig fragend ins Gesicht.

Er hielt ihren Blick aus, mit ernsten, trüben Augen, und schüttelte leicht den Kopf. „Ich war schon verheiratet!" sprach er.

Ihr Gesicht wurde ernst.

„Und sie ist gestorben? . . . Ach . . Sie Armer!"

Er hatte sich erhoben und ging mit seinen schweren kraftvollen Schritten quer durch das Zimmer, um das Gletscherseil zu holen. „Gestorben nicht!" sagte er gleichgültig und nestelte an dem Strickwerk . . „Es geht ihr so weit ganz gut auf der Welt!"

Also geschieden! Jetzt begriff sie manches und schaute still zu, während er ein Ende des Gletscherseils an Balken und Wandhaken derart befestigte, daß es quer über das Strohlager hinwegging. Über das Seil hängte er dann eine der Wolldecken, so daß ein eigener kleiner, durch die beiden Hüttenwände und den Woylach gebildeter, nach vorn offener Verschlag entstand, in dem er noch ein ledernes Kopfkissen und eine Decke auf das Stroh niederlegte.

„So . . da ist Ihr Kämmerchen!" sagte er gutmütig. „Nun kriechen Sie hinein, und legen Sie sich aufs Ohr. Morgen ist auch noch ein Tag. Ich lösche das Licht aus. Dann können Sie es sich ganz ruhig bequem machen."

Die Hütte ward dunkel. Eine Weile knisterte es noch im Stroh. Dann hörte man nichts mehr als das Schnarchen des Alten.

„Gute Nacht!" rief eine helle Stimme aus dem Verschlage hervor.

„Gute Nacht!" erwiderte er, und sie schlossen die Augen.

Aber lange noch lagen die Beiden schlaflos da.

III.

Mitten in der Nacht wachte sie plötzlich auf. Ein unbestimmtes Geräusch hatte sie geweckt.

Sie fuhr in die Höhe und starrte schlaftrunken in die Finsternis. Wo war sie denn eigentlich? Rings um sie undurchdringliches, beinahe mit den Händen zu greifendes Dunkel, eine kalte, feuchte Luft, knisterndes Stroh, eine grobe Pferdedecke . . . . und über ihrem Haupte — es mußte auf dem niederen Dach der Klubhütte sein — ein betäubendes Trommeln und Prasseln, in das sich das Knirschen der fest geschlossenen Holzläden und draußen das Stöhnen des Sturmes mengte.

„Was gibt's denn?" rief sie angstvoll vor sich hin.

Da merkte sie, daß auch ihr Hüttengenosse nicht schlief.

„Unwetter gibt's!" antwortete seine tiefe Stimme herüber. „. . Hagelschlag und

Wind und Regen. Das Hochgebirge ist nun einmal ungalant. Das nimmt auf die schönsten Damen keine Rücksicht!"

Sie wickelte sich fester in ihren Woylach. „Eigentlich hab' ich ein bißchen Angst!" sagte sie zweifelnd.

Im Dunkel neben ihr lachte es dröhnend auf. „Angst? . . Sie? Ja . . wovor denn?"

„Das weiß ich nicht! . . . ."

„Sie haben keine Angst!" entschied die Baßstimme jenseits der trennenden Decke. „Sie bilden sich das bloß ein. Und wenn Sie wieder eine Anwandlung bekommen, so denken Sie daran, daß ich bei Ihnen bin, und Ihnen also gar nichts passieren kann!"

Sie atmete erleichtert auf. Ja . . das war richtig. Sie befand sich hier in guter Hut. Der starke, unverzagte Mann da drüben würde sie schon schützen gegen die Berge, denen er selbst so seltsam glich in seiner Ruhe und Kraft und Einsamkeit.

Rasch wie er gekommen, zog der Hagelstrich weiter. Das Erbsenschütteln auf den Dachschindeln verstummte, und statt seiner begann draußen einlullend das eintönige Rauschen des Regens. Sie seufzte noch einmal tief auf, dann schlief sie wieder ein.

* * *

Es ist, als ob solch eine Regennacht in der Alpenwelt kein Ende nehmen will. Stunde auf Stunde verrinnt. Die Uhr zeigt auf sieben, sie zeigt auf acht Uhr, und noch dringt kaum ein fahler Tagesschein durch die vom Holzladen befreiten Scheiben in das dämmernde Gemach. Und zuweilen ist es, als ob auch dies bißchen Schimmer wieder erlöschen und gleich der nächsten Nacht Platz machen würde.

Er war längst aufgestanden, hatte seinen Anzug in Ordnung gebracht und sich eine Cigarre angezündet. Nun saß er am Tische und sah, aufmerksam und unbeweglich, auf eine Stelle, wo der, im Laufe der Nacht etwas vom Seile herabgeglittene Woylach eine Lücke freiließ.

Und hinter dieser Lücke lag ein blasser, schöner, von losem Goldhaar umrahmter Kopf. Mit geschlossenen Augen in das Stroh gebettet hätte er einer Toten gehören können. Aber ab und zu zuckte es im Traum um ihre roten, halbgeöffneten Lippen, und er hörte ihre leisen, ruhigen Atemzüge.

Seit einer Stunde hielt er den Blick mit tiefem Interesse auf dies merkwürdige Schauspiel gerichtet.

Der alte Christen in seiner Ecke war auch schon munter. Mit gekreuzten Beinen saß er, an seiner Stummelpfeife saugend, im Stroh, blinzelte ab und zu nach dem Herrn herüber und greinte dann rätselhaft vor sich hin.

Da machte sie eine Bewegung und streckte den Arm aus, wie um zu erwachen. Ihr Gegenüber sprang auf, winkte dem alten Zum Brunnen, und beide verließen die Hütte.

* * *

Als Elisabeth aufstand, sich die Schuhe zuschnürte und das Stroh aus den Kleidern klopfte, empfand sie ein seltsames Mißbehagen, eine Art „Katerstimmung."

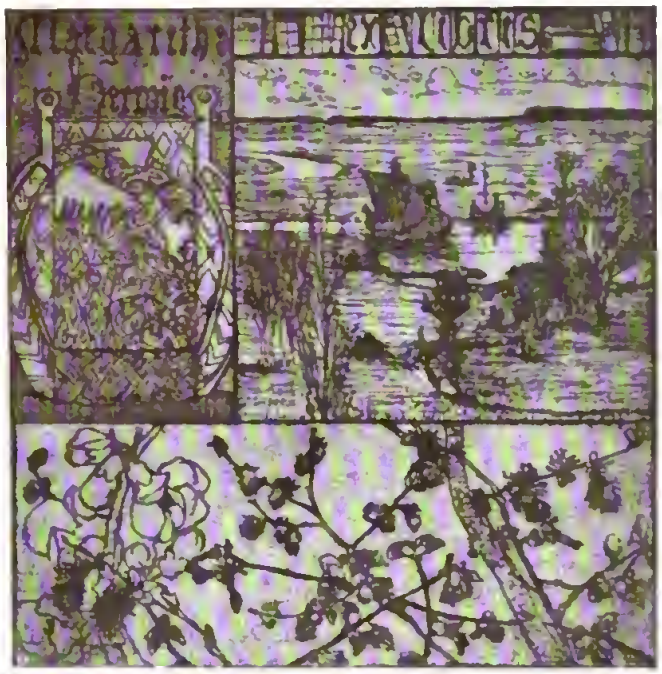
Diese schmutzige, eiskalte Hütte, das zerwühlte, auch nicht ganz einwandfreie Strohlager, der beißende Tabaksqualm, der sich in Wolken an der Decke hinzog, die schmutzigen Teller und Schüsseln mit ihren Käserinden und Wurstschalen, die, mit Asche überstaubt, neben dem Ofen aufgeschichtet standen, die Stricke, die Pickel und all das sonstige Gerät in den Ecken und nun gar da oben der Verbandkasten — ihr wurde ganz flau zu Mute, während sie sich vor dem erblindeten Spiegelchen notdürftig die Haare zurechtmachte.

Dann öffnete sie die Thüre und trat hinaus.

Eine Winterlandschaft umfing sie! Alles ringsum weiß, soweit der Blick durch den dick flutenden Nebel drang. Bis zu den Hüttenwänden hin lagen die Schneereste und dazwischen in kleinen Mulden und Furchen des Gerölls die vom Wind zusammengefegten Graupenkörner des nächtlichen Hagelschlags.

Auch jetzt hörte man das Pfeifen des Sturms im Nebelgetriebe. Vereinzelte weiße Flocken senkten sich ununterbrochen, mit feinem Sprühregen untermischt, hernieder. Es war bitter kalt.

Die beiden Männer, die vor der Hütte standen und über die Wetteraussichten verhandelten, hatten sich fest in ihre Mäntel gewickelt. Als sie herankam, reichte ihr der greise Bergführer schweigend die Hand, ein hornartig braunes Riesengebilde, in dem ihre zarten weißen Finger rettungslos ver-



Bücherzeichen.
Nach einer Radierung von Heinrich Vogeler, Worpswede.

schwanden, sein Gefährte aber lachte laut auf.

„Guten Morgen!“ rief er . . . . . „Heute scheint es mit der Abenteuerlust nicht mehr so weit her zu sein!“

„O doch!“ sie stockte . . „. . nur vorher . . . . sagen Sie mal, ist denn gar kein Waschwasser aufzutreiben?“

„Nein!“ sagte er streng. „Wer sich vor einer Gletschertour wäscht, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er aufgesprungene Lippen und Risse in der Haut bekommt. Und wollen Sie für den Rest Ihrer Tage mit einer roten Nasenspitze herumlaufen?“

„Lieber tot!“ sagte sie schaudernd.

„Also gehen's wieder in die Hütten!“ entschied er . . „. . Haben Sie Eau de Cologne bei sich? . . schön! . . Damit kann man sich vortrefflich waschen!“

Das that sie also. Dann klopften die Männer an die Scheibe und erhielten die Erlaubnis, einzutreten.

Sie hatte sich des Frostes wegen in eine Decke gewickelt und sah, auf einem Schemel kauernd, gähnend und verschlafen zu, wie der Morgenkaffee bereitet wurde.

Eigentlich war es doch ganz spaßhaft. Und der Gedanke, bald etwas Warmes in den Leib zu bekommen, erfüllte sie mit neuem Wagemut.

Vor den Fenstern huschte etwas geschäftig hin und her. Ein kleines, rostbraunes Wiesel, das in zierlichen Sprüngen über Gestein und Schnee flog und sich an den weggeworfenen Poulethnochen gütlich that.

„Das Viehchen haust schon zwei Jahre hier!“ sagte vom Ofen her ihr finsterer Freund. „. . Ich seh's jedesmal, wenn ich in die Hütte komm'. Aber wovon's außerhalb der Saison lebt, das mag der Himmel wissen.“

Der alte Christen hatte seinen Kaffee geschlürft und sah aufmerksam in das Hundewetter draußen hinaus, das nur ab und zu ein Windstoß von oben erhellte. Dann krochen wie eine Herde gescheuchter Gespenster die Nebelschwaden über den Gletscher zurück, ein, zwei eilig im Sturm treibende graue Fetzen als Nachzügler hinterher, und man konnte einen Augenblick die Berge auf der anderen Seite erkennen.

Endlich ging Zum Brunnen hinaus, um sich durch ein wunderliches Schnuppern in der Luft über die Chancen der Witterung zu unterrichten.

Inzwischen hatte der andere einen primitiven Frühstückstisch bestellt.

Sehr behaglich fühlte sie sich nicht, als sie in dem grämlichen Morgenlicht ihm gegenüber Platz nahm. Mit blassem, übernächtigem Gesicht und Strohfetzchen im

Haar, mangelhaft gewaschen und zur Not frisiert, mußte sie recht wie eine Zigeunerin aussehen.

Und überhaupt war es doch eine eigentümliche und beklemmende Situation, besonders nachdem sie gestern so schnell miteinander vertraut geworden waren.

Auch er schien etwas mißmutig. Er schwieg und rauchte.

„Sind Sie denn den ganzen Sommer so in den Bergen?“ fragte sie ihn endlich, um irgendwie das Gespräch zu beginnen.

Er nickte. „Sowie die Ernte herein ist, bis tief in den Herbst bin ich ein Stammgast aller Schweizer Klubhütten. In die Tiroler gehe ich nicht gern. Das werden bald Hôtels mit Kellnern, Lift und elektrischer Beleuchtung. Und ich will allein sein. .“

„Und wenn Sie nicht mehr auf die Berge können . . . was machen Sie die übrige Zeit im Jahr?“

„O,“ sprach er und paffte die Cigarrenwolken vor sich hin . . „. . im Winter hab' ich die Jagd . . . schöne Jagd auf Hochwild und Sauen . . . Und im Frühjahr und Frühsommer . . da hab' ich als Landwirt genug auf dem Felde draußen zu thun. Da wird mir die Zeit nicht lang!“

Sie blickte ihn fest an. „Mir würde die Zeit doch lang werden,“ sagte sie mit klarer Stimme . . „. . wenn ich mich gar nicht um meine Mitmenschen kümmerte. Ich finde . . das muß man! Nicht des Amüsements wegen . . . das ist gewiß oft zweifelhaft . . aber es ist unsere Pflicht, auch anderen Menschen etwas zu sein!“

„Wenn die uns etwas sind . . .“ Er füllte sich bedächtig seine Tasse mit Milchkaffee und brockte Brot herein. „Aber da steckt's eben. Es gibt nun einmal Dinge auf der Welt . . wenn man die einmal hinter sich hat, so begreift man die Menschen nicht mehr und will mit ihnen nichts mehr zu thun haben, nicht im guten und nicht im bösen . . .“

Aus unserer Studienmappe:

Am Wege.
Nach einer Kreidezeichnung von Otto Modersohn, Worpswede.

Seine Ruhe verdroß sie. „Und wenn nun ein jeder ein solcher Menschenfeind wäre," fragte sie erregt .. „wie würde es dann wohl auf der Welt aussehen? Denken Sie einmal selbst nach, was. . ."

Er schüttelte den Kopf und sah ihr ins Gesicht.

„Glauben Sie mir," sagte er langsam, „.. den Menschenfeinden thut man Unrecht. Das sind zumeist Leute, die nicht zu schlecht, sondern zu gut von der Menschheit gedacht haben, die sie zu ernst und zu tief genommen haben. Das verdient sie nicht. Die Menschenfeindschaft kommt aus der Menschenliebe! . . . Oder sogar .. sie ist ein und dasselbe . . . . es ist Liebe, die nichts findet, was ihrer wert wäre."

Er sah gleichmütig zum Fenster hinaus in das Geriesel von Regen und Schnee und hüllte sein buschiges Haupt in eine Wolke von Cigarrenqualm. Elisabeth wußte nicht recht, was sie ihm erwidern sollte.

„Ein so einsamer Mensch muß doch sehr unglücklich sein," sagte sie leise.

„Man gewöhnt sich dran!" erwiderte er kurz. „Und dann ist einem wohl dabei. Und außerdem . . . kein Mensch ist unglücklich, der die Natur noch hat. Die Berge da . . . . die bleiben mir immer treu. Die lügen und trügen nicht. Die schmeicheln nicht. Die haben meine volle Hochachtung!"

„Das begreif ich wohl . . ." sie stockte .. „.. und daß ein Mann von den Frauen nichts mehr wissen will, das kommt ja auch vor. Aber dann hat er doch andere Männer . . . ich meine wenigstens einen guten Freund, der. . ."

Sie erschrak und brach ab. So unheimlich war das grimmige Leuchten, das blitzschnell über sein Gesicht fuhr und wie in wütendem Haß aus seinen Augen sprühte. Er sah furchtbar aus in diesem Moment. Aber schon nahmen seine Züge den gewohnten ruhigen Ausdruck wieder an.

„Freundschaft?" sagte er ... „.. Glaubt man bei Ihnen wirklich noch an das Fabeltier! . . . Das ist ein Kindermärchen! Aber freilich . . . es gab 'ne Zeit . . da war ich auch nicht klüger. Da hatt' ich auch einen Freund . . . einen Herzensfreund .. 's ist jetzt fünf Jahre her. . . . Und seitdem sag' ich mir: ‚Verflucht, wer auf Menschen baut!' . ."

Elisabeth senkte das Haupt. Jetzt konnte sie sich wohl denken, was dem Mann da vor ihr die Lebensfreude geraubt hatte.

Der war inzwischen aufgestanden und ans Fenster getreten. „So geht's," meinte er nach einer Pause halb lachend, halb ärgerlich, . . „. . . wenn ein schweigsamer Mensch wie ich, der seit Wochen kaum ein Wort gesprochen, ins Schwatzen kommt. Da erzählt man Dinge, die Sie gar nicht interessieren können und die auch gar nicht für Ihre Schönheit und Jugend passen."

„Ich hab' Ihnen gern zugehört!" sagte Elisabeth. „Hier in den Bergen kommt ein Mensch dem andern nahe. Denken Sie nur, wenn wir uns unten im ‚Bär' an der Table d'hôte getroffen hätten! Was hätten wir da für unnützes Zeug über das Wetter und das Essen und Gott weiß was gesprochen. . ."

„Es wäre doch besser gewesen!" Er trat auf sie zu und sah, ihre Hand fassend, aus seinen grauen Augen auf sie herab. „Vergessen Sie das alles, was ich gesagt hab' . .! 's ist Unsinn! Und Ihnen wünsch' ich eines von Herzen: einen rechten, ordentlichen Mann, dem Sie kein Spielzeug, sondern ein treuer Freund sind. Dann werden Sie eines Tages über mich armen Menschenfeind lachen und recht daran thun. . . ."

Sie zögerte einen Augenblick. Dann öffnete sie mit raschem Entschluß die Lippen, wie um ihm etwas zu gestehen, da trat der alte Christen wieder ein.

Besser wär's schon, knurrte er, wenn man ginge. Das Wetter würde doch nur noch schlechter. Und wenn's zum Schneesturm käme, könnte man mit ‚ihr' überhaupt nicht mehr die Felsen entlang.

Er schaute auf Elisabeth, und der andere nickte nachdenklich. „Wir müssen halt zusehen, wie wir sie bei dem Neuschnee über die Bänder bringen . . ." sagte er.

„Die hat schon Courage," erwiderte der Alte und fing an, die Blechteller zu reinigen, den Boden zu fegen und die Hütte wieder in Ordnung zu bringen. Endlich war das alles geschehen, die Asche ausgeleert, das Feuer bis auf den letzten Funken sorgsam verlöscht, das Stroh aufgeschüttelt und die Namen in das Fremdenbuch eingetragen.

„Haben Sie sich's Gesicht tüchtig mit Vaseline eingerieben?“ fragte der Gletschermann . . „. . Ja? . . Alsdann . . los!“

Sie stiegen den Schutthang hinab bis zum Gletscher. Dort wurde das Seil hervorgeholt.

„Kommen wir denn an gefährliche Stellen?“ fragte Elisabeth, während sie die Arme hochhob, um sich das Seil umlegen zu lassen. Aber ihr Begleiter sagte nur: „In vier Stunden sind's unten!“ und verknüpfte sorgsam den Knoten.

Über den Gletscher, den sie schon von gestern kannte, ging es mühelos dahin. Dann nach rechts in ein Gewirr von Steinblöcken und Felstrümmern, die sich zwischen dem Eisstrom und der Bergwand hinzogen. Enger und enger wurde dieser Geröllstrich. Endlich hörte er ganz auf. Vor ihnen senkte sich der Bergsturz direkt zum Gletscher herab. Nur eine schmale mit blendendem Neuschnee bekleidete Kante zog sich als ein kaum fußbreiter Sims längs des verwitterten Gesteins dahin, ab und zu in dessen senkrechten Rissen verschwindend und auf der anderen Seite der Kaminwand wieder auftauchend.

„Da sollen wir herüber?“ fragte sie kühl. Aber ihr Herz pochte doch ein wenig.

Er drehte sich zu ihr um. „Sie sind gestern über ganz andere Stellen gegangen. Wenn nicht Neuschnee wär', dann hätten wir hier die reine Chaussee! Die Felsbänder kommen bloß den Anfängern so grauslich vor . . . das ist eine alte Geschichte.“

Vorsichtig tappten und schoben sie sich dahin, bei jedem Schritt mit dem Fuß in dem glitscherigen, tückischen Neuschnee den festen Steinboden suchend und mit den Händen an den Grissen der überhängenden Felswand entlang tastend. Anfangs hatte sie starr vor sich auf die Fußstapfen gesehen. Jetzt wurde sie kühner und wagte einen Blick nach rechts in den Abgrund hinab.

Aber sie mußte sofort stehen bleiben und den Kopf nach dem Gestein wenden, um das ihre Finger sich krampfhaft krallten. Nicht, daß sie schwindlig geworden wäre! Aber diese scheußlichen Gletscherspalten da unten in der Tiefe, die wie hungrige Bestien mit aufgerissenen Rachen auf sie warteten. . . . . .

Er drehte sich um. „Wollen's wohl gradaus schauen!“ schrie er zornig. „Das fehlte noch, mit dem Gletscher da unten zu kokettieren! . . Ich hab' keine Lust, mir wegen Ihnen 's Genick zu brechen! Und der Christen auch nicht!“

Seine Grobheit gab ihr neuen Mut. Sie stand jetzt an einer Stelle, wo das Band in spitzem Winkel in einen Felskamin einsprang und auf der anderen Seite wieder herausführte. Hier mußte man einen Schritt über den Abgrund thun, der fünfhundert Fuß tief unter ihr gähnte.

Er war schon drüben. „Vorwärts!“ schrie er . . „. . Ein ordentlicher Sprung!“ . .

Sie holte tief Atem und sprang hinüber. Fast ehe sie dort mit den Füßen den Boden berührte, hatte er sie schon mit einem gewaltigen Ruck an sich gezogen, daß sie, hart an ihn gepreßt, fest dastand.

Der alte Christen stieg, zerstreut um sich blickend, mit einem langen, schlenkernden Storchschritt über die Kluft, wie man eine Straßenrinne überschreitet; und weiter ging's, die steilen Hänge entlang, bis zu der letzten Wand.

An dieser waren Eisenstifte zum Heruunterklettern angebracht. Aber die glasharte, spiegelglatte Eisschicht, die heute das Metall überzog, machte die Sache mühsam.

„Nur fest zugepackt!“ hörte sie unter sich eine Stimme, während sie, an den Felsplatten hängend und rutschend, mit Händen und Füßen tastend und mühsam unter dem straff gespannten, einschnürenden Seile Atem holend, die Höhe hinabstrebte . . „. . . in das Eisen greifen, als ob man's zerquetschen wollt' . . . . . so ist's recht.“

Sie kam ein wenig ins Rutschen und stieß mit der Stiefelspitze in seinen Nacken. „Verzeihen Sie!“ rief sie lachend.

Er antwortete nicht, sondern schwang sich über einen Felsrand, der einige Fuß glatt abfiel, auf das Geröll des Gletschers.

„So!“ sagte er von unten und wischte sich den Schweiß von der Stirne . . . . „Das war die letzte Station. Von der kommen Sie nicht herunter, ehe Sie mir nicht Pardon gewährt haben!“

„Wofür denn?“ Sie saß auf dem Rande des Felsens und schaukelte ungeduldig mit den Füßen.

„Dafür, daß ich Sie vorhin angeschnauzt hab'! . . Aber im Gebirg ist das das beste Mittel, wenn einer zaghaft wird.“

Sie lachte hell auf, warf einen flüchtigen Blick nach hinten, ob Christens Seil lang genug sei, und sprang so rasch herunter, daß er gerade noch Zeit hatte, die Arme zu öffnen und sie aufzufangen.

Eine Sekunde hing sie an seiner Brust, seine Hände hielten ihren schlanken Leib umfaßt, und ihre Augen trafen sich, dicht vor seinem Antlitz leuchtend, mit den seinen in einem jähen, fast erschrockenen Blick.

Dann ließ er sie sanft auf den Boden gleiten. „So . . jetzt ist's überstanden . . ." sagte er rauh und wandte den Blick von ihr hinweg, wie sie von ihm . . „. . jetzt noch 'ne Stunde über den Gletscher! Dann kommen wir zum Chalet, und die arme Seele hat Ruh. ."

Es war eine schweigsame Wanderung. Kaum ein Wort wurde zwischen den Beiden gewechselt, während sie in Nebel und Regen über das Eis dahinschritten, und mehr als einmal mußte der alte Zum Brunnen von hinten einen warnenden Zuruf ertönen lassen. So sehr schienen die Beiden in die Gedanken versunken, die seltsam und jählings ihre Seele erfüllten. . . . .

* * *

Auf hohen Leitern stiegen sie vom Gletscher zu dem kleinen Bergwirtshaus empor.

Eine Menge Alpenstöcke lehnten in der Veranda, Stimmengewirr und Gläserklirren tönten von innen, und in der Küche sah man vor dem flackernden Herdfeuer eine Anzahl Führer, meist ältere, zu großen Expeditionen nicht mehr brauchbare Männer sitzen. Der Lichtschein spielte über den verwetterten Gesichtern und den braun gekleideten Gestalten.

Das Chalet war überfüllt. Gletscherbummler aller Nationen, bergstockbewehrte Touristen, Damen und Kinder, allerhand Leute, die hier einmal der Eisregion einen ungefährlichen Besuch hatten abstatten wollen, drängten sich durcheinander und klagten über das schlechte Wetter.

Der Rückzug nach Grindelwald war abgeschnitten!

Es stürzten Wassergüsse auf den Saumpfad, berichtete die Wirtin, während sie den Hochgebirgswanderern Wein und Brot vorsetzte . . ., man könne nicht durch, bis der Regen ein paar Stunden aufgehört habe.

Das waren schöne Aussichten. Mißmutig sahen die beiden in das Getümmel dieser mit

Aus unserer Studienmappe:

Alte Frau. Nach einer Studie von Fritz Mackensen, Worpswede.

Aus unserer Studienmappe:

Studie zu dem folgenden Einschaldbilde „Gottesdienst“ von Fritz Mackensen, Worpswede.

Rundreisebillet und Bädecker behafteten alpensimpelnden Menschheit um sie her.

An einem Tisch ein Schwarm bebrillter, magerer Studenten, andächtig um einen jungen Engländer geschart, der die Stummelpfeife im Mund, die Hände in den Hosentaschen ihnen Aufschlüsse über die Besteigung der „Jungfrau“ vom Trümmletenthal aus gibt und sich für die in gebrochenem Deutsch hingeworfenen Weisheitsbrocken durch atemlose Aufmerksamkeit belohnt sieht.

Daneben eine pikante Brünette. Eine Italienerin mit ihrem Mann. Sie hat sich als „socia d. club Alpino Italiano“ im Fremdenbuch eingeschrieben und blickt verwegen darein. Aber unten in der Küche erzählen sich lachend die Führer, daß die zierliche Dame schon auf dem Saumpfad ober Grindelwald schwindlig wurde.

Ein paar Genfer sitzen neben der socia und machen ihr in elegantem Französisch den Hof. Um den Mann, einen finsteren, bräunlichen Herrn mit pechschwarz flackernden Augen, kümmern sie sich nicht besonders.

Wird an diesem Tisch geflüstert, so brüllt und wettert es an dem nächsten. Vollbärtige, dickbäuchige Männer aus Süddeutschland sind es, in Jägerschen Normalhemden und mit grasgrünen Rucksäcken bewehrt. Ihr Orakel ist der in ihrer Mitte thronende, dicke alte Herr, der vor zwanzig Jahren einmal auf dem Ortler war! Ihm kann das schon nicht imponieren, dies Gethue mit den Berner Alpen, auf die schließlich jeder Schneidergeselle heutzutage steigt .. und überhaupt ... die Schweiz ... diese Hôtels . . diese Engländer . . diese Preise. . . . . .

Der magere Tourist aus Frankfurt sekundiert ihm. Diese zerfallenen Strohställe, die man in der Schweiz Klubhütten zu nennen beliebt! Er möchte die verehrlichen Obmänner des Schweizer Alpenklubs nur 'mal an der Nase nehmen und nach Tirol führen . . in die Payerhütte etwa . . oder meinetwegen auch in das bayrische Knorrhaus. Dort könnten sie ihr blaues Wunder sehen an reinlichen Betten und gutem Konservengulasch und Pschorrbräu vom Faß ...

Er bricht erbost ab, und niemand begreift, warum der magere Tourist aus Frankfurt nicht in der Payerhütte oder dem Knorrhaus bleibt, statt alljährlich in die Schweiz zu reisen.

Ein Spaßmacher ist auch da, ein junger gelenkiger Mensch, in weißem Flanell

und himmelblauer Leibbinde. Er reißt Witze über das Wetter, er rennt hinter der Saaltochter her, und neben seinem Stuhl lehnt eine lange, nägelbeschlagene Holzlatte, die er scherzeshalber als Bergstock benutzt.

Einige sich ziellos im Zimmer herumlümmelnde junge Yankees zwischen zwölf und funfzehn Jahren, eine bildhübsche und zwei gespenstig häßliche Engländerinnen in grünem Schleier und Wettermantel, ein deutsches Ehepaar auf der Hochzeitsreise, das Hand in Hand dasitzend gleichmäßig in sanftmütigem Takte gähnt, ein schnarchender robuster Urschweizer, auf seinem Stuhl hin und her schwankend wie ein Schiff im Sturm .... und dazu draußen das Rieseln des Regens, der Dunst der nassen Kleider, der Fettqualm aus der Küche. ....

„Lange halt' ich's hier nicht aus!" sagte Elisabeth und schloß die Augen. Undeutlich klang der Wirrwar der Gespräche an ihr Ohr.

„Good weather . . goods guides ." Der junge Gentleman am Fenster blies einen Rauchring aus seiner Stummelpfeife .... „and the Gross-Schreckhorn is not exagerly difficult!"

„Sie waren wohl schon häufig oben?" erkundigte sich schüchtern ein Student.

„Den direkten Aufstieg zur Großglocknerscharte?" . . im Kreis der dicken Männer entsteht ein wütender Wortstreit .... „Ja .. lesen's denn die ‚Mitteilungen' überhaupt nicht? .... Wenn ich's Ihnen doch sag' ... der Pallavicini hat's gemacht .. schon lang vor seinem Unglück! .."

„Quelle odeur!" seufzt die schöne socia und weht mit der flachen Hand die vom Nebentisch herüberflutenden Tabakswolken auseinander.

„. . Was ist ihm denn passiert ... diesem Herrn Pallavicini?" Der hagere Oberlehrer rückt sich die Brille zurecht.

„Abgestürzt ist er . . der Markgraf!" belehrte ihn finster der Mann vom Ortler. „Schon lange ..." Und aus seinem Ton klingt es heraus: Unbegreiflich, wie jemand das nicht wissen kann!

Der Jüngling mit der Holzlatte räusperte sich: „Diese Art von Bergkraxelei ist doch einfach jemeingefährlich ... hat ja keinen sittlichen Wert! Überhaupt .. Wirtshäuser von innen, Berge von unten .. Kirchen ..."

„. . Ich wollte morgen weitergehen," sagte die hübsche Engländerin und mustert wohlgefällig ihren schlanken, schnurrbärtigen Führer, den sie aus der Küche hat rufen lassen . . „. . aber das Weg ist so schmal . . und ich bin so . . so schlecht im Kopfe!"

Der Führer lacht.

„Ihr Kopf schaut ganz gut aus!" meint er. Sie trennen sich mit derbem Handschlag und werden morgen, wenn das Wetter es erlaubt, weiter zur Strahlegg pilgern.

* * *

Der alte Christen schob sich ins Zimmer, suchte seine Dame und blieb dann schweigend vor ihr stehen.

Das hieß: Sollen wir uns hier häuslich einrichten, oder versuchen wir trotz alledem nach Grindelwald zu kommen?

Sie stand auf und langte nach dem triefend feuchten Wetterhütchen und den durchweichten Handschuhen. „Hier ists greulich!" sagte sie entschlossen .. „. . Ich gehe!"

Der Bergführer warf einen zweifelnden Blick auf den Herrn. Der erhob sich schwerfällig. „Patschnaß werden Sie!" sprach er schmunzelnd . . „. . . . Wie eine gebadete Katz' kommen's nach Grindelwald und müssen . ."

Sie unterbrach ihn empört. „Fangen Sie auch schon an? . . . Als ob ich von Zucker wäre! .... Lächerlich!"

Dabei hatte sie schon die Thürklinke in der Hand und erst sein Zuruf: „Sie wollen wohl mit der Zeche durchgehen!" veranlaßte sie, wenigstens so lange zu warten, bis die Rechnung berichtigt war. „Da ist mein Anteil!" sagte sie, drückte ihm das Geld in die Hand, das er zu ihrer Beruhigung, ohne ein Wort zu verlieren, einsteckte, die Thüre fiel hinter den dreien ins Schloß und trennte sie von den Philistern.

* * *

„Gott sei Dank, daß wir da heraus sind!" rief sie und schaute, die Arme ausbreitend, in das stürmische Regen- und Schneetreiben, das sie umgab .. „. . . Hier ist's viel schöner!"

Am Chalet begann der Saumpfad, der nach Grindelwald hinabführte. Sie blieb noch einmal stehen und sah sehnsüchtig in die Nebelwelt hinauf, aus der sie kamen. Ihre Augen glänzten.

„Freundlich waren die Berge ja nicht zu mir!“ sagte sie ernst . . „. . . Sie haben mich recht unwirsch empfangen, ganz wie einen kecken Eindringling. Aber es ist gut so. Die beiden Tage da oben . . die stehen ganz für sich in meinem Leben. Die vergess' ich nicht. Und ich komm' wieder. Ich werbe um die Gunst der Berge, bis sie mir gnädig sind. Einmal muß ja auch dort wieder die Sonne scheinen!“

Er sah sie an. Mit einem langen, seltsamen Blick. Und lange noch, als sie stumm den geröllüberschütteten Pfad hinabstiegen, klang es in seiner Seele nach: ‚Einmal muß ja doch wieder die Sonne scheinen.‘ . . . . .

Christen Zum Brunnen blieb plötzlich stehen und stieß ein herzliches Gelächter aus. Das war bei ihm so neu und überraschend, daß die Touristen sich ganz erschrocken nach ihm umwandten.

Er zeigte stillvergnügt den Weg entlang, und jetzt merkten sie, warum niemand aus dem Chalet hatte den Rückweg antreten wollen!

Durch den Regenguß hatten sich Bäche gebildet, die, den Berg herabströmend, als rauschender Wasserfall auf dem Pfad aufschlugen und dann auf der anderen Seite in schäumendem Gischt weiter zu Thale rannen. Wer den Weg fortsetzen wollte, mußte unter dieser eisigen Riesendouche hindurch! Sonst blieb nur die Wahl, umzukehren und sich im Chalet auslachen zu lassen.

„Vorwärts!“ rief Elisabeth kampfesfreudig. Ihr Begleiter lachte und auch der Alte meckerte fröhlich auf. Es machte ihm offenbar Spaß, daß sie alle nun platschnaß wurden. Mit einem raschen Ruck fuhr er in den Wassersturz hinein, drehte sich einmal darin um und zog das Seil, das er in der Hand nach sich geschleift hatte, straff. „Fest am Seil halten!“ schrie er der Dame zu.

Die packte das Seil, schloß die Augen und stürzte sich in das Abenteuer. Brrrr! Sie schrie laut auf, als plötzlich mit einem dröhnenden Schlag auf den Kopf die Wassermassen auf sie niederkrachten und das eisige Naß im Augenblick den ganzen Leib entlang rann.

Aber da war sie schon draußen und schüttelte sich. Ein Gefühl tollen Übermuts kam über sie. „Juhuu!“ schrie sie, die Hand an den Mund legend, in den Nebel hinein, und aus der Ferne kam das lachende Echo.

Sie fühlte sich am Arm berührt. Ihr Begleiter stand triefend neben ihr. „Rasch laufen!“ rief er ihr durch das Brausen des Falles ins Ohr . . „. . . damit Sie sich nicht erkälten!“

Im Laufschritt ging's jetzt den steinigen Pfad bergab.

Merkwürdig . . . sie fühlte gar keinen Frost, und als man an ein zweites, kleineres Rinnsal kam, tollte sie lachend mit gesenktem Kopf in die Flut hinein und mit einem mächtigen Sprung wieder hinaus, als ob es sich um eine angenehme Erfrischung handele. Schien doch derselbe zarte Körper, dem im Ballsaal ein offen stehendes Fenster schwere Krankheit bringen konnte, hier in Anspannung und kräftiger Bewegung wie gefeit gegen alle Schäden.

Und nun lagen endlich Grindelwalds weit über die Matten hin zerstreuten Häuschen und die um den Bahnhof gruppierte Hotelkolonie vor ihr.

In der regenglänzenden Dorfgasse standen überall Gäste, Bergführer und Dienerschaft vor den Hôtels und warteten auf die zurückkehrenden Expeditionen, denen bei dem üblen Wetter so leicht ein Unfall in den Bergen zustoßen konnte.

Am Portal des „Bär“ verhandelte ein schmächtiger, peinlich elegant gekleideter Herr mit einigen Führern und dem Hôtelier. Er mochte zu Mitte der dreißig sein. Sein fein geschnittenes gutmütiges Gesicht mit dem kleinen blonden Schnurrbart trug den Ausdruck von Angst und Erregung.

„Natürlich!“ sagte Elisabeth stehenbleibend, und ein Schatten des Unmuts zog über ihr schönes Gesicht . . . . . „. . . . und in tausend Ängsten, wie ich mir's dachte!“

„Kennen Sie den Herrn?“ fragte ihr Begleiter.

Sie sah zur Seite. „Es war ja eigentlich nicht recht . .“ sagte sie mit gepreßter, unsicherer Stimme . . „. . aber es machte mir anfangs so Spaß, wie Sie mich gleich mit ‚Fräulein‘ anredeten und mich als junges Mädchen behandelten . . . Den Ring hatt' ich ja auch in die Tasche gesteckt, weil er mir beim Klettern so hinderlich war . . . . und dann später fand ich gar nicht mehr den Mut, Ihnen meine Unvernunft zu gestehen. . . .“

Der Herr trat einige Schritte vor.

„Da hört denn doch alles auf, Elisabeth!“ rief er, und man merkte an seiner Stimme, wieviel Mühe er sich gab, sich vor den Fremden zu beherrschen. „Ich fahre, nichts Böses ahnend, auf einen Tag nach Interlaken, und das benutzest du, um . . . .“

„Es ist mein Mann!“ Elisabeth sprach das rasch und halblaut vor sich hin, ohne ihren Begleiter anzusehen. Dann reichte sie dem alten Christen und ihm die Hand. „Schönsten Dank! . . ich muß mich jetzt eilen! Wir sehen uns ja heute abend bei der Table d'hôte!“

Sie ging mit raschen Schritten davon. Der andere sah ihr einen Augenblick nach, dann trat er durch eine Seitenthüre in die Küchenräume des Hôtels.

„Richten Sie mir Proviant für drei oder vier Tage!“ ordnete er an . . „. . Ich gehe in ein paar Stunden wieder hinaus!“

Zum Brunnen, der ihm gefolgt war, nahm vor Erstaunen die Pfeife aus dem Mund.

„Bei dem Wetter geht der Herr aus?“

„Ja.“

„Wohin denn?“

„Ich denk', ins Lauteraargebiet!“

„Und wenn das schlechte Wetter anhält?“

„Dann, mein guter Christen,“ der Herr klopfte ihm auf die Schulter . . „. . wird es hier im Thal regnen und oben auf dem Firn schneien. Und ich werde in der Klubhütte sitzen und mir was pfeifen!“

Der alte Christen zweifelte.

„'s könnt' ja sein, daß sich's bis übermorgen aufhellt,“ meinte er endlich gedankenvoll.

„Um so besser!“ Der andere wandte sich zum Kellner: „. . Also rasch die Provisionen und die Rechnung. Ich pack' unterdessen und zieh' mich um. . .“

„Geht der Herr denn ganz fort?“

„Ich denke!“ sagte der . . „. . Fürs erste wenigstens komme ich nicht nach Grindelwald zurück.“

IV.

„Nee . . . was zu doll ist, ist zu doll . . . . . da hört sich denn doch Verschiedenes auf . . . . . komm' ich da ganz gemütlich aus Interlaken . . vom Bankhaus mit'm Geld in der Tasche . . . frage: ‚ja . . zum Kuckuk . . wo steckt denn meine Frau?‘ . . . Einfach weg . . . . verschwunden . . . Gott weiß, wohin . . . der Nachmittag vergeht . . abends bekomm' ich die Mitteilung: Ihre Frau kampiert irgendwo in den Gletschern in 'nem Ziegenstall oder so was Gutem! . . Die Nacht vergeht. . . Der nächste Morgen . . und dann endlich kommt ein unbekannter Mann vom Berge und liefert mir freundlicherweise meine Gattin wieder ab . . . . . Nein, mein liebes Kind . . . ich denke . . du wirst mir zugeben, daß ich ein guter und rücksichtsvoller Ehemann bin . . . aber mißbrauchen darfst du das nicht . . . sonst . . sonst zwingst du mich eben auch, andere Saiten aufzuziehen. . . .“

Er wandte ihr den Rücken und sah zornig durch die regenblinden Scheiben hinaus in den grauen Spätnachmittag.

Vom Bette aus, in dem sie lag und ihren Thee schlürfte, sah ihn Elisabeth mit einer Art finsterer Neugierde an.

Er kam ihr so fremd vor, dieser elegante Aristokrat, der, immer mit gedämpfter Stimme und dem Bemühen, ihr nichts eigentlich Verletzendes zu sagen, sie nun schon seit zwei Stunden wie ein kleines Kind ausschalt.

Und doch war das ihr Mann. Und — darin hatte er ganz recht — ein guter und rücksichtsvoller Ehemann, um den schon viele ihrer Freundinnen sie beneidet hatten.

Sie lebten ja auch ganz glücklich miteinander — nicht gerade in verzehrender Zärtlichkeit, sondern als zwei gute, lustige Kameraden. Ihr Schloß im Thüringischen war selten leer von Gästen, der heitere hochragende Herrensitz, um den im Winter das Knallen der Büchsen durch die kahlen

Gottesdienst. Nach dem Gemälde
Internationale Kunsta

von Fritz Mackensen, Worpswede.
ausstellung, Berlin 1896.

Zweige scholl, und im Herbst das fröhliche Bellen und Rosseschnauben der Fuchshetze tönte. Wo sie sich im Lärm der Lawntennispartien, im Gewühl ihrer weitbesuchten Bälle sahen, da nickten sie sich freundlich zu und wußten sich eins in dem glänzenden, geräuschvollen Treiben ihrer Tage.

Jahrelang waren sie auch wirklich eins gewesen. Und wenn sie ehrlich war, mußte sie sich gestehen, daß ihr Gatte sich in keiner Weise seit dem Tage verändert hatte, da er um ihre Hand anhielt. Er war derselbe gutherzige, frohlebige Kavalier geblieben, der es als eine Ehrenpflicht ansah, der Frau, die ihm ihr Dasein anvertraut, dies Dasein so angenehm wie möglich zu gestalten.

Er war eben ein fertiger Mann, als er den großen Schritt in die Ehe that. Und sie? . . Sie lächelte trübe, wenn sie an ihre achtzehn Jahre von damals dachte. Sie erschien sich in der Erinnerung wie eine Fremde.

Wahrlich . . . sie war seitdem anders geworden. Wohl hatte sich ihren kühlen Sinnen und ihrem herben Stolze nie eine Anfechtung genaht, aber geistig — das fühlte sie mit wachsendem Schrecken von Jahr zu Jahr — lockerte sich immer mehr das Band, das sie an ihren Gatten hielt. Sie verlangte mehr vom Leben, Ernsteres und Tieferes, als er ihr geben konnte.

Ein paarmal hatte sie versucht, sich mit ihm auszusprechen.

Er verstand sie nicht, und sie entfremdeten sich noch mehr. Und ohne es zu wollen, begann sie auf ihn herabzusehen.

„Du weißt ja gar nicht, wie schön es in den Bergen ist!“ sagte sie endlich, um die peinliche Pause zu brechen, mit müder Stimme.

Er drehte sich gereizt um: „Schön?.... Und wenn du nun heruntergefallen wärst?.. Zum Teufel . . ich habe doch schließlich nur eine Frau, und unsere Edith nur eine Mutter . . . . . du ahnst natürlich gar nicht, wie gefährlich das ist . . . alle Augenblicke kommt so ein Kletterfritze kopfvor den Berg herunter, und das Unglück ist fertig. . .“

Sie schloß die Augen. Ein herber, spöttischer Zug spielte um ihre Lippen. „Schließlich ists deine Schuld!“ sagte sie. „Ich hab' dich oft genug gebeten, mich in die Berge zu führen . . und nur weil du es durchaus nicht thun wolltest. . .“

Er hatte sich vor ihrem Bette rittlings auf einen Stuhl gesetzt und rang, wie um Fassung zu behalten, die Hände.

„Ein Talent habt ihr Frauenzimmer, einem die einfachsten Dinge zu verdrehen! Also weil ich das Bergsteigen für einen Unsinn halte und dir verbiete, bin ich an allem schuld. .!“

„Dir verbiete!“ Sie öffnete die Augen und sah ihm wieder in kaltem Befremden nach, wie er aufstehend durch das Zimmer schritt.

Es kam ihr so seltsam vor, daß sie diesem Mann gehorchen sollte.

Sie wußte, daß sie ihn geistig weit überragte. Sie war stärker und hatte mehr Thatkraft und Entschlossenheit, vielleicht sogar mehr Mut als er.

Und doch: „Er soll dein Herr sein!“ Vielleicht ein gutmütiger, aber dafür ein verständnisloser Gebieter auf Lebenszeit.

Sie seufzte schwer auf. Ein dumpfes, entsetzliches Grauen vor der Zukunft ging durch ihre Brust.

Er trat wieder zu ihr: „Also sei vernünftig, Kind! Ich erlaub' dir nicht mehr, in die Berge zu gehen — und du kannst fragen, wen du willst, er wird mir Recht geben. Aber sonst soll geschehen, was du nur willst, und wir wollen von hier reisen, wohin du Lust hast. . .“

Sie fuhr in die Höhe. „Willst du denn weg von hier?“ fragte sie rasch.

Er räusperte sich ärgerlich: „Du hast mich hier ein bißchen lächerlich gemacht, ma chère . . . ein Ehemann, der quasi mit der Laterne seine Frau sucht und sich bei Hausknechten und Maultiertreibern nach ihrem Verbleib erkundigt . . enfin . . . ich möchte nicht mit dem gewissen Lächeln empfangen werden, wenn ich mit dir zur Table d'hôte komme. Das paßt mir nicht. Wir speisen heute auf dem Zimmer und reisen morgen früh ab. . .“

Sie schwieg.

(Fortsetzung folgt.)

Wegweiſer.

(Abdruck verboten.)

Ein Städtchen liegt am Rheinesſtrand,
Den Sommerwandrern wohlbekannt.
Umzirkt von Mauern altersgrau,
Mit manchem hohen Giebelbau,
Mit ſchmalen, dunklen, wunderlich
Gekrümmten Gäſſchen ſchmiegt es ſich
Fromm zwiſchen Rhein und Rebenhöh'n,
Verbaut, beengt, und dennoch ſchön.
Sacht ſchlängelt ſich ein Pfad hinauf
Zur Burg, die noch als Trümmerhauf
Sich trotzig hebt vom Felſenrand
Und weiten Blick gewährt ins Land.

Dort auf der Bank jahraus, jahrein
Sah man bei gutem Sonnenſchein
Ein rüſtig altes Männlein ſitzen.
Von Frohſinn ihm die Augen blitzen,
Und unterm weißen Lockenhaar
Blüht rötlich Stirn und Wangenpaar,
Wie vom Aprikenſchnee beflockt
Die Mandelblüte lieblich lockt.
Gar mancher nahm des Männleins acht.
Es ſang ſein Liedlein, pfiff und lacht',
Beſpitzt ein wenig ſchien's zu ſein,
Ja, es geſtand es ſelber ein;
Und zur Entſchuld'gung fügt' es bei,
Daß gar zu gut der Wein auch ſei,
Der Wein beim Wirt zum goldnen Stern.
„Das iſt ein Wein! Seht, liebe Herrn,
Seht, ſchöne Frau'n, — was wahr, bleibt wahr:
Ich bin nun an die achtzig Jahr,
Doch beſſ'ren Wein, ich muß geſtehn,
Hab' ich noch nie probiert als den!"

Die Fremden freuten ſich der Weiſung.
„So ſchützt ein Zufall vor Entgleiſung.
Wozu das Reiſebuch noch fragen?
Im goldnen Stern ſoll's uns behagen.
Das iſt ein Prachtwein ſicherlich,
Der Greiſe ſtimmt ſo jugendlich!"

Der Alte rieb ſich froh die Schenkel:
Der Wirt zum Stern war ja ſein Enkel.

So trieb ſein Spiel er manches Jahr,
Bis er zu ſteif zum Steigen war.
Doch nicht verwaiſt blieb ſeine Stelle.
Ein etwas jüngerer Geſelle
Saß jetzt dort unterm Trümmerbogen,
Die Stirne zornig kraus gezogen,
Ein Bild des Grolls von Kopf zu Fuß,
Doch höflich bei der Fremden Gruß.
Und fragt' ihn einer: „Ei, was mag
Euch ärgern an ſo ſchönem Tag?"
Sprach er: „Du große Grobheit kann
Empören auch den frömmſten Mann.
Der Wirt zum Schwan — von ſeinem Wein
Will ich nichts ſagen, der iſt rein —
Doch wie er anſchnaubt alle Leute!
Mich alten Stammgaſt hat er heute
Gekränkt, wie niemand noch vorher.
Es iſt kein Wirt ſo grob wie der!"

Da hieß es: „Laßt zum Schwan uns gehn!
Den Grobian muß man doch ſehn."

Und ſo gelang des Mannes Plan:
Sein Eidam war der Wirt zum Schwan.

Ernſt Leubach.

M. L. Solon und das Pâte-sur-Pâte.

Von

Dr. Georg Lehnert.

Mit einem Porträt und elf Originalzeichnungen von **Carl Leonhard Becker.**

(Abdruck verboten.)

In der Geschichte des Porzellans spielt China eine bedeutungsvolle Rolle. Vor dem Beginn der christlichen Zeitrechnung wird daselbst das Porzellan erfunden und seine Herstellung zu hoher Vollkommenheit gebracht; von dort aus auch verbreitet sich, ungeachtet aller hermetischen Abgeschlossenheit des himmlischen Reiches, die Kunst der Porzellanbereitung gen Osten nach Korea und Japan, gen Westen nach Indien und Persien. Schließlich gelangen im XIII. Jahrhundert chinesische Porzellane nach Europa, werden hier als Kostbarkeiten geschätzt und demgemäß immer zahlreicher eingeführt, so daß findige Köpfe bereits zu Beginn des XVI. Jahrhunderts sich bemühen, das Geheimnis ihrer Herstellung zu ergründen. Allein erst 1707 gelingt dies dem Alchymisten Johann Gottfried Böttger, und nun schießen, obgleich die Böttgersche Erfindung in Meißen sorgsam geheim gehalten wird, die Porzellanfabriken in den nächsten Jahrzehnten wie Pilze nach dem Regen empor, freilich oft zu ebenso kurzer Lebensdauer. Aber der Wettstreit unter den Fabriken führt schnell die höchste Vollkommenheit in dem Verfahren herbei. Hatten anfangs die chinesischen Arbeiten auch in Form und Verzierung den europäischen Erzeugnissen als Vorbilder gedient, so lernte man später gar bald, sich davon zu befreien und eigne Bahnen zu wandeln. Um 1800 herum steht das europäische Porzellan auf einer Stufe technischer und künstlerischer Vollendung, welche jahrzehntelang nicht überschritten und darum als höchste betrachtet wird. Aber just als ein halbes Jahrhundert hindurch dieser Glaube geherrscht hat, führt ein chinesisches Erzeugnis wieder einen neuen, großen und nicht geahnten Fortschritt herbei.

L Solon

Stand da in der Vorbildersammlung zu Sèvres, dieser berühmten Porzellanmanufaktur des französischen Staates, eine chinesische Porzellanvase, seladongrün mit dicken, weißen Blumen als Verzierung. Die Blumen waren nicht gemalt, sie waren auch

nicht aus dem Vollen heraus modelliert, sondern sie lagen als einfaches, aber vorzüglich abgestuftes weißes Relief dem grün gefärbten Vasenkörper auf, Porzellanmasse auf Masse. Das war eine Verzierungsweise, welche noch niemandem in Europa gelungen war, welche aber, wenn sie aufgefunden wurde, einen großen Fortschritt bedeuten mußte. Sèvres, dessen Bestreben immer darauf gerichtet war, der französischen Porzellanindustrie durch Vorbilder und Verbesserungen zu dienen, hatte sich unter Leitung seines Direktors Ebelmen lange vergeblich bemüht, die in dieser Seladonvase benutzte Dekorationsmethode ausfindig zu machen. Endlich gelang es dem Modelleur Fischback, etwas Ähnliches herzustellen, und just, als man im Begriffe stand, die Anwendung des neuen Pâte-sur-Pâte oder Pinselrelief genannten Verfahrens zu erproben, fand sich in einem verhältnismäßig jungen Künstler namens M. L. Solon auch der Mann, durch welchen es schnell zur Vollendung gebracht werden sollte.

Abb. 2. Vase mit Pinselrelief.
„Die fröhliche Narrheit," von M. L. Solon, Vorderseite.

Solon hatte einen etwas eigenartigen Lebensweg hinter sich. 1835 zu Montauban in Frankreich als Sohn eines hervorragenden Rechtsanwaltes geboren (seine Mutter entstammte der heute noch in Bremen ansässigen Familie Wilhelmi), war er ursprünglich für den Stand des Vaters bestimmt. Als ihn jedoch auf dem Collège Bonaparte zu Paris eine schwere Krankheit ergriff, mußte er die juristische Laufbahn aufgeben; er widmete sich nun der Malerei, für welche er große Anlagen zeigte. Er durchlief die Ecole Municipale und die Ecole des Beaux-Arts und trat dann, immer in Paris, in das Privatatelier des Malers Lecoq de Boisbaudraut ein. Dieser Mann hatte eine sonderliche Fähigkeit, schlummernde Talente zur Entfaltung zu bringen. Er war Lehrer an der öffentlichen Zeichenschule und zog die Begabtesten unter seinen Schülern in sein Privatatelier, für welches

als oberster Grundsatz galt, daß jeder den ihm am meisten zusagenden Weg verfolgen müsse. Darum haben auch fast alle seine Privatschüler einen hervorragenden Platz im Kunstleben sich errungen. Der junge Solon konnte den üblichen Aufgaben der Malerei keinen Geschmack abgewinnen, sondern empfand nur Neigung für die dekorative Kunst. Daher interessierten ihn auch in den großen Pariser Kunstsammlungen immer nur die Arbeiten des Kunstgewerbes. Eine Frucht seines emsigen Studiums auf dem Gebiete der verzierenden Künste war eine Reihe von ornamentalen Entwürfen, welche er selbst in Kupfer ätzte. Der buchhändlerische Erfolg war traurig, denn es wurden nur drei Exemplare gekauft; trotzdem aber war die Veröffentlichung geradezu ausschlaggebend für Solons ganzes Leben. Denn eines der drei verkauften Hefte war von den Leitern der kaiserlichen Porzellanmanufaktur zu Sèvres erworben worden, und da diese Männer sehr wohl erkannten, welches Talent hinter den, allerdings dem Zeitgeschmacke nicht entsprechenden und darum auch nicht gekauften Entwürfen verborgen lag, so beriefen sie den jungen Zeichner an ihre berühmte Anstalt und zwar mit der ausdrücklichen Aufgabe, für die Verwertung des neuen Verfahrens, des Pinselreliefs, thätig zu sein. Hier in Sèvres wurde Solon zu dem, was er heute uns allen ist, zu einem Meister. Er sagt selbst: „Umgeben von verdienstvollen Künstlern, deren Talent ich schätzte, unbeschränkt in der Ausführung der Arbeiten, für welche man mir vollkommene Freiheit ließ, leidenschaftlich entbrannt für meine Kunst, mußte es unmöglich sein, keinen Vorteil aus einer so hervorragenden Stellung zu ziehen."

Abb. 3. Relief auf der Rückseite der Vase Abbildung 2.

Solon zog diese Vorteile in reichstem Maße, diente aber auch zugleich der Allgemeinheit. Denn wenn heute das Pinselrelief längst als wertvolle Bereicherung der Porzellantechnik gilt, so ist dies hauptsächlich Solon zuzuschreiben. Zur Verzierung des Porzellans standen vordem nur zwei Wege offen. Man konnte das Gerät mit körperlichem Zierat, also mit plastischem Ornament, versehen, konnte z. B. Blumen, Früchte, Ranken, Blätter, Tier- und Menschengestalten, architektonische Motive u. s. w. aus dem Vollen heraus modellieren, oder man konnte Flächenzierat durch Bemalen erzeugen, in all den verschiedenen Abstufungen, welche, jedermann bekannt, von dem einfachsten Linien- und Zwiebelmuster hinaufführen bis zu der vollendeten Kunstmalerei. Fast immer verband man beide Verzierungsarten miteinander.

Auch Solon bedient sich der Plastik und der Farbe, allein die Farbe tritt in seinen Arbeiten zurück, sie bildet nur den Hintergrund für seine Plastik, die ihrerseits wiederum nur in flachstem Relief sich ergeht. Dieses Relief ist stets weiß gefärbt und

liegt einem einfarbigen Grunde auf. Da nun beide, Untergrund und Relief, aus Porzellan bestehen und dieses in dünnen Schichten halbdurchsichtig ist (was jedermann an einer dünnwandigen Tasse sehen kann), so erscheinen in dem Relief nur die dickeren Partieen rein weiß, während in allen dünneren Schichten der farbige Untergrund durchschimmert und so das Relief bedeutend schattiert. Dasselbe gewinnt dadurch beträchtlich an scheinbarer Tiefe. Hierin, sowie in der außerordentlich großen Mannigfaltigkeit seiner Farbenabstufungen zwischen dem reinsten Weiß und dem Farbentone des Untergrundes liegt sein künstlerischer Wert, sein Reiz, seine Lieblichkeit.

Die Natur des Reliefs verlangt, daß das in ihm Dargestellte klar und deutlich umrissen sei, sich in einfachen Linien, aber scharf heraushebe, daß es vor allen Dingen sofort als das erkennbar sei, was es bedeuten soll. Es müssen also z. B. Personen in Bewegungen und Haltungen erscheinen, welche schon durch ihren bloßen Umriß charakteristisch wirken. Diese Forderungen, welche Solon in seinen Arbeiten selbstverständlich durchaus erfüllt, haben es wohl mit sich gebracht, daß der Künstler fast ausschließlich figürliche Kompositionen schafft und seinen Darstellungen immer die Formgebung der antiken Kunst zu Grunde legt.

Abb. 4. Rückseite einer Vase mit Pâte-sur-Pâte-Relief von M. L. Solon, den Kampf zwischen Liebesgott und Eule, der Minerva [illegible] darstellend.

Abb. 5. „Rückkehr von der Jagd." Vase von M. L. Solon.

Dafür lebt in seinen Werken aber auch jener erhabene, ruhige, heiter schöne Geist der Antike.

Der technische Teil in einem Pinselrelief ist scheinbar leicht zu bewältigen und zu seinem Verständnis nur wenig vorauszuschicken. Porzellan wird erzeugt aus einer Mischung von Feldspat und Kaolin. Das fein zermahlene Gemenge wird mit so viel Wasser verrührt, daß das Ganze sich als zäher Teig mit den Händen in Formen drücken oder auf der Drehscheibe zu den bekannten Gefäßen bilden läßt. Die Masse ist an und für sich weiß; will man sie, wie für den Untergrund der Solonschen Arbeiten, durch und durch färben, so versetzt man sie mit Metalloxyden, welche die Eigenschaft haben, in dem für das Hartbrennen des Porzellans notwendigen Hitzegrade sich so zu verändern, daß sie färbend wirken. So gibt Kobaltoxyd Blau, Chromoxyd und verschiedene Chromverbindungen erzeugen Grün, Braun, Schwarz und Rosa, Eisenoxyd Dunkelgelb bis Warmbraun; eine durch Eisen tiefrot gefärbte Sanderde von Tiviers behält ihre Farbe auch in der stärksten Hitze, Titanoxyd liefert glänzendes Gelb und helles Braun, Goldchlorid Rot, Uranoxyd Gelb bis Schwarz, bei Luftabschluß Lila. Die Farbentöne hängen ganz ab von dem Hitzegrade, welchen man anwendet. So verflüchtigt sich Nickeloxyd, welches in gewöhnlichem Feuer grün bis braun färbt, im schärfsten Feuer teilweise und durchsetzt dann die ganze Masse mit warmbraunen Tönen, ein Farbenspiel erzeugend, welches man treffend mit den beim Eingießen von recht fetter Sahne in starken Thee auftretenden Färbungen verglichen hat.

Abb. 6. „Bitte." Vase von M. L. Solon.

Eine Mischung von doppeltchromsaurem Kali und Alaun gibt eine brillant rote Färbung, welche in künstlichem Lichte beträchtlich an Tiefe und Leuchtkraft gewinnt. Man versetzt daher eine Porzellanmasse, welche mit der genannten Mischung gefärbt ist, noch mit einem zweiten Färbemittel, z. B. Kobaltoxyd, und erhält dann nach dem Brennen eine Masse, welche im Tageslichte blau, im künstlichen Lichte aber purpur- oder karminrot erscheint. Nicht immer färbt man das ganze Werkstück, sondern oft überzieht man das aus weißem Porzellan gebildete Stück nur mit einer Schicht aus gefärbter Masse. Jedenfalls muß das Werkstück, nachdem es geformt ist, durch Trocknen an der Luft seines Wassers beraubt werden, ehe eine künstlerische Verzierung daran vorgenommen werden kann. Erst wenn auch diese erfolgt ist, wird das Stück der längeren Einwirkung einer hohen Temperatur, dem Scharffeuer, unterworfen, in welchem es schließlich durch eine Art von beginnendem Schmelzprozeß in jene harte, glasige, klingende Substanz

umgewandelt wird, welche wir als Porzellan bezeichnen. Man nennt diesen Vorgang das Garbrennen. Das Formen und Brennen sind ausschließlich Aufgaben von geschickten Arbeitern, dazwischen aber tritt, wie erwähnt, die Thätigkeit des Künstlers an dem noch ungebrannten Werkstück. Ein solches versieht der Künstler in unserem Falle zunächst mit der genauen Zeichnung dessen, was er als Relief darstellen will. Dann trägt er mit Hilfe verschiedener Pinsel weiße Porzellanmasse auf, welche mit Wasser zu Sirupsdicke angerührt ist (sog. Schlicker). Diese Arbeit erfordert viel Geschick und große Übung. Denn das lufttrockene Porzellan sintert im Garbrande um ein Siebentel zusammen, es muß also alles um ein Sechstel größer angelegt werden, als es später sein soll. Außerdem darf ein neuer Pinselstrich auf einen vorhergegangenen nur dann gesetzt werden, wenn dieser vollkommen trocken geworden ist, sonst springt im Brande wieder alles ab. Indem so der Künstler Schicht auf Schicht aufträgt, bildet er allmählich das Relief aus dem Rohen heraus und gibt dann, wenn alles wieder trocken geworden ist, mit Hilfe von feinen Stahlwerkzeugen, Schabern, Kratzern, Nadeln ꝛc., dem Ganzen die erforderliche Sauberkeit der Linien und Formen. Zum Schlusse kommt dann nochmals der Pinsel mit Porzellanschlicker und setzt die letzten „Drücker“ auf. Das so vollendete Relief sieht aber bei weitem nicht so aus, wie das aus dem Brande kommende, sondern all die Feinheiten, all der Zauber, welchen das Hindurchschimmern des farbigen Untergrundes durch die dünneren Stellen des Reliefs hervorbringt, fehlen noch; das Relief erscheint nur als undurchsichtiges weißes Gebilde auf einem ebenso oder grau (durch die noch nicht geschmolzenen Metalloxyde) gefärbten Grunde. Der Künstler muß also, auf frühere Erfahrungen gestützt seine Arbeit anfertigen, ohne ihre Wirkung sofort beurteilen zu können, mithin Schwierigkeiten überwinden, deren Größe gewaltig ist. Mit dem Augenblicke, wo er sein Werk dem Ofen übergibt, damit es im Scharffeuer gar gebrannt werde, ist seine Thätigkeit zu Ende; was aus dem Ofen herauskommt, läßt keine Verbesserung mehr zu. Gar manche mühevolle Arbeit geht da verloren; ein Riß zerstört alles, eine nicht beabsichtigte oder nicht genügend vorher beurteilte Wirkung des Brandes verpfuscht den ganzen gewollten Eindruck.

Abb. 7. „Befehl.“ Vase von M. L. Solon.

So das Verfahren. Daß Solon sich

ganz dem Pinselrelief gewidmet hat, verdankt er eigentlich dem Einflusse eines ihm befreundeten Pariser Porzellanhändlers Namens E. Rousseau, eines Mannes „von ausgezeichnetem Geschmack und sicherem Urteil, bemüht, seiner Zeit vorauszueilen, bereit, Opfer zu bringen, sobald es galt, einen künftigen Erfolg anzubahnen.“ Rousseau machte dem jungen Künstler zu Beginn der siebziger Jahre den Vorschlag, auf seine, Rousseaus, Kosten Vasen und Platten nach dem in Sèvres angewandten Verfahren mit Pinselreliefs zu schmücken. Wenn nun auch Solon in Sèvres der künstlerischen Anfertigung von Pinselreliefs tagtäglich oblag, so war er doch ganz unbekannt mit den von der Manufaktur benutzten Rezepten für die Erzeugung der weißen und gefärbten Porzellanmasse. Dennoch erblickte er, der alle seine freie Zeit, darunter die Hälfte seiner Nächte, damit verbrachte, sich durch Zeichnen und Modellieren vorwärts zu

Abb. 8. „Frühlingsreigen.“ Vase in Pâte-sur-Pâte von M. L. Solon.

Abb. 9. Platte mit Pinselrelief von M. L. Solon.

bringen auf der einmal gewählten Bahn, in Rousseaus Vorschlage einen Wink des Schicksals, welchen er nicht glaubte ausschlagen zu dürfen. Er begann daher — immer in seiner freien Zeit — in einer kleinen Pariser Porzellanfabrik seine Versuche, und nach manchem mißglückten Experiment gelang ihm schließlich die Herstellung von Pinselreliefs nach seiner eignen, wie sich bald zeigen sollte, dem Verfahren von Sèvres überlegenen Methode. Als er 1865 eine Reihe seiner Arbeiten unter dem Pseudonym Miles (dem Bergewort für sein Monogramm M. L. S.) ausstellte, hob der Direktor von Sèvres, Regnault, selbst in seinem öffentlichen Berichte die Überlegenheit des Solonschen Verfahrens hervor und erteilte infolgedessen dem Künstler den Auftrag, für die Weltausstellung 1867 eine große Vase in Sèvres nach seiner Methode herzustellen, welche denn auch einen Glanzpunkt in der Gruppe dieser Manufaktur bildete.

Zahlreich wurde der Kreis von Freunden, welche Solon durch seine Arbeiten sich erwarb. Das sollte sich ihm bald in wohlthuender Weise offenbaren. Als der Krieg von 1870 die Manufaktur von Sèvres nötigte, ihre Thätigkeit einzustellen, sah sich auch Solon zu unfreiwilliger Ruhe gezwungen. Schließlich verließ er, gleich allen anderen in Sèvres Beschäftigten, vor den einrückenden deutschen Truppen den Ort. Als er nun kurz darauf der Einladung seines Freundes, des Malers Galland, folgend, diesen nach England begleitete, wurde er dort sogleich von der berühmten englischen Porzellanfabrik von Mintons Ld. in

Abb. 10. Platte mit Pinselrelief von M. L. Solon.

Stoke-on-Trent angestellt und fand damit seine zweite Heimat. Hier hat er seitdem rastlos gearbeitet, einer der wenigen Künstler, die ihrem in der Jugend gewählten Schaffensgebiet treu geblieben und darum aber auch zur Meisterschaft gelangt sind.

Seine Arbeiten zählen nach Tausenden. Wie sie geschätzt werden, mag daraus hervorgehen, daß kürzlich eine große Vase mit einer Darstellung der Ceres und des Bacchus von einem englischen Liebhaber für 1200 Guineen (ungefähr 25 680 Mark), ein paar kleinere Vasen in New York für 32 600 Mark angekauft wurden. Dabei hat Solon niemals ein und dasselbe Stück zweimal gefertigt, sondern jedem seiner Werke eine neue, originale Idee zu Grunde gelegt. Dadurch, sowie durch die in ihnen zu Tage tretende hohe Begabung, haben sie ja auch ihren Wert erlangt. Sie können nicht in beliebig vielen Stücken hergestellt werden, wie z. B. die Wedgwoodvasen, bei denen ein geschickter Arbeiter die halbtrockene Porzellanmasse in Stahlstempel drückt und die solchergestalt gewonnenen Reliefs mit etwas Schlicker dem Vasenkörper aufheftet, sondern sie bleiben immer künstlerische Einzelwerke. Die vorzüglichen Abbildungen, mit welchen Meister Becker diese Zeilen begleitet hat, geben dem Leser einen Überblick über hervorragende Werke Solons. So schildert die schöne große, dunkelgrüne Vase (Abb. 2) die fröhliche Narrheit. Auf der hier gezeichneten Vorderseite der Vase sieht man eine Nymphe, welche, in das Gewand einer Schalksnärrin verkleidet, ihren Anbetern allerhand tolle Streiche gespielt hat und diese nun ihrem Narrenscepter lachend erzählt. Auf dem Baume in ihrer Nähe hängen noch die Masken, deren sie sich zu ihren Scherzen bedient hat. Die Rückseite der Vase (Abb. 3) zeigt ein Marionettentheater, in welchem Liebesgötter die Figur der Minerva überwältigt und zu Boden geworfen haben: der heitere Frohsinn hat also das ernste Denken besiegt.

Abb. 11. Vase in Pâte-sur-Pâte von M. L. Solon.

Die prächtige Vase Abb. 4 hat den Kampf zwischen Liebesgöttern und den Eulen der Minerva zum Gegenstande. Auf der einen Seite der Vase entfliegen die Eulen dem Brunnen Minervas und greifen die Liebesgötter an, welche sich, so gut sie können, verteidigen, aber doch fliehen müssen. Auf der anderen, in der Abbildung sichtbaren Seite hat aber die Liebe über den Verstand gesiegt, die Amoretten haben die Eulen ergriffen und hängen sie siegesjauchzend an den Galgen. Abb. 5 zeigt die Rückkehr von der Jagd. Schwerbeladen kehrt die schöne Jägerin heim, aber das Wild, dem sie nachgestellt hat, ist — die Liebe gewesen. Abb. 6 und 7 zeigen Bitte und Befehl: hier kommt die Nymphe als Bettlerin und empfängt von den Liebesgöttern Almosen, dort kommt sie als Siegerin und die Liebesgötter bringen selbst die Ketten herbei, in die sie sich — nur zu gern — von der Lieblichen schlagen lassen. Brauche ich noch weiter zu erklären? Meine schönen Leserinnen werden gewiß diese Aufgabe mir abnehmen und die tanzenden Paare auf der

Vase Abb. 8 mit entsprechenden Worten zu deuten oder das Rätsel zu lösen wissen, warum die Nymphen auf Platte Abb. 9 die Liebesgötter den Flammen opfern und dennoch schleunigst, auf Platte Abb. 10, Herzen in Menge herbeibringen, um Liebesgötter dafür zu empfangen.

Neben seinen künstlerischen Arbeiten hat Solon noch Muße gefunden, sich eingehend mit der Geschichte der Thonbildnerei zu befassen. Er gehört zu unseren besten Kennern auf diesem Gebiete. 1883 erschien von ihm „The art of the old english potters," ein Werk, das er mit 50 von ihm selbst in Kupfer geätzten Tafeln schmückte; 1891 gab er zwei Bände „The ancient art-stoneware of the Low-Countries and Germany" heraus, welche er wiederum mit 25 selbst geätzten Kupfertafeln und gegen 250 eignen Handzeichnungen im Texte begleitete, ein Werk, das für die Kenntnis unserer alten Kunsttöpfereien am Niederrhein von hohem Werte ist. Binnen kurzem wird er auch eine Geschichte der keramischen Litteratur veröffentlichen, in welcher er alles bespricht, was jemals über Technik, Geschichte und Ästhetik der Kunst, in Thon zu bilden, geschrieben worden ist.

Wahrlich, Solon kann heute, in seinem sechzigsten Jahre, auf ein Leben, reich an Mühen, aber auch um so reicher an Erfolgen, zurückblicken, auf das Leben eines *ganzen* Mannes. Nicht nur, daß er selbst ein Meister geworden ist, nein, er hat auch anderen, heranstrebenden Talenten als wirksames Vorbild gedient, ohne daß er jemals gesucht hätte, im modernen Sinne des Wortes Schule zu machen. Wenn heute das Pinselrelief auch in Frankreich und Deutschland seine hervorragenden Vertreter gefunden hat, wenn heute das kaufende Publikum beginnt, für die Schönheit der Pâte-sur-Pâte-Malerei sich zu erwärmen, so ist das in erster Linie auf Solons Vorgehen zurückzuführen. In Deutschland hat namentlich die königliche Porzellanmanufaktur zu Berlin das Pinselrelief mit Erfolg aufgenommen und Arbeiten geschaffen, welche Zeugnis ablegen von dem großen künstlerischen Werte dieser Verzierungsweise.

Abb. 12. Kästchen in Ebenholz mit Platte von M. L. Solon.
Im Kgl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Ein Tag aus dem Bureauleben.

Skizze nach dem Leben

von

Heinrich Seidel.

(Abdruck verboten.)

Seit dem 9. April 1895 wohne ich in Großlichterfelde, einem Orte, der wohl eine Gartenstadt genannt werden kann, 17000 Einwohner hat und von Berlin 9,21 Kilometer südwärts gelegen ist. Ich will nicht behaupten, daß diese dem Äquator so viel näher gerückte Lage schon eine günstige Veränderung des Klimas hervorbringt; es steht aber fest, daß allerlei Sorten von Obst, Rosen und Erdbeeren und sonstigen edlen Gewächsen und Blumen dort herrlich gedeihen und von einer großen Anzahl beschaulicher Gartenbesitzer liebevoll gepflegt werden. Ja, ich weiß sogar, daß dort, allerdings in Glashäusern, überaus köstliche Weintrauben gezogen werden, die in berühmten Berliner Delikatessenhandlungen die französische Nationalität annehmen und dann von den Feinschmeckern mit Preisen bezahlt und mit einer Hochachtung verzehrt werden, die man einem simplen Lichterfelder Gewächs wohl niemals gewähren würde.

Nach einer Eisenbahnfahrt von 18 Minuten kann man nun aber aus dem Veilchen-, Flieder-, Rosen- oder Levkojenduft dieses Gartenidylls mitten in dem brausenden Berlin sein, und da ich sehr oft des Abends, wenn die Sonne sinkt und „es dem Guten gegonnen" ist, diese Gelegenheit benutze, so gewährt es mir dabei ein besonderes Vergnügen, daß bei dieser Fahrt der Zug nur über Brücken geht, die von mir konstruiert worden sind und daß, wenn ich in die mächtige Halle einfahre, alles Eisen, das man sieht, von dem riesigen Dache bis zu den nicht minder stattlichen Fenstern, sowie den unterirdischen Gepäckaufzügen einmal, sozusagen, durch meinen Kopf gegangen ist, und daß in dem ganzen Gewirr von Stangen, Platten und Sprossen und dergleichen kein Teilchen ist, dem nicht einst von mir der Platz angewiesen worden wäre. So ist denn jede solche Fahrt für mich eine Erinnerung an meinen vormaligen Ingenieurstand, und zugleich erfüllt mich immer wieder die Freude, etwas vorzeigen zu können, daran ich beweisen kann, daß ich nicht wegen verfehlten Berufes unter die Schriftsteller gegangen bin.

Ich bin sieben Jahre auf dem Neubaubureau der Anhaltischen Eisenbahn beschäftigt gewesen, und da ich durch die vorhin genannten Verhältnisse jetzt fast täglich an diese Zeit erinnert werde, so ist mir der Gedanke gekommen, einmal einen Tag aus dem Bureauleben zu schildern, wie ich so manchen erlebt habe. Man muß aber nicht denken, daß alle Tage in dieser ulkigen Weise verlaufen wären, nein, zu Zeiten, wenn die Arbeit drängte oder schwierige und interessante Aufgaben zu bewältigen waren, saßen selbst die größten Spaßmacher mit gekrausten Stirnen

tagelang über ihrer Arbeit oder lagen über den Reißbrettern, und man hörte weiter nichts, als das Rucken der Schienen, dos Klappen der Dreiecke, das feine Geräusch der Bleistifte und Reißfedern und dos leise Gemurmel der emsig Rechnenden. Aber nicht immer waren solche Zeiten, und dann konnte wohl ein Tag vorkommen, der also verlief, wie der, den ich nun zu schildern unternehmen will.

* * *

Das Baubureau, von dem ich erzählen möchte, wor zusommengesetzt aus Bauführern des Ingenieurfoches, einigen Ingenieuren, die früher dem Moschinenbau angehört, sich aber später dem Dach- und Brückenbau zugewandt hotten, wie das in jenen Zeiten öfter geschoh, und einigen Technikern und Zeichnern für die untergeordneteren Arbeiten mehr mechanischer Natur. Es stand unter einem Baumeister, der in einsamer Größe in einem besonderen Zimmer houste, während das Bureou sich auf sechs andere verteilte, die in einem alten, zum Abbruch bestimmten Hause, in der ersten Etage gelegen waren. Zwei dieser Zimmer lagen nebeneinander mit der Aussicht auf einen großen freien Platz und sind der Schauplotz der nun folgenden, harmlosen Ereignisse.

Ein Baubureau ist keine Stätte des Luxus, nnd selbst die kühnsten Bauwerke und prächtigsten Paläste entstehen meist an Orten, die an nüchterner Unscheinbarkeit nichts zu wünschen übrig lassen. So war es auch hier. Das ganze Mobiliar bestand wie gewöhnlich aus einigen an die Fenster gerückten großen Tischen von ungestrichenem weichem Holz, bedeckt mit Reißbrettern und Papieren, ferner aus einigen Drehschemeln und Stühlen und einem niedrigen, aber umfangreichen Schrank für Zeichnungen, auf dem einige besonders riesige Papierrollen mit Erfolg dem Staubfang oblagen. Die Zierde der Wände wor eine uralte, zum Teil abgeblätterte Tapete, auf die hier und da die Zeichnung irgend eines Normalprofils oder eine täglich gebrauchte Tabelle mit Heftzwecken aufgepinnt war. Über dem Ganzen schwebte jener unbestimmbare Bureauduft, gemischt aus Papier-, Staub- und Tabaksgeruch.

Es ist morgens neun Uhr, und der pünktliche Zeichner Herr Maier, der in Steglitz wohnt, trotzdem aber immer der erste ist, sitzt schon an seinem Plotze und reibt mit sorgenvoller Miene Tusche an. Wir haben außerdem noch einen Mai und einen Maibaum auf dem Bureau, wos unserem Kalaureatus, der in Berlin notürlich nirgends fehlen darf, einmal die Froge eingegeben hatte: „Wie heißt der Superlotiv von Mai?“ worauf die Antwort lautete: „Moi, Maier, Maibaum!“ Trotzdem diese verruchte Leistung mit allgemeinem Schmerzensgeschrei honoriert und dem Verüber aufgegeben wurde, sich draußen nach dieser Frevelthat eine Viertelstunde tüchtig auszulüften, hielt sich dieser erschreckliche Wortwitz doch so, daß er später mit großem Ernste jedem Neuling oder Besucher aufgegeben wurde.

Herr Maier ist mit seiner Tusche fertig und beginnt künstlich eine Zeichnung zu beschreiben, was sein Hauptamt ist, do tröpfelt allmählich einer nach dem anderen ins Bureau und begibt sich an seinen Platz, um entweder gleich mit der Arbeit zu beginnen oder auch, wie es wohl manchmal vorkommt, über sein Reißbrett hinweg noch eine Weile in die Luft zu starren und unter zeitweiligem Gähnen über die verwunderlichen Ereignisse der letzten Nacht sich einigem Nachdenken hinzugeben. Doch plötzlich rührt es sich im Nebenzimmer, der Chef erscheint in der Thür, um seinen ersten Rundgang zu machen, und alle versinken in die tiefste Arbeit. Der Chef kann nicht umhin, einen sehr nachdenklichen Blick auf einen noch leeren Plotz zu richten, und in diesem Blick liegt deutlich geschrieben dos berühmte Wort des alten Schulmeisters: „Ich sehe schon wieder jemanden, der gar nicht da ist.“ Aber er sagt nichts und wendet sich an einen der anwesenden Herrn zur Besprechung über dessen Arbeit. Nun hört man nur die gedämpfte Unterhaltung dieser beiden, dos Kritzeln der Federn und das Geräusch fleißiger Zeichenarbeit.

Höchst merkwürdig ist nun die unscheinbare und lautlose Art, mit der der Verspätete jetzt an seinen Zeichentisch gelangt und plötzlich mitten in der tiefsten Arbeit ist, als hätte er schon die ganze Nacht so dagesessen.

Der Chef hat seinen Rundgang beendet und begibt sich wieder in sein Heiligtum, nicht ohne im Vorübergehen einen tiefsinnigen Blick auf den Spätling zu richten, wie man etwa eine naturhistorische Merkwürdigkeit betrachtet.

Als er verschwunden ist, beginnt mit zarter Stimme ein Nachbar den Refrain eines Bureauliedes zu singen, der also tautet:

„Sein Hi-Ha-Hi-Ha-Hi-Ha-Heil'genschein
War ki-ka-ki-ka-ki-ka-kurz und klein!“

worauf der Betroffene die Summe seiner Empfindungen in den kurzen Ausruf: „Blech!“ zusammenfaßt.

Wenn jemandem der Ausdruck Bureautied auffällig ist, so muß dazu erwähnt werden, daß auf unserem Bureau die Dichtkunst durch mehrere der Mitglieder ausgeübt wurde und besonders bei Abschiedsfesten und ähnlichen Anlässen oft sehr drollige Sachen zum Vorschein kamen. Es woren mindestens drei oder vier vorhanden, von denen man sagen konnte: „Ihm schenkte des Gesanges Gabe der liederliche Hund Apoll.“ Für diese letzte Variante bitte ich demütigst um Verzeihung; sie stammt von unserem Katoureatus her, und es ist ihm eine schwere Buße dafür auferlegt worden.

Nach einer Weile hört man im Nebenzimmer wieder ein Geräusch, eine Thür wird geöffnet, und Schritte auf dem Korridor werden vernehmlich. „Wiburger, sehen Sie mal durch das Fernrohr!“ sagt der Senior des Bureaus. Wiburger, der dem Schronke zunächst sitzt, begibt sich an eine der großen Papierrollen, die auf ihm liegen, und schout hindurch. Durch diese Rolle konn man auf den Schreibtischplatz des Chefs sehen, der den Spitznamen „die Noof'l“ (die Nase) führt noch einer Geschichte, die zu weitläufig zu erzählen ist. Das Fernrohr zeigt eine Leere: „Die Noof' ist nicht drin!“ ruft der Beobachter. Sofort schaut das zunächst der Thür sitzende Bureaumitglied um die Ecke nach dem Kleider-

Digitized by Google

riegel des Vorgesetzten: „Der Chef ist mit dem Hute fort!“ klingt sein Alarmruf. Sofort beginnt in beiden Zimmern ein kunstvoller vierstimmiger Chorgesang auf folgenden Text!

„Der Chef ist mit dem Hute fort, ist mit dem Hute fort. Der Chef mit dem Hut, der Hut mit dem Chef — der Chef ist mit dem Hute fort. Er ist vielleicht mit Wiesenfeld*) nach Bitterfeld, nach Bitterfeld mit Wiesenfeld. Der Chef ist mit dem Hute fort. Der Hut mit dem Chef, der Chef mit dem Hut — der Chef ist mit dem Hute fort.“

Die Arbeit wird fast auf der ganzen Linie niedergelegt, man tritt zu heiterem Gespräch zusammen, und allerlei kleine Geschichten werden mitgeteilt, wobei sich besonders Herr Hannemann auszeichnet, der eine besondere Gabe besitzt, fast jeden Tag etwas Neues zu erleben. Dann macht einer den Vorschlag: „Wie wär' es mit einem kleinen Quartett?“ Dies findet Beifall, und sofort teilt die musikalische Elite des Bureaus zusammen. Der eine ergreift die „Austernbank“, eine lange Latte, die in einer Ecke lehnt, aus dunklen Gründen diesen Namen führt und das Cello vorstellen muß. Die anderen nehmen Dreiecke als Geigen, die mit Linealen gestrichen werden, und sogleich beginnen sie, mit dem Munde die Instrumente nachahmend, eine zarte vierstimmige Musik, der das Bureau mit Vergnügen zuhört.

Bei Gelegenheit der Vorbereitung zu einem dieser kleinen Konzerte bewies der sehr wohlbeleibte Bauführer Maibaum einmal eine ungemeine Schlagfertigkeit durch eine höchst passende Antwort. Hannemann, der eine Figur besaß, die man als „lange Latte“ zu bezeichnen pflegt, trat mit der „Austernbank“ in der Hand in die Thür des Nebenzimmers, um zu einem kleinen Konzert aufzufordern. Daselbst begegnete ihm der dicke Maibaum, der dieselbe Absicht hatte, und versperrte ihm mit seiner breiten Gestalt den Weg: „Und soll ich dir, du Fettgebilde weichen?!“ rief Hannemann, den Faust parodierend. Mit stolzer Miene deutete Maibaum auf die von dem anderen ergriffenen Latte und antwortete ohne Besinnen:

„Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!“ wobei er mit erhabener Bewegung die Hand auf sein Bäuchlein legte. Der Kalaureatus starb fast vor Neid.

Als das Quartett unter allgemeinem Beifall beendet war, machte sich Wiburger bemerklich, der währenddessen scheinbar in großem Fleiße an seinem Tische sitzen geblieben war. „Ich habe ein neues Tier erfunden!“ rief er. Dazu muß ich bemerken, daß es einen Bureauspaß darstellte, die Tierwelt durch neue Gattungen zu bereichern, die bei der Schöpfung vergessen worden waren. Zu solchen Erfindungen gehörte das Mausefallentier, dessen Odem gar lieblich nach gebratenem Speck duftet, so daß ihm die Mäuse von selbst in das geöffnete Maul laufen, das Ballontier, das einen gekrausten Sack von dünner Haut auf seinem Rücken aus einem Reservoir in seinem Leibe mit leichten Gasen aufblasen kann und sich dann stolz in die Lüfte erhebt, und dergleichen harmlosen Blödsinns mehr.

„Sie haben ein neues Tier erfunden?“ sagte der Senior. „Gut, wir werden es prüfen.“

Wiburger kam nun mit der Zeichnung des neuen Tieres herbei und begann es zu erklären: „Das Tier heißt das Krempeltier, ist etwa einen Fuß lang und von einer höchst einfachen Bauart. Es besteht nur aus einem vorn und hinten zugespitzten Schlauch. Auf der Außenseite schwitzt es einen süßen klebrigen Saft aus, der Schmetterlinge und andere Insekten anlockt, die ohne Gnade an ihm hängen bleiben. Hat es sich genügend voll gefangen, so krempelt es sich gänzlich um, indem es einmal durch sich hindurch kriecht, die Außenseite wird Magen und verdaut den Fang, während die frühere Innenseite jetzt außen neue Insekten fängt. So lebt es dahin in geregelter Thätigkeit und führt ein beschauliches Dasein. Will es sich fortbewegen, so bewerkstelligt es dies dadurch, daß es unausgesetzt durch sich hindurchkriecht was zwar ziemlich schauderhaft aussieht, aber dennoch mehr fördert, als man sich denken sollte.“

Die Erfindung fand Beifall.

„Ein sehr einfaches und sinnreiches Tier,“ sagte der Senior, und es ward beschlossen, Zeichnung und Beschreibung im Bureaualbum niederzulegen.

Nach solchem Intermezzo gingen alle frisch gestärkt und erheitert an ihre Plätze, und bald herrschte wieder allgemeine Thätigkeit.

Nach einer Weile klappte im Heiligtum des Chefs wieder die Thür, und man vernahm das Gespräch zweier Stimmen. „Der Geheime“ flüsterte der Thorwächter. Dieser Mahnruf verkündete unseren obersten Vorgesetzten, den Geheimrat Sieber, der nun jedenfalls bald im Bureau zu erwarten war. Nun öffneten sich alle Bronnen der Tiefe, und aus verborgenen Schächten loderte das Feuer der Thätigkeit, so daß wahre Opferdünste des Fleißes von allen Tischen aufstiegen und sich oben zu einer Wolke kühler Sachlichkeit verdichteten, die über dem Ganzen schwebte. Als der Geheime mit dem Chef eintrat, fand er nur schwere Häupter wie Mohnknospen über die Tische geneigt und alle Denkfalten in sorgenvoller Spannung. Man arbeitete hier offenbar mit Aufbietung aller Kräfte und sichtlicher Reibung. An dem Tische des Seniors entspannen sich nun stundenlange Verhandlungen über einige größere Arbeiten, und während dieser ganzen Zeit verhielt das Bureau sich so überaus musterhaft, daß man es hätte ausstellen können. Dafür wurde es aber auch entschädigt dadurch, daß ein Attentat auf den Geheimen bei dessen Fortgehen glücklich gelang. Es war um die Zeit, da sich der türkische Sultan Abdul Aziz mit einer Schere ermordet hatte. Dessen hatte sich das Bureau sofort bemächtigt und aus einer abgängigen alten Papierschere einen trefflichen Ausstellungsgegenstand hergestellt. Sie wurde an einer Thürpfoste aufgehängt, und aus Wachs ein prachtvoller Blutstropfen geformt, der mit einer Mischung von Zinnober und Karmin schön blutrot angemalt von der nach unten zeigenden Spitze der Schere niederhing. Von ihm gingen Blut-

*) Name des Oberingenieurs.

Brunnenbuberl. Von Matthias Gasteiger.

Digitized by Google

ſpuren bis zum Fußbaden, wa ſich eine kleine eingetrocknete Lache desſelben Staffes zeigte. Über der Schere war als Dakument, das die Echtheit beſcheinigte, ein Papier van einem Cigarettenpäckchen mit türkiſchen Schriftzügen befeſtigt, das mit dem Abdruck eines blutigen Daumens geziert war. Das war die Azizſchere, die jedem Beſucher mit graßem Ernſt als höchſte Merkwürdigkeit gezeigt wurde.

Als der Geheime das Zimmer durch dieſe Thür verließ, gelang es dem Bureauſeniar, der ihn begleitete, die Aufmerkſamkeit des hohen Chefs auf dieſe Merkwürdigkeit zu lenken, dadurch, daß er ſelber mit ſcheinbarem Erſtaunen ſeine Augen darauf richtete. Da unſer Machthaber affenbar gut gelaunt war, ſa blieb er ſtehen und fragte mit Verwunderung: „Nun, was iſt denn das?“

Lautlaſer Jubel brach im ganzen Bureau aus bei dieſer Frage, und der Senior verfehlte nicht, mit eiſerner Stirn und dem nötigen Ernſt die gewünſchten Erklärungen zu geben. „Sie ſehen hier, Herr Geheimrat, eine der größten hiſtoriſchen Merkwürdigkeiten, nämlich die Schere, mit der der unglückliche Sultan Abdul Aziz ermordet wurde. Ein Tröpfchen koſtbaren Osmanenblutes hängt nach daran. Darüber in türkiſchen Schriftzügen ein Dakument, das die Echtheit bezeugt. Rechts unten bemerken Sie darauf den Abdruck eines blutigen Eunuchendaumens!“

Der Geheime hatte natürlich ſchnell genug eingeſehen, daß er „hineingefallen“ war, und verſchwand lachend, indem er die rechte Hand wie adwehrend an ſeinem Ohr ſchwenkte. Im Bureau herrſchte Wonne, die ſich, da auch der Chef bald darauf mit dem Hute verſchwand, in den gewahnten fröhlichen Geſängen Luft machte. Beim Schluß dieſer muſikaliſchen Unterhaltung trat ein kleiner alter Herr ein mit einer glatten, blanden Perücke, waſſerblauen Augen und einem weißen, geſtutzten Schnurrbart. Er hielt ſich ſehr ſtramm aufrecht, und als er uns begrüßte, ſchlug er die Hacken zuſammen. „Guten Tag, meine Herren,“ ſprach er mit ſchnarrender Stimme und mit einem R, das vom Gaumen aus durch die Naſe kam, „ich bemerke, die Herren ſind heute wieder recht muſikaliſch aufgelegt. Man hört das durch die Wand. Erinnerungen wurden in mir angeregt an meine Leutnantszeit, als ich mit Fräulein Esmeralda van Stintenburg aus dem Hauſe Käſelow Duette aus Romea und Julia ſang. Ja! Muſik bewegt das Gemüt und ruft Erinnerungen hervar. Ja! Nach mehr aber der Geruch. Die Naſe iſt der eigentliche Sitz der Erinnerung. Ich hatte früher, als ich nach Platzingenieur in Pillau war, einen Kameraden, der wurde ſentimental, ſobald er alten Käſe roch. Vollſtändig ſentimental, ſage ich Ihnen. War aber nie zu bewegen, zu ſagen warum. Höchſt merkwürdig. Ja!“

Das war der Majar a. D. Puſchel, der Majar, der immer die Geſchichten ahne Painte erzählte, den ich in meinen Erzählungen van Leberecht Hühnchen ſa gründlich dargeſtellt habe, daß ich faſt gar nichts mehr von ihm zu ſagen weiß. Er verwaltete in einem benachbarten Zimmer die Plankammer, wa ſämtliche wichtige Zeichnungen aufbewahrt wurden, und hatte mit graßer Mühe über dieſe ein ſehr umſtändliches, aber auch ſehr verwarrenes Verzeichnis angefertigt, auf das er ſehr ſtalz war. Und nicht tiefer kannte man ihn kränken, als wenn man eine Zeichnung van ihm halen wallte, ahne daß das Verzeichnis dabei zu Rat gezagen wurde. Die meiſten hatten die Gutmütigkeit, auf dieſe „Puſchel“ des Majars Puſchel Rückſicht zu nehmen, aber manchmal hatte man Eile, und da war es ſchwer genug, dieſen umſtändlichen Geſchäftsgang adzuwarten. Man kannte ſehr aft den Ort der gewünſchten Zeichnung ganz genau, und während der Plankammerverwalter ſein geliebtes Verzeichnis herbeiholte, ſagte man wahl: „Herr Majar, bemühen Sie ſich nicht, es iſt in Fach C das dritte Blatt van aben.“ Er aber ſagte unbeirrt, indem er ſeine Liſte aufſchlug: „Ach bitte, erlauben Sie! Wie ſagten Sie doch?“ Man mußte dann den Titel der Zeichnung, die man ſozuſagen in der Hand hielt, wiederholen, und nun, indem der Majar die Bezeichnungen der verſchiedenen Blätter aus ſeiner berühmten Liſte var ſich hinmurmelte, ging das Suchen las, das oft mehrere Minuten dauerte und faſt immer ganz unnötig war. „Das iſt es nicht . . . das iſt es auch nicht . . . aber hier! . . . nein wieder nicht . . . bitte nur einen Augenblick . . . wir werden es gleich haben . . . wie ſagten Sie dach nach? . . . Ach ſo . . . nun werden wir es ſafort haben . . . hier! . . . nein, das iſt es auch nicht . . .“

Sa ging es weiter, bis er endlich mit Triumph den richtigen Namen fand. „Ei, da haben wir's . . . nicht wahr ſa hieß es dach? Alſa Fach C, Na. 3 . . . hier alſa. Ja!“

Tief unglücklich wurde er aber, wenn jemand, ahne ſich um das Verzeichnis zu kümmern, einfach ſich das Blatt herauszog und ihn bat, es zu natieren. That jemand das öfter, ſa konnte er auf dieſen einen ſtillen Haß werfen, dem er aber nur in gelegentlichen kleinen vorſichtigen Bemerkungen Luft machte. Denn trotz des Bewußtſeins der Würde ſeiner hohen geſellſchaftlichen Stellung als Majar a. D. ließ ihn ſeine militäriſche Erziehung zur Subardination dach nie vergeſſen, daß er hier bei der Bahn nur einen ziemlich untergeardneten Poſten einnahm. Er wußte dies Schickſal aber mit einer gewiſſen heiteren Würde zu tragen, und nur der Oberingenieur, der ziemlich rückſichtslas mit ihm umging, vermochte die Ruhe ſeines Gemütes dauernd zu erſchüttern. Man traf den alten Herrn dann aft ſehr ärgerlich über ſein Zeichendrett gebeugt, wa er nebenher ſehr ſauber, aber auch unendlich langſam Kapien anfertigte, und ſeine tiefe Kränkung zeigte ſich dann dadurch, daß er dem Oberingenieur niemals ſeinen Titel gab, ſondern ihn ſtets nur den „Mann“ nannte. „Der Mann war wieder hier. Der Mann hetzt mich. Ich begreife den Mann nicht. Man kann dach nicht mehr thun, als man kann, wazu hetzt mich der Mann? Das kann einen ja faſt ärgerlich machen. Ich begreife den Mann nicht. Ja!“

Wir aber ſtanden uns faſt alle gut mit ihm, ſuchten ihn bei guter Laune zu erhalten und veranlaßten ihn bei jeder Gelegenheit, uns

seine schönen Geschichten ohne Pointe zu erzählen, besonders die von dem Baugefangenen, der sich so an das Gefängnis gewöhnt hatte, daß er nicht herauswollte, nachdem er seine Zeit abgesessen hatte. Als der Major einmal zum Geschworenen gewählt worden war, baten uns seine Darstellungen der Gerichtsverhandlungen eine Quelle fast unerschöpflicher Freuden.

So, unter solchen und ähnlichen kleinen Erheiterungen, die nach mancher Stunde fleißiger Arbeit eine erfrischende Abwechselung boten, verging die Zeit bis zum Bureauschluß, der um $3^1/_2$ Uhr stattfand. War dann die Gelegenheit günstig, so traten die Sänger des Bureaus noch einmal zum Einläuten des Feierabends zusammen. Zuweilen sang man den Kanon: „O wie wohl ist mir am Abend," aber „die Glocke zu Kapernaum," doch meistens einen vierstimmigen Chor, dessen Text der bekannten Anekdote seinen Ursprung verdankte von dem katholischen Pfarrer am Rhein, der zur allgemeinen Verwunderung um seine Versetzung an einen anderen Ort einkam. Gefragt, was er denn dazu für Gründe habe, sagte er: „Es ist wegen der Glocken. Wenn die hiesigen Glocken läuten, so sagen sie: Äppelwein, Äppelwein, Äppelwein, Äppelwein! Dort aber rufen sie: Vinum bonum, vinum bonum, vinum bonum!"

Wenn nun der Chor zusammengetreten war, so schlug der Dirigent mit zwei Fingern scheinbar die Stimmgabel und gab den Akkord an. Nun setzten die Tenöre nacheinander ein mit Äppelwein, worauf die Bässe ebenso mit vinum bonum nachfolgten, wobei sie mit großem Glück das schwingende Brummen der Glocken nachzuahmen suchten. Hatte dieses Geläut eine Weile gedauert, so schwiegen zuerst nacheinander die Tenöre und dann der erste Baß, während der zweite noch eine Weile verhallend nachbrummte.

Danach trennten wir uns und wanderten heim, die einen, um sich nach einer Weile wieder in leidige Examensarbeiten zu vertiefen, die anderen, um nach dem Mittagsessen den Tag möglichst vergnüglich zu beenden, und ich, um bis zum anderen Morgen um neun Uhr das Fach an den Nagel zu hängen und in einer anderen Welt zu leben, die von den meisten für eine gehalten wird, die von der meiner Tagesstunden himmelweit getrennt ist. Das aber ist gar nicht der Fall und kann nur von denen angenommen werden, die von der schöpferischen und gestaltenden Thätigkeit eines Ingenieurs keine Vorstellung haben. Einen Gedanken, den ich damals, weil ich öfter danach gefragt wurde, häufig aussprach, habe ich kürzlich Ausdruck gegeben in einem Spruch, der für das Album der jetzigen Berliner Gewerbeausstellung bestimmt ist. Er lautet:

„Konstruieren ist Dichten!" hab ich gesagt,
Als ich mich noch für die Werkstatt geplagt.
Heut führ ich die Feder am Schreibtisch spazieren
Und sage: „Dichten ist Konstruieren!"

Sängers Wunsch.

(Abdruck verboten.)

Wenn ich sterbe, ihr Freunde, der Sänger sprach,
So laßt euch das Herz nicht brechen!
In Scherz und Liebe redet mir nach,
Und lacht über meine Schwächen!

Zwischen Blumen und Blüten bettet mich ein
Und flüstert nicht bang und leise!
Nicht Thränen laßt fließen, nein, goldnen Wein,
Und singt eine lustige Weise!

Nicht mit wehenden Flören tragt mich hinaus,
Nicht am Abend und nicht mit Weinen.
Ein Liedlein laßt spielen vorm stillen Haus.
Die Sonne soll dazu scheinen.

Ein Rößlein, das munterste, das es gibt,
Soll traben vor meinem Wagen.
Ein schönes Mädel, das selig liebt,
Soll die prangenden Kränze tragen!

Frida Schanz.

Digitized by Google

Hermine Villinger und ihr Arbeitszimmer.

Vater und Sohn.

Von

Hermine Villinger

(Abdruck verboten.)

Der pensionierte Hauptlehrer Streicher saß im Schlafrock hinter einer hübschen Anzahl Schulhefte, die er für seinen Sohn, den Lehrer, durchsah. Der Stoß war so hoch, daß der alte Herr von seiner ihm gegenübersitzenden Gemahlin nur gerade noch den grauen Scheitel und ein paar runde, lebhafte Augen zu sehen bekam. Sie strickte und hatte stets ein Wort auf den Lippen, das sie jedoch immer wieder unter des Gestrengen „Pscht“ hinunterschlucken mußte.

Sie hatten in den beinah vierzig Jahren, die sie miteinander zugebracht, einen ehrlichen, hartnäckigen, aber erfolglosen Kampf miteinander geführt, indem jedes das andere anders haben wollte, als es war; daß sie jedoch absolut in ihrer Eigenart verharrten, bewies am besten, daß sie sich weder durch Ärger noch Kränkung in ihrem Wesen geschädigt hatten.

„Ich bitt' dich, Streicher,“ fuhr die kleine Frau endlich in heller Ungeduld auf, „so guck' doch nicht so unverwandt in die stupiden Hefte hinein, als hinge das Wohl des Landes von den paar Fehlern in diesen Aufsätzen ab —“

„Thut's auch,“ sagte er, „ordentliche Kinder geben ordentliche Leute, denn Ordnung ist —“

„Ich weiß, ich weiß,“ unterbrach sie ihn, „nur keine Reden jetzt, in mir fiebert alles — bist du denn gar nicht stolz, nicht außer dir, daß unser Heinerle an die Bürgerschul' nach Konstanz kommt, in so eine große Stadt, von unserem kleinen Thiengen weg, und nur wegen seiner musikalischen Anlagen, über die du von jeher nichts als geschimpft hast —“

„Über seine Richtung, ja, schimpf' ich noch heut',“ unterbrach sie der Alte und streckte den Zeigefinger aus, was er immer that, wenn er eine längere Rede im Sinn hatte, „diese Wagnermusik ist für einen vernünftig organisierten Menschen einfach nicht zum Aushalten; das ist ein Lärm, ein Getöse, um aus der Haut zu fahren;

ja, in die Kirche bringt er mir sogar dies Unentwirrbare, nicht zu Begreifende —"

„Aber die Leut' sagen, 's wär' 's Schönste von der ganzen Kirch'," warf Frau Streicher ein.

„Weil sie nichts verstehen. Was wissen denn die, was Musik ist, wer weiß das überhaupt noch heutzutag?"

„Ja, aber gerad wegen seiner Musik kommt er ja nach Konstanz —"

„Wird ihm übel genug bekommen, wenn ich nimmer hinter ihm steh'; wie sieht denn der Bub die Hefte durch? Ganz dein Leichtsinn, deine Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit; denn hast du in den langen Jahren unseres Zusammenseins auch nur das geringste von mir gelernt? Du weißt heute noch nicht, wo der Wind herkommt, obwohl ich dich schon einige hundertmal über die Windrichtungen belehrt habe."

„Bist du jetzt fertig?" Die kleine Frau stützte das Kinn auf den Hefteustoß und sah den wieder darauf los korrigierenden Gatten mit einem durchdringenden Blick ihrer runden Augen an. „O Streicher, Streicher, was sind meine Splitterle neben den ungeheuern Balken in deinem eignen Auge; bist außer dir und machst ein Gesicht drei Tage lang, wenn man sein altes Kanapee überziehen lassen möcht', und hat unser Bubele einen Kittel gebraucht, nix war schlecht genug; bist aber gleich im nächsten Augenblick über die Gass' gerannt, um irgend einem schmutzigen Peterle oder Mariele ein Paar Stiefel oder einen Rock anmessen zu lassen. Für die anderen war nie nix gut genug, für die eignen ist alles zu viel; schaust bei Gott heut' noch dem Heinrich auf die Finger, wenn er sich ein zweites Gläsle Wein einschenkt, und all' seine guten Eigenschaften existieren nicht für dich, obwohl 's deine eignen sind —"

„Da wär' ich froh, denn dann wär' er anders, allein ich habe meine Gründe —"

„Ich weiß, ich weiß," rief sie, „und kann nur sagen, Gott sei Lob und Dank, daß unser Heinerle fortkommt, denn die altväterliche Bescheidenheit, in der du ihn hältst, ist längst aus der Mode. Heutzutag traut sich jeder was zu, wagt was und gewinnt deshalb auch was; unser Bub aber hat seiner Lebtag hören müssen — du bist nichts und kannst nichts — und wenn ihn der Karlsruher Professor nicht hätt' in der Kirch' spielen hören und nicht ganz entzückt —"

„Ach was," unterbrach er sie.

„Ja wohl, ja wohl, da ist er hereingekommen, der Herr Professor, und hat gesagt: ‚Ihr Sohn ist ja ein sehr musikalischer Mensch' — gottlob, ich bin dabei gestanden und hab's mit meinen eignen Ohren gehört, sonst thätst du wieder die ganze Geschicht' verkleinern —"

„Wie du sie vergrößerst —"

Sie wollte schon auffahren, lachte aber plötzlich übers ganze Gesicht und eilte mit dem Ausruf nach der Thüre: „Der Bub, der Bub — da kommt unser Heinerle!" —

Der hereintrat, war ein langer, hagerer Mensch von ungefähr dreißig Jahren; er hatte ganz das Gesicht des Vaters, denselben rührend bescheidenen Ausdruck mit dem gleichsam nach innen gerichteten Blick.

„Nun, was sagte der Herr Pfarrer zu deiner so plötzlichen Versetzung?" fragte der alte Streicher. „Er hat dir gewiß eine Menge guter Lehren mit auf den Weg gegeben?"

Der Sohn lächelte: „Nicht eine, Vater, er sagte nur immer: ist's denn auch möglich, einen größeren Nagel zum Sarg hättst mir nicht schmieden können, als daß du gehst —"

Die Mutter nahm ihren Einzigen beim Schopf: „Das hab' ich mir gleich denkt —"

„Gedacht, gedacht," korrigierte sie der Gatte.

„Denn wer soll ihm wieder so gute Musik machen wie unser Bubele! Die werden horchen, die Konstanzer!"

„Ei," fuhr der Alte ärgerlich auf, „immer dieses sanguinische ‚das Beste hoffen'; man muß stets im Leben auf das Schlimmste gefaßt sein, und ich gestehe dir, Heinrich, daß ich sehr besorgt um deine Zukunft bin, denn du ließest wieder in einem Heft den Accusativ für den Dativ stehen —"

„Herrgott," rief die Mutter aus, „und die Welt ist nicht aus ihrer Achsel gegangen —"

„Aber um Gotteswillen, eine Schullehrersfrau," ereiferte sich der Alte, „Achse! Die Welt dreht sich um ihre Achse —"

„Ich bitt' dich," unterbrach sie ihn, „das ist ja doch so einerlei —"

„Nein, liebe Mutter, das solltest du

dir wirklich merken," ſagte der Sohn, aber ſie gab ihm einen leichten Schlag auf die Wange: „Biſt halt dein ganzer Vater!"

„Wieſo, inwiefern?" begehrte Herr Streicher auf. „Das möchte ich doch wiſſen!"

„Beſinn' dich einmal, Alter, hat es nicht eine Zeit gegeben, in der ſich für dich die Welt auch um ganz andre Dinge drehte, als um eine Atzel?"

Heinrich lachte laut auf, während der Alte plötzlich verlegen wurde und ein ängſtliches: „Aber, meine Liebe, du wirſt doch nicht," ſtotterte.

Sie lachte ihn unbarmherzig aus, ſich offenbar an ſeiner Verlegenheit weidend, denn der alte Herr ſah aus wie einer, der in Todesangſt ſchwebt, irgend ein von ihm ſchamhaft gehütetes Geheimnis preisgegeben zu ſehen. Das Pochen an der Thüre, das in dieſem Augenblick ertönte, war ihm daher ſehr willkommen, und er rief mit großer Befliſſenheit: „Herein!"

Ein Bäuerlein trat über die Schwelle, etwas zaghaft, nicht recht imſtande, den Blick zu dem Hausherrn zu erheben, der ihm freundlich die Hand bot.

„Ah, ah, mein lieber Aberle, Ihr bringt mir gewiß die Zinſen, das freut mich, das iſt ſchön; haſt nicht noch ein Schüſſele Kaffee, Frau?"

„Ja," ſagte ſie, „er ſoll eins haben, aber daß er uns die Zinſen bringt, das glaub' ich nicht, denn es ſteht ihm auf dem Geſicht geſchrieben, daß er ſie nicht bringt."

„Will nicht hoffen, will nicht hoffen!" meinte der alte Herr, während das Bäuerlein um einen halben Kopf kleiner wurde.

„Ach Gott, Herr Streicher, ich kann gewiß nix dafür, 's Weib iſt halt wieder krank — 's iſt ſchrecklich mit dem Weib!"

„So, was fehlt ihr denn?" fragte Frau Streicher.

„Hm, wir haben halt wieder ein Kleines kriegt."

„Daß doch das Weibervolk das Kinderkriegen nicht laſſen kann," ſagte Frau Streicher, indem ſie ſich mit untergeſchlagenen Armen vor den Bauer hinſtellte, „ihr Mannsleut' ſeid recht übel dran —"

„Die Frau Streicher iſt alleweil luſtig,"

Aus unſerer Studienmappe:

Studie von Anton von Werner.

stotterte das Bäuerlein, „ja, ja, wer halt's Auskommen hat, der kann lachen; ich wollt' ja gern zahlen, aber ich hab' nur noch eine Kuh — eine Kuh und fünf Kinder, drei davon sind tot, Gott hab' sie selig, sie sind wohl aufgehoben. Meine Frau hat mir aufgetragen, einen schönen Gruß, und ob's der Herr Streicher verlangt, daß wir auch noch die letzt' Kuh verkaufen?"

„Nein, nein," sagte er und kratzte sich das Kinn, „fatal, fatal, aber davon kann keine Rede sein —"

„Gelt aber, ich hab's gewußt, ich hab's gewußt, der Herr Streicher drängt die armen Leut' nicht, Gott vergelt's, Gott vergelt's Ihnen tausendmal!" rief der Bauer, stellte die Kaffeetasse auf den Tisch und wollte sich mit vielen Bücklingen entfernen. Allein Frau Streicher stellte sich ihm in den Weg:

„Noch eins, Mann Gottes, Ihr geht doch hoffentlich auch manchmal ins Wirtshaus?"

„He, allemal am Sonntag, so ein Stündle, Frau Streicher, wenn's Gott's Wille ist."

„Freilich," sagte sie, „wer vergunnt's euch denn, das Mannsvolk muß sich erholen, das ist von jeher in der Ordnung gewesen; langt's nicht, spart man an Weib und Kind, wenn nur die drei Märkle für Wein und Bier rauskommen —"

„Eh, was denken Sie auch," ereiferte sich der Bauer, „so werd' ich doch nicht hausen, Frau Streicher. Drei Mark versaufen, ich bitt' Ihnen!"

„Nun, da werden's zwei machen!" meinte sie.

„Das könnt ehnder stimmen," gab er zu.

„Seht," frohlockte sie, „da hätten wir's gleich, Ihr begnügt Euch in Zukunft mit einer Mark, und ich komm' jeden Sonntag bei Euch vor und hol' mir die andre Mark — macht im Jahr 52 Mark, und 60 betragen Eure Zinsen. Denkt Euch, wie bequem, auf die Art behaltet Ihr Eure Kuh, braucht nicht an Weib und Kind zu sparen und kommt noch außerdem nicht jeden Sonntag mit einem Rausch heim."

Das Bäuerlein schielte zum Herrn Streicher hinüber: „Ein ganz nett's G'späßle; Frau Streicher ist immer lustig, wohl, wohl, ich empfehl' mich — "

„Aberle," rief ihm der alte Herr nach, „seid nicht so pressiert, der Gedanke meiner Frau wäre des Überlegens wert; wenn Ihr wirklich zwei Mark alle Sonntagabend vertrinkt, das ist entschieden zu viel, das habe ich mir in meinem ganzen Leben nicht erlaubt. Begnügt Euch also in Zukunft mit einer Mark, mein Lieber, denn was ein braver Mann ist, der schränkt sich ein, wenn er Schulden hat. Habt Ihr mich verstanden, Aberle?"

Der erhob den Zeigefinger: „O, Herr Streicher, man muß die Weibsleut' nicht so ins Kraut schießen lassen, sonst ist's bald aus mit dem Frieden in der Welt; denken Sie an mich, denken Sie an mich!"

Der Mann verschwand, und Frau Streicher brach in ein herzliches Gelächter aus: „Siehst du, Alter, daß ich auch zu etwas gut bin? Ich verwalt' das Amt der auswärtigen Angelegenheiten, denn ließ ich dich machen, ging all unser Erspartes für die anderen Leut' drauf. So und jetzt solls ein wahres Sonntagsabendessen geben, Schinken und Pfannenkuchen —"

„Warum nicht gar," fuhr Herr Streicher auf, „am hellen Werktag —"

„Ich nenn's einen Festtag, an dem unser Bubele die Ehr' erlebt hat, nach Konstanz versetzt zu werden."

Der Alte schüttelte das Haupt: „Weib, Weib, was würde erst aus uns, wenn ich die inneren Angelegenheiten nicht —"

„Weiß, weiß," unterbrach sie ihn, „nichts blieb übrig, als der Abfall der Niederlande — damit ihr seht, daß ich auch was aufgeschnappt hab', ihr gelehrten Prinziper!"

Sie schoß in die Küche, und der alte Streicher meinte kopfschüttelnd: „Wenn das nun wieder jemand gehört hätte!" worauf er und der Sohn sich über die Hefte hermachten, die sie stillschweigend zu Ende korrigierten. Die Mutter hatte die Lampe gebracht und weinte nun draußen beim Kochen über das baldige Scheiden des Sohnes aus dem elterlichen Hause. Auch dem Vater ging der Abschied nah, er suchte jedoch seine Gefühle hinter einer besonders gestrengen Miene zu verbergen, die aber Heinrich recht wohl zu deuten wußte. Verstohlen irrten seine Blicke durch die behagliche Wohnstube hin zum Klavier, mit den beiden Notenständern rechts und links; auf

dem schmäleren lagen des Vaters Noten, gegenüber die seinen — die heißgeliebten Klavierauszüge der Wagnerschen Werke. Wie gerne hätte er in diesem Augenblick seine ebenso freudige als schmerzliche Bewegung in Tönen ausgesprochen, allein dies war nicht ratsam heute, denn seine Musik verdarb dem Vater die Laune, und Heinrich hatte eine Bitte auf dem Herzen und zwar eine so große, daß er fürchtete, niemals den Mut zu finden, sie gegen den Vater auszusprechen.

Als die Mutter mit der Platte Schinken hereinkam, begegnete sie dem Blick des Sohnes, und da wußte sie gleich: der will was!

Sofort bekam der Alte den Hof gemacht, die saftigsten Stücke wanderten auf seinen Teller, er allein erhielt vom guten Wein, dem Sohn wurde ein Glas vom sauern hingestellt; das entsprach dem Prinzip des Vaters, und er wurde aufgeräumt, während ihn nichts mehr verdroß, als wenn es der Frau einfiel, den Sohn wie einen Erwachsenen zu behandeln.

„Nur die Kinder nicht verwöhnen," fing er an, denn dies war sein Lieblingsthema, „keine traurigere Mitgift als Prätensionen; die Verwöhnung der Jugend ist der große Fehler der Neuzeit, und ich habe noch nicht gehört, daß etwas Gutes daraus entstanden wäre —" damit schenkte er dem Sohn vom guten Wein ein, und Frau Streicher wußte: jetzt war der Moment gekommen, der Gatte hatte sich auf seinem Steckenpferdlein getummelt, da durfte man etwas wagen —

„Heinerle," hub sie an, „du siehst mir so kurios drein heut abend, hast vielleicht was auf dem Herzen? Geh', schäm' dich, wenn man so gute Eltern hat, sollte man nicht lang Sparglamenten machen. Gelt du, Alterle, so ein dummer Bub, als ob man ihm heut' einen Wunsch versagen könnt'?"

Der alte Streicher machte „Hm" — und der junge räusperte sich, nahm in die Rechte die Gabel und in die Linke das Messer und sah in seinen leeren Teller:

„Nämlich, ich meinte nur, lieber Vater — wenn du nichts dagegen hättest, ich möchte so sehr gerne, bevor ich mein Amt antrete und somit gefesselt bin —"

Die Mutter schlug schon einen Marsch auf der Tischkante und zwar so lebhaft, daß der Gemahl ihr mit einem „Pscht" beide Hände festhielt.

„Nämlich," wagte sich der Sohn etwas weiter, „ich möchte fürs Leben gern einer Wagneraufführung in Karlsruhe beiwohnen —"

„Um des Himmels willen," brauste Herr Streicher auf, „bist du nicht schon verraunt genug, willst du völlig verrückt werden? Ich hätte dich wirklich für vernünftiger gehalten, Heinrich —"

„Das Herz hängt mir daran, Vater, und außerdem wäre die Gelegenheit jetzt gerade so günstig," sagte der Sohn, „in dieser Woche finden die Nibelungen in Karlsruhe statt, und ich bin frei bis nächsten Montag, wo ich in Konstanz eintreffen soll; ich könnte also sämtliche Opern —"

„Sämtliche auch noch," fuhr Herr Streicher auf, „nicht eine, sag' ich dir, das sind ganz und gar unnötige Ausgaben, bei denen nicht das geringste herauskommt; und niemals gebe ich die Erlaubnis zu einem solchen Unsinn."

„Streicher —" Die kleine Frau legte die Hand auf ihres Mannes Arm, beugte sich ein wenig vor und flüsterte ihm leise zu: „Und Jenny Lind?"

Der Eindruck, den dieser Name hervorbrachte, war ein bedeutender; Herr Streicher wußte sich einfach nicht zu helfen. Erst wurde er rot, dann, dem Blick seines Sohnes begegnend, begann er zu husten und pusten, als sei er am Ersticken, schließlich sprang er vom Stuhle auf und fing an, wie besessen durchs Zimmer zu rennen, er, der sonst die Bedächtigkeit und Langsamkeit in Person war. Frau Streicher, die sich innerlich über alle Maßen an dem Gebaren des Herrn Gemahls ergötzte, kam ihm doch zu Hilfe, indem sie allerlei plauderte und so des Sohnes Aufmerksamkeit von ihm ablenkte.

Die Aufregung des alten Herrn hatte sich in einem leisen, beinahe andächtigen Pfeifen Luft gemacht, wobei er den Zeigefinger wie im Takte bewegte, während seine alten Augen ein jugendlicher Glanz verklärte. Er öffnete das Klavier, schlug ein paar Accorde an und begann dann mit seiner altmodischen steifen Fingerhaltung die Arie: ‚Ei, so komm doch' — aus der Nachtwandlerin zu spielen. Heinrich schnitt ein Gesicht, und nur der Respekt vor dem

Digitized by Google

Vater hielt ihn davon ab, sich die Ohren zuzuhalten. Als aber die Musik gar kein Ende nehmen wollte, denn wenn der Alte einmal am Klavier saß, so that er's nicht unter der halben Oper, da sprang Heinrich mit einem leisen: „Mutter, das halt' ich nicht aus," von seinem Stuhle auf und machte sich davon.

„Das allein ist Musik," erklärte Herr Streicher nach einer guten Stunde und drehte sich schweißgebadet auf seinem Klavierstuhl herum. Es war aber niemand mehr anwesend als die Gattin, die bereits ein Vorschläfchen machte, nachdem sie Kanapee und Stühle für die Nacht mit Überzügen versehen und auch das eigne Haupt in eine Nachtmütze gesteckt hatte. Der alte Herr wiederholte sehr ärgerlich: „Hast du gehört, das allein ist Musik."

Sie fuhr auf: „Freilich, freilich, für mich ist alles Musik, was ein Gedudel macht."

„Und der Heinrich ist natürlich wieder davongelaufen, das thut er immer, wenn sein Vater am Klavier sitzt."

„Und du machst es gerad' so, wenn er spielt, Alter, ihr habt darin einander gar nichts vorzuwerfen — jetzt aber hab' ich was im Sinn und zwar nichts anderes, als dir ein paar Thatsächlichkeiten vorzuhalten, damit du wieder einmal siehst, wie du anno 1846 gewesen bist, denn das scheinst du total vergessen zu haben."

Sie hatte, während sie sprach, ein kleines blau angestrichenes Kästchen aus dem Schrank geholt und führte nun den laut brummenden Gatten, der behauptete, es sei die höchste Zeit zum Schlafengehen, zum Tisch hin, wo sie ihn in den bereits überzogenen Lehnstuhl drückte. Sodann packte sie den Inhalt des Kästchens aus — eine verblichene Zeitung, etliche morsche Lorbeerblätter, ein völlig vergilbtes Spitzenhäubchen und einen dicken Brief, an dem noch die Reste roter Oblaten klebten.

Der alte Streicher warf einen halb ärgerlichen, halb neugierigen Blick auf diese Zeugen seines einstmaligen Fühlens, aber bevor er recht im reinen war, ob er gehen oder bleiben wolle, hatte ihm die Gattin schon die Brille von der Nase genommen und sie auf die eigne gesetzt, und gleich nach den ersten paar Zeilen vergaß der alte Herr zu protestieren und war die Aufmerksamkeit selbst. Der Brief lautete:

Karlsruhe, den 26. November 1846.

Geliebte Braut!

In Deinen Busen will ich sie niederlegen, alle die Erinnerungen dieser zum Theile gemeinsam verlebten, so unvergeßlich schönen Zeit, damit sie niemals verblasse, sondern in dem Schacht unsres Gedächtnisses sich in ewiger Frische erhalte:

Es war zu Johanni 1846, als ich an die Bürgerschule der alten Festungsstadt Rastatt versetzt wurde.

Von mütterlicher Seite her mit nicht geringen musikalischen Anlagen begabt, verfolgte ich damals mit nicht zu beschreibendem Eifer den wahrhaft phänomenalen Triumphzug dieses ersten Sternes der göttlichen Gesangeskunst, der von ganz Europa gefeierten Jenny Lind.

Welches aber waren meine Gefühle, als eines Tages die Nachricht unsere Stadt durchlief: Jenny Lind wird in Karlsruhe gastiren! Mein Freund, sagte ich zu mir selbst, was du besitzest, ist wenig, allein stehe darum nicht an, alles für den Genuß hinzugeben, etwas Unvergleichliches in dich aufzunehmen, das dir Zeit deines Lebens Zinsen tragen wird, indem es dich erleuchten und kräftigen soll in dem kommenden Ungemach, das jeden Sterblichen an der Pforte des Alters erwartet. Ich schrieb also unverzagt an den Kassier des Großherzoglichen Hoftheaters, er möchte die Güte haben, mir ein Billet im Parterre zu besorgen für das erste Auftreten der Jenny Lind in der ‚Nachtwandlerin' am 24. November. Der Herr Oberlehrer war so gut, mich für einen halben Tag in der Schule zu vertreten, meine Hausfrau flocht mir von den Blättern meiner Epheustöcke einen wunderschönen Kranz, mit welchem ich mich am Morgen des bewußten Tages in nicht zu beschreibender Aufregung auf den Weg machte.

Da mir die ganze Postfahrt von Rastatt nach Karlsruhe zu theuer gewesen wäre, legte ich die vier Stunden bis Ettlingen zu Fuß zurück. Es war jedoch etwas Schnee gefallen und viel Glatteis, so daß ich statt um ein Uhr, erst gegen drei in Ettlingen anlangte, wo mir gerade noch Zeit blieb, über Hals und Kopf in den Postwagen zu stürzen, unter welchen Verhältnissen ich natürlicherweise an ein Mittagessen nicht denken durfte. Der Postillon,

Digitized by Google

ein junger Burſche, beantwortete meine Frage, ob unter der obwaltenden großen Glätte der Straßen nicht ein Umſturz des Wagens zu befürchten ſei, mit der Verſicherung: „'s geſchieht nur manchmal, aber net immer.“ Ich nahm alſo mein ſehr ſchmal zugemeſſenes Plätzlein ein, rechts hatte ich die Wand, links zwei hohe Schachteln, hinter denen eine Modiſtin ſaß, die auf ihrer anderen Seite wiederum ein hohes Schachtelgebäude ſtehen hatte. Ich ſah ſie nicht, hörte ſie dagegen fortwährend ſprechen, und da ſich die beiden Mitpaſſagiere, ein

loſe Ebene nach allen Seiten that ſich vor uns auf, als wir plötzlich mit einem vernehmlichen Krach in den neben der Landſtraße liegenden Graben ſauſten. Unbeſchreiblich war der Spectakel, der alsbald im Innern des Omnibuſſes vor ſich ging. Die Männer fluchten und ſchimpften und ſchrieen nach dem Poſtillon, die Mamſell jammerte um ihre Hüte, und ich hatte nur zu thun, meinen Kranz vor der Vernichtung zu bewahren und die mich zu zerquetſchen drohenden Schachteln von mir fern zu halten. Es gelang mir

Aus unſerer Bildermappe:

Caritas. Nach dem Gemälde von Ludwig Knaus.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft, Berlin.)

Pferdehändler und ein Schweinehändler, auf das eifrigſte unter einander unterhielten und gar nicht auf die Mamſell achteten, ſo mußte ich annehmen, daß ihre Reden an mich gerichtet waren. Für's Leben gern hätte ich mein Erſtaunen ausgedrückt, wie es möglich ſei, ſo nahe der Reſidenz von etwas anderem zu ſprechen, als von der Jenny Lind, allein es war mir nicht möglich, der Beredſamkeit dieſer Perſon auch nur für einen Augenblick Einhalt zu thun. Wir hatten eben das langgeſtreckte Rüppur im Rücken, und eine troſtſchließlich, die Thür zu erreichen und dieſe zu öffnen.

„Warum,“ rief ich den Poſtillon an, „laßt Er uns denn nicht aus dem Kaſten?“ Er antwortete: „Z'erſcht komme d' Gäul, d' Deichſel iſch wieder kaput, da führ' ich ſie allemal gleich nei, nach Rüppur.“ Nach dieſen Worten ſchwang er ſich auf eines der Pferde und trabte mit ihnen davon, während ich den beiden wüthenden Männern auf die Erde half; ſie liefen fort, ohne von der armen Mamſell Notiz zu nehmen, die fürchterlich jammerte und ſich vor dem

Digitized by Google

Sprung aus dem Omnibus scheute. Ich nahm ihr also zuvörderst ihre Schachteln ab und redete ihr dann zu, in den weichen Schnee zu springen, was sie endlich nach langem Besinnen that, nachdem ich ihr, auf dem Rade stehend, die Hand gereicht hatte, wobei wir mit einander platt in den Graben fielen. Sie beschwor mich unter einem fürchterlichen Thränenstrom, sie doch um Gotteswillen nicht mit ihren Hüten mutterseelenallein in dieser Einsamkeit zu lassen, welche Unmenschlichkeit ich natürlich nicht im Sinne hatte, sondern meinen Epheukranz um den Hals hing und zwei der größten Schachteln aufpackte, während die Mamsell die anderen beiden nahm. So machten wir uns auf den Weg; über das Feld pfiff ein schneidiger Wind und das Frauenzimmer schwatzte wieder ganz fidel, während ich in der Todesangst lebte, am Ende zur Kassenöffnung zu spät zu kommen. Wie aber beschreibe ich meinen Schreck, als plötzlich ein Windstoß den Deckel meiner obersten Schachtel aufriß und einen großblumigen Hut daraus entführte, der sofort seinen Weg querfeldein nahm. Die Person sank heulend am Weg nieder, schrie nach ihrem theueren Hut und behauptete, selbigen mit ihrem ganzen Vermögen nicht bezahlen zu können. Was blieb mir anders übrig, als dem Hut nachzusetzen über Stock und Stein, wobei ich der Glätte wegen alle paar Schritte auf die Nase fiel, mir Ellenbogen und Kniee zerschund und meinen besten Rock beschmutzte. Aber wie erstaunte ich, als ich endlich, mit dem eroberten Hute zurückkehrend, die Person zwischen ihren Schachteln sitzend, in einem solchen Gelächter begriffen fand, daß sie ein paar Minuten lang außer Stande war, sich von ihrem Platz zu erheben.

Es waren noch wenige Minuten bis fünf, als wir am Ettlingerthor ankamen; um fünf Uhr aber war die Kassenöffnung. Gott verzeihe mir die erste und hoffentlich auch letzte Rücksichtslosigkeit meines Lebens— ich setzte der schreienden Mamsell die Schachteln vor die Füße und flog wie ein Wahnsinniger über den Marktplatz und Schloßplatz und kam gerade noch recht, um mir mit Einbüßung meines Hutes, aber mit hoch erhobenem Kranze, einen Platz im Parterre zu erobern. Und nun, meine vielgeliebte Braut, kommt der Moment: ich hatte einen Eckplatz und neben mir, im dichtesten Gedränge, standest Du, ganz an mich hingedrückt, und obgleich ich mich vor Müdigkeit fast nicht mehr regen konnte, der hülflose Blick Deiner großen braunen Augen ging mir so tief zu Herzen, daß ich mich sofort erhob und Dir meinen Platz anbot. Allein schon während der wundervollen Ouverture der Nachtwandlerin übermannte mich die Erschöpfung, daß mich erst ein rasender Applaus zu mir selber brachte; wie durch einen Schleier sah ich eine hold lächelnde, sich ostmals verneigende Gestalt, suchte nach meinem Kranz und hatte mit einem Mal die Empfindung, ihn auf meinem eigenen Haupte zu tragen. Dies kam mir so schmählich vor, daß ich mir die erdenklichste Mühe gab, mich klein zu machen, was mir jedoch nicht um die Welt gelingen wollte. Plötzlich fühlte ich einen stechenden Schmerz im Ohrläppchen, und nun bemerkte ich zu meinem namenlosen Entsetzen, daß ich mit dem Gesicht auf Deiner Schulter lag, während Du mir mit puterrothem Gesichtchen zuflüstertest: „Schreien Sie nicht, ich habe Sie ins Ohr gestochen, damit sie endlich aufwachen, Sie schrecklicher Mensch!" In diesem Augenblick fiel der Vorhang, und ich Unglücksmensch hatte den ganzen ersten Akt verschlafen. Aber glücklicherweise schien es nicht bemerkt worden zu sein, denn alles um mich her schrie und applaudirte und erging sich in Ausdrücken der Bewunderung und des Entzückens. Ich aber richtete meine demüthigste Bitte um Verzeihung an das junge Mädchen, indem ich ihr aus einander setzte, unter welch erschwerenden Umständen ich Karlsruhe erreicht hatte, und daß ich seit dem Morgenkaffee nichts mehr zu mir genommen. Und nachdem ich Dir das Postunglück beschrieben, sowie das Abentheuer mit der Modistin, lachtest Du hell wie ein Glöcklein auf und Deine Worte waren: „Jesses, was müssen Sie ein unpraktischer Mensch sein!" Zugleich aber standest Du dem körperlich Ermatteten mit wohlgeschmierten Butterbrödlein aus Deinem Ridicüle bei, und diesem mir so edel geopferten Labsal hatte ich es zu danken, daß ich, Gott Lob und Dank, dem ferneren Verlauf der Oper mit ganzer Andacht zu folgen vermochte. O du unvergleichliche, gottbegnadete Gesangeskünstlerin, du Rührerin der Herzen, wie soll ich mich ausdrücken,

Digitized by Google

um deinem vollendeten Genius gerecht zu werden! Herrin aller undenkbaren technischen Mittel und Fertigkeiten, hat ihr die Natur eine Grazie und einen wahrhaft himmlischen Ausdruck des Auges verliehen; dieses zauberische Mädchen entzündet die Herzen und wären sie von Stein; ihr dargestellter Schmerz erweckt tiefes Mitgefühl, ihre Freude und Seligkeit findet das Echo in unserem Busen; kurz, nur ein gänzlich Herz- und Gemüthloser kann hier kritisiren und zerlegen, so siegreich ist der Eindruck, den sie auf Schauer und Hörer hervorbringt. Ich kann es leider mit dem besten Willen nicht notiren, wie oft die große Künstlerin gerufen worden ist, auch war es ein unbeschreiblicher Anblick, in welcher Masse die Kränze von den Galerien und aus den Logen geflogen kamen; sogar mit einer mächtigen Rosenkrone ist sie beschenkt worden — wirklichen echten Rosen zu dieser Jahreszeit —, was müssen die gekostet haben! Was meinen Kranz anbelangt, den ich aus so vielen Wirrsalen glücklich gerettet hatte, er war dahin, mir entschlüpft und unter die Füße des Publikums gekommen; als ich ihn suchen wollte, sagtest Du: „Ich bitt' Sie, lassen Sie ihn liegen, der ist doch nimmer präsentabel." Zum Schluß der herrlichen Oper flog noch ein Kranz aus einer Loge hinter uns, und an diesem Kranze hing ein weißes Spitzenhäubchen, das wahrscheinlich einer Dame im Fluge vom Kopf gerissen worden war, und welcher Zufall! es fiel Dir auf das braune, schön gescheitelte Haar. Dies erschien mir wie ein Omen und erfüllte meine Seele mit einer solchen Kühnheit, daß ich wagte, was ich sonst niemals gewagt haben würde: nämlich ich ergriff das Häubchen, wies es Dir und sprach die Worte: „Gott will Sie unter die Haube haben, liebes Jüngferle," worauf Du antwortetest: „O Sie Unartiger!" Kurz, ich war von einer doppelten Trunkenheit erfaßt, und es muß dahin gestellt bleiben, war es der Enthusiasmus, den der Gesang der göttergleichen Jenny Lind in mir entfacht, oder war es die Liebe zu Dir, welche in meinem Herzen die Oberhand gewann — ich fürchte, dies wird ein ewiges Räthsel bleiben müssen. Genug, ich folgte Dir zum Theater hinaus in der Absicht, Dir beim Suchen Deines Vaters behülflich zu sein, der Dir versprochen, Dich nach dem Theater abzuholen. Wir suchten aber umsonst, die Leute hatten sich längst verlaufen, und wir konnten Deinen Vater nicht finden. Statt aber unter diesen Verhältnissen in Verzweiflung zu gerathen, bliebst Du ganz vernünftig und sagtest mit einer Ruhe, die die in der Nähe der Residenz Aufgewachsene verrieth: „So sind die Männer, sie brauchen nur zu einer Weinversteigerung zu gehen, so giebt's für sie keine Zeit und kein Versprechen mehr. Es ist freilich ein bißle viel verlangt, aber ich wär' Ihnen arg dankbar, wenn Sie mich bis ans Durlacherthor begleiten thäten, dort hat der Vater einen Hauderer zum Heimfahren hinbestellt — Blamasch nennen die Karlsruher so ein Wägele, sitzen aber doch 'nein — kommt der Vater nicht nach einer Weil', so fahr' ich nach Durlach und schick' den Hauderer wieder zurück." Wir gingen also mit einander über den hell beleuchteten Schloßplatz, und Du theiltest mir mit, daß die Gaslaternen an diesem Abend zum ersten Mal brannten und zwar nicht allein vor dem Theater, sondern der ganze obere Theil der Stadt, vom Mühlburgerthor bis zum Marktplatz, in dieser glänzenden Beleuchtung prange. Dieser Umstand aber machte sich doppelt bemerkbar, als die höchsten Leuchtabilitäten, der Mond, nicht anwesend war. Die Karlsruher schienen aber auch alle aus dem Häusle zu sein, denn obwohl es bereits neun Uhr vorüber war, promenirte noch alles auf dem Marktplatz und in der langen Straße herum. Jedenfalls kann unsere aus dem Walde gehauene Residenz mit ihren 25000 Einwohnern nun an Eleganz und Schönheit mit den größten Städten Deutschlands konkurriren. — Je näher wir aber dem Durlacherthor kamen, wo noch die alten Oellampen mit ihrem matten Totenlicht glimmten, desto schwerer wurde mir's um's Herz, denn noch hatte ich nicht jenes Wort gesprochen, das zum ewigen Bunde führt oder für immerdar trennt. Am Durlacherthor stand wirklich der Hauderer, aber das Männlein, das auf unser Rufen aus dem Innern des Wagens kroch, hatte sich unter Anwendung von Spirituosen so stark eingeheizt, daß ich erklärte, das Jüngferlein nun und nimmer dem Schutze dieses unzurechnungsfähigen Kutschers anzuvertrauen. Mit Mühe und Noth brachte ich ihn, nach-

Digitized by Google

dem wir noch eine Zeitlang auf den Vater gewartet, auf den Bock hinauf, wo er, wie ein Schilfrohr im Winde, hin und her schwankte. Aus dem dunklen Gewölk des Himmels war der Mond gebrochen und geheimnißvoll leuchtete sein Licht durch die kahlen Pappeln am Wege. Und wir saßen Seite an Seite; es war mir endlich vergönnt, Dir zu sagen, daß ich das Amt eines Schulmeisters bekleidete, daß auch mein Vater Schulmeister war, und ich zu Gott hoffte, einstens meinen Sprößling denselben Weg wandeln zu sehen; und nachdem ich mich in einer längeren Rede über das Glück der Ehe ausgesprochen und mich Dir eben als sehnsüchtigen Aspiranten dieses Sakramentes nennen wollte, da jagtest Du mir keinen geringen Schrecken ein, indem Du plötzlich unter merklichem Gähnen die Frage thatest, ob ich immer so ausführlich sei. O Himmel, und ich verneinte! Die Angst, Du könntest mich im Falle der Bejahung am Ende nicht lieben, machte mich feig genug, zu einer Lüge meine Zuflucht zu nehmen. Allein, als ich eben im Innern zu mir selber sagte: Kann ein Glück bestehen, das auf einer Täuschung aufgebaut ist? bracheſt Du in völliger Ahnungslosigkeit in die Worte aus: „Herrgott, wo ist unser Kutscher hingekommen? was ist mit unserem Kutscher geschehen?“ Und richtig, es war nur allzu wahr, der Mann war nicht mehr da! Das Rößlein aber ging seinen lahmen Trab weiter, und als ich „Ööh“ rief, stand es augenblicklich still. Ich sagte Dir, daß, obgleich mein Herz des Unausgesprochenen voll sei, ich auf der Stelle umkehren müsse, um dem verunglückten Manne beizustehen. Als ich jedoch im Begriff war, auszusteigen, riefest Du aus: „Ja, was wollen Sie denn wieder, Sie unpraktischer Mensch, wenn dem Mann was passirt ist, können Sie ihn doch nicht auf Ihren Armen nach Durlach tragen — wir kehren natürlich mit einander um —“ Engel, dachte ich, Erzengel! — getraute mir aber selbstverständlicherweise nicht, es laut zu sagen, sondern griff in die Zügel des Rosses. Indes des Fahrens unkundig, scheine ich das Leitseil nicht richtig gehandhabt zu haben, denn

Aus unserer Bildermappe:

Auf dem Ball. Nach dem Gemälde von Edouard Bisson.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.
Copyright 1895 by Photographische Gesellschaft, Berlin.)

um ein Haar wären wir im Landgraben neben der Allee gelegen. „Jesses," riefest Du aus, „Ihnen merkt man's auch an, daß Sie immer in die Bücher gucken, ſtatt in's gewöhnliche Leben!" Damit nahmeſt Du die Zügel und kutſchirteſt höchſt flott, indem Du im Wägele ſtandeſt, den Weg zurück. Jetzt, dachte ich, jetzt nur ſchnell die Zeit benutzt — und fing mit einem Seufzer an, dem ich hinzufügte: „O Sie mein werthes und liebes Jüngferle, wenn Sie wüßten —" da deuteteſt Du nach rechts: „Liegt dort nicht was Schwarzes?" Ich ſchnellte auf: „Es iſt der Schatten der Pappel — ich bitte Sie um alles in der Welt, laſſen Sie mich endlich geſtehen —" „Aber dort liegt was Schwarzes!" riefeſt Du und deuteteſt nach der entgegengeſetzten Seite. — „Aber das iſt ja der Schatten einer anderen Pappel," rief ich aus. — „Himmel," ſagteſt Du, „aber dort torkelt etwas des Wegs daher, und das iſt gewiß keine Pappel; wie geſcheidt, wenn's der Vater wär', dann könnten wir ihn auch gleich mitnehmen. Ja, richtig," ſetzteſt Du hinzu, „er iſt's und gut geladen — he he, Vater, ſteigt ein, Vater, ich bin's —" Der Mann ſaß kaum im Wägele, wobei ich ihm behilflich war, als er mit beiden Fäuſten über mich herfiel: „Er Lump, Er iſt natürlich wieder betrunken und laßt mich da die halb' Allee rauf laufen." „Haltet, Vater," legteſt Du Dich ins Mittel, „das iſt ein völlig unſchuldiger Herr und nicht der Kutſcher, den ſuchen wir auf der Landſtraß', habt Ihr ihn nicht vielleicht am Weg liegen ſehen?" „Freilich," ſagte mein von mir bereits im Stillen verehrter Schwiegervater, „am Weg iſt freilich was gelegen, und ich bin auch noch drüber geſtolpert; aber wer denkt denn, daß der Menſch ſo einen Rauſch haben kann, daß er nicht einmal weiß, wo er liegt — hä hä hä!" lachte der Mann, dehnte ſich ſo behaglich aus, daß er mich faſt zum Wägele hinausdrückte, und ſagte mit einem tiefen Seufzer: „Gottlob, daß ich in meim' Beit lieg'."

Wir fanden auch noch den Kutſcher, den ich ſorgſam neben den ſchnarchenden Mann legte, worauf ich mich, mit dem Hut in der Hand, an Dich, meine Erkorene, wandte, die Du übermütig lachend auf dem Bock ſaßeſt. „Leben Sie wohl," ſagte ich, „und erlauben Sie mir, Ihnen morgen in der Früh dasjenige zu ſagen, wozu mir heute nicht die Gelegenheit günſtig geweſen iſt?" „Ja, wiſſen Sie denn, wer ich bin und wo ich wohne?" fragteſt Du, „Theresle heiß' ich, und mein Vater iſt der Traubenwirth in Durlach; Sie ſollten geſcheidter mit uns umkehren und dort übernachten." „Nein," ſagte ich, „denn erſtens wäre es zu viel für das arme abgehetzte Pferd, und zweitens habe ich meinem Vater verſprochen, im Mohren in Karlsruhe zu übernachten, weil er dort einmal vor vielen Jahren gewohnt hat." Ich wollte gehen, da riefeſt Du mir nach: „Ich weiß ja gar nicht, wie Sie heißen!" Schnell wandte ich mich um: „Johann Xaverius Streicher, Lehrer zu Raſtatt, gebürtig aus Krotzingen, Amt Freiburg." Nun fuhr ſie weiter, und das letzte, was ich hörte, war ihr Lachen mit dem ſilberhellen Klang. „O Gott," ſagte ich zu mir ſelber, „ſollte ich wirklich das unbegreifliche Glück erleben und einen ſolchen Engel heimführen dürfen." Indem ich ſo die Allee entlang rannte, bemerkte ich plötzlich, daß ich den Hut in der Hand hielt und wollte ihn aufſetzen. Zu meiner Verwunderung jedoch ſtieß ich auf einen Gegenſtand auf meinem Haupte, griff danach, und wer beſchreibt meine Ueberraſchung, ich hatte bereits einen Hut auf dem Kopfe — das heißt eine Kappe, und das, was ich in der Hand hielt, war ebenfalls eine Kappe, wohl die Kopfbedeckungen der beiden Männer im Wägele, die ich mir in der Zerſtreutheit und Aufregung, Gott weiß wie, angeeignet hatte. Hatteſt Du deßhalb bei unſerem Abſchied ſo herzlich gelacht? Ach wenn Du mich doch auf meinen Irrthum aufmerkſam gemacht hätteſt, wie viel beſſer wäre es für mich geweſen! Nämlich als ich nach Verluſt meines Hutes bei der Kaſſenöffnung barhäuptig neben Dir herging, machteſt Du die Bemerkung, es ſähe aus, als ſei ich nichts Rechts, und es war Dir ſehr daran gelegen, mit mir ſo bald als möglich aus der hellen Gasbeleuchtung wegzukommen. Nun, da ich zwei Kopfbedeckungen hatte, kam ich mir mit denſelben erſt recht wie nichts Rechtes vor, und ich erlaubte mir nicht, mich des fremden Eigenthums zu bedienen, ſondern zog es vor, beide Kappen in der Hand zu tragen. Da ich den Plan der Reſidenz genau inne

Digitized by Google

hatte, wurde es mir nicht schwer, den westlichen Theil der Stadt aufzufinden, wo der „Mohren“ sich Ecke der Stephanien- und Linkenheimerstraße befinden sollte. Es war jetzt elf Uhr des Nachts und eine Todesstille in den Gassen, als ich nicht weit von mir, auf dem Akademieplatz, einen Herrn in seiner ganzen Länge über das Trottoir fliegen sah, wobei ihm der Cylinder davonrollte. Ich griff sofort nach demselben, half dem Herrn, der sehr wohl gekleidet war, in die Höhe und offerirte ihm meinen Arm. Er nahm ihn, indem er sich beklagte, er habe sich sehr weh gethan und könne Gott danken, daß wenigstens noch ein Mensch unterwegs gewesen sei, indem sonst gewöhnlich, wenn er von seiner Gesellschaft nach Hause gehe, keine Seele mehr zu sehen wäre. Hierauf fing er an wieder zu schimpfen, indem er mir erzählte, kein Mensch sei mehr in diesem Karlsruhe seines Lebens sicher, indem man sich alle Augenblicke an etwas Neues gewöhnen müsse; so habe man bisher bequeme, mit Steinen ausgehauene Rinnen gehabt und nun sei man plötzlich auf die unglückliche Verbesserung verfallen, die Trottoirs zu erhöhen, und da man noch an die abgeflachten gewohnt sei, so riskire man, bei jeder Gelegenheit Hals und Bein zu brechen.

„Gewiß habe ich mich stark beschädigt,“ schloß der Herr, „denn ich kann kaum gehen und bin Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mich bis zu meiner Wohnung, Stephanienstraße 9, begleiten möchten.“

Bei der nächsten Laterne sah mich der Herr an und meinte: „Sie haben ja zwei Kappen?“ „Allerdings zu viel für einen, der den Kopf verloren,“ gab ich zur Antwort. „Etwas zu viel getrunken?“ fragte er. „Nicht im geringsten,“ sagte ich, „sondern ich bin auf eine so unerklärliche Art zu diesen zwei Exemplaren gekommen, von denen keines mir gehört, daß es am Ende ein eigenthümliches Licht auf mich werfen könnte, wollte ich Ihnen erzählen, wie ich in aller Unschuld zum Dieb geworden bin.“ „Hm,“ sagte der Herr und nahm schnell seinen Arm aus dem meinen, „so so, nun, ich will Ihnen etwas sagen, ich werde mich nicht lange wehren, — nehmen Sie, nehmen Sie —“ Damit drückte er mir einen Geldbeutel in die Hand, der jedoch zur Erde fiel, und während ich mich darnach bückte, lief der Herr mit einer Geschwindigkeit davon, daß er mir schon nach wenig Minuten aus den Augen verschwunden war. Mein Schreien und Rufen: „Ich will Ihr Geld nicht, was glauben Sie von mir?“ wurde nicht gehört, und so blieb mir nichts anderes übrig, als den sonderbaren Herrn laufen zu lassen und mich in meinen Gasthof zu verfügen, wo ich völlig erschöpft auf mein Lager sank, von den Strapazen des Tages ein gelieferter Mann.

Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich, sage! bis um acht Uhr geschlafen und wollte gerade voll Seligkeit Dein gedenken, als mir die zwei auf dem Tisch liegenden Kopfbedeckungen mit sammt dem Geldbeutel ins Auge fielen. Ich durfte also nicht gleich zu Dir eilen, sondern meine erste Pflicht war, jenem sonderbaren Herrn sein Geld zurückzubringen und ihm darzulegen, daß sein Verdacht ein falscher gewesen und er es mit keinem Dieb zu thun gehabt.

Ich bog also um die Ecke und läutete an dem wenige Schritte vom „Mohren“ entfernten Haus. Eine Magd öffnete und gab mir den Bescheid, der Herr Geheimrath liege noch im Bett und pflege nicht vor zehn Uhr aufzustehen. So gab ich das Geld ab mit der Bemerkung, dasselbe sei in der Nacht an den Verkehrten gekommen, und ich lasse dem Herrn Geheimrath eine gute Besserung wünschen. Als ich zum Hause hinaus ging und die Thüre hinter mir schloß, blieb ein Zipfel meines Mantels dazwischen eingeklemmt und zwar so unglücklich, daß es mir unmöglich war, mit der Hand den Schellenzug zu erreichen.

So stand ich höchst unbequem festgenagelt und wartete auf einen Vorübergehenden, damit er mich erlöse, denn außer der Sehnsucht nach Dir, mein geliebtes Theresle, plagten mich die beiden unglückseligen Kappen, deren Zurückerstattung an ihre Eigenthümer mir vor Allem am Herzen lag. So war meine Absicht, mir — erstens einen neuen Hut zu kaufen, zweitens bei S. Modl, Vorderer Zirkel 20, anzukehren, wo ich einen gepriesenen Kleiderstoff, namens Jenny Lind, für Dich erstehen wollte, um drittens mich so schnell wie möglich damit nach Durlach zu verfügen. Allein, so sehr ich mich auch bemühte, die Straße auf und ab zu schauen, es kam kein Mensch.

Digitized by Google

Ach und meine Zeit war so kurz bemessen! Um vier Uhr schon sollte ich in Rastatt zur Singstunde eintreffen, um zwölf ging die Post nach Ettlingen, dort wollte ein mir befreundeter Bauersmann warten und mich auf seinem Leiterwagen mit nach Rastatt nehmen. Und nun stand ich da, und der Stundenzeiger der Zeit rann unaufhaltsam seinen Weg. Ach, wie entsetzlich ist doch für uns Kleinstädter so eine große Stadt, welche Hülflosigkeit bemächtigt sich einem, wenn man in einem solchen Labyrinth von Straßen keine einzige bekannte Seele weiß. Sonst pflegen doch wenigstens Kinder auf der Gasse zu spielen, in dieser Stephanienstraße war nicht einmal ein Hund sichtbar. Zehn Uhr hatte es längst geschlagen, und der qualvolle Gedanke, daß Du mich für einen Wortbrüchigen und Dein Vater mich für einen Kappendieb halten möchten, brachte mich in einen Zustand so gewaltiger Desperation, daß ich, völlig meiner Bürgerpflicht vergessend, so lange mit dem Schirm gegen die verdammte Hausthür losschlug, bis er mit einem Krach entzwei brach. Vor mir aber stand ein finster blickender Polizeidiener, der wohl hinter meinem Rücken hergeschlichen sein mochte, und fuhr mich barsch an:

„Wie heißen Sie? Wer sind Sie?" Ich nannte meinen Namen, den er aufschrieb —

„Sie werden sich wegen Ruhestörung zu verantworten haben, kommen Sie mit mir," sagte er. Als ich jedoch keine Anstalten machte, ihm zu folgen, wurde er noch gröber und schrie mich wüthend an: „Sie sollen diesen Platz verlassen, Sie!"

„Ach, lieber Herr Polizeidiener," gab ich ihm freundlich zur Antwort, „das will ich ja schon seit heute früh um halb neun Uhr, aber ich bin eingeklemmt und wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mich aus meiner entsetzlichen Lage befreien wollten."

Gott sei Dank, dies geschah, dann aber fragte mich der unglückselige Mensch: „Sie haben wohl gebettelt da drin?"

„O nein," rief ich aus, „wo denken Sie hin?" „Ja, was ist denn dann mit der Kapp', die Sie in der Hand tragen?" „Die gehört allerdings nicht mir," gestand ich, „und ebensowenig die, welche ich auf dem Kopf trage, Sie werden deßhalb begreifen, welche Qualen ich ausstand, stundenlang an dieses Haus gefesselt zu sein, während ich keinen anderen Wunsch habe, als diese Kappen an ihre Eigenthümer zurückzuerstatten. Vielleicht, wenn ich mich recht beeile, könnte es gerade noch langen —"

„Nix da," sagte der Polizeidiener und hielt mich am Arm fest, „Sie sind mir sehr verdächtig mit Ihrer Kappenaffaire, kommen Sie mit mir auf die Polizei."

„Aber um Gotteswillen," stotterte ich, „ich bin ja der Lehrer Johann Xaverius Streicher aus Rastatt."

„Das kann jeder sagen," fuhr mich der wüthende Mensch an, „nur mit und nicht ausgekniffen."

So ging ich denn, indem ich bei jedem Schritt in die Erde zu sinken glaubte, neben dem unbarmherzigen Menschen her, dem Akademieplatz zu und besann mich umsonst auf einen Menschen in der großen Stadt, dessen Gutstehen für mich mich hätte aus dieser schrecklichen Lage befreien können, da — o wer beschreibt mein Glück, meine Freude, meine grenzenlose Seligkeit! Roth vor Scham, hob ich beim Herannahen von Menschen den gesenkten Blick ein wenig, und wer war's, der daher kam, an der Seite eines dicken, heftig mit den Armen gestikulirenden Mannes? — Du, mein Theresle, mein vielgeliebtes Bräutlein, Du kamst als rettender Engel laut lachend auf mich zu: „Ich hab' mir's gleich denkt" (im Stillen nahm ich mir vor, Dir als glücklicher Ehemann in unseren Mußestunden Sprachunterricht zu ertheilen), also Du riefest: „Ich hab' mir's gleich denkt, Ihnen passirt was, und hab' dem Vater keine Ruh' gelassen, er hat mit her müssen." Und ohne die geringste Verblüffung wandtest Du Dich an meinen Begleiter: „Was wollen Sie mit ihm, Herr Polizeidiener?" Der sagte: „Es handelt sich hier um eine Geschichte mit Kappen —"

Aber Du lachtest laut auf und ließest ihn nicht ausreden, sondern nahmst Deinem Vater den funkelnagelneuen Hut vom Haupte und setztest ihn mir auf, während Du Deinem Vater die tuchene Mütze aufstülptest. „So, sehn Se, Herr Polizeidiener, so g'hört sich's. Das gestern Abend sind nur so ein paar Verwechslungen gewesen, wie's vorkommt bei Männern, die den Kopf verloren. Lebe Sie recht wohl," sagtest Du und nahmst meinen Arm, während Dein

Vater hinter uns herkam und immerfort lachte und rief: „Sie hat den Narre an Ihm g'freſſe, ſie hat den Narre an Ihm g'freſſe!“ Du aber, übermüthiger Schalk, geſtandeſt mir, Du habeſt es wohl bemerkt, wie ich in der Zerſtreutheit des Vaters Kappe aufgeſetzt und beim Abſchied auch noch die des Kutſchers ergriffen habe, womit ich Dir im Mondſchein einen ſo ſchönen Diener gemacht, daß Du die ganze Nacht vor Lachen nicht habeſt ſchlafen können. Ach wie gern hätte ich noch des Längeren Deiner holden Stimme gelauſcht und Deine beglückende Nähe empfunden, aber wir konnten nur noch bei S. Modl den Jenny Lind-Stoff einkaufen, dann war's Zeit für mich, zum Bären in der Karlfriedrichſtraße zu eilen, wo der Omnibus ſchon zum Abfahren bereit ſtand. Du aber triebſt Deinen Vater in den Gaſthof hinein, und als wir eben, Du draußen auf dem Tritt, ich im Innern des Omnibuſſes, den erſten Kuß unſeres Lebens wechſelten, regnete es plötzlich einen Haufen Brödchen und Würſte über mich her, eine Flaſche Wein lag mir im Arm, und Du rieſeſt dem höchſt verdutzt Dreinſchauenden nach: „Ich hab' mir's denkt, Sie werden wieder nichts gegeſſen haben.“

Zum Schluſſe ſetze ich hier das im Poſtwagen entſtandene Gedicht an Jenny Lind hin, das im Karlsruher Beobachter einen ehrenvollen Platz einzunehmen gewürdigt worden iſt:

Jenny Lind.

Die goldne Zeit war längſt geſchieden,
Wo noch ein ſegenvolles Band
Um Himmel ſich und Erde wand,
Wo noch die Gunſt der Uraniden
Den Sterblichen war zugewandt;
Ja, faſt zur Sage war's geworden,
Daß über jenen Wolkenpforten
Die großen Götter noch, die alten,
In ihrem ew'gen Glanze walten.

Verödet ſtanden die Altäre,
Verwittert war der Tempel Pracht,
Und kein Gebet hat kund gemacht,
Daß man die Götter noch verehre
Und preiſe ihre Huld und Macht:
Erloſchen war der heil'ge Funken,
Und alles Göttliche verſunken,
Und alles Himmliſche entweiht
In niedriger Alltäglichkeit.

Da ſchuf der mächtige Kronide,
Dem Menſchen wieder mild geſinnt,
Ein wunderbares Himmelskind,
Und ſchmückte mit der Gottheit Blüthe
Die Himmelstochter — Jenny Lind;
Und alle Götter und Göttinnen,
Die Muſen all' und Charitinnen,
Wetteiferten, mit reichen Händen
Der Gaben ſchönſte ihr zu ſpenden.

Und wieder iſt der ſchöne Glaube
Ans Ew'ge, Schöne angefacht:
Schau', neu erſteht der Tempel Pracht,
Und alle Welt liegt in dem Staube
Und beugt ſich vor der Götter Macht,
Und Millionen Gläub'ge wallen
Zu den geweihten Tempelhallen
Und hängen dort mit Herz und Sinn
Am Mund der Hohenprieſterin.

„Was meinſt, Streicher,“ ſagte die alte Frau und faltete das Schriftſtück zuſammen, „haſt du dich verändert, oder haſt du dich nicht verändert?“

Er faß in Gedanken verſunken da und ſah auf ſeine runzligen Hände herab, die er, während die Frau das Gedicht las, gefaltet hatte.

„Wenn ich ſo bedenke,“ hub er an und reckte langſam den Zeigefinger, „was iſt ein Menſchenleben, wie viele Betrachtungen —“

„Ich bitt' dich, Alter,“ unterbrach ſie ihn, „'s iſt zehne vorbei und ſonſt liegſt du ſchon um neune im Bett.“

„Hm ja,“ meinte er und erhob ſich, „allein, meine Liebe, was ich noch ſagen wollte —“

„Ich weiß, ich weiß, daß er nichts davon erfahren darf —“

„Beileib' nicht, unter keiner Bedingung —“

Unter der Thür drehte er ſich noch einmal um: „Du biſt doch bis auf die heutige Stunde die leichtſinnige Unterländerin geblieben, Alte.“

„Ich wollt', ich könnt' das Gleiche von dir behaupten, denn dann thätſt du's begreifen, daß die Jugend was anderes braucht, als das Alter, und hätteſt ein Einſehen, daß der Heinerle ebenſogut wie du in ſeinem Alter einen Ausbund von Vernünftigkeit abgeben kann.“

Der Herr Streicher kam noch einmal aus ſeiner Schlafſtube heraus: „Mag er gehen, ich halt' ihn nicht, aber das ſage ich dir, nicht in ſämtliche Aufführungen, ſondern nur in eine, und zwar in die letzte, denn ganz verrückt braucht er mir nicht zu werden.“ —

Die kleine Frau lachte verſtohlen auf, nahm die Lampe und verfügte ſich damit

Circe. Nach einer Handzeichnung von Fritz August von Kaulbach.

Digitized by Google

hinüber zum Sohn, der schon im Bett lag und beim Eintritt der Mutter halb aus dem Schlafe fuhr. Sie stellte die Lampe auf den Tisch, zupfte die Kissen zurecht und sorgte sich um das Behagen des Dreißigjährigen, als läge er noch als kleines Kind im Bett.

„Nämlich," flüsterte sie ihm ins Ohr, „nämlich, Bubele, ich kann nicht schlafen, bevor ich dir's gesagt — sei nur ruhig, du darfst — du darfst nach Karlsruh' —"

Da wurde er völlig wach! „Wahrhaftig, ja, Mutter, wie hast du denn das fertig gebracht?"

„Sei zufrieden mit dem, was du weißt — und noch eins — thu' das dem Vater nimmer an, daß du davonläufst, wenn er seine Öperle spielt. Am End' kommt auch einmal eine Zeit, und dein Sohn will nichts mehr von deiner Musik wissen —"

„Unmöglich, Mutter," fuhr Heinrich auf, „dagegen sprechen tausend Gründe, die ich dir —"

„Herrgott," lachte Frau Streicher auf, „du weißt, für Gründe hab' ich nie Zeit — schlaf' wohl, Bubele!"

Zwei Tage später verließ der junge Lehrer Streicher das kleine Landstädtchen Thiengen: der Vater sah ihm nach, um sich zu überzeugen, ob er nichts „Grünes" mitnahm, und Frau Streicher, die den Gatten durchschaute, meinte lachend:

„Er ist noch vernünftiger als du!"

Schon am folgenden Abend wandelte das Paar miteinander zur Bahn, still und in sich gekehrt, denn es sollte ihnen nur noch ein Tag des Zusammenlebens mit dem Einzigen vergönnt sein. Wer aber nicht kam, war der Heinrich Streicher.

„Siehst du's, siehst du's nun, daß er deine leichtsinnige Natur hat," polterte der Vater. „Morgen ist Sonntag, übermorgen soll er in Konstanz eintreffen, da gibt's doch allerlei vorzubereiten, zu überlegen, ernsthaft zu beratschlagen, aber nein, das ist ihm alles eins, er macht's wie seine Frau Mutter, die das Zeiteinhalten auch immer auf die leichte Achsel genommen hat. Und der soll mein Ebenbild sein, der ich in meinem ganzen Leben nie habe auf mich warten lassen, denn welche Folterqualen ich damals in der Stefanienstraße ausgestanden, als ich meinte, meiner Pflicht fehlen zu müssen, von solchen Zuständen hast du gar keine Ahnung, und von der Geduld, die ich damals an den Tag legte, auch nicht."

„Nein," sagte Frau Streicher, „die hätt' ich ganz gewiß nicht angewendet, sondern ich hätte den Mantel ausgezogen und wär' auf diese Weise ganz bequem zum Schellenzug gelangt."

Der alte Streicher blieb in höchster Verblüffung mitten auf der Straße stehen: „Alte," rief er aus, „alleweil hast du recht! Es ist sogar ein ganz ähnlicher Fall wie mit dem Ei des Kolumbus, falls du dich dieser Geschichte erinnern solltest?"

„Nein," sagte sie, „erzähl' sie mir doch," denn sie war ihm für die Beschämung, die er erfahren, die kleine Genugthuung schuldig.

Höchst ärgerlich und üblen Humors saßen sie am anderen Morgen beim Frühstück; wie hatten sie sich geängstigt vor diesem Tag, vor dem letzten Zusammensein mit dem Sohn und dem endlichen Abschied! Nun brachte sie der Ärger ganz prächtig über das Schmerzliche dieser Stimmung weg, und sie schalten miteinander um die Wette auf den Sohn, der den letzten Tag im elterlichen Hause zu versäumen imstande war.

Der Eintritt des Briefboten machte der Unzufriedenheit des alten Paares ein Ende. Frau Streicher schrie nach der Brille; der Alte wollte die seine holen, es zeigte sich, daß auch diese nicht mehr an ihrem Platze war, und während er herum lief und suchte und jammerte, hatte die kleine Frau schon den Brief erbrochen:

„Schnell, schnell, Alter, siehst du nicht, daß ich längst mitsamt der Brille auf dich warte?"

Und sie zog drei fein beschriebene Bogen aus dem Umschlag.

„Da hast du sie, deine Ausführlichkeit," triumphierte Frau Streicher, „ich für meine Person hab' nie mehr als drei Seiten auf einmal geschrieben, Gott sei Dank!"

Worauf sie zu lesen begann:

Karlsruhe, den 20. November 1895.

Liebe Eltern!

Werde ich wohl imstande sein, die Dinge, die ich erlebte, so zu schildern, daß Ihr mich ganz versteht und mein selbständiges Handeln nicht als ein unkindliches aufnehmt, sondern als ein durch die Um-

stände gebotenes? Ich bin früh genug in Karlsruhe angekommen, um mir die wirklich schöne, mit dem Vorort Mühlburg nun fast 100 000 Einwohner zählende Residenz mit Muße besichtigen zu können.

Hinter der Stefanienstraße, von deren großen Stille Du oft zu reden pflegtest, lieber Vater, hat sich ein wundervolles Villenviertel aufgethan mit kleinen Gärten und einem Platz, auf dem das Denkmal des Dichters Scheffel thront.

Hier war es, wo sich ein kleines wundernettes Kätzle zu mir gesellte, dessen unbeschreiblich bittender Blick mir so nah ging, daß ich es nicht über mich brachte, es von mir zu stoßen. Ich steckte es also in die Tasche und ging in mein Hotel zurück, Darmstädterhof, Kreuzstraße 2. Entschuldige, lieber Vater, ich konnte mich nämlich nicht im Gasthaus zum Mohren einlogieren, da es nur noch ein Wirtshaus für Fuhrleute ist. Ich trug das Kätzchen in mein Zimmer, gab ihm ein Schüsselchen Milch und ließ es ziemlich schweren Herzens auf meinem Bett zurück, wo es sich behaglich schnurrend zusammenrollte. Zu Eurer Beruhigung muß ich vorausgehen lassen, daß sich das Tierchen in jeder Hinsicht als ein durchaus wohlerzogenes erwies.

Als ich ins Theater gehen wollte, kam mir ein seltsam verwittertes altes Wesen entgegen, lächerlich gekleidet, mit einem Ausschnittlein am Hals und roten Schleifen am Hut; sie fuhr beständig mit ihrem Schirm nach rückwärts, dabei laute Drohungen ausstoßend, denn sie wurde von einer Rotte Buben verfolgt, die ihr „Rickele" nachriefen, „närrsch's, närrsch's Rickele!"

„Schämt euch," wies ich die Kinder zurecht, „geht eurer Wege, denn was ihr thut, ist schlecht."

„Ich dank' Ihnen vielmals," sagte die Person, „das wüscht', niederträchtig', verdammt' Bubenvolk bringt mich noch ins frühe Grab; wenn's eine Gerechtigkeit gäb auf der Welt, gehörten sie alle aufgehängt."

„Das wär' ein wenig zu stark," sagte ich, „aber wenn's Ihnen recht ist, begleite ich Sie."

„Wo denken Sie hin," schrie sie auf, „daß ich wieder ins Gered' komm'. Bin so so oft drin, denn die Karlsruher haben gar böse Zungen, kein junges Mädle lasse se in Ruh'. Gehe Sie nur, gehe Sie, ich hab' mei Ehr zu wahren."

Ich gab ihr ein Zwanzigpfennigstückchen, das die Arme hoch erfreute, und nahm mir von neuem vor, vor allen Dingen danach zu streben, Mitleid in die Herzen meiner Schüler zu pflanzen, Mitleid mit jeder lebenden Kreatur, und nichts strenger zu rügen und zu verdammen, als Hohn und Spott gegen geistig Arme oder körperlich Zurückgebliebene. Der Umstand, daß ich der armen Person nicht dreißig, statt zwanzig Pfennige gegeben, der Gedanke an das Kätzchen in meinem Bett, und die Angst vor meiner Hotelrechnung belastete mein Gemüt auf das dreifache und schmälerte etwas meine Freude, als ich endlich im Theater saß und das Vorspiel zur Götterdämmerung begann. Dann aber war alles ausgelöscht, und ich versank in einem Meer der wonnevollsten Töne. O lieber Vater, daß ich, Deine Absicht gegen die Wagnerische Musik kennend, nicht darf, wie ich möchte, nämlich die Herrlichkeit dieses oder jenes Momentes erwähnen, vor allem der Darstellerin der Brünhilde, die mich zu einer bis dahin nie gekannten Begeisterung hinriß! —

O du unvergleichliche, gottbegnadete Gesangskünstlerin, du Rührerin der Herzen, wie soll ich mich ausdrücken, um deinen so vollendeten Genius —

„Hör' auf oder ich lauf' davon," rief der alte Streicher und machte Anstalten, sich die Ohren zuzuhalten.

Seine Frau brach in ein lustiges Gelächter aus: „'s war nur ein kleiner Schabernack, Alter; der Heinerle hat das gar nicht geschrieben, es sind deine Worte aus dem Jenny-Lind-Brief. — Das ist für dein bärbeißiges Gesicht, wie der Bub von seiner Musik anfing —"

„Na, so lies weiter," brummte der Alte, „und laß mich zufrieden mit solchen Dummheiten."

Sie nahm verstohlen lächelnd ihren Brief auf:

... Mit der Darstellung der Brünhilde war meines Erachtens das Höchste in der Kunst erreicht, und solang ich lebe, werde ich den Eindruck nicht vergessen, wie Gunther die gebrochene und besiegte Gestalt an seinen Hof bringt; wie groß war der Moment, als sie sich von Siegfried verraten sah und

in Verzweiflung ausbrach — so groß, daß ich zu meinem Schrecken laut aufschluchzte. Und wie ich eben tief beschämt, mir nicht zu helfen weiß, wendet sich plötzlich ein in Thränen gebadetes Antlitz nach mir um, das mir ohne Worte sagte: ich empfinde wie du.

Nämlich lieber Vater, ich hatte mir erlaubt, einen Logenplatz im zweiten Rang zu nehmen, aus dem einfachen Grunde, weil ich zu wenig Schneid besitze, um mir auf Kosten anderer einen Sitz zu erobern. Übrigens hat es wohl im Buche des Schicksals gestanden, daß es so hat sein müssen, wie es ausgefallen ist, worüber Euch der weitere Inhalt meines Briefes aufklären wird.

Als in der Pause nach diesem unvergleichlichen Akt (nach welchem das Publikum unzähligemal: „Mailhac, Mailhac! gerufen hatte, so hieß die wunderbare Darstellerin der Brünhilde), sich die Logen geleert hatten, sah ich mich mit jener mitfühlenden Seele allein, und groß war mein Wunsch, mich mit ihr ins Einvernehmen zu setzen. Es war nämlich ein Fräulein.

„Natürlich, da haben wir's," platzte Frau Stretcher heraus, „der dumm' Bub', der einfältig', ohne zu wissen, wer ihre Eltern sind, wer sie ist, und was sie hat, bändelt er da was an —"

„Aber meine Liebe," unterbrach sie der Gatte, „ist es nicht ganz das Gleiche gewesen mit uns — erinnere dich doch —"

Sie las ungeduldig weiter:

... Es war nämlich ein Fräulein. Aber was thun, wie die Unterhaltung beginnen? Ach, dachte ich, hätte ich doch nur eine einzige Ader von meinem kecken Mütterle.

„Sickst," lachte sie, „daß er nix von mir hat?"

... Endlich nahm ich einen Anrann und setzte mich auf den leer gewordenen Platz neben sie, indem ich so that, als wolle ich ins Theater hinunterschauen. „Die vielen Menschen," sagte ich. Sie sah mich erstaunt an: „Das heißt, jetzt in der Pause ist's ja ganz leer."

„Ja, das ist wahr," gab ich zu, und die Unterhaltung war im Gang, indem wir uns sogleich in ein eifriges Gespräch über die so eben gehörte Musik vertieften, womit ich Euch, liebe Eltern, nicht belästigen will, da Ihr diese Freude nicht daran hättet, wie wir sie empfanden, und alles um uns her vergaßen, uns die herrlichsten Stellen in Erinnerung rufend, so daß einmal sie summte und einmal ich summte; sie hatte nämlich den Klavierauszug auf ihren Knieen liegen, in dem wir eifrig studierten, bis das Vorspiel zum zweiten Akt uns aus unserer Versunkenheit riß. Ich schnellte auf und wollte, mich auf das dringlichste entschuldigend, auf meinen Platz zurück; da sagte der Herr, welcher ihn inne hatte: „Bitte, bleiben Sie nur, ich bin kein so arger Wagnerianer und trink' gern ein Glas Bier dazwischen." Und nun dieser doppelte Genuß! Wir konnten uns ansehen bei all den Stellen, die uns entzückten, ja, wir stießen uns sogar manchmal an, und die Zwischenakte wurden uns zu Augenblicken des schönsten Austausches, in denen wir uns gegenseitig unser Inneres erschlossen. Ich erfuhr von meiner Nachbarin, daß sie in schönen wohlhabenden Verhältnissen aufgewachsen sei, durch unglückliche Spekulationen hatte sich der Vater um alles gebracht und zuletzt aus Verzweiflung auch ums Leben; die Mutter war ihm bald nachgestorben, und das Kind fristete seither sein Leben mit Klavierstundengeben.

Ach, meine lieben Eltern, da war es auch schon in mir beschlossen: Die oder keine! Ja, auf meinen Händen will ich sie durchs Leben tragen, sobald sie einwilligt, mein geliebtes Weib zu werden —"

„Aus Mitleid, aus bloßem dummem Mitleid," alterierte sich die kleine Frau, „gewiß hat sie einen Kropf oder hinkt —"

„Kann man denn seinen Brief nicht mit Ruhe zu Ende hören?" mahnte der Gatte.

Sie las: ... Siegfrieds Tod! Unter den Klängen des Trauermarsches trugen sie den Recken langsam den Waldweg hinan — welch ein Bild! Welch eine Musik!

Tief erschüttert verließen wir das Theater, uns beeilend, mit unseren erregten Mienen der tageshellen Beleuchtung des elektrischen Lichtes zu entfliehen. Erst in dem trüben Licht der Gaslaternen wagten wir aufzublicken und unserer Begeisterung Luft zu machen. Ich sagte: „Ist man einer solchen Künstlerin gegenüber, wie die Darstellerin der Brünhilde eine ist, nicht in einer Art von Schuldverhältnis, so daß es angebracht wäre, ihr auf irgend eine Weise Dank zu

sagen, dafür, daß sie unser Inneres erhoben und so zu sagen von den Schlacken der Alltäglichkeit gereinigt hat?" Sie antwortete: „Wie wär's, wenn wir ihr gemeinsam unseren Dank zuschickten, vielleicht in Gestalt eines Gedichtes und einiger Rosen; die letzteren übernehme ich, Sie das Gedicht." — „Aber," rief ich aus, „ich kann es nicht zugeben, daß Sie allein die Kosten tragen!" Sie lachte: „Ist es denn der Rede wert, was heutzutage ein paar Rosen kosten?"

Darauf ging ich voll Eifer auf ihren Vorschlag ein, erzählte ihr noch, bevor wir schieden, von dem kleinen Kätzchen, das ich gefunden, und das mich in meinem Hotel erwarte, und zu meiner Freude erfuhr ich, daß sie nicht nur ein begeisterungsfähiges, sondern auch ein mitleidiges Herz hat, denn sie erzählte mir, daß sie auch einen kleinen Kostgänger habe; das Kätzchen vom Bäcker Appenzeller komme alle Tage übers Dach zu ihr spaziert und teile das Abendbrot mit ihr.

Ich schied so rasch wie möglich von dem geliebten Mädchen, als wir vor ihrem Hause standen; was ich empfand, wollte ich ihr erst in abgeklärter Form, zugleich mit der Bitte um ihre Hand, zu einer geeigneteren Stunde aussprechen.

Allein wie erging es mir am anderen Morgen, welches war die Überraschung, die meiner wartete, als ich, mit dem Kätzlein in der Tasche, das ich ihr bringen wollte, mir plötzlich, auf der Straße angekommen, sagen mußte: „Ich weiß ja nicht, wie sie heißt, nicht einmal, wo sie wohnt!"

„Der Dummkopf!" rief der alte Streicher aus und schlug auf den Tisch.

Frau Streicher zupfte ihn am Ärmel: „Wie war's denn damals auf der Durlacher Allee? Hast du mich vielleicht nach meinem Namen gefragt? Wenn ich ihn dir nicht gesagt hätte, wüßtest du ihn heute noch nicht."

„Das möchte ich denn doch bewiesen haben," begehrte der alte Herr auf.

„Ach, sorgen wir uns nicht um uns, du hast die 'kriegt, die zu dir 'paßt hat, daß aber unser arm's Bubele an so eine Musikalische kommen muß, die gewiß keine Supp' kochen kann und kein Quintle vom Pfund unterscheidet —"

„Das ist das alte Maß, nach dem längst nicht mehr gemessen wird —"

„So ein Schulmeister ist doch 's Ärgst auf der Welt!" fuhr die kleine Frau los und las wütend weiter:

. . . Nun, meine lieben Eltern, irrte ich wie ein Verzweifelter in den Straßen der Residenz herum, nach jenem Hause spähend, das sich mit samt der Umgebung leider nur unklar meinem Gedächtnis eingeprägt hatte. Ach, und wie schön hatte ich mir das Wiedersehen mit dem geliebten Mädchen ausgemalt; es war Sonntag; sie hatte mir gesagt, daß sie an diesem Tage selten vormittags ausgehe, sondern für sich Musik treibe, da hatte ich sie überraschen wollen, und nun konnte ich sie nicht finden und mir auch nirgends Rats erholen, denn wie hätte ich meine Fragen stellen sollen, ohne den Schein der Lächerlichkeit auf mich zu laden? Der einzige Trost auf meinen fruchtlosen Wanderungen war mir das kleine Kätzchen in meiner Tasche, denn es that so vertraut, schnurrte und spielte, streckte das Köpfchen heraus und war ganz unsinnig vor Freuden, wenn ich ihm meinen Finger überließ. Es war zwei Uhr vorüber, und ich hatte noch immer nicht zu Mittag gespeist, so daß ich anfing, sehr hungrig zu werden, und mich in ein Gasthaus verfügte. Hier aß ich Kalbsbraten und Kartoffelsalat und trank ein Viertelchen vom billigsten Wein, der gerade so sauer war, als unser schlechter daheim. Plötzlich, während ich das Tierchen fütterte, fiel mir ein: sie hat ja auch von einem Kätzchen gesprochen, und zwar von dem des Bäckers Appenzeller. Das war ein Anhaltspunkt! Schleunigst ließ ich mir ein Adreßbuch geben und schlug nach und siehe, ich fand nicht nur einen, sondern sogar zwei Bäcker Appenzeller; der eine wohnte Kaiserstraße 71, der andere Amalienstraße 27. Ich entschloß mich für den ersteren und hatte einen weiten Weg zu machen, fast bis ans Durlacher Thor. Ich fand den Laden, trat hinein und kaufte ein Brötchen; der Bäcker sah mich so eigentümlich an, daß ich nichts herausbrachte und schnell noch ein Brötchen kaufte. Auf einmal sagte der Mann: „Sie haben ja da e Katz im Sack!" Und siehe, wieder war das Tierchen mein rettender Engel! Vor lauter Vergnügen nahm ich ein drittes Brötchen, indem ich zugleich an den Bäcker die Frage stellte: „Sie haben gewiß auch Katzen?" — „Nein," sagte er, „ich kann

se nei aussiehe." — „Aber," wagte ich zu bemerken, „eine vielleicht doch, eine Kleine?" — „Kei Halbe," schrie der Mann, „wenn ich's Ihne sag', ich hab'n Rattenfänger, der ließ gar kei Katz' aufkomme."

So wußte ich es also und erkundigte mich draußen bei einem Dienstmann nach der Amalienstraße; sie war im entgegengesetzten Stadtteil, beinahe am Mühlburger Thor. Es war schon halb vier vorbei, als ich beim Bäcker Appenzeller, in der Amalienstraße, eintrat. Hier kaufte ich einen Gipfel, hatte es aber schwer, ihn unterzubringen, denn in der Tasche rechts saß das Kätzchen, und die links war bis oben mit Brötchen angefüllt. Ich sagte mir daher: „Diesmal mußt du dich schneller entschließen!" Ich hatte bereits in jeder Hand einen Gipfel, als glücklicherweise von der Kaserne her Blasinstrumente ertönten, worauf ich an die freundliche Frau im Laden die Bemerkung richtete: „Eine sehr musikalische Gegeud, gewiß gibt es auch Klavierlehrer und Klavierlehrerinnen hier herum?" — „Ich weiß nur eine," sagte die Frau Bäckermeisterin, „gerade um die Eck' —" Ich stürmte hinaus, ich eilte um die Ecke, da, o Fügung des Himmels, was tönte mir entgegen? Der Trauermarsch aus der Götterdämmerung! Das Haus stand offen, der Gang war etwas düster, ich ging die Treppe hinauf, die Musik kam aus einer Mansarde, und ich stand lange vor der Thüre und lauschte, bis ich endlich anzuklopfen wagte. Niemand sagte herein, und ich klopfte stärker; jetzt ertönte ihre Stimme: herein! und ich öffnete und stand drinnen. Sie spielte aber weiter, ohne den Kopf nach mir zu drehen, und ich weiß nicht, wo ich mit einem Mal den Mut hernahm, aber ich saß plötzlich auf dem zweiten Stuhl am Klavier und griff in die Tasten, sie schrie ein wenig auf, rückte sofort auf die Seite, ich setzte ein, wo sie aufgehört, und durch die niedrige Dachkammer brauste Wagners gewaltiger Trauermarsch. Ach meine lieben Eltern, sie spielt tausendmal besser als ich, es läßt sich nicht ausdrücken, wie mir zu Mute war! Denkt Euch eine ziemlich geräumige Mansarde, abgeteilt durch einen geblumten Vorhang, hinter dem sie schläft. Zunächst am Fenster steht das Pianino, daneben ein Kanapee mit einem Tisch davor. An den Wänden hängen schöne Ölgemälde, wertvolle Kupferstiche und Radierungen, dicht nebeneinander, wie denn überhaupt die ganze Mansarde vollgestopft ist von schönen Sachen, daß man bei jedem Schritt Gefahr läuft, irgend etwas umzustoßen oder kaput zu machen. Aber glaubt nicht, daß ich das alles gleich auf den ersten Augenblick gesehen habe! O nein, ich sah so viel wie gar nichts und war auch, nachdem wir den Trauermarsch zu Ende gespielt hatten, außerstande, von dem Vorhaben zu sprechen, das mich hergeführt hatte, um so weniger, als sie sich so ganz anders zeigte, als am Abend zuvor, nämlich sehr zurückhaltend und förmlich, so daß ich sehr betroffen war und sagte: „Es wird wohl Zeit sein, daß ich gehe?" worauf sie erwiderte: „Ich kann Sie nicht halten, ich bin eingeladen." An der Thüre deutete sie auf die beiden Gipfel, die ich auf die Kommode gelegt hatte; „Sie haben da etwas liegen lassen." — „Ach ja," sagte ich, „und außerdem habe ich ganz vergessen, weshalb ich eigentlich gekommen bin, nämlich —" und ich zog das schlafende Kätzchen aus der Tasche, „ich wollte mir erlauben, Ihnen dieses arme heimatlose Tierchen zu bringen." Sie nahm's gleich auf den Arm und streichelte es. „Nun will ich aber wirklich nicht mehr stören," sagte ich und öffnete die Thüre: „Die Gipfel, die Gipfel!" rief sie mir nach. Ich blieb an allen Gliedern zitternd stehen: „Und noch etwas anderes, noch etwas anderes ist mir abhanden gekommen, nämlich mein Herz — o mein Fräulein —" — „Aber mein Herr," sagte sie und wich zurück, „wer sind Sie denn?" Ich erschrak, denn das hätte ich ihr natürlich zuerst sagen sollen, ich holte es also schleunigst nach, erzählte ihr, daß ich bisher in Thiengen Lehrer gewesen und nun in Konstanz angestellt sei, und mir alles daran läge, sie vor meiner Abreise noch einmal sprechen zu dürfen. „Ich will Ihnen einen Vorschlag machen," antwortete sie, „trinken Sie den Kaffee bei mir und lernen wir uns dabei ein wenig kennen." „Aber Sie sind ja eingeladen!" — „Ich bringe die Sonntagnachmittage bei einer befreundeten Familie zu, aber es schadet nichts, wenn ich einmal ausbleibe; nur bin ich nicht mit Brötchen versehen." — „Damit kann ich dienen," rief ich aus und entledigte meine Taschen ihres Vor-

Digitized by Google

rats, indem ich erzählte, auf welche Weise ich zu diesem Überfluß von Brot gekommen sei, und was ich alles ausgestanden, bis ich sie gefunden. Sie lachte auf das herzlichste, bereitete auf ihrem Maschinchen einen Kaffee, wie ich nie einen getrunken —

„Du lieber Gott, natürlich," fuhr Frau Streicher auf, „ein Verliebter trinkt auch Bratenbrüh' für Kaffee —"

... Und dann beim Lampenschein lernten wir uns kennen. Sie sagte mir, daß sie schon am Abend vorher nicht habe begreifen können, daß ich mich ihr nicht vorgestellt habe. Gänzlich habe sie aber mein Betragen bei meinem Kommen befremdet; sie habe geglaubt, es klopfe ein Schüler oder eine Schülerin, um ihr die Stunde abzusagen, und darum habe sie nicht gleich auf den Eintretenden geachtet. Groß aber sei ihr Schrecken gewesen, als ich plötzlich in meiner ganzen Länge auf sie zugestürzt sei und ohne weiteres mit ihr zu spielen angefangen habe. Und sie gestand mir, daß sie nur aus Todesangst, ich sei nicht ganz bei Trost, auf mein Vorhaben eingegangen sei und den Trauermarsch mit mir zu Ende gespielt habe. Dann aber habe sie der Blick meiner Augen über meinen Geisteszustand beruhigt, und mein weiteres Gebaren habe sie schließen lassen, daß ich weiter nichts, als ein ganz unpraktischer Mensch sein müsse.

„Ja, mein liebes Fräulein," sagte ich, „das ist der Streicherschе Erbfehler, unser Leitmotiv, an das sich eine ganze Perlenschnur von Mißgeschicken reiht. Wenn mir der liebe Gott eine teure Lebensgefährtin schenken möchte, so würde ich folgendermaßen zu ihr sprechen: ‚Unterstütze mich nicht in dieser Schwäche, so wie meine teure Mutter es meinem teuren Vater gegenüber gethan hat' —

„Oho!" riefen die beiden Alten aus und rückten näher zusammen —

„... sondern bekämpfe sie, indem du mir nicht die Hindernisse aus dem Wege räumst, sondern mich anstachelst, ihrer Herr zu werden. Denn das schönste Verhältnis in der Ehe ist dasjenige, daß jeder sein Selbst zu bewahren wisse — ich meine, nicht in Abhängigkeit und Unfreiheit gerate dadurch, daß er den anderen für seine Schwäche aufkommen lasse.' — Das ungefähr wäre die Rede, die ich im gegebenen Falle an meine Zukünftige halten würde, schloß ich, worauf das teure Mädchen erwiderte: „Auch ich hätte meine Bedingungen zu stellen, falls ich mich mit meinen achtundzwanzig Jahren noch zum Heiraten entschließen sollte. Die Erfahrungen, die ich hinter mir habe, der Kampf, den ich zu kämpfen hatte, bis ich mir eine Existenz geschaffen, das alles hat mich reif, alt und vielleicht auch etwas zu selbständig gemacht; ich vermag die Musik, für die ich bisher lebte, nicht plötzlich an den Nagel zu hängen und ein Hausfrauendasein zu führen, ich könnte mich überhaupt nur unter der Bedingung entschließen, einem Manne als Gattin zu folgen, wenn es mir erlaubt wäre, die fehlende Mitgift durch den Erlös meiner Stunden zu ersetzen. Ich verdiene über zwölfhundert Mark im Jahr —"

„Potz tausend," rief der alte Streicher aus, „das sind ja die Zinsen von einem Vermögen von beinahe —"

„Ich bitt' dich," ereiferte sich Frau Streicher, „wenn ich dir den ganzen Tag so vorgeklimpert hätte —"

„Hm, für zwölfhundert Mark hätt' ich 's schon ausgehalten, aber so lies doch, sind sie denn einig, sind sie denn mit ihren Bedingungen ins reine gekommen?"

Frau Streicher hatte ein ganz erhitztes Köpfchen, als sie den letzten Briefbogen in die Hand nahm:

... In dieser Stunde, meine lieben Eltern, fanden sich unsere Seelen zum ewigen Bund, und nun hab' ich keinen heißeren Wunsch, als daß Ihr sie kennen lernt; sie wird Euch übrigens selbst schreiben, Ihr aber müßt sie sobald als möglich einladen —

„Ja, wie denn, wenn ich nichts anderes von ihr weiß, als daß sie in Karlsruh', um die Eck' wohnt!" rief Frau Streicher aus. „Es wird doch hoffentlich noch irgendwo ihr Name stehen?"

„Ich bin überzeugt, er weiß ihn selber nicht," sagte Herr Streicher, „es ist das ganz deine Ungenauigkeit, dein Leichtsinn —"

„Fehlgeschossen," rief sie aus, „o Alter, wenn ich auch deine Wilhelme und Friedrich Wilhelme auf dem preußischen Thron untereinander werf', bei den Leuten, die mich was angehen, weiß ich Bescheid, wie in meiner Tasch'! Die Schwiegertochter, die gefällt mir gar nicht, aber er soll sie haben,

nichts Dümmeres auf der Welt, als obstinate Eltern, und mögen sie auch vollkommener sein als wir und unsere Fehler nicht begehen, dafür machen sie andere, die vielleicht noch viel ärger sind, und darum sag, was du willst, ich lass' die zwei nicht allein in Konstanz sitzen! Den ganzen Tag von morgens bis abends Wagnermusik und vielleicht einen Wurstzipfel und sonst nichts! So laß ich mein Kind nicht verkommen, wenn 's denn schon eine Musikantin sein muß, so soll sie wenigstens das, was eine tüchtige Hausfrau ist, an ihrer Frau Schwiegermutter lernen —" — „Amen," sagte Herr Streicher.

. . . Und wenn Ihr sie erst gesehen habt, las sie weiter, so werdet Ihr auch mein dankbares Erstaunen begreifen, daß der Himmel mich für würdig gehalten, einen solchen Engel heimzuführen —

Dem alten Streicher liefen die Thränen über die Wangen:

„Wahrhaftig, ja wahrhaftig," murmelte er.

Seine Frau sah ihn lächelnd an:

„Du hast damals auch nicht begreifen können, wie du zu deinem Engel kamst, Alter, aber mit der Zeit hast du dich ganz gut daran gewöhnt."

Und sie las, ohne die Gegenbemerkung abzuwarten, die er auf den Lippen hatte:

. . . Ich brachte alsdann die halbe Nacht damit zu, an Euch zu schreiben, liebe Eltern, und das Gedicht an die Darstellerin der Brünhilde zu verfertigen, das ihr meine Braut morgen mit ein paar Rosen überreichen wird. Ihr aber sollt es hier zum Schlusse des Briefes zugleich mit der Versicherung erhalten, daß Euer Heinerle als der Glücklichste der Sterblichen morgen die Residenz verlassen und in Konstanz sein Amt antreten wird. —

An Fräulein Pauline Mailhac!

„Heil dir, Brünhild', heil dir, Sonne —
Leuchtende Sonne neuen Tages,
Den du weckteſt in den Herzen
Durch des Sanges heilige Macht."

„Potz tausend, ist das alles!" rief Frau Streicher aus und machte ein ganz enttäuschtes Gesicht, „ei du lieber Herrgott, das ist ja ganz anders, als deine ellenlange Jenny-Lind-Epistel, das hätt' ja ich nicht kürzer und bündiger machen können!"

Der alte Streicher klopfte ihr lächelnd die Wange: „Er gehört uns eben beiden."

Aus unserer Bildermappe:

Wasserfahrt einer vornehmen Araberin. Nach dem Gemälde von F. M. Bredt.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft.)

Digitized by Google

Auf dem Zaun.

Von

J. Trojan.

(Abdruck verboten.)

Die kleinen Vögel ſchweigen,
Bald wird die Heide braun,
Ein Vogel nur gar eigen
Singt abends noch vom Zaun.

Ein muntrer Vogel, wißt es,
Der gerne hüpft und ſpringt,
Ein luſt'ger Vogel iſt es,
Der von dem Zaune ſingt.

Doch wenn im Abendſchauer
So ſtill die Welt umher,
Nur hinter ſchwarzer Mauer
Des Waldes rauſcht das Meer,

Wenn dann vom Zaun in Tönen
Es ſchallt um dieſe Zeit,
Hör' ich etwas von Sehnen
Heraus, von Lieb' und Leid.

Wenn ich dann ſingen höre
Den Vogel, klagt er mir:
„Mein Schatz iſt überm Meere,
Ach, wär' mein Schatz doch hier!

Wie würd' ich dann wohl munter,
Wie flög' in einem Nu
Ich von dem Zaun hinunter
Und grade auf ihn zu!"

Digitized by Google

Das Königl. Militär-Reitinstitut in Hannover.

Auf dem Viereck.

Skizze von

F. Freiherr von Dincklage.

Mit dreizehn Originalzeichnungen von **Georg Koch**, in Holz geschnitten von Robert Edler-Leipzig.

(Abdruck verboten.)

Endlich ein Kommando — ich komme auf Reitschule! Gott sei Dank, nun ist's vorbei mit dem ewigen Einerlei des Rekrutendrillens!"

Die Brust des jungen Reiterleutnants macht sich Raum, — freudig verkündet er seinen Freunden und Kameraden die frohe Botschaft. Und jeder versteht seine Freude.

„Das ewige Einerlei!" Wie oft hört man das Stichwort von dem schmerzverzogenen Munde eines mißmutig dreinschauenden Leutnants! Und doch gibt's keinen Beruf, der so viele Abwechselung brächte, wie der des Offiziers. Ein Blick in die Rangliste, und alle die kleingedruckten Notizen hinter der langen Reihe der Leutnants, sie zeigen uns, daß diesen eine reiche Gelegenheit geboten wird, des Frontdienstes ewiges Einerlei zeitweilig mit anderen Beschäftigungen zu vertauschen. Die Kommandos aber, — alle die Kleingedruckten, — sie bilden das Ziel, das Streben der jungen Offiziere, sie geben Veranlassung zur Vervollkommnung und zur Arbeit, mag diese nun geistiger Art sein, wie die Vorbereitung zur Kriegsakademie und Adjutantur u. s. w., oder mögen die Vorbedingungen in körperlicher Gewandtheit zu suchen sein. Das Streben nach Kommandos belebt nicht nur die Arbeitslust der jungen Offiziere, es bewahrt sie auch vor mancherlei jugendlichen Thorheiten, denn natürlich kommen bei der Auswahl zu solchen Leutnantskommandos neben der Fähigkeit auch Charakter, Zuverlässigkeit und manchmal sogar gesellige Gewandtheit mit in Frage. Jeder Kommandeur muß das Bestreben haben, sein Regiment außerhalb der Garnison würdig vertreten zu sehen. Kein Kommando bietet aber zu solcher Vertretung dem Reiteroffizier so günstige Gelegenheit, wie das zur Reitschule in Hannover.

Das Militär-Reitinstitut hat den Zweck, nicht nur eine einheitliche Ausbildung von Pferd und Reiter in der ganzen deutschen Armee herbeizuführen und für diesen Zweck die Lehrer auszubilden, sondern es will auch besonders gut beanlagte Offiziere zu hervorragenden persönlichen Leistungen heranbilden, — es gibt den Reitschülern Gelegenheit, sich über die eigne Kraft und Leistungsfähigkeit klar zu werden. Wem's an Schneid fehlt und an Ausdauer, der möge der Reitschule fern bleiben, denn er wird dort „erkannt" werden. Freilich, für die Reitertruppe ist er dann überhaupt nicht verwertbar.

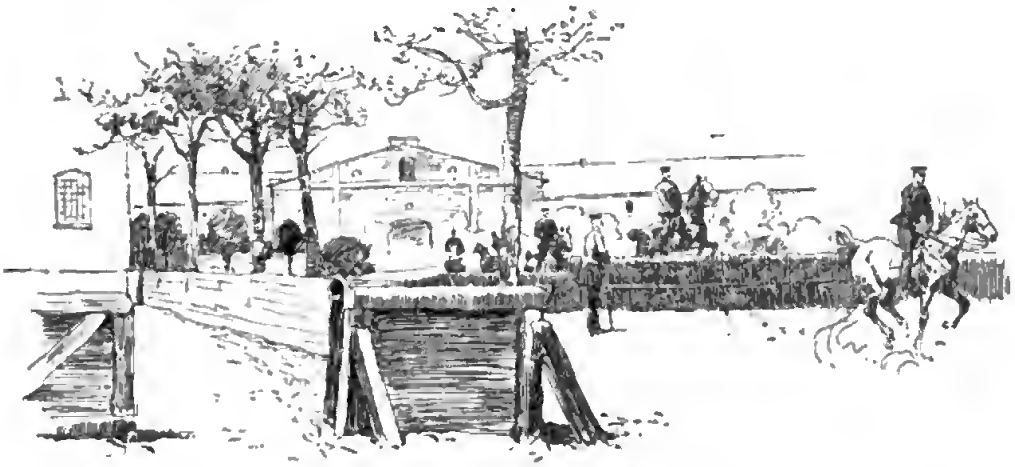
Digitized by Google

Bald nach dem Kriege 1866 von Schwedt nach Hannover verlegt, wurde das Institut dort in den Räumen des früheren königlichen Marstalles untergebracht, bis das in den achtziger Jahren neuerbaute große Etablissement im Vorort Fahrenwald vollendet war. Es steht unter der Leitung eines Chefs — eines Generals. Die Direktoren der Offizier- und der Unteroffizierreitschule sind Stabsoffiziere im Regiments-Kommandeurs-, resp. Stabsoffiziersrange.

Die beiden Schulen sind durchaus getrennt. Der Chef aber drückt dem Institute mehr oder weniger den Stempel des eignen Strebens und der eignen Anschauungen auf, denn nicht durch ängstliches Festhalten an überkommenen Gepflogenheiten soll das Finden und Schaffen oder auch das Suchen nach Besserem gehemmt werden. Daß die Wahl nur auf die bewährtesten Reiter und Leiter fällt, ist selbstverständlich, ebenso selbstverständlich aber auch, daß die in der Reitinstruktion gegebenen Normen nach den verschiedensten Richtungen zur Anwendung gelangen. Während der eine die Ausbildung innerhalb der reglementarischen Bestimmungen in mehr impulsiver Weise zum Ziele zu bringen sucht und der Passion die Wege öffnet, erreicht ein anderer dies Ziel vielleicht in konsequentem Weiterschreiten auf dem Wege der Logik. Immer aber bilden kavalleristische Interessen und Ideen den Ausgangspunkt. Es ist fast selbstverständlich, daß auch nichtkommandierte Kavallerie- und Artillerieoffiziere nicht durch Hannover reisen, ohne die Reitschule aufzusuchen, denn neben der Reiterei findet dort auch die Kameradschaft in der Armee ihren vollsten Ausdruck. Alle Kavallerieregimenter und Feldartilleriebrigaden sind nicht nur in den Reitbahnen, sondern nach beendetem Dienste auch im Kasino vertreten, und welcher Reitschüler würde sich nicht freuen, in so großen Kreis einen Regimentskameraden aus ferner Garnison einzuführen? Daß da freilich die Väter mitunter finanziell nachhelfen müssen — — aber sie thun's ja gern und thun's um so lieber, wenn sie einmal selbst dort Gäste waren, wenn sie erkannten, welche ernste Anforderungen an körperliche und auch geistige Kraft der Söhne gestellt werden. Ich sage geistige, denn wer nicht auch mit den Gedanken arbeitet, wer die Wissenschaft von der Reitkunst glaubt trennen zu können, der wird eben niemals weder Reiter noch Reitlehrer, und wenn er in gymnastischem Sinne noch so Hervorragendes leistet.

Progressiv entwickelter Sprung.

Unter dem Chef und den Direktoren arbeitet eine größere Zahl von älteren Offizieren als Reitlehrer, die wohl fast alle einst selbst die Reitschule als Schüler besuchten. Den Ställen stehen alte bewährte Wachtmeister vor, würdige und geachtete Männer. Wer von den jungen Reiteroffizieren hätte sich nicht Rates beim immer rastlos thätigen Vicewachtmeister Hertz oder beim Leiter des Jagdstalles, dem



Hindernisspringen auf dem Kasernenhof.

so erfahrenen alten Wachtmeister Peisker, erbeten?

Die Reitschüler werden auf zwei Jahre kommandiert und für den Fall anderweitiger Verwendung innerhalb des ersten Jahres, etwa als Adjutant oder durch ein Kommando zur Akademie sofort durch die Regimenter resp. Artilleriebrigaden ersetzt.

Ehe der junge Reitschüler — nun doch mit einem gewissen Respekte vor den Dingen, die ihn erwarten — zu zweijähriger Thätigkeit in Hannover einrückt, ist er schon mit dem Vicewachtmeister Hertz in schriftliche Verbindung getreten. Hertz macht alles, und dank dessen Fürsorge kann der Neuling sofort die geeignete Wohnung beziehen. Ja, des Vielumworbenen Gefälligkeit erstreckt sich auch, wenn Not im Verzuge ist, auf die Besorgung von Köchinnen für Verheiratete.

Nach Meldung und Informierung resp. Einrangierung in eine Abteilung beginnen die ersten Studien. Täglich drei Pferde — ein Stammpferd des Instituts, das eigene und das Chargenpferd. Freilich, da heißt es denn: „Bei welchem Reitlehrer?“ Denn es gibt auch in Hannover milde und — unmilde, geradeso wie überall sonst, wo die Reitkunst geübt wird.

Natürlich wird's in den ersten Wochen etwas schwer, denn Anspannung gibt es durch den ganzen Tag. Außer dem Reiten werden allerlei interessante Wissenschaften gelehrt — Turnen, Fechten, Schießen — und in der Reittheorie wird dem Schüler die ganze Methode seines Lehrers gründlich bekannt gegeben. Mit ungeteilter Spannung folgt außerdem wohl jeder Leutnant den so vortrefflichen Vorträgen des Oberroßarzt Böhrendt über Pferdekenntnis. Für die Sommermonate tritt noch eine Übung im Pionierdienste hinzu. Erst im zweiten Jahre wird dem Reitschüler — er ist nun schon ein völlig selbstbewußter Reiter — die Ausbildung von zwei Remonten, einer alten oder vorigjährigen und einer jungen, anvertraut. Dazu reitet er seine beiden eigenen Pferde, sofern sie nicht zur Wildjagd, von der später gesprochen werden wird, freigegeben sind. Etwa lahme Pferde werden durch solche aus der Unteroffizierschule ersetzt — also eine Bequemlichkeit verschafft auch eine Erkrankung des Pferdes nicht. Im zweiten Jahre erteilt ferner der Reitschüler täglich eine Stunde Unterricht in der Unteroffizierschule, und durch ein Vierteljahr erhält er Unterricht im Schulreiten, wozu Pferde aus dem Schulstalle gestellt werden. Auf den beigefügten Bildern sind einige Momente aus dieser Periode vorgeführt, und die Vorbereitungen, die das Schulpferd zwischen den Pilaren (Seite 93) bekommt, sind auf den folgenden vier Bildern beim spanischen Tritt, in der Pirouette u. s. w. zur Anwendung gebracht.

Vor allem sind es die Springübungen, die auf dem Reitinstitute bis zu erstaunlichen Resultaten führen und seinerzeit unter General von Krosigk in rationeller Weise zur Geltung gebracht wurden. Auf unsern Bildern auf Seite 90 und 91 sind ein paar

Digitized by Google

Parole-Ausgabe.

Scenen aus der Entwickelung des Hochsprunges veranschaulicht. Ein großes Gewicht wird auch auf den Weitsprung (Graben), sowie auf das Nehmen irischer Wälle, sowie den Tiefsprung gelegt — Hindernisse, die beim Reiten im Terrain am häufigsten vorkommen. Dem Abteilungsreiten schauen nicht selten aus der Loge die Damen der Verheirateten zu — anfangs, wenn die Barriere zu jedem Sprunge ein Loch höher gelegt wird, gewiß mit klopfendem Herzen und doch auch innerlich stolz auf solchen Mannesmut.

An den Mannesmut aber werden häufig die kraftigsten Anforderungen bei Ausübung desjenigen Dienstes der Reitschule gestellt, der außerhalb der Kaserne — bei den Schlepp- und Wildjagden im Terrain — abgehalten wird.

Dreſſur in den Pilaren.

Eine richtige Beurteilung des eignen Könnens ſowohl, wie der Leiſtungsfähigkeit des Pferdes erlangt der Kavallerieoffizier wohl kaum vollſtändiger, wie bei rationell betriebenem Jagdreiten! Man würde völlig fehlgreifen, wenn man die in Hannover ſo vielfach abgehaltenen Jagden nur als einen heiteren Sport anſehen wollte. Nein, die Sache hat ihren unvergleichlichen Wert für die Ausbildung der Reiter, und daß gerade dieſer Dienſtzweig mit beſonderer Paſſion betrieben wird, das kann nur für den Reitergeiſt ſprechen. Denn nicht ſpielend, wie wohl ſonſt Parforcejagden geritten werden, ſondern mit nicht unbedeutenden Anforderungen an Pferd und Reiter verbunden, ſtellt ſich das Jagdreiten dar.

Eine vorbereitende Periode hierzu fällt in die Sommermonate, in denen wöchentlich drei Jagden hinter den Hunden auf der Schleppe geritten werden. Die Fährte des Wildes wird der Meute durch Fortſchleppen eines Witterung bietenden Gegenſtandes über den Boden angedeutet — gewöhnlich Wildgeſcheide in ein Netz verpackt und an einer Schnur von dem Piqueur, der die Schleppe legt, nachgezogen. Der Leitende reſp. der Maſter hat es alſo in der Hand, mehr oder weniger bedeutende Hinderniſſe in die Jagd hineinzulegen.

Die Schleppjagden, die ſchon morgens zwiſchen fünf und acht Uhr geritten werden, gehen anfangs auf kürzere Diſtanzen, ſteigern ſich aber von drei bis auf fünfundzwanzig Kilometer und mehr. Es wird weniger auf grobe Hinderniſſe wie auf ſchwieriges Terrain Wert gelegt, und der Reitſchüler lernt in dieſer Periode kennen, wie er möglichſt raſch Wald, Sumpf, tiefen Acker, Wieſengründe u. ſ. w. mit Rückſicht auf des Pferdes Kräfte und Atem zu überwinden vermag. An dieſen — gleichſam vorbereitenden — wie überhaupt an allen Jagden nehmen auch die Reitlehrer teil, und ſelten fehlt der Chef, der General, an ſeinem Platze hinter dem Maſter, einem älteren Reitlehrer, dem die Überwachung der Meute und die fachgemäße Leitung der Jagden dauernd übertragen ſind.

Exercitien mit Schulpferden.

Während der Jagden herrſcht ſtrenge Disciplin. Durch die Innehaltung der Abſtände von Maſter und Chef wird der junge Reiter gezwungen, in jedem Augenblicke, auch in der Jagdpace, Herr ſeines Pferdes zu bleiben.

Digitized by Google

Anfangs pflegen sich die Abteilungen um ihren Lehrer zu gruppieren und erhalten von diesem die erforderlichen Winke.

Nicht selten erfolgt bei diesen Jagden eine Ablösung der Hunde, um auch für die längeren Schleppen dauernd frisches Tempo zu erhalten. Eine Anzahl von Koppeln wird dazu vorausgeschickt und erst angelegt, wenn die ermüdeten Hunde von den Pionieuren gesammelt und zurückgeführt wurden.

An diesen Sommerjagden beteiligt sich auch ein Kommando von etwa fünfzehn bis zwanzig Kavallerie-Stabsoffizieren, die alljährlich auf dem Reitinstitute ihre reiterlichen Jugenderinnerungen auffrischen und nicht nur Erfahrungen, sondern auch fast immer das beglückende Selbstbewußtsein mit

Exercitien mit Schulpferden.

Exercitien mit Schulpferden.

zurückbringen, das etwa in den drei Worten: „Wir können's noch!“ seinen Ausdruck finden würde. Mit beneidenswertem Eifer bemühen sich die älteren Herren, es ihren jungen Kameraden gleich zu thun.

Nicht selten ereignen sich bei den Schleppjagden kleine Unfälle; die werden eben in den Kauf genommen. Ein junger Arzt, selbst ein schneidiger Reiter, nimmt stets an den Jagden teil und läßt gewiß kein Hindernis aus. Als unlängst einem älteren Stabsoffizier das Pferd den Sprung über einen sechzehnfüßigen Wassergraben versagte, rief ihm der Herr Doktor zu: „Herr Major, ich habe Befehl, als letzter zu reiten!“ Der Appell half — der Major nahm mit Todesverachtung das Hindernis und floh von nun ab dem Spott des Arztes — immer nach vorwärts. In seinem Regimente hat er später manchmal bewiesen, wie gut ihm die rechtzeitige Aufmunterung gethan.

Gar mancher kommandierte Major gab nach dem Stabsoffizierkursus die Abschiedsgedanken auf, die ihn vorher schon umschlichen, und sogar im häuslichen Kreise soll eine solche Probeablage jugendlicher Kraft von ganz außerordentlicher Wirkung auf die schon mitunter stark angefochtene Selbständigkeit gewesen sein. Ja — die bösen Leutnants sind manchmal scharfe Beobachter, und — die haben's erzählt!

Exercitien mit Schulpferden.

Natürlich be-

Digitized by Google

kommen die Stabsoffiziere auch Einsicht in die Reitabteilungen, und gerade bei dieser Gelegenheit bietet der Kasernenhof nicht selten ein lebhaftes Bild — besonders zur Zeit der Paroleausgabe. Nach dem Befehlsempfange eilen die hungrigen Reiter zu dem auf dem Hofe aufgeschlagenen Büffett, um sich zu kräftigen für den ferneren Dienst. Abteilungen rücken in die Bahn, andere werden eben abgeführt — die Reitlehrer machen hier und da die Majors auf einzelne hervorragende Pferde aufmerksam — kurz, die Stabsoffiziere bringen eine freudige Abwechselung in das Reitschulleben. — —

Erfrischend wirkt auf die alten Herren auch das kameradschaftliche Zusammensein mit den jüngeren Elementen.

Nach beendetem Dienste aber, da geht wohl jeder gute Reitersmann hinüber in den Stall und sieht nach, ob sein Stolz, sein Pferd, sorgsame Pflege gefunden. Schon sieht sich das edle Roß nach seinem Reiter um — es weiß ja, der Zucker vom Morgenkaffee, der bleibt ihm! Ja, auch so ein Stallinterieur hat seine Reize für den Kavalleristen!

Fütterung der Meute.

Während der Manöver — im Zwischenkursus — in der Zeit, in welcher die Offiziere zu den Truppenteilen zurückkehren oder Urlaub erhalten, wird durch den Master und einige zur Unterstützung kommandierte Offiziere des Wachkommandos die Meute auf die „Wildjagden“ vorbereitet, die nach dem ersten Oktober ihren Anfang nehmen und so lange währen, bis der Boden gefroren.

Zur Ermöglichung dieser Jagden ist die Reitschule mit beträchtlichen Fonds dotiert, aus denen nicht nur Flurschäden bestritten, Wild und Meute erhalten werden, sondern auch die Unterhaltung des Jagdstalles ermöglicht wird, dem der Huntsman, Wachtmeister Peisker, von zwei Piqueuren — Unteroffizieren — unterstützt, vorsteht. Der Jagdstall, der beiläufig mit hübschen Freskogemälden von Stöckel geschmückt ist, hat einen Etat von fünfzehn Pferden, mit denen der Master, die Piqueure und etwaige fremde Gäste — auswärtige Offiziere — beritten gemacht werden.

Die Meute zählt etwa zwanzig Koppeln, also vierzig Hunde, die in England angekauft oder selbstgezogen sind.

Dem Master steht ein Piqueuroffizier zur Seite, der auf zwei Jahre ernannt wird und jenen bei Aufrechthaltung der Ordnung unterstützt.

An den Wildjagden nehmen die im Oktober eingetroffenen Neulinge nur dann Anteil, wenn sie die geeigneten Pferde besitzen und vom Chef — zur Zeit ist es Generalmajor von Willich — die specielle Erlaubnis erhielten. Dagegen folgt nicht selten eine Anzahl von Offizierdamen der Jagd, und wahrlich, man erstaunt über den Mut, die Ausdauer und Gewandtheit dieser Reiterinnen. Auch eine Reihe von Civilisten — diese reiten in roten Röcken — ist be-

rechtigt, an den Jagden teilzunehmen, ebenso wie alle Offiziere der Garnison Hannover.

Das ist ein herrliches, frisches, fröhliches Bild, das sich zu solcher Jagd — manchmal meilenweit von der Garnison — auf dem Rendezvous entrollt! Zu Hubertus, am 3. November, versammelt sich das Feld gewöhnlich in Isenhagen, und vor dem Beginn der Jagd wird das Hubertusfrühstück beim Gastwirt Krete genommen. Aber nicht lange währt der Aufenthalt, die Reiterlust zieht hinaus — an den Wald.

Parforcejagd in der Lüneburger Heide.
Durch die Stangen.

Schon ist der Kurgel oder der Dammschaufler — von der Gesellschaft ungesehen — in Freiheit gesetzt, und die Waldhornsignale der Piqueure rufen eben an die Fährte. Die Meute wird angelegt, in frischem Galopp geht's vorwärts durch die Stangen, über die Wiesen, über Hecken und Gräben.

Die Piqueure ermuntern gelegentlich mit den langen Peitschen die säumigen Hunde oder sprengen vor, die Flatterer heranzuholen à la meute. Hinter den Piqueuren der Master — ein Stabsoffizier. Ihm folgt der Chef — ja, wenn er nicht die breiten roten Streifen trüge, würde man ihm den General nicht ansehen — und hinter diesem das Feld, farbenprächtig und bunt! Alle Kavallerie- und Artillerieuniformen der Armee sind vertreten. Dazwischen die Rotröcke und nicht selten mitten im Felde die Reiterinnen. Jetzt — ein breiter Wassergraben! Wie sie hinüberfliegen — auf edlen Pferden! Dort, die Gräfin Bismarck — sicher nimmt sie das achtungswerte Hindernis, und neben ihr ein Paar andere Reiterinnen — Gräfin Hohenau — Frau Dulitz, Fräulein Huber — jetzt auch Frau von Dincklage und Frau Klein. Schlanke Gestalten — die Pferde haben leichtes Spiel! Dann aber — im dichten Felde naht eine Reitergruppe — in voller Pace gehen die Pferde an den Wassergraben — hier und da ein aufmunternder Zuruf — alle sind hinüber! — Nein! Der Fuchswallach eines Kürassieroffiziers ist zu früh abgesprungen, zu kurz gelandet! Mit den Hinterfüßen rutscht er hinab am steilen Ufer und überschlägt sich. Mittenhinein in das trübe moorige Wasser stürzt der Reiter. Aber schnell erklimmt er das Ufer, hilft dem Pferde, leitet es zu einer günstigen Stelle. Jetzt ist er oben und schon sitzt er im Sattel, stürmt dem Felde nach, das eben im dichten Kiefernwalde verschwindet. „Ist nichts, Doktor!" ruft er dem Arzte ent-

Digitized by Google

Über den Wassergraben.

gegen, der eben zur Hilfe herbeieilt. Jenseit des Waldes ein steiler Sandberg. Auf der Hinterhand rutschen die edlen Tiere hinab — hier und da kommt eines zu Falle — weiter, dem Wilde nach! Das helle Geläute der Hunde kündet, daß à vue gejagt wird. Im dichten Schilfe eines Weihers decken die Hunde den Keiler. Ein Husar springt vom Pferde, bis über die Kniee eilt er vor durch den Morast, schon hat er mit Gewandtheit den Hinterlauf des Wildschweines ergriffen — den schwarzen Feind ausgehoben, während die Piqueure die Hunde zurücktreiben. Der Kurgel wird auf trockeneren Boden gezogen, und nun naht auch der Jagdherr, der Chef, und gibt den Fang.

Die Jagd ist aus. Zum Curé sind die Reiter und Reiterinnen im Halbkreise angetreten. „Halali, halali!“ tönt es durch das Erlengestrüpp. Die Brüche werden verteilt, und dann geht es heimwärts.

Was macht's, daß es inzwischen regnete? Zu zweien, auf schmalem Feldwege reitet die muntere Gesellschaft der Stadt zu. Im sicheren Behälter bringt aber der Photograph Berger die Platten heim, auf denen er die Scenen aus der Jagd festgehalten, eine schöne Erinnerung jedem Reiter noch für spätere Jahre.

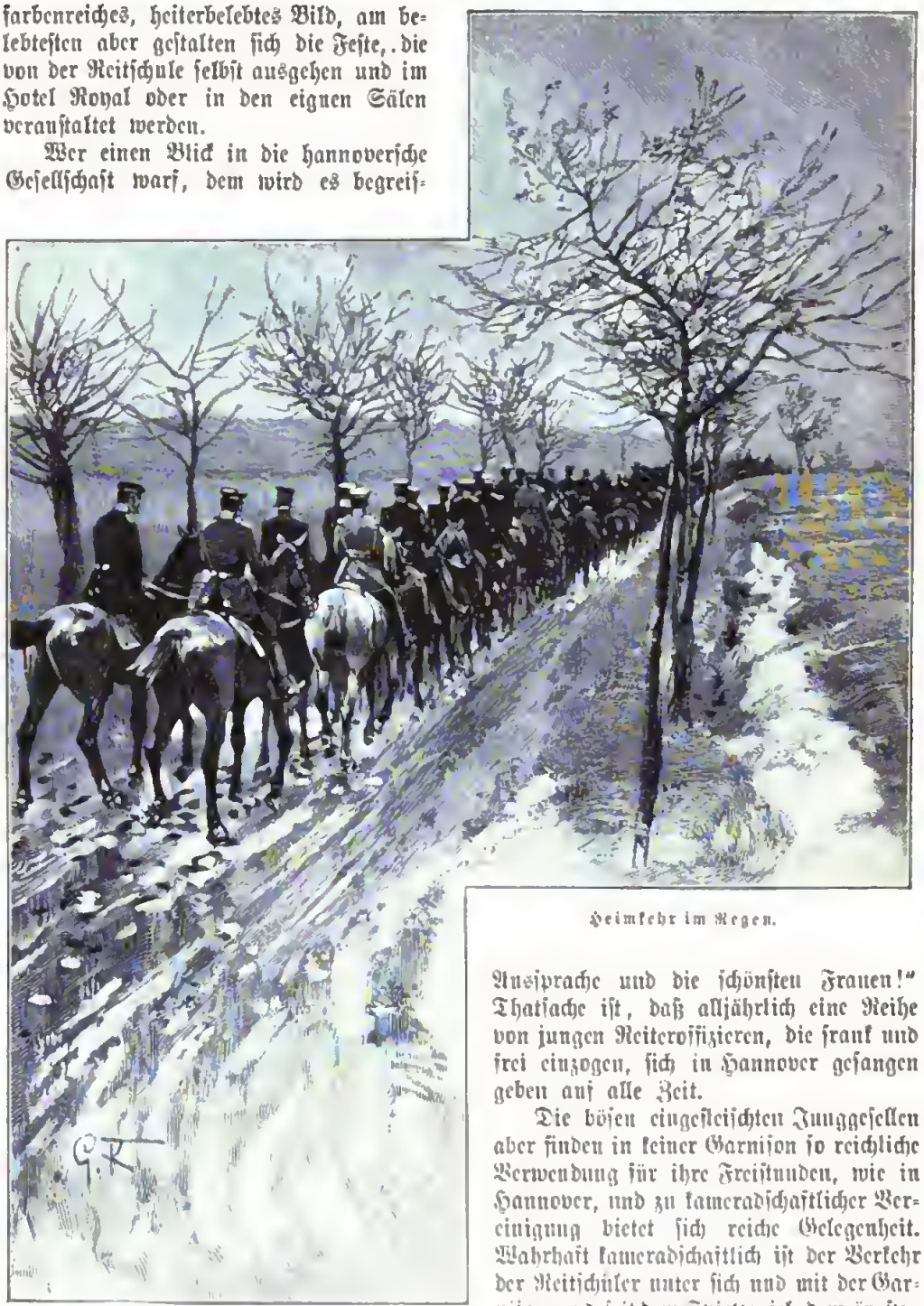
Im großen Kasinosaale ist die bunte Gesellschaft am Spätnachmittage zu gemeinsamem Mahle vereint. Man plaudert über die Jagd, über Pferde, über Hunde, über die Geselligkeit der nächsten Zeit.

Daß durch die Anwesenheit so zahlreicher, junger Offiziere — alle aus den besten Kreisen hervorgegangen — die geselligen Verhältnisse der Stadt Hannover beeinflußt werden, ist erklärlich.

Die Reitschule gibt der Geselligkeit den Charakter, — wenn auch die Regimenter der Garnison in ihrer Beständigkeit den Ton, und zwar den besten Ton angeben. Ein Ball in Hannover bietet stets ein

farbenreiches, heiterbelebtes Bild, am belebtesten aber gestalten sich die Feste, die von der Reitschule selbst ausgehen und im Hotel Royal oder in den eignen Sälen veranstaltet werden.

Wer einen Blick in die hannoversche Gesellschaft warf, dem wird es begreiflich, warum die Reitschüler sich mit solchem Eifer der Geselligkeit in die Arme werfen. Ich hörte einst einen bedeutenden englischen Forscher deutscher Verhältnisse aussprechen: „Hannover hat die schönste



Heimkehr im Regen.

Aussprache und die schönsten Frauen!“ Thatsache ist, daß alljährlich eine Reihe von jungen Reiteroffizieren, die frank und frei einzogen, sich in Hannover gefangen geben auf alle Zeit.

Die bösen eingefleischten Junggesellen aber finden in keiner Garnison so reichliche Verwendung für ihre Freistunden, wie in Hannover, und zu kameradschaftlicher Vereinigung bietet sich reiche Gelegenheit. Wahrhaft kameradschaftlich ist der Verkehr der Reitschüler unter sich und mit der Garnison, und seit dem Spielteufel, dem ärgsten Feinde echter Kameradschaft, energisch die Krallen beschnitten wurden, darf jeder Vater sich ohne Rückhalt freuen, wenn er von seinem Kavalleristen, seinem Artilleristen die Mitteilung bekommt: „Endlich ein Kommando! Ich komme auf Reitschule!“

Fakirkünste.

Von

Julius Stinde.

(Abdruck verboten.)

Von den indiſchen Fakiren, die nach den Beſchreibungen einwandfreier Reiſender unglaubliche Dinge verrichten, iſt einer nach Peſt gelangt, um gegen Entgelt ſich lebendig begraben zu laſſen, oder richtiger geſagt, acht Tage lang wie tot in einem Glasſarge zu verharren und nach dem Ablauf der geſtellten Friſt wieder zum thätigen Leben zu erwachen. Ärzte und Männer der Naturwiſſenſchaften ſind Zeugen dieſes Vorganges geweſen und haben erklärt, daß der braune Fremdling wirklich in eine totenähnliche Erſtarrung fällt, die ſie als einen tiefhypnotiſchen Zuſtand anſehen. Trotzdem hat ſich herausgeſtellt, daß die Fakire in Peſt ſchlaue Betrüger waren. Das ändert aber nichts an der Thatſache, daß andere Fakire ſich in dieſen Zuſtand verſetzen können.

Wenn das Wort Hypnoſe auch nicht alles erklärt — denn über das Weſen der Hypnoſe iſt man durchaus noch nicht im klaren — ſo weiſt es doch auf eine Reihe von eigentümlichen Erſcheinungen hin, die vor dem Auftreten des viel verfolgten Hanſen als eitel Schwindel und Trug bezeichnet wurden, nunmehr aber, nach einem Jahrzehnt, ſeitens vorurteilsfreier Gelehrten wiſſenſchaftlicher Bearbeitung unterzogen werden und auf dem Gebiete der Phyſiologie, des Geiſteslebens und der Medizin zu wichtigen Aufſchlüſſen geführt haben. Von dieſen Forſchern nenne ich nur Charcot, Preyer, Forel, v. Schrenk, Rieger; die ganze Liſte würde zu viel Raum erheiſchen. Oberflächliche ſprachen dem Hypnotismus die Berechtigung als Gegenſtand exakter Forſchung ab, weil es nicht gelänge, jeden Menſchen in Hypnoſe zu verſetzen; auf dieſem Gebiete Erfahrene behaupten dagegen, daß zuletzt, nach ausreichenden Verſuchen, dennoch bei jedem ein mehr oder minder ausgeſprochener Grad der Hypnoſe zu erreichen ſei.

Feſt ſteht, daß wer nicht *will*, nicht hypnotiſirt wird, falls der Wille unbeugſam iſt. Andererſeits wird der ſeltſame Schlafzuſtand um ſo leichter erzielt, je vertrauensvoller, gläubiger der Wollende dem Hypnotiſeur entgegenkommt. Je öfter jemand hypnotiſiert wurde, um ſo geringer iſt ſein Widerſtand, um ſo unmittelbarer verfällt er dem Schlafe, ja es geht ſo weit, daß der Gedanke an Zeit und Umſtände genügen, das Wachbewußtſein zum Verſchwinden zu bringen und dem Schlafe die Herrſchaft einzuräumen.

Dies alles und noch etwas mehr war dem Orient bekannt, ehe die abendländiſche Wiſſenſchaft eine Ahnung von den Vorgängen hatte, die berufen ſind, den Schlüſſel zu liefern, der Geheimniſſe verſchließt, vor denen man wie vor unlösbaren Rätſeln ſtand: das Hexen- und Zauberweſen, die weiße und ſchwarze Magie, die ſich bis ins graueſte Altertum hinein verfolgen laſſen.

Die indiſchen Togins, wie die Fakire genannt werden, die auch die Kunſt des freiwilligen Scheintodes ausüben, wiſſen, daß zur Erreichung dieſer tiefen Hypnoſe vollſte Hingabe gehört, die nur durch lange Vorbereitung ermöglicht wird. Die Fakire faſten bei Tage und nehmen nur ein mäßiges Mahl während der Nacht zu ſich. Sie vermeiden jahrelang den Genuß des Kochſalzes; außer Reis, Weizen, Milch, Zucker, Honig und geſchmolzener Butter ſind ihnen alle anderen Speiſen verboten. Der Durſt darf nur ſpärlich geſtillt werden; ihre Wohnung muß gleichmäßig kühl ſein, ohne Licht und Geräuſch, ohne viel Luftzufuhr. Das Lager muß aus Fellen und Baumwolle bereitet ſein. Ruhe und langſame Bewegungen ſind vorgeſchrieben, und durch Übungen iſt das Atmen einzuſchränken.

Digitized by Google

Solche Durchübung macht den Körper geschickt für das Vornehmen, der Geist wird durch das strenge Halten einer Anzahl Gelübde vorbereitet, zu denen Schweigen, Wahrsein, Nachdenken über das höchste Wesen, stilles Beten und Vertiefung in das höchste Wesen gehören. Dabei wird die eingeatmete Luft angehalten und zwar bei dem „Zurückziehen der Sinne von der Sinnenwelt" zehn Minuten lang, bei der „Vertiefung" eine und eine viertel Stunde.

Der Blick wird auf die Nasenspitze gerichtet oder auf die Stelle zwischen den Augenbrauen, bis die Augen thränen. Dies und manches andere ist jahrelang zu üben, damit der Fakir die Fähigkeit erlangt, wie in amtlichen Berichten beglaubigt wird, sich mehrere Wochen lebendig begraben und dann wieder erwecken zu lassen.

Es ist ein Mensch daher thatsächlich imstande, durch Kasteiung und Vorbereitung sich in denselben Zustand zu versetzen, den wir an winterschlafenden Tieren kennen, am Murmeltier und an der Fledermaus. In den sieben bis acht Monaten seines Winterschlafes atmet das Murmeltier insgesamt etwa nur so viel als an zwei Sommertagen.

Wir können uns vorstellen, daß der Stoffwechsel des begrabenen Fakirs in ähnlicher Weise herabgesetzt ist; seine Kunst besteht jedoch darin, den Körper bedürfnislos zu machen, sein vegetatives Leben bis auf das Mindestmaß einzuschränken, ohne zu erkranken oder abzusterben. Die lange peinliche Schulung läßt uns diese gründlichste Abhärtung gegen den äußersten Mangel an Speise, Trank und Luft erklärlich scheinen.

Es bleibt noch übrig, die Abtötung des seelischen Lebens zu betrachten. Auch sie wird durch Übung erlangt. Das Nachdenken, die Vertiefung in das höchste Wesen haben den Zweck, die Sinne von den Einflüssen der äußeren Welt — der Sansara — zurückzuziehen und zwar nicht, um bloß das Kunststück des Scheintodes zu ermöglichen, sondern ursprünglich in der Absicht, die Vereinigung mit dem höchsten Wesen — Nirwana — herbeizuführen. In dem Zustande des Totenschlafes nähert der Fakir sich dem Nirwana, dem höchsten Ziel, das der Togin erreichen kann, er sieht das höchste Wesen als ein reinstes unaussprechliches Licht, selbst die Thatsache des Denkens entschwindet seinem Geiste; er ist eins mit dem Lichte, des Gefühles der irdischen Wesenheit bar.

Das Streben des Togins ist die Vollendung und Erlösung aus dem Weltensein. Seine Übungen befähigen ihn, ganz in der mystischen Gedankenwelt aufzugehen, seinen Geist auf jene höhere Stufe zu bringen, die der in irdischem Getriebe und irdischen Leidenschaften Befangene erst langsam in der Reihe unzähliger Wiederverkörperungen erreicht, er sucht der grauenhaften Kette neuer Daseinsstufen zu entfliehen, indem er den kürzeren Weg einschlägt und sein geistiges Wesen läutert und entwickelt.

Vollkommene Beherrschung des Körpers, des Gedankens, Einsfühlen mit Brahman (der Allheit), ist dem Togin das Wesentliche, die Schaustellungen der Fakire sind nur Mitteilungen aus den niederen Graden der Weisheitslehre.

Aber es gab von jeher Eingeweihte, die im Vorhofe blieben. Schon Strabon schreibt im zehnten Buche seiner Geographie: „Durch die Begeisterungen, religiösen Übungen und Weissagungen ist das Handwerk der Gaukler und Zauberer entstanden. Solcher Art ist auch die Kunststückmacherei solcher Leute, besonders was die Künste bei dem Bacchischen und Orphischen Dienste betrifft." — Und so kommt es, daß ein Fakir von der Sekte der Togins als Sehenswürdigkeit während der Tausendjahrfeier zu Pest einem Unternehmer Geld verdienen hilft, anstatt tiefer in den, Toga genannten, Mystizismus einzudringen.

Nach der abendländischen Weisheit sind die Seele und der Geist das Erzeugnis des Körpers. Karl Vogt verkündete in seinen Wandervorträgen, wie die Galle eine Absonderung der Leber und der Speichel ein Sekret der Speicheldrüsen, so sei auch die Seele ein Produkt des Gehirns. Indische Weisheit teilt der Seele Selbständigkeit zu. Sie ist es, die den Körper baut und ihn, ihren Fähigkeiten entsprechend, formt. Wer, geistig durch Leidenschaften und Sünde erniedrigt, zum Tier herabsinkt, wird in einer neuen Daseinsstufe als Tier wiedergeboren und hat sich langsam emporzuarbeiten in Jahrtausenden, in wechselnder Gestaltung. Der Togin aber steigert seine inneren geistigen Fähigkeiten über das

Durchschnittsmaß und erlangt dadurch höhere Stufen der Wiedergeburt.

Diese Steigerung befähigt ihn zur Äußerung geistiger Wirkungen, die nur verständlich werden, wenn wir uns der indischen Anschauungsweise anbequemen und annehmen, daß das geistige Wesen des Menschen mit Kräften begabt sei, die vervollkommnet und entwickelt werden können und dann imstande sind, Wunder zu vollbringen, d. h. Leistungen, die sich den bekannten Gesetzmäßigkeiten zu entziehen scheinen.

Hierher gehört zunächst die Widerstandsfähigkeit des Körpers gegen Verwundungen und Empfindungslosigkeit gegen Schmerz.

Fast jede Beschreibung des Orients enthält Schilderungen der fürchterlichsten Selbstpeinigungen, denen sich Fakire unterwerfen, jedoch findet man sie nicht ausschließlich bei den Fakiren in Indien, sondern auch bei den Fanatikern Afrikas und Amerikas und den Schamanen Lapplands. Vereinzelt treffen wir sie in Europa, selbst in Deutschland zur Zeit der Hexenprozesse.

Aus eigner Anschauung kenne ich nur die grausigen Kunststücke der Aissauas, die auf der Pariser Weltausstellung 1867 allabendlich Vorstellungen gaben. Sie versetzten sich durch Trommeln und eigenartiges Tanzen und Drehen in Verzückung, zerkauten dann stachliche Kaktusblätter, Glas und glühende Kohlen, durchbohrten Wange und Zunge mit spitzen Nägeln, ließen sich von Giftschlangen und Skorpionen verwunden und balancierten mit der bloßen Brust auf der scharfen Spitze aufrecht gestellte Schwerter. Wiederholt war ich in unmittelbarer Nähe Zeuge dieser Mißhandlungen des Körpers, deren jede, bei einem Nichtaissaua vollzogen, dem Chirurgen einen Patienten geliefert hätte. Und dennoch waren die Leute unverletzt und heil, man konnte sie am folgenden Tage in ihren Zelten besuchen und ihre Wangen, Zunge und Brust genau prüfen. Nirgendwo eine Narbe.

M. Quedenfeldt schreibt in den von Virchow redigierten Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, daß die Reahin von Sid-el-Amer sich mit aller Gewalt spitze Messer und Gabeln in den Bauch schlagen, ohne daß es blutet oder ihnen sichtlich schadet, und fügt hinzu, dies selbst zu wiederholten Malen gesehen zu haben. Ihm haben Aissauas, sonst verständige Leute, gesagt, sie wüßten nicht, was sie thäten, wenn sie sich in dem Zustande der Ekstase befänden.

Zu beachten ist nämlich, daß die Aissauas sich in Ekstase versetzen, bevor sie ihre Experimente ausführen, und ganz ebenso machen es die Bakiu Lamas in Tibeth. Bastian berichtet von den burätischen Schamanen, daß sie unbeschadet ins Feuer springen und glühende Eisen über die Zunge ziehen, bis sich die Hütte mit dem Geruch des verbrannten Fleisches füllt. Auch bei ihnen ist Trommeln und Tanzen das Mittel zur Erzielung der Ekstase.

Der in Togaübungen vorgeschrittene Indier bedarf dieses rohen Betäubungsmittels nicht; ihm genügt der Wille, um gegen Schmerz unempfindlich zu werden. Aber wenn wir uns auch denken können, daß der Wille den Schmerz überwindet, so verstehen wir doch nicht das Stocken der Blutungen und die narbenlose augenblickliche Schließung der Verwundungen. Die Aissauas zerfetzten sich allabendlich während mehrerer Monate ... ihre Haut war glatt. Taschenspielerei war ausgeschlossen.

Der mit Unempfindlichkeit gepaarten Ekstase begegnen wir bei zahlreichen Kulten altorientalischer Völker. Jamblichos schreibt in seinen „Ägyptischen Mysterien" (drittes Jahrhundert n. Chr.) von einer innigen, nicht auf dem Wege der Vernunft, sondern mittels den Priestern allein überlieferter mystischer Worte und Symbole zu erlangenden Vereinigung des menschlichen mit dem göttlichen Wesen, die bewirkt, daß die vom göttlichen Hauche Berührten durch Feuer weder Schmerzen noch Brandwunden erleiden und nicht fühlen, wenn sie mit Schwertern, Bogen, Messern verwundet werden, und keinen Schaden nehmen.

Wem fallen hierbei nicht die Märtyrer ein, die auf der Folter ihre Seelenfreudigkeit bis zum letzten Atemzuge behielten? Der Hexenschlaf darf als ähnliche Erscheinung gelten. Die Gemarterten schliefen plötzlich ein, so sehr die Henkersknechte ihnen auch zusetzten, und sagten nach dem Erwachen, daß sie lieblich geträumt hätten.

Cardanus vermochte sich freiwillig in den Zustand der Unempfindlichkeit zu versetzen. Er sagte: „Wenn ich in denselben

eingehe, so fühle — oder besser — so bewirke ich im Herzen eine gewisse Trennung, als ob die Seele weggehen wollte, und dem ganzen Körper teilt sich ein Gefühl mit, als ob eine Thür geöffnet würde. Es bedarf dazu großer Gewalt, und ich weiß nur, daß ich außer mir bin."

Mit dem Willen kann daher bewirkt werden, was der Arzt mit dem Chloroform und dem Kokain erreicht — Unempfindlichkeit.

Ist es ein Selbstgift, das durch die Ekstase im Körper ausgeschieden wird, durch das Tanzen zur Trommel, durch die Marter, durch den Willen — ein Autotoxin, das Gehirn und Nerven betäubt? — Es kann möglich sein.

Nun aber wirkt der Wille eines Menschen auf den eines anderen. Der wache, bewußte Mensch wehrt sich gegen Beeinflussung seines Willens, der hypnotisierte ordnet sich ihr unter. Die wunderbar erscheinenden Heilungen durch Suggestion, durch Willensbeeinflussung während der Hypnose geben den deutlichen Beweis, daß vom Willen heilende, d. h. die Verrichtungen des Organismus regelnde Kraft ausgeht. Die Wirkung geistiger Erregung auf den Körper wird niemand ableugnen. Schreck kann töten. Kummer wirft den Menschen oft auf das Krankenlager, Freude ist heilsamste Arznei. Daher erscheint uns verständlich, daß der Wille des einen auf den Willen eines anderen einwirken kann, und zwar zum Guten oder zum Bösen. Auf solcher Wirkung des Willens beruht angeblich die Magie, die weiße zum Guten im reinen Dienste des Höchsten; die schwarze zum Bösen in teuflischem Sinne.

Wo ferner die geistigen, inneren Eigenschaften durch Übung und Schulung gesteigert werden, müssen sie größeren Einfluß ausüben, als wo sie der Pflege entbehren. Darum ist der Orient die Heimat der Magie.

Die Schriften der Alten sind reich an Berichten über die erstaunlichen Fähigkeiten der Magier, mit denen man sich am einfachsten abfindet, wenn man sie für Lügen und Schwindel erklärt. Andererseits aber geschehen noch heute magische Wunder, die denen des Altertums zum Verwechseln ähnlich sind. Es ist daher richtiger, sich mit diesen zu beschäftigen, sie ernst zu untersuchen, wo sie sich bieten, als ehrenwerte Männer der Leichtgläubigkeit oder gar der Unwahrheit zu zeihen.

Die Möglichkeit, daß der Wille oder die geistige Kraft eines Menschen auf leblose Gegenstände einzuwirken vermag, wird von abendländischen Naturkundigen als absurd verworfen. Und dennoch liegen zahlreiche Berichte vor, daß leere Krüge sich mit Wasser füllten, Gegenstände sich bewegten u. a. m., sobald der Fakir es wollte, genau so wie im Altertum die wandelnden Dreifüße, von denen Philostrat schreibt. Welcher Grund liegt vor, die Mitteilungen der Reisenden und zumal der Engländer, die lange in Indien lebten, anzuzweifeln? Der Einwand, es seien abgefeimte Taschenspielerkunststücke, mit denen Urteilslose getäuscht wurden, dürfte wohl nicht immer stichhaltig sein, zumal die indischen Taschenspieler von den unserigen weit übertroffen werden, die trotzdem nicht imstande sind, auch nur ein einziges Stück der Fakire mit den gleichen einfachen Hilfsmitteln nachzumachen.

Daß vom Menschen Kraft ausgeht, die aus einiger Entfernung auf leblose Gegenstände zu wirken vermag, hat neuerdings Herr Tormin bewiesen, der ein in Eisenblech geschnittenes Kreuz auf eine photographische Platte legte, beide in eine Kassette schloß und dreißig bis vierzig Minuten lang seine Hand darüber hielt. Herr Tormin ist Magnetopath, also ein Mann mit geübtem wirkendem Willen.

Der Erfolg war höchst merkwürdig. Es wurden Lichtbilder des Ausschnittes erhalten, als wären von der Hand Röntgenstrahlen ausgegangen. Die Versuche wurden wiederholt und veranlaßten Herrn Professor Slaby von der Charlottenburger polytechnischen Hochschule zur Anerkennung „besonderer Handstrahlen als Bildererzeuger, bei denen es ausgeschlossen ist, an gewöhnliche Licht- oder Wärmestrahlen zu denken."

Nun wissen wir, daß Lichtstrahlen nicht nur die photographische Platte chemisch beeinflussen, sondern auch die Flügel der kleinen Maschine in Drehung versetzen, die als Lichtmühle — Radiometer — bekannt ist. Es fragt sich also nur noch, ob gesteigerter Wille imstande ist, größere Arbeitsleistung zu bewerkstelligen und zwar ohne sichtbare, körperhafte Zwischenglieder. Vielleicht geben Untersuchungen der Bewegungs-

Digitized by Google

erscheinungen der verschiedensten Gegenstände in der Nähe der Togins und der Drusenhäuptlinge, deren Stäbe kommen und gehen, deren Schalen sich mit Wasser füllen, eine bejahende Antwort, vielleicht aber lassen sie freilich auch erkennen, von wie ungeheurer Macht der Wille auf die Einbildungskraft sein kann, daß er Vorstellungen den vollen Anschein der Wirklichkeit zu verleihen vermag.

Ein staunenswertes Kunststück der Fakire ist das beschleunigte Wachstum von Pflanzen. Man begegnet Berichten hierüber in älteren und neueren Reisewerken und Zeitungen, zumal englischen, doch haben auch Fakire diese Kunst im verflossenen Jahre in Nizza gezeigt, ohne jedoch die erwartete Beachtung bei dem sensationsbedürftigen Publikum zu finden, das darin nur einen langweiligen Schwindel erblickte.

Dr. Baumgarten schreibt in seinem „Orient“: „Die Kleidung der Gaukler besteht aus Fetzen um ihre Lenden, so daß nichts in einem Ärmel oder sonst im Gewande versteckt werden kann. Einer dieser Gaukler legte eine Nuß auf die Steine der Veranda, bedeckte sie mit zwei Stücken Zeug, die er mehrmals lüftete, um uns zu zeigen, was mittlerweile mit der Nuß vorgegangen sei. Sie fing an zu keimen, sproßte dann stärker und stärker, bis sie sich in zehn Minuten zu einem wirklichen Bäumchen entwickelte, dessen Wurzeln auf der anderen Seite herauskamen.“ — Palgrave, der in neuerer Zeit erst Marineoffizier, dann Missionär war, berichtet ebenfalls als Augenzeuge, daß innerhalb einer Viertelstunde ein Bäumchen entstand, einen Meter hoch wurde, Blätter, Blüten und Früchte hervortrieb, die alsdann von den Anwesenden gegessen wurden.

Vor einiger Zeit waren mehrere junge Kalifornier in Madras, die sich besonders für die Kunststücke der Fakire interessierten und übereinkamen, da jeder mit einer Handkamera versehen war, die einzelnen Entwickelungsstufen des Mangobaumes zu photographieren, den ein Fakir auf freiem Markte inmitten eines Haufen Volkes hervorzauberte.

Es wurden Aufnahmen gemacht von dem ersten Blättertriebe an bis zur Verteilung der Früchte, die von den Zuschauern mit Behagen verspeist wurden, was sich in ihren Mienen ausprägte. Als jedoch die Kalifornier ihre Platten im Hotel hervorriefen, erschienen darauf wohl die Menschen, der Fakir, die Umgebung, aber von dem Baume war keine Spur zu sehen. Die Photographien zeigen Indier mit der Gebärde des Essens und dem Ausdruck des Genusses in Antlitz und Haltung, aber ihre Hände sind leer. Sie ergötzen sich an einer Frucht, die für die photographische Platte ebensowenig vorhanden ist wie der ganze Baum, den alle sahen, auch die photographierenden jungen Leute, die, hierüber erstaunt, beschlossen, auch die anderen Kunststücke der Fakire photographisch zu prüfen.

Hierzu bot sich ihnen Gelegenheit, als ein Fakir das bekannte Stück mit dem Knaben ausführte, der in einen Korb gesperrt und durch Degenstöße verwundet wird, so daß das Blut aus dem Flechtwerk hervordringt und den Sand des Platzes rötet. Die Photographien zeigten wohl den Korb, den Fakir und die entsetzten Zuschauer, jedoch nicht den Knaben, der auch aus dem Korbe verschwunden ist, wenn der Fakir die Umschnürung zuletzt löst und den Deckel öffnet.

Nach diesen Beobachtungen, die mir ein in Amerika lebender Deutscher, seines Berufes Techniker, mitteilte, der die Aufnahmen gesehen hat, wären jene Kunststücke also eitel Blendwerk, eine Täuschung der Sinne.

Nun kann ein geschickter Hypnotiseur allerdings ganz dasselbe Stück mit einem Hypnotisierten ausführen. Er läßt ihn eine Schlange sehen, wo keine ist, und Angst und Furcht überfällt den Bezauberten, er läßt ihn klares Wasser als Champagner trinken und sogar der Rausch stellt sich ein. Er läßt ihn auf leerem Papier Zeichnungen erblicken, er macht für ihn Personen aus der Gesellschaft unsichtbar. Der völlig wach scheinende Hypnotisierte sieht zu seiner größten Verwunderung einen Hut sich frei vom Tische erheben, da er die aus seiner Wahrnehmung abkommandierte Person, die den Hut bewegt, nicht erblickt. Dr. med. von Schrenk in München hat zum Studium des Hypnotismus diese und viele andere, unglaublich erscheinende Versuche im Kreise von Ärzten und Naturforschern wiederholt ausgeführt. Hansen und Böllert zeigten die Macht der Suggestion bei ihren öffentlichen Schaustellungen in ähnlicher Weise: ein Stück Holz wurde zum Wiegenkinde,

Digitized by Google

ein Stuhl zu einem wellengeschaukelten Kahn, die Bretter der Bühne zur See. Die Hypnotisierten schwammen zur Belustigung der Zuschauer durch das eingebildete Wasser, als gälte es, sich vor dem Ertrinken zu retten.

Solches Blendwerk gelang jedoch nur mit einem Hypnotisierten oder einigen wenigen, die jeder für sich in Hypnose versetzt waren. Sollten die Fakire nun imstande sein, einen ganzen Volkshaufen zu hypnotisieren? Besitzen sie eine geistige Kraft, die das vermag?

Es könnte möglich sein, denn ein Franzose, der in Madras sich den Eingeborenen zugesellte, die einem Baumwuchs zaubernden Fakir zuschauten, sah den Baum nicht und that unverhohlen sein Befremden darüber kund, daß Leute etwas sahen, wo er nichts gewahrte. Die Menge wurde aufgebracht, und der nicht unter dem Banne des Fakirs stehende Europäer hielt es für geraten, sich den Drohungen der Indier zu entziehen. Dieses vorläufig einzige Beispiel eines Beobachters, der, ebenso wie die photographische Platte, für die Erscheinungen der Einbildungskraft unempfindlich ist, gibt einen Wink, nach welcher Richtung hin alle Fakirkunststücke zu untersuchen sind: es gilt festzustellen, ob sie der Wirklichkeit angehören oder durch Beeinflussung der Gehirnthätigkeit hervorgebracht werden, also Schein sind.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß der Arzt Agricola im Jahre 1715 in Regensburg in Gegenwart des böhmischen Gesandten Graf Wratislaus Citronenbäume mit Früchten hervorgezaubert haben soll, sowie Pfirsichbäume, Tannen und Fichten. Vom Dr. Faust wird erzählt, daß mitten im Winter einst sein Garten mit Blumen und Grün geschmückt gewesen sei wie im Sommer. „Es waren auch da schöne Weinreben mitt allerley Trauben behengt, deßgleichen rote und weiße und leibfarbene Rosen und ander viel schöner wohlriechende Blumen, welches ein schön herrlichen Lust zu sehen und zu riechen gabe."

Der alte Hexenmeister verstand sich demnach auf die Kunst indischer Fakire, an die auch die Hauptscene in Auerbachs Keller erinnert.

Wie ein roter Faden zieht sich durch die Sagenlitteratur aller Völker die Überlieferung seltsamer Erscheinungen hin, die, wenn man sie nicht als Lug und Trug verwirft, als mehr oder minder genau berichtete Thatsachen der sogenannten Willensmagie aufzufassen sind.

Nach und nach aber beginnt das Bereich des Okkulten die Aufmerksamkeit auch der exakten Forschung auf sich zu ziehen, das als Bereich des Schwindels, des Aberglaubens und des Unsinns vornehm abgewiesen wurde. In Wahrheit aber gibt es in der Welt nichts Okkultes im Sinne des Übersinnlichen, es gibt nur Unbekanntes, und das Unbekannte von gestern kann die offenbare Tageswahrheit von morgen werden.

Die Gehirnuntersuchungen an lebenden Affen, Hunden, Kaninchen haben das Wissen von der Seele und dem Geiste in Anbetracht der eifrigen und mühsamen Arbeiten bis dahin wenig gefördert. Vielleicht werden wertvollere Aufschlüsse gewonnen, wenn die Forschung die Kunststücke der Fakire zum Ausgangspunkte nimmt.

Rosen.

(Abdruck verboten.)

Im abendlichen Garten
Stehn die Rosen so still,
Als ob sie wen erwarten,
Der nicht kommen will.

Kein Lüftchen, das sie schaukelt,
Sich in den Kelchen fing.
Um die gelbe Dijon gaukelt
Ein schwarzer Schmetterling.

Und rings ein süßes weiches
Duften. Leise geht,
Leise, ein erstes bleiches
Mondlicht übers Beet.

Gustav Falke.

Eingangsthor.

Von der Berliner Gewerbe-Ausstellung.

IV. Die Kolonial-Ausstellung.

Von

Martin Hagen.

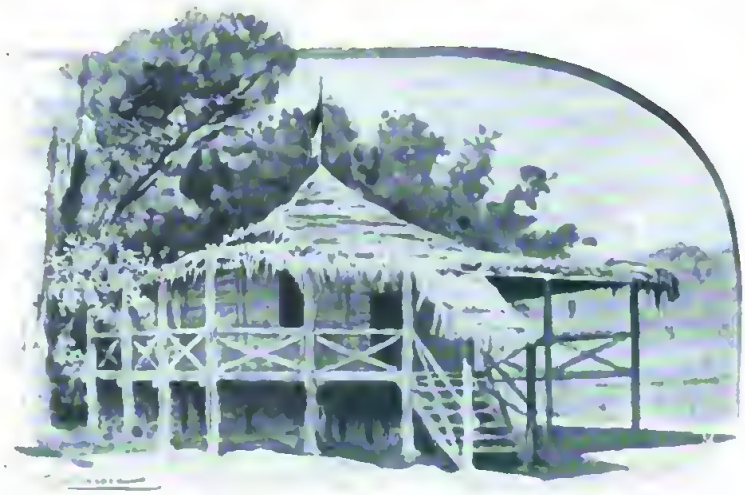
Mit dreizehn Abbildungen von **Wilhelm Kuhnert.**

(Abdruck verboten.)

Es war ein sehr glücklicher Gedanke der deutschen Kolonialfreunde, in Anlehnung an die Berliner Gewerbe-Ausstellung eine Kolonial-Ausstellung zu veranstalten, in der den zahlreichen Besuchern der ersteren Gelegenheit geboten wurde, sich mit den Produkten der deutschen Kolonien aus eigner Anschauung bekannt zu machen. Man hat aber nicht nur diese in mustergültiger Weise ausgestellt, sondern auch die Gelegenheit benutzt, um den Besuchern ein möglichst umfassendes Bild von den Verhältnissen zu geben, unter denen die Deutschen in unseren Kolonien leben. Wir kehren in den Häusern ein, in denen sie wohnen, besuchen ihre Läden und Faktoreien und lernen auch die Menschen kennen, mit denen sie es dort zu thun haben. Man hat Eingeborene fast aller deutschen Kolonien nach Berlin gebracht, und mit ihnen kamen ihre Wohnstätten, ihre Waffen, Gerätschaften, Schmuckgegenstände. Das Ganze ist ungemein geschickt arrangiert und durchaus geeignet, den Beschauer mit jenen uns jetzt so nahe gerückten fernen Landschaften vertraut zu machen.

Wir betreten die Kolonial-Ausstellung durch ein charakteristisches Thor, dessen Dach nach Motiven aus Neu-Guinea gearbeitet ist, und befinden uns zunächst in dem Teil, der ethnographischen Zwecken dient. Die landschaftliche Lage desselben ist sehr hübsch, denn wir haben zu unserer Linken den Karpfenteich, von dessen anderem Ufer das unvergleichlich malerisch wirkende Eingangsthor von Alt-Berlin zu uns herüberwinkt, während die Wohnstätten der Eingeborenen aus Afrika und Melanesien um uns her von den schönen Bäumen des Treptower Parkes überschattet werden.

Digitized by Google



Eine Buschfaktorei.

Wir verweilen zuerst bei den Melanesiern, deren Banten hart am Teich errichtet sind. Zunächst fesselt ein Baumhaus unsere Aufmerksamkeit. In den Zweigen eines Baumes ist eine Hütte errichtet, die nur durch einen schräg gestellten Baumstamm zu erreichen ist. Diese Baumhäuser werden von den Melanesiern als kleine Festungen errichtet, in denen sie während ihrer Dorffehden Schutz suchen. Man hat sie sich auf Neuguinea viel höher angebracht zu denken, wohl 50—60 Fuß hoch. Sie sind mit allen möglichen Wurfgeschossen, Speeren und schweren Steinen, ausgerüstet und fassen etwa ein Dutzend Verteidiger. Haben diese die aus Lianen hergestellten Leitern mit sich hinaufgenommen, so ist ihre kleine Feste mit den kriegerischen Hilfsmitteln der Feinde in der That nur schwer einnehmbar.

Nicht minder interessant sind die Pfahlbauten, in denen die Melanesier vielfach für gewöhnlich wohnen. Man hat hier unter dem Namen Taravai — so heißt ein Dorf auf den Bertrandinseln bei Kaiser Wilhelms-Land — eine Anzahl Häusertypen von der Küste Deutsch-Neuguineas zusammengestellt. Diese Bauten bieten insofern ein ganz besonderes Interesse, als sie uns ein anschauliches Bild davon gewähren, wie die Pfahldörfer aussahen, in denen bekanntlich ein nicht unbedeutender Teil der Europäer in der vorgeschicht-

Ein Baumhaus.

Digitized by Google

lichen Zeit lebte. Die Ähnlichkeit wird dadurch noch größer, daß auch die Papuas vielfach noch in der Steinzeit leben, d. h. den Gebrauch eiserner Werkzeuge noch nicht kennen. Wieviel sich aber mit Steinbeilen und Steinmessern auf dieser Entwickelungsstufe erreichen läßt, ist wahrhaft erstaunlich. Diese Wohnstätten sind nicht allein zweckentsprechend und wohnlich, sondern auch in ihrer Art hübsch und malerisch. Das gilt besonders von dem Versammlungshause, daß nur von Männern betreten werden darf, die in ihm ihre Feste feiern, und dem heiligen Hause, einer Zauberhütte, die in keinem Dorfe fehlt.

Sehr interessant ist auch eines jener großen Idole, die die Melanesier errichten, von

Das Heilige Haus.

Papua.

denen man aber nicht recht weiß, was sie vorstellen. Götzen sollen sie nicht sein, sondern eher symbolische geschichtliche Denkmäler oder Ahnenbilder.

Unter den Gerätschaften, die neben kleinen Idolen, Tanzmasken, Totenschädeln ꝛc. in großer Zahl ausgestellt sind, fesseln besonders die für die Fischerei bestimmten. Die Netze und Reusen sind mit bewunderungswürdigem Geschick aus den Fasern einer Schlingpflanze hergestellt und zum Teil von überraschender Größe.

Die Papuas sind Leute von mittlerer Größe, ihre Hautfarbe ist dunkel- bis hellbraun, der Haar- und Bartwuchs ist stark. Ihre Körperkraft ist lange nicht so groß wie die der afrikanischen Neger. Da es ihnen in ihrer sonnigen Heimat, in der die Saat die reichsten Früchte trägt, leicht wird, ihre

Das Dorf Taraval.

Bedürfnisse zu befriedigen, haben sie nur geringen Antrieb zu arbeiten. Die Leute sollen arg an Heimweh leiden und unterscheiden sich durch ihr zurückhaltendes Wesen jedenfalls charakteristisch von den selbstgefälligen Bewohnern Afrikas, die sich mit Vergnügen angestaunt und bewundert sehen.

Die Afrikaner sind entsprechend der Bedeutung unserer afrikanischen Kolonien zahlreich vertreten. Da sind Ewe aus Togo, Dualla aus Kamerun, Suaheli von der ostafrikanischen Küste, Massai aus den Ebenen am Fuße des Kilimandscharo. Auch hier finden wir zugleich die Wohnstätten der Leute, ihre Waffen, Gerätschaften ꝛc.

Besonders interessant ist die innerafrikanische Festung, die hier in Anlehnung an die Boma des Häuptlings Sike in Unyamwesi errichtet ist. Dieses Fort, das Quikuru qua Sike hieß, wurde am 6. Juni 1892 vergeblich, am 12. Januar 1893 mit Erfolg von der Schutztruppe angegriffen. Bei seinem Anblick versteht man sehr wohl, daß auch nach europäischer Weise geschulte und mit modernen Feuerwaffen ausgerüstete Truppen nur unter großen Verlusten eine solche afri-

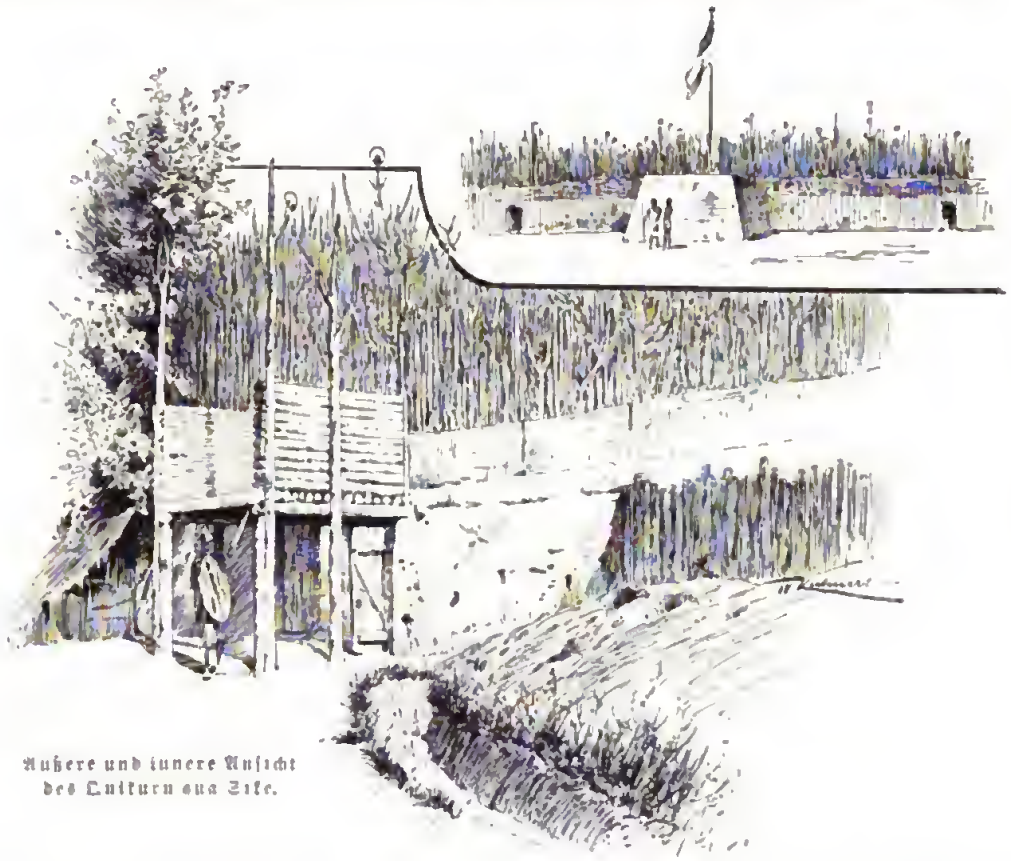
Blick auf die Kolonial-Ausstellung vom Karpfenteich aus.

Digitized by Google

kanische Befestigung erobern können. Immer wieder stehen die siegreichen Angreifer vor einer neuen Palissadenwand und können von allen Seiten unter Feuer genommen werden.

Beim Anblick der Massai, hochgewachsener, hagerer Männer mit greulich verunstalteten Ohren, tritt uns der ungeheure Umschwung, der sich während der letzten Decennien in Afrika vollzogen hat, lebhaft vor Augen. Wie sehr wurde dieses kriegerische Hirtenvolk der Massai noch vor einem Vierteljahrhundert gefürchtet! Infolge ihrer Raubzüge verödeten ganze Landschaften vollständig, niemand wagte sich in die weiten Ebenen, die sie durchstreiften. Heute haben die deutschen Waffen, vor allem aber eine furchtbare Rinderpest ihre Kraft gebrochen. Doch gilt das nur von den Bewohnern des deutschen Schutzgebietes, weiter im Norden sind die Massai noch immer eine furchtbare Geißel ihrer Nachbarn, und es wird großer Anstrengungen seitens der Engländer bedürfen, um diese kriegerischen Viehhirten auf die Dauer einigermaßen zu bändigen.

Die Suaheli sind von ganz anderer Art. Sie haben als Träger der Afrikaforschung von jeher unschätzbare Dienste geleistet, und mit ihrer Hilfe wird auch noch jetzt der Handel in Deutsch-Ostafrika zum größten Teil betrieben. Die arabischen und indischen Kaufleute setzen ihre Karawanen in der Regel aus ihnen zusammen, und sie bedienen die Boote, in denen der Küstenhandel betrieben wird. Es sind lebhafte, im allgemeinen gutartige Menschen, die vorzüglich geeignet sind, im Dienst sie richtig behandelnder Weißer Kulturarbeit jeder Art zu verrichten. Obgleich sie nicht kriegerischer Natur sind, lassen sie sich doch auch als Soldaten gut verwenden.



Äußere und innere Ansicht des Quikuru aua Sike.

Während die Suaheli durch die Berührung mit Arabern, Indiern und Europäern nicht verdorben sind, erweisen sich die Küstenneger in Kamerun, die Duatta, als eine äußerst korrumpierte Rasse, deren Macht mit Gewalt gebrochen werden mußte, ehe an eine direkte Verbindung mit den viel besser gearteten Bewohnern des Hinter-

Digitized by Google

Kamerunkanoes.

landes gedacht werden konnte. Sie haben von den europäiſchen Matroſen, mit denen ſie infolge des Sklavenhandels ſeit Jahrhunderten in Berührung kamen, nur zu viele Laſter angenommen und gelten für ebenſo träge wie unzuverläſſig und verſchlagen.

Die Ewe in Togo ſind verhältnismäßig fleißige und intelligente Ackerbauer.

Inmitten der Negerdörfer befindet ſich ein kleines Kaffeehaus, in dem deutſcher Kolonialkaffee ausgeſchenkt wird und deutſche Kolonialcigarren verkauft werden. Hier fungiert auch eine ſchwarze Kellnerin, die hinter ihren europäiſchen Gefährtinnen an Anmut nicht zurückſteht.

Der zweite, wiſſenſchaftlich-kommerzielle Teil der Kolonial-Ausſtellung iſt von dem ethnographiſchen durch eine Chauſſee getrennt. Überſchreiten wir die dieſe überſpannende Brücke, ſo ſtehen wir vor einer Anzahl von Gebäuden, welche die Produkte unſerer Kolonien oder die für die Ausfuhr nach denſelben in Frage kommenden Waren enthalten. Ehe wir uns aber ihnen zuwenden, beſuchen wir das Tropenhaus, das in ſeinem Aufbau wie in ſeiner Ausſtattung einen hübſchen Einblick in die Lebensbedingungen der Tropenwelt gewährt. Die eiſernen Pfeiler, auf denen es ruht, ſtehen in mit Waſſer gefüllten Schalen, damit Termiten und andere Inſekten ferngehalten werden. Der Bau ſelbſt beſteht aus einem geräumigen zweiſtöckigen Hauſe, das breite luftige Veranden von allen Seiten umgeben. Die einzelnen Zimmer im oberen Stock ſind ſo gedacht, als ob ſie in je einem der vier Gebiete: Oſtafrika, Kamerun, Südweſtafrika, Südſee zur Verwendung kämen. Die entſprechenden Landſchaften darſtellende Gemälde hängen an den Wänden, die Möbel ſind aus in den Kolonien wachſenden Hölzern hergeſtellt.

Maſſai.

Die Mitte des Stockwerks nimmt ein gedeckter Speisetisch ein, auf dem Nachbildungen aller in den Kolonien wachsenden Früchte prangen.

Im Erdgeschoß ist ein Kameruner Laden sehr beachtenswert. Wir sehen da alle die Waren, die einen in Kamerun oder Togo lebenden Käufer anlocken können: Draht jeder Art, Eisengeräte, Ankerketten, Gewehre, wollene und baumwollene Tücher, allerlei Perlen. Daneben, was der Kaufmann dort einkauft: Palmkerne, Tabak, Elfenbein, Gummi ꝛc.

Auf den Veranden sind sehr belehrende Reliefkarten und -pläne von Kamerun, Langenburg am Nyassasee u. a. ausgestellt.

Suaheli.

Ungemein interessant ist der Inhalt der eigentlichen Kolonialhalle. Die Wände bedecken die großartigen ethnographischen und naturwissenschaftlichen Sammlungen, die Wissmann, Langheld und andere deutsche Reisende zusammengebracht haben. Die Glasschränke aber sind mit den Produkten der Kolonien angefüllt. Die Pflanzen sind, je nachdem sie Oel oder Gewürze oder Farbstoffe liefern, ob man sie zu medizinischen Zwecken gebraucht oder Gespinstfasern aus ihnen gewinnt, ob sie als Nahrungsmittel dienen oder als Genußmittel, in Gruppen zusammengestellt. Mitunter unterbricht eine reizvolle Schaustellung diesen interessanten Anschauungsunterricht. Da sehen wir ein Stückchen Baumwollenplantage oder eine Tabakplantage, deren panoramaartig behandelter Hintergrund die Berge im Inneren Neu-Guineas zu uns herüberschimmern läßt. In dem Modell einer großen Faktorei kommen und gehen die Arbeiter als zierliche Püppchen; Modelle der an der afrikanischen Küste verkehrenden Dampfschiffe wechseln mit solchen der kleinen Küstenfahrzeuge, der Dhaus, die

Eine Tembe, Haus innerhalb einer Befestigung.

Digitized by Google

leichten Bauten der Plantagen treten uns verkleinert entgegen. Alle diese Bauten, Gegenstände, Waren, von denen wir so oft lasen und von denen wir uns, auch wenn wir über gute Abbildungen verfügten; doch kein rechtes Bild machen konnten, werden uns hier ganz vertraut.

Sehr interessant sind auch die Ausstellungen der deutschen Missionen. Voll innerster Teilnahme gedenkt man der Männer, die ihre Heimat verließen, um den dunkelhäutigen Bewohnern ferner Zonen die Lehre zu verkünden, die ihnen selbst zum besten Gut des Lebens wurde. Wie viele von ihnen erlagen dem Fieber, wie viele andere wurden von denen, zu denen die Liebe sie trieb, erschlagen, aber immer wieder füllen sich die Reihen der Streiter, und mehr und mehr macht das Heidentum mit seinen Greueln der milden Lehre Christi Platz. Welch ein ungeheurer Fleiß steckt in diesen von den Missionaren geschaffenen Litteraturen, welcher Vorarbeiten bedurfte es, bis schwarze Kinderhände diese blauen Schulhefte mit kalligraphisch schönen Schriftzügen in der Suaheli- oder Hererosprache füllen konnten!

Höchst beachtenswert ist auch die Ausstellung von Elfenbein der Firma Heinr. Ad. Meyer in Hamburg. Man sieht da Elefantenzähne von wahrhaft unglaublicher Größe. Was für ungeheure Geschöpfe müssen die Elefanten gewesen sein, zu denen sie gehörten! Leider werden die Tage, in denen dieses köstliche Material für Schnitzereien verschwunden sein wird, nur zu bald eintreten, denn die Ausrottung der Elefanten schreitet unaufhaltsam vor. Um sich in den Besitz von einem Paar dieser kostbaren Zähne zu setzen, vernichten die Neger Centralafrikas rücksichtslos eine ganze Elefantenherde.

Die Halle für die wissenschaftliche Abteilung der Kolonial-Ausstellung enthält ebenfalls viel Sehenswertes. Hier kommt die Tierwelt unserer Kolonien zur Geltung, indem sie uns teils ausgestopft, teils in Schädeln und Geweihen gezeigt wird; hier finden wir Karten jeder Art, statistische Zusammenstellungen ꝛc.; hier sind von wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus angelegte Sammlungen ausgestellt.

An einem besonderen Pavillon hat die bekannte Firma v. Tippelskirch & Co. eine sehr instruktive Gruppe im Stil eines Panoptikums ausgestellt.

Ein Afrikareisender ist vor kurzem am Ziel des Tagesmarsches angelangt, hat in dem Zelt, das die Boys schnell für ihn aufschlugen, sein Bad genommen und ist eben im Begriff anzugeben, was er zu speisen wünscht. Hinter ihm hält ein Soldat der Schutztruppe in voller Ausrüstung, vor ihm erwartet der Koch die Befehle.

Webender Suaheli.

Die Kolonial-Ausstellung enthält noch vieles, das für alle interessant sein muß, die mit unseren Kolonien direkt oder indirekt zu thun haben. An dieser Stelle kann es sich ja aber nur darum handeln, ihr Bild in großen Zügen zu entwerfen. Wer sie gesehen hat, wird mit mir der Meinung sein, daß sie sehr gelungen ist.

Digitized by Google

Abſchiedsgrüße. Gemälde von Alonzo Perez.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Digitized by Google

Der Tag eines Kindes.

Von

Ida Boy-Ed.

Mit fünf Originalzeichnungen von Professor **Franz Simm.**

(Abdruck verboten.)

Sie hat Haare, blond und flimmernd, wie die reifenden Roggenfelder der Marschen, wenn die Sonne darüber hinscheint; in der hellblauen Iris ihrer Augen blinken helle Lichtpünktchen und geben dem Blick freudigen Glanz und jene Kraft des aufmerksamen Ausdrucks, den nur ein Kinderauge hat.

Mit ihren flinken Füßchen rennt sie den ganzen Tag durch Garten und Haus, als jage eine dringende Notwendigkeit sie eilig von einem Geschäft zum anderen. Und wenn sie die Treppen hinabgeht, hebt sie mit der linken Hand zierlich das weiße, gürtellose Kleidchen auf, wie sie sieht, daß die großen Damen es machen. Sie hat auch einen schönen Namen, er steht in ihrem Taufschein und ist in alle ihre Sachen hineingestickt. Aber gerufen wird sie nur „Baby." Das ist kein deutsches Wort, es ist wahr. Aber es gibt gewisse Laute von internationaler Verständlichkeit und einer Schlagkraft des Ausdrucks, denen sich kein Herz entzieht. Mit welchen Silben wollte man Kleinheit, Schutzbedürftigkeit, Zärtlichkeit und Schmeichelei dringender ausdrücken, als mit dem Ruf: Baby.

Und Baby ist eine wichtige Persönlichkeit trotz ihrer wenig mehr als fünf Jahre; die wichtigste und herrschende im ganzen Hause. Alle Zimmer sind im Grunde ihre Spielzimmer, alle Dienstboten ihre Bedienung, und die Familie ist ihr Hofstaat. Aber dennoch führt sie weder das Leben einer Prinzessin, noch eines Despoten. Im Gegenteil, in ihren Tag gehen so viel Arbeit und Sorgen, so viel Freuden und Enttäuschungen, so viel Pflichten und Lust hinein, wie in ein ganzes Menschenleben.

Schon am Morgen hat sie kaum Zeit, sich küssen zu lassen: da sind die Puppen, welche besorgt sein wollen, und die beiden japanischen Nachtigallen, die Opapa ihr geschenkt, haben ihr Badewasser wieder so schmutzig gemacht, daß Baby ihnen eine Strafpredigt hält. Außerdem muß sie Frieda, dem Stubenmädchen, helfen, die Treppenläufer absegen, denn ohne ihre Hilfe — meint Baby — wird kein Dienstbote fertig. Sie hat ihre Besen und ihre Feger und ihren kleinen Waschtrog und ihr Plätteisen, und mit ihrem Messerchen hilft sie in der Küche das Gemüse putzen.

Aber die Sonne stört Baby recht oft beim Ausharren in der mit Leidenschaft begonnenen Arbeit. — Draußen liegt es wie goldene Lichtflecken auf dem braungelben Kies der Gartenwege. Von dem Ufer her zittert und flimmert die ruhelose feine Wellenbewegung des Wassers durch die Lücken, die das Gebüsch läßt. Vögel hüpfen über den Rasen und flattern in das dichte Grün des tief zugewachsenen Gartens. Es ist ganz still und doch alles in der Bewegung frohen, sonnendurchwärmten Lebens. Der blasse, nordische Himmel ist hoch darüber, so hoch, als schwebe die Luft in Leichtigkeit.

Baby ist den Hütern im Hause entlaufen . . .

Mit einemmal klingt ein helles Rufen und Lachen. Baby ist den Hütern im Hause entlaufen und rennt nun den Garten hinab, hin zum Ufer, wo am Quai ein weiß gemaltes Boot liegt. Die Sonne bescheint es grell, und leise klirrt die Kette, wenn von der sachten Bewegung der Wellen das Boot, geschoben und zurückgeschoben, an seiner Fessel zerrt.

Das weiße Kleid des fliehenden Kindes scheint durch die grünen Büsche. Hinterdrein jagt die Bonne und das Mamale, denn Baby darf nicht allein ans Ufer. Sie liebt es, sich dort hinzukauern und den kleinen Fischen zuzusehen, die in dichten Schwärmen im sonnendurchleuchteten Wasser stehen, während unter ihnen, auf dem nicht sehr tiefen Grund, eine grüne Tangpflanze ihre halmartigen Blätter ausbreitet und einzieht wie Polypenarme. Und wenn die stehenden Schwärme plötzlich in wilder Flucht dahinschießen, will Baby genau wissen, wohin sie nun schwimmen.

Der weise Kopf ist noch nicht gereift, der alle Kinderfragen zugleich wahr und klar, zugleich befriedigend und verständlich beantworten kann.

Am Ufer hat Baby auch ihren Spielplatz. Gestern erst hat der Gärtner frischen Sand aufgeschüttet, es geht sich weich darauf. Das gefällt Baby nicht.

„Es ist so einzerbrechlich," sagt sie tadelnd. Vor lauter Reichtum an lockender Beschäftigung weiß Baby einige Augenblicke nicht, was beginnen. Sie könnte einen neuen „Garten" machen, es reizt sie, die eben erblühten Akeley abzureißen und auf ihren Sandhaufen „einzupflanzen;" oder — Schnecken suchen, das ist ein sehr beliebter Sport; oder Puppenwäsche halten und dieselbe gleich im Garten trocknen. Da heut nachmittag ohnehin Puppengesellschaft sein soll, entscheidet Baby sich für die Wäsche. Das Schönste dabei ist, daß Baby sich selbst das Wasser aus dem großen Fluß heraufholen darf. Das winzige Blecheimerchen wird an einer Schnur hinabgelassen und kommt, übergießend voll, wieder herauf. Ein Wasserschneckchen hat sich mit darin gefangen.

Ein Ereignis von ungeheurer Wichtigkeit. Es hat ein anderes Façon, dies Schneckchen, als die, welche an den Büschen kriechen. Ob es auch Hörner hat? Ob es wohl die Schildkröten fressen?

Die Schildkröten werden sofort aufgesucht. Sie führen ein stummes, melancholisches Dasein in der Blumenveranda, und niemand hat je bemerkt, ob sie von der Milch oder dem Salat etwas genießen, den sie allmorgendlich erhalten. Es scheint, sie leben von der Luft. Onkel „Seekater" hat sie aus Kleinasien mitgebracht. Als dieser Onkel noch Seekadett war, konnte Baby keinen Sinn mit dem Wort „Kadett" verbinden, und da sie klare Begriffe liebt, macht sie aus den für sie unverständlichen Worten ihr schon bekannte. So wurde aus dem „Kadett" ein „Kater," und wenn „Onkel Seekater" eines Tages Admiral werden sollte, wird er in der Familientradition doch diese rätselvoll zoologische Bezeichnung behalten.

Die Schildkröten nehmen keine Notiz von der vorgeworfenen Schnecke. Baby hockt am Boden, gerade in einem breiten Lichtstrom, der zum Fenster hereinquilli. Rings stehen die blütenlosen Kamelien ernst und traurig, und reglos liegen die braungelb gefleckten Schildkröten in ihrem Schalenpanzer. Baby hat augenscheinlich besondere Gedanken. Mamale steht in der Thür und wartet auf die Bemerkung, die kommen muß — denn wenn Baby so gesammelt nachdenkt, gibt es nachher sicher eine Frage.

„Mamale," fragt sie nun, „ist die eine Schildkröte sein ihre Frau? Und die andere ihr sein Mann?"

Mamale, die keineswegs über die Familienverhältnisse der Schildkröten unterrichtet ist, sagt:

„Ja."

Bei den Schildkröten fällt ihr der „fliegende Fisch" wieder ein, den „Onkel Seekater" geschickt hat, und der Globus, auf dem man nachsehen kann, wo der Onkel ist. Sie stürzt in den Salon. Der „fliegende Fisch" ist gar keiner, sondern ein ausgestopfter Papageifisch, aber weil er an einer Strippe von der Decke herabhängt, ist er für Baby „fliegend", und das Haus, welches Baby zuliebe die deutsche Sprache umändert, macht sich kein Gewissen daraus, auch die Naturgeschichte zu fälschen.

Im Salon stört Baby die „Blaue" rücksichtslos aus ernstester Arbeit auf. Die „Blaue" ist eigentlich Großmama; aber als Großmama noch jung, ist sie mehr Spielkamerad als gerade Respektsperson für Baby. Sie heißt Iduna mit Vornamen, die Freunde des Hauses und die erwachsenen Kinder haben daraus Duna gemacht. Und da Baby auf ihrem Polyphon den Walzer von der schönen blauen Donau hat, wobei sie sich wieder nichts denken konnte, wurde dieses Musikstück in die „blaue Duna" umbenannt, und allmählich blieb nur noch das Adjektiv in Gebrauch. So kam die Großmama zum Namen „Blaue", und das Wort „Großmama" ist Baby völlig unbekannt.

„Blaue, zeig mal, wo Onkel Seekater ist." Die Blaue nimmt geduldig den Globus.

„Aber Baby, du störst doch Blaue," sagt Mamale. „Ach das schad't nichts, nich Blaue? Ich pflück dich nachher ein Bukett von Blumis," verspricht Baby in ihrem schauderhaften, entzückenden Deutsch, das gepflegt wird von allen, die mit ihr zu thun haben.

Solange das holde, thörichte, falsche Kinderstubendeutsch gesprochen wird, so lange ist ein Kind noch wahrhaft — Kind.

„Siehst du, da ist Onkel Seekater," sagt die Blaue und zeigt auf Smyrna.

Baby dreht den Globus. Das Umdrehen ist die Hauptsache.

„Und wo ist Onkel Emil?"

Die Blaue zeigt auf Birma.

„Und wo bin ich?"

Das ist die immer wiederkehrende Schluß- und Hauptfrage bei jeder Globusbesichtigung.

In diesem Augenblick schrillt der Ton der Telephonklingel durchs Haus. Als modernes Kind kann Baby schon am Telephon hören, und wenn man sie emporhebt, hineinsprechen.

Die Mama von Babys Freundin Alice ist am Telephon. Große Freude: Alice kommt heut nachmittag.

Nun drängen sich die Geschäfte aber geradezu überwältigend.

Baby rennt wieder in den Garten hinaus, die Bonne muß helfen: die Puppen müssen ihr bestes Zeug anhaben, der Theetisch muß mit dem Kindergedeck schön zurecht gemacht werden, das die liebe Tante Delia aus Guatemala zu Weihnacht gespendet. Baby ist stolz, daß sie Alice heut zeigen kann, wie auch sie nunmehr eine Tasche habe; eine solche hat die etwas ältere Alice schon

länger in ihren Kleidern, und der Neid war so groß, daß Mamale den herzerweichenden Bitten nachkommen mußte, auch welche in Babys Kleider zu setzen. Es scheint, daß wie der Bart erst den Mann, die Kleidertasche erst das Mädchen macht. Obendrein hat Baby ein seidenes, gesticktes Taschentuch darin, das Onkel Emil aus Birma geschickt hat.

Die Sonne schiebt sich blank und weißstrahlend höher am Himmel, Mittagsschwüle sinkt tief und schwer in den Garten. Das Wasser flimmert, daß man nicht mehr hinsehen kann.

Baby wird ein bißchen stiller und meint, sie wolle nun lieber in der Stube spielen. Ihre Locken, die ihr nach Pagenart verschnitten in die Stirn und lang an den Wangen herunterhängen, sind wirr, ihr Kopf ist heiß. Im Vorbeigehen sagt sie dem Freund Frosch guten Tag. Der Frosch wohnt in der Wasserleitung des Gartenbesprengers, seinetwegen wird der Deckel des breiten Rohres nie zugemacht. Er guckt aufmerksam über den Rand seines handgroßen Wasserbassins, man sieht seine schwarzen, blanken Perlaugen und seine geblähten Kiefernhäute.

Baby hat ihn sehr lieb, seinetwegen hat sie einen der dramatischsten Momente ihres Lebens durchkostet. „Miesche Graumann," das Kätzchen, ersah einen Moment, wo der Frosch auf dem Trockenen war, und schlug ihn mit der Pfote. Vielleicht wollte sie ihn verspeisen, aber Baby und Mamale kamen gerade und jagten sie fort. Für tot lag der Frosch im Kies des Weges. Doch als man ihn sogleich fortschaffen und für ein anständiges Begräbnis sorgen wollte, sprang er mit hohem Ruck und Hüpfer wieder in sein Wasserrohr zurück. Babys Aufregung war namenlos.

„Der Glück," sagte sie nachher, „daß mein Frosch nicht tot war — er that bloß so."

Baby sagt „der Glück;" natürlich haben alle im Hause auch das Geschlecht dieses Substantives verändert. —

Im Hause ist es nun dämmerig und kühl gegen draußen. Alle Marquisen sind herabgelassen, und es ist wie ein geheimes Warten in der Stille.

Baby scheint ernster. Sie will etwas „anfangen." Am liebsten schreiben. Mit „Blaues" Feder, an ihrem Schreibtisch, auf ihrem Papier. Unmöglich! Na, dann also auf der neuen Tafel, die für künftigen Schulbesuch schon im Vorrat angeschafft ist. „Die Tafel muß neu bleiben," sagt Mamale.

„Ach bloß zur Anprobe," fleht Baby. Nein. Nun dann doch mit Tinte. Abermals nein.

„Aber einmal, als gestern noch nicht war, als gestern erst kam, da hab ich auch schon mit Tinte geschrieben," behauptet Baby. Sie meinte vorgestern.

Plötzlich fällt ihr etwas anderes ein.

„Ach schenk mir doch Geld, aber wirkliches," fleht sie, denn ihr Blick ist auf einige lose Nickel gefallen, die auf dem Schreibtisch liegen.

„Blaue" gibt ihr fünf Pfennige. Es ist das erste Mal, daß Baby Geld hat, sie weiß es wohl von den Rechenpfennigen in ihrem eignen schottischen Portemonnaie — Onkel Seekater hat es aus Edinburgh mitgebracht — zu unterscheiden.

Sie fühlt sich sogleich als Kapitalist. Sie wird sich für das Geld einen Wagen, zwei lebendige Pferde, noch viele Puppen und sonst allerlei kaufen und für Mamale Schokolade und für Blaue was und für Frieda und Auguste und Martha und Gustav. Alle sollen beschenkt werden. Sie macht alle Sensationen eines Gewinnens des großen Loses durch und schwelgt in Gebefreudigkeit.

„Verliere ihn nur nicht," mahnt die Blaue. Aber Baby hält ihre fünf Pfennige siegessicher in ihrem heißen Händchen.

„Ich verlier' ihn gar nicht," sagt sie wichtig. Inzwischen ist es Essenszeit geworden, Baby fragt in der Küche bei Auguste an, ob sie sich auch schon die Locken kämmen, die Händchen waschen und ein reines weißes Kleid anziehen lassen muß. Dann heißt es Opapa an der Gartenpforte erwarten, der aus der Stadt und vom Kontor kommt. Baby hat ihren Papa verloren und lebt mit ihrem holden Mamale bei den Großeltern; sie kennt noch keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Verwandtschaftsgraden.

Auf der von Kastanienbäumen eingesäumten Chaussee wirbelt der Staub in lustigen, dünnen Wolken vor dem Winde her, und im Sonnenbrand bilden die Schat-

Digitized by Google

ten der Kastanienkronen schwarze runde, ungleich umrissene Flecke. Baby hat heut morgen diese Schattenflecke schon gesehen, da hatten sie aber ein längliches Façon und standen links von jedem Baum. Nun will sie genau wissen, „warum das Dunkle bei die Erde auf einer anderen Stelle ist."

Der schwierigen Erklärung wird Mamale enthoben, denn gerade kommt Schütt, der Briefträger, und macht Halt vor der jungen Frau.

„Schütt, hast du mir einen Brief mitgebracht?" fragt Baby.

Er hat diesmal keine von den buntbemalten Postkarten, die der zeichenkundige Onkel Seekater manchmal schickt. Da Baby fest glaubt, das Briefebringen sei eine Art freiwilliger Liebenswürdigkeit vom Postboten, schilt sie ihn tüchtig aus, weil er ihr keinen gebracht hat. Aber wenigstens einen für Mamale. Die erbricht ihn und sagt zum gerade ankommenden Opapa:

„Von Walter. Ich bin doch gespannt, ob er Urlaub hat."

„Gespannt!" ruft Baby. „Mamale, du bist doch kein Regenschirm, du kannst doch nicht gespannt sein."

Ja, Onkel Walter hat Urlaub. Er wird bald kommen. Baby jubelt, denn Onkel Walter, der Leutnant ist, hat ihr voriges Mal fest versprochen, wenn er wiederkäme, wolle er alle seine Soldaten mitbringen. Bei Tisch ist es fast unmöglich, Baby schonend darauf vorzubereiten, daß er auch diesmal ohne „alle seine Soldaten" kommen wird.

„Und wo bin ich?"

Unterdes ist Vetter Hermann angekommen. Vetter Hermann ist ein lang aufgeschossener Sekundaner, eigentlich ein „Onkel," denn er ist Mamales Cousin. Er sucht im Garten der Verwandten, unter den Büschen in der feuchten, schweren, schwarzen Erde nach Regenwürmern, womit er die Eidechsen seines Terrariums speist. Baby kann kaum ihren Pudding ruhig essen, sie muß Onkel Hermann helfen „Metten" suchen. Sie hockt neben dem, auf der Erde unter dem Gebüsch ausgebreiteten Zeitungspapier und bewacht die widrigen Tiere, die sich darauf winden.

Mamale kommt in den Garten nach.

„Sucht ihr Metten?" — „Ja," sagt Baby, „Metten und Regenwürmer." — „Aber das ist doch dasselbe." — „Nein," sagt Baby, „die Metten sind die Kleinen, die Regenwürmer sind die Großen, die haben auch ein anderes Gesicht."

„Das Gesicht" der Regenwürmer zu erkennen, ist wohl einzig Baby vorbehalten gewesen.

Mamale mahnt aber, Metten Metten sein zu lassen. Es ist fünf Uhr, die kleine Freundin Alice kann jeden Augenblick erscheinen. Baby besteht darauf, ihre neuen Schuhe zur Feier des Besuchs anzuziehen. Das sind wunderliche Schühchen, Sohle und Oberleder in eins geschnitten, oben rundum mit Löchern versehen, durch die eine Lederschnur gezogen ist; feine Muster sind darauf gemeißelt, und leicht sind sie wie Elfenschuhe. Eine liebe Tante hat sie mit aus Odessa gebracht.

Digitized by Google

Dann müssen die Puppen um den Tisch gesetzt werden. Es ist eine große Gesellschaft, neun oder zehn, und sie heißen meist nach ihren Gebern. Um nur die Hauptpersonen dieser illustren Gesellschaft zu nennen: da ist Puppe Delia, in rosa Empirekostüm, von der oben erwähnten Tante; dann Puppe Klara, in blauer Seide, von der Gattin eines namhaften Dresdener Kinderarztes gespendet, der Baby in schwerer Krankheit wunderbar gut und klug behandelte; dann Puppe Santuzza, von Mamale aus Venedig mitgebracht, und Puppe Emil, von einem berühmten Wagnersänger geschenkt ꝛc. ꝛc. Baby ermahnt sie alle, sehr artig und bescheiden zu sein, und mit ihrem starren Puppenlächeln gucken sie sich an. Von den Zweigen des alten Erlenbaumes, unter dem der Tisch steht, fällt ein Blättchen herunter auf das saubere Gedeck, und ein Vögelchen droben thut, was es nicht lassen kann.

Die kleine Freundin kommt, ein schönes, ernstes, dunkelhaariges Kind, ein Gesicht, wie Dantes Beatrice und der reizendste Gegensatz zu Babys blonder Lichterscheinung. Nun huschen zwei weiße Figürchen durch den grünen Garten, und zwei Plappermäulchen stehen keinen Augenblick still. Baby will auch ihren Schatz zeigen, ihr Vermögen.

Doch wo sind die fünf Pfennige hin? Niemand weiß es, niemand hat sie mehr gesehen. Man denkt einen Augenblick daran, ein anderes Fünfpfennigstück unterzuschieben; die Schwäche wird überwunden — Baby muß eben den Verlust tragen.

Sie empfindet ihn, wie ein Börsenspekulant, der seine kühn eroberte Million wieder zerrinnen sieht. Sie ist ein vernichteter Kapitalist. Sie weint nicht, nein, sie heult.

Nur eine kleine Ruderpartie kann ihren Kummer stillen. Das Boot wird bestiegen und Brot für die Schwäne mitgenommen, die fern, still und stolz auf der schuppigen, vom Abendschein leuchtenden Wasserfläche dahinziehen. Die Welt, drüben am Ufer, taucht sich in rote Glut.

Es wird Zeit, an die Heimkehr und das Abendsüppchen zu denken. Mamale und die Blaue senken sacht die Ruder ins Wasser und heben sie wieder hoch. Die beiden Kinder schwatzen für sich. Ja, was ist denn das? Sie sind die kleinen Socialdemokraten — sie wollen Gleichberechtigung und Besitzesgleichheit für alle Stände.

„Läßt du es dir noch immer gefallen, daß du Baby genannt wirst?" fragt Alice. „Meine Brüder sagen es auch noch immer zu mir. Ich will es nicht."

„Nein, ich will es auch nicht mehr erlauben," behauptet Baby kühn.

Und sie wollen erst zu Bett, wenn „die Großen" gehen, und alles essen, was „die Großen dürfen."

Nach dem Abschied von der kleinen Freundin erlebt Baby noch einen furchtbaren Schmerz: oben im Käfig liegt die eine von den rotschnabligen Nachtigallen tot.

Das Kind sieht zum erstenmal den Tod. Vielleicht macht die Nachtigall es nur, so wie der Frosch? Aber nein, sie ist wirklich tot.

„Wir müssen noch bei unten und ihn begraben," schreit Baby. Ihre Thränen fließen jammervoll.

Noch ist ein letztes, sonnenloses Licht im Garten, der Himmel ist weiß, und nur von Osten her scheint es wie Dunkelheit aufzusteigen.

Das Grab wird gegraben, das Vögelchen in Blumen gelegt. Als der kleine Hügel fertig ist und Mamale noch ein Zweiglein Cypresse in die Erde steckt, fragt Baby ernsthaft:

„Mamale, wird es bei wirklichen Menschen auch so gemacht?"

„Ja, mein Kind, so ähnlich."

Getröstet besonders durch das Ungewöhnliche der Beschäftigung des Begrabens, geht Baby „bei oben." Die Präposition „bei" nimmt eine große Stellung in ihrer Diktion ein. Für Baby ist alles „bei;" die Sonne „beim" Himmel, der Mond „bei die schwarze Luft," das Wasser „bei unten" und die Bäume „bei draußen."

Das Abendsüppchen wartet schon. Dabei muß aber die gute Bonne Martha immer ein Märchen vorlesen, anders thut Baby es nicht, und wehe Martha, wenn sie aus Nachlässigkeit ein Wort ausläßt oder verändert.

„O Martha, das war ja nicht die Zunge, das war das Herz von Schneewittchen, was der Jäger die böse Königin bringen soll."

Die „Blaue" kommt noch herauf, um

bei dem umständlichen Zubettgehen Zeugin zu sein. Sie sagt zufällig zu Martha:

„Mein Mann kommt heute wohl erst später zu Haus und kann Baby nicht gute Nacht sagen."

Da es sonst den Dienstboten gegenüber immer heißt „der Herr," fällt Baby dies Wort sehr auf.

„Hast du einen Mann, Blaue?"

„Ja, gewiß," sagt die Blaue lächelnd.

„Wer ist das?"

„Nun, Opapa."

Endlich, endlich liegt der quecksilberne kleine Gast im Bettchen. Alle seufzen erleichtert auf. Ja, das war wieder ein lebhafter Tag.

Und alles, was ein Menschenherz erleiden kann, und alles, was es erfreuen kann, ist an Baby vorbeigegangen. Der eine Tag war, wie fast alle seinesgleichen, ein Bild des ganzen Daseins. Am Ende erlebt der reife Mensch auch nichts anderes als das Kind. Aber der Unterschied, der schwere, fürchterliche Unterschied ist

Die Welt drüben, am Ufer, taucht sich in rote Glut.

Baby ist vor Erstaunen und Entrüstung ganz außer sich.

„Aber Opapa ist doch meinen Männi," ruft sie.

Opapa hat eben in ihren Augen gar keinen anderen Lebenszweck, als für sie dazusein. —

Nun kommt die große Abendwäsche. Baby wird in Kleie gebadet — in „Kleister," wie sie meint und sagt — und da gibt es Gelächter und die Spritzer fliegen durch die ganze Stube.

dieser: dem reifen Menschen schreiben sich die Ereignisse mit steinharten Griffeln ins Lebensbuch, und es gibt kein Vergessen. Das Kind aber erhebt sich am anderen Morgen rosig und frisch: wie Regentropfen vom Gefieder einer Bachstelze perlte alles Leid von ihm ab. Mit dem neuen Tag beginnt ein neues Sein.

Das ewig Gestrige, das hat sein Recht noch nicht angetreten.

Baby muß aber noch beten. Das ist eine vielseitige Aufgabe, denn Baby hat

oft eine Menge Anliegen an den lieben Gott.

Mamale und die Bonne oder die „Blaue“ ſtehen um das Gitterbettchen herum, von deſſen Baldachin ein wächſerner Weihnachtsengel herabſchwebt.

Baby guckt ein wenig zerſtreut zu dieſem empor, betet aber ohne Fehl ihr Vaterunſer.

Dann kommen die beſonderen Anliegen.

„Lieber Gott, bitte, laß nicht Onkel Seekater und Onkel Emil ins Waſſer fallen.“

„Lieber Gott, laß bald mal wieder mein Kaburtstag ſein; ich wünſch' mich eine Puppenküche dazu.“

Zuletzt fragt Mamale wohl:

„Und was noch?“

„Weiter nix,“ ſagt Baby zufrieden.

Und dann kommt das Schlußgebet. Die Augen fallen ſchon dabei zu und die Worte ſtocken.

„Ich bin klein,
Mein Herz iſt ſauber,
Soll niemand drin wohnen,
Als Gott allein.“

Als Baby anfing zu beten, konnte ſie die Begriffe rein und ſauber nicht unterſcheiden; ſie ſagte eines Abends „ſauber“, und man hat ſie dabei gelaſſen. —

Nun wird ſie bald in die Schule kommen und dort wird man ſie lehren, daß es nicht „der Glück“ heißt, ſondern „das Glück.“

Und dann wird ſie ins Leben treten, und das wird ſie lehren, daß es nicht „das Glück“ heißt, ſondern „die Entſagung.“

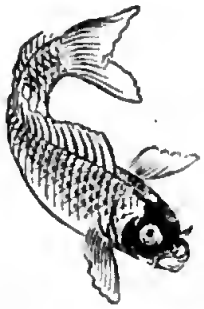
Aber wenn ſie auch dann immer beten kann:

„Mein Herz iſt ſauber,“

ſo wird ſie ſchlafen, wie ſie am Abend dieſes Tages ſchläft: ſüß und friedvoll.

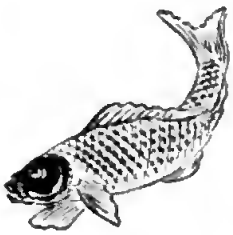
Der goldene Tod.

(Abdruck verboten.)

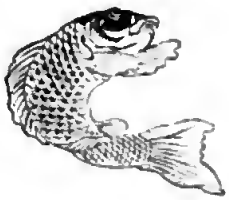


Kein Wind im Segel, die See liegt ſtill —
Kein Fiſch doch, der ſich fangen will!
Sie ziehen die Netze wieder herein
Und murren, ſchelten und fluchen drein.
Da neben dem Kutter wird's heller und licht
Wie weißliches Haar, wie ein Greiſengeſicht,
Und ein triefendes Haupt taucht auf aus der Flut;
„Ei, drollige Menſchlein, ich mein's mit euch gut:

Ich gönn' euch von meiner Herde ja viel,
Doch heut iſt mein Jüngſter als Fiſch beim Spiel,
Den muß' ich doch hüten, ich alter Neck,
Drum jagt' ich ſie all miteinander hier weg —
Doch ſchickt ihr den Jungen mir wieder nach Haus,
So werft nur noch einmal das Fangzeug aus:
Der ſchönſte Fiſch iſt mein Söhnchen klein,
Das übrige mag euer eigen ſein!"



Hei, flogen die Netze jetzt wieder in See,
Ho, kaum daß ihr Laſten ſie brachten zur Höh':
Wie lebende Wellen, ſo fort und fort
Von köſtlichen Fiſchen, ſo quoll's über Bord.
Und patſcht und ſchnappt und zappelt und ſpringt —
Und bei den Fiſchern, da tollt's und ſingt.
Nun plötzlich blitzt es — ſeht: es rollt
Ein Fiſch über Bord von lauterm Gold!

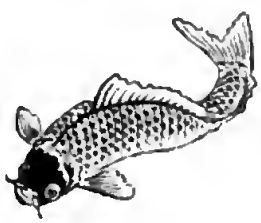


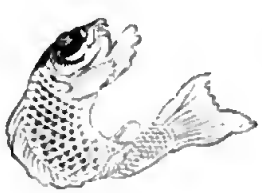
Eine jede Schuppe ein Geldesſtück!
Wie edelſteinen, ſo funkelt's im Blick!
Die Kiemen ſind aus rotem Rubin,
Perlen die Floſſen ihm überziehn,
Mit eitel Demanten beſetzt, ſo ruht
Auf ſeinem Häuptlein ein Krönchen gut,
Und fürnehm wiſpert's vom Schnäuzlein her:
„Ich bin Prinz Neck, laßt mich ins Meer!"

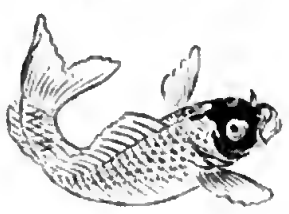
Den Fang ins Meer? Sie rühren ihn an,
Die Fiſcher, und taſten und ſtieren ihn an.
„Laßt mich ins Meer!" Sie hören nicht drauf.
„Laßt mich ins Meer!" Sie lachen nur auf.
Sie wägen das goldene Prinzlein ab,
Sie ſchätzen's und klauben ihm Münzlein ab —
Wie wiegt das voll, wie gleißt das hold!
Sie denken nichts weiter, ſie denken nur Gold.

Und ſeht: ein goldner Schein, er fliegt
Jetzt über alles, was da liegt
Von Fiſchen, und es klirrt und rollt:
Seht: all die Fiſche werden Gold!
Schon ſinkt das Schiff von blitzender Laſt,
Sie ſchaufeln hinaus, was die Schaufel nur faßt —
Wie luſtiges Feuerwerk ſprüht's umher.
Dann rauſcht über alles zuſammen das Meer.

Ferd. Avenarius.







Digitized by Google

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

In den Tagen jugendlicher Schwärmerei, da ich es für nützlich hielt, meine geistige und ethische Entwickelung nicht nur durch vieles andere, sondern auch durch den Besuch von Volksversammlungen zu fördern, hörte ich eines Abends einen wackeren Tapezierergesellen über sociale Mißstände reden. An einer Stelle seiner Schilderung, die sich gegen rosige Farben mehr als ablehnend verhielt, wurde der Redner durch lebhafte Na! Na! unterbrochen. Im Tone inniger Überzeugung rief er da: „Ja, wenn Sie mir nich glooben, dann lesen Sie doch nur mal den Roman . . . . . von Max Kretzern! Da können Sie et schwarz uf Weiß finden, wie et da oben mang die Burschoisie aussieht.“ Für diesen Schwarzmaler war also die Prosadichtung in der That „ein menschliches Dokument,“ ebenso beweiskräftig, wie nur irgend eine statistische Enquete oder geschichtliche Quellenschrift. Und wenn die erzählende Prosa auch nicht ganz so viel leistet, wie der Wackere offenbar annahm, auf richtiger Fährte war er immerhin. Es ist gar keine Frage, daß der Roman einer bestimmten Epoche das umfassendste und deutlichste Abbild dieser Epoche darbietet, daß er vor allem von der Innerlichkeit, dem Glauben, dem Wollen und der Sehnsucht seiner Entstehungszeit das beredteste Zeugnis liefert. Die Tageszeitung, die auf den gleichen Ruhm Anspruch macht, leistet bei weitem nicht dasselbe, weil sie mit so viel Unwesentlichem, so viel Tagesnichtigkeit überlastet ist, daß das Wesensgepräge der Zeitkultur in ihr nur sehr verschwommen zum Ausdruck kommt. Wer die Menschen des XVII. Jahrhunderts in ihrer ganzen Eigenart, in ihrem Denken und Träumen durchschauen will, der muß sie nicht nur in den Akten und Chroniken der Zeit, sondern vor allem in den Landfahrerromanen, deren bester der Simplicissimus ist, und weiterhin in den Robinsonaden suchen. Den Menschen der Aufklärungszeit aber, — wo haben wir ihn deutlicher, als im Werther und Wilhem Meister, in den Romanen Heinses und Jean Pauls? Und unser eigenes Jahrhundert? Man braucht eigentlich nur die Namen Tieck, Laube, Gutzkow, Freytag, Spielhagen, Heyse u. s. w. zu nennen, — und ein jeder sieht die Kulturentwickelung des Jahrhunderts, seine Seelen- und Stimmungsgeschichte, seinen Charakter ganz klar vor dem geistigen Auge erstehen. Das Zeit- und Menschenstudium mittels des Romans hat freilich ein Bedenken gegen sich. Wie der Tapezierergesell, von dem ich sprach, so glauben die meisten Romanleser, in dem einzelnen Werk, das sie gerade beschäftigt und besonders anzieht, ein richtiges und getreues Zeitbild zu finden. Ein solches bietet aber nur die Gesamtheit der Romane, die eine Epoche hervorbringt, nicht das einzelne Werk, so bedeutend es auch sein mag. Durch die Verkennung dieser Thatsache wird in den Köpfen viel Verwirrung angestiftet. Noch mehr in den lockenumwallten der Leserin, als in den kurzhaarigen des Lesers. Schon deshalb, weil der Roman für die Frau weit mehr bedeutet, als für den Mann, und weil sie im allgemeinen weit weniger in der Lage ist, das Romanbild nach den Erfahrungen der Wirklichkeit zu berichtigen oder zu ergänzen. Unter den heutigen Verhältnissen ist die Frau, die „ja nirgends mit hin darf“ und — im allgemeinen — von dem Kampfgetriebe des äußeren und öffentlichen Lebens wenig berührt wird, geradezu darauf angewiesen, ihre Welt- und Lebenskenntnis in wesentlichen Stücken aus ihrer Romanlektüre zu schöpfen. Die Erfahrungen, die der Mann sich erlebt, erliest sie sich. Und wenn das ein rechtes und eindringendes Lesen ist, so ist dieser Erfahrungsweg gar kein übler. In der Erzählungslitteratur unserer Epoche spiegelt sich das ganze, durch die gewaltigsten Gegensätze aufgeregte Sturmes- und Kampfessein der Gegenwart durchaus lebendig wieder. Und wenn die Hutten unserer Zeit an allen Enden in kampffreudiger Begeisterung rufen: „Es ist eine Lust zu leben,“ so darf die Frau mit gleichem Recht ausrufen: „Es ist eine Lust zu lesen.“ Lesend lebt sie immerhin ihre Zeit mit. Aber wie gesagt, nur dann, wenn sie weder oberflächlich und kritiklos liest, noch ihre Lektüre zu einseitig wählt. Ich halte es für eine wesentliche Aufgabe des Romankritikers, immer wieder auf die Beschränktheit des Welt- und Menschenbildes hinzuweisen, das der einzelne Roman darbietet. Gegen die andere Gefahr, die mit der Romanlektüre verknüpft ist, daß sie vielfach wie Opium wirkt und die Frau gegen andere geistige Beschäftigung in demselben Maße abstumpft, wie den Mann das Skatspiel, — gegen diese Gefahr anzukämpfen, halte ich nach meinen Erfahrungen für eine Don-Quijoterie, die gegen Windmühlen streitet. Gegen den übermäßigen Genuß gibt es nur ein Heilmittel: die Übersättigung.

Daß aber die Frau nicht nur im Romanlesen, sondern auch im Romanschreiben dem Manne quantitativ um ein Stück „über“ ist, davon sprach ich im vorigen Heft dieser Zeitschrift. Gleichsam um mich zu widerlegen, legt mir das Schicksal — durch freundliche Vermittelung der Redaktion — ein Gebinde von sechs neuerschienenen Werken auf den Tisch, von denen nur eins das Zeichen weiblicher Firma, — den unausgeschriebenen Vornamen, — aufweist. Natürlich ist die Widerlegung nur eine scheinbare. Über die weibliche oder männliche Vorherrschaft im Roman kann einzig und allein eine litterarische Gesamtstatistik des letzten Jahrzehnts entscheidend aufklären . . . Viel Gemeinsames weiß ich an den sechs Neuheiten des Büchermarkts nicht aufzufinden; denn daß sie zum größten Teil von dem Verlag F. Fontane & Co. in die Öffentlichkeit geführt werden, ist ein nichtssagender Zufall. Im übrigen

Digitized by Google

geht jeder der Verfasser in Stil und Stoff und Tendenz seinen eigenen Weg. Gerade dadurch bietet sich aber auch in dieser engen Begrenzung ein Bild von der Mannigfaltigkeit der heutigen Geistesströmungen und ihrer Widerspiegelung in der Litteratur. Unbedeutend ist keines von den sechs Werken; jedes weiß dem Leser etwas Anregendes zu sagen, jedes sowohl geistig wie gemütlich zu fesseln. Und vier von ihnen verbindet noch die weitere Ähnlichkeit, daß die Titel zu dem Inhalt der Bücher nicht recht stimmen. Ja, diese Titel haben zum Teil etwas Irreführendes, — wie die Etiketten eines Weinhändlers, der der „Einfachheit" halber seinen ganzen Vorrat als Markobrunner etikettiert, weil neben den tausend Flaschen Winkler, Östricher, Erbacher und Schiersteiner auch zwei Markobrunner vorhanden sind. So wenig aber die Gesamtbetrachtung der sechs dietet, die Einzeldetrachtung fördert doch vielleicht manches Bemerkenswerte zu Tage. Den Vortritt mag der weibliche Erzähler haben, denn noch ist die Galanterie ja nicht durch die Frauenbewegung förmlich als Sünde gebrandmarkt worden.

Die beiden Geschichten, die E. Eschricht unter dem Gesamttitel „Reine Liebe" (Berlin, F. Fontane & Co.) in einem Bande vereinigt hat, fesseln in erster Linie durch ihr ethnologisches Gepräge. Sie erzählen von Kindern des russischen Ostens und entrollen ein sehr lebendiges Bild von dem eigenartigen Völkergemisch im Wolgalande, von sibirischer Steppe und sibirischem Gefängniselend. Aber auch die Erzählungsweise der Verfasserin hat etwas „Russisches," ohne jedoch maniriert zu erscheinen. Sie zeichnet kraftvoll und mit eigenartigem Kolorit. An die weibliche Feder gemahnen nur einige empfindsame Deklamationen und der Umstand, daß die Frauengestalten feinere individuelle Linien aufweisen als die Männer. Das Thema „Reine Liebe," das, nach dem Titel zu urteilen, dem Buche seinen Charakter geben soll, klingt in den Erzählungen wohl an, bildet aber keineswegs ihren Kern. Viel stärker tönt durch das ganze Buch die traurige echt russische Weise von „schuldlos Leiden und ergebungsvoll Tragen;" auch die Liebe erweist ihre „Reinheit" wesentlich durch Entsagung. Die erste der Geschichten wirkt stofflich geradezu folternd, und ich hätte kaum gewagt, diese Folter auch nur lesend bis zu Ende auf mich zu nehmen, wenn die Verfasserin es nicht meisterhaft verstände, das Peinliche der Situation immer wieder durch landschaftliche und psychologische Stimmungsscenen echt lyrischen Charakters zu mildern. „Unter den Verschickten" — nennt sich die Erzählung. Sie führt uns zunächst in das Land der Mordwinen. Dort in Arzamaß verlebt Niko Nikolajewitsch, der Sohn des Flußschiffers Kalujew, seine Kindheit, die wie ein Idyll, reich an Poesie und Sonnenglanz, dahinfließt. Gestört wird das Jugendglück nur dann und wann durch die Bosheit des Nachbarsohnes Jussuf, der von seiner Mutter, einer Kurelin, alle Nichtswürdigkeiten der mongolischen Rasse geerbt hat. Sobald Niko die Schule verlassen hat, begleitet er seinen Vater auf dessen Wolgafahrten, und schon früh verführt ihn die Leidenschaft für Waffen und Munition, zwischen den Pelzladungen kleine Arsenale in die Heimat zu schmuggeln. Dieser Schmuggel ist harmlosester Art und bleibt jahrelang unentdeckt. Als Niko das zwanzigste Lebensjahr hinter sich hat, kommt eine Base aus Perm nach Arzamaß, um in dem dortigen Frauenkloster erzogen zu werden. Daschinka sehen und lieben, ist für Niko eins. Und da er wiedergeliebt wird, so erneuert sich für ihn das sonnige Glück der Kindertage. Aber dann bricht das Unwetter herein. Daschinka ist nach Perm zurückgekehrt und harrt dort des Geliebten, daß er nach Perm komme und sie von den Eltern begehre. Niko aber macht zunächst noch eine Wolgafahrt, um in Perm als „gewichtiger" Mann auftreten zu können. Wiederum kann er dem Reiz, der für ihn im Waffenschmuggel liegt, nicht widerstehen. Diesmal nimmt die Sache jedoch eine üble Wendung. In Wolsk durchsuchen die Zollbeamten das Schiff und finden bald die versteckte Ladung. Da Niko während der Untersuchung etwas rauh angefaßt wird, wirft er in der Erregung einen der Beamten mit einem Faustschlag zu Boden. Alsbald wird er gepackt, gebunden und nach Moskau geführt. Sein Urteil lautet: nach Perm auf vier Jahre in die Salzwerke; und weil er einen Beamten niedergeworfen und sich widersetzt hat: in Ketten geschlossen. Niko ergibt sich in sein Schicksal; furchtbar ist ihm nur der eine Gedanke, daß ihn Daschinka in Perm unter den Kettengefangenen erblicken könne. Von diesem Gedanken erregt, trifft er während des Gefangenentransports mit dem Nachbarssohne Jussuf, der gleichfalls geschlossen nach Sibirien wandert, wieder einmal zusammen. Der Schurke merkt bald, was in Niko vorgeht, daher macht er ihm den Vorschlag, sie wollten heimlich ihre Papiere tauschen; dann werde Niko als Jussuf auf vier Jahre nach Tobolsk gehen und Jussuf als Niko nach Perm. Nach einigem Bedenken geht der unglückliche Schmuggler um Daschinkas willen auf den Vorschlag ein; niemand merkt etwas von dem Geschehenen, da sich die beiden Gefangenen sehr ähnlich sehen. In Tobolsk aber erfährt Niko zu seinem Entsetzen, daß er von Jussuf betrogen ist. Dieser ist nicht zu vier Jahren, sondern wegen Raubmordes zu zehn Jahren Zwangsarbeit und lebenslänglicher Verdammung, verbunden mit öffentlicher Brandmarkung und Auspeitschung verurteilt. Der Seelenzustand des Betrogenen ist ein furchtbarer, aber alle seine Erklärungen helfen ihm nichts; der Richter hat keine Lust, langwierige Nachforschungen anzustellen. Und so ist Niko unschuldig verdammt, das grauenerregende Los schweren Verbrechertums auf sich zu nehmen. Er macht mehrere Fluchtversuche, aber sie mißlingen, und sein Elend verschärft sich. Inzwischen hat Jussuf seine Strafe verbüßt und als Niko Daschinka geheiratet; er macht sie aber so unglücklich, daß sie nach kurzer Ehe stirbt. Und auch Nikos Leiden endet nur der Tod. Ein letzter Fluchtversuch mit all dem Leid, das er im Gefolge hat, bricht seine Kraft. Aber er stirbt „versöhnt." Seine Unschuld ist endlich an den Tag gekommen, und jedermann bemüht sich, die letzten Tage des

Digitized by Google

Dulders so weit wie möglich zu verschönen. Und im Todeskampfe überwindet sich Niko schließlich noch, dem Feinde, der ihm alles geraubt, zu verzeihen . . . Die zweite Erzählung des Buches „Passio puro“ ist inhaltlich zu verwickelt, als daß sie sich in kurzen Worten nacherzählen ließe.

Im Titel erinnert an das eben besprochene Buch der Novellenband „Reinheit“ von Wilhelm von Polenz, gleichfalls bei F. Fontane & Co. erschienen. Auch hier deckt die Flagge wiederum nur einen Teil der Ladung, aber die „Reinheit“ in ihrem natürlichen Sinne als Keuschheit und naive Unschuld, in ihrem Gegensatz zur Lüsternheit gefaßt, spielt in den Polenzschen Novellen doch eine weit bestimmtere Rolle, als in dem Buche der Eschricht. Daß die Novellen nicht zur Backfischlektüre passen, braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden; auch muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß der Verfasser von seinem religiös freisinnigen Standpunkte kein Hehl macht. Polenz ist unter unseren jüngeren Erzählern einer der Begobtesten. Es ist kein Zug von Oberflächlichkeit in ihm, er geht ganz in der Sache, die ihn beschäftigt, auf und löst sich durch die Frage, was dos Publikum dazu sagt, in keinerlei Weise bestimmen. Die Probleme, die er zu gestalten strebt, führt er mit der Sorgfalt des geborenen Realisten durch, daher atmet seine Charakteristik wie seine Zustandsschilderung stets überzeugende Lebenswahrheit. In anziehendster Weise verbindet sein Wesen Kraft mit Zartheit, seine Darstellung Leidenschaft mit Laune, seine Empfindung Züge von Schwermut mit Humor. Nur seine Sproche hat im allgemeinen etwas Trockenes, hier und da Nüchternes; immer wieder aber erheben sich einzelne Stimmungsscenen und landschaftliche Schilderungen auch stilistisch zur Höhe echter Poesie. Von den bedeutenden Eigenschaften des Dichters Polenz verrät freilich der vorliegende Novellenband nur wenig; er bringt überwiegend Erzeugnisse des Augenblicks, ästhetische Spielware, die ouf flüchtige Anregung, nicht auf tiefere seelische Wirkung obzielt. Von den realistischen Stücken des Bandes halte ich „Frühe Liebe“ für das Wertvollste. Mit seinen psychologischen Zügen ist hier das Regen und Aufkeimen der ersten Liebe in einem Knabenherzen gezeichnet; auch in dieser Liebe spielt die Sinnlichkeit ihre Rolle, aber sie ist noch ganz unbewußt, knospenhaft und naiv. Die Darstellung hat etwas von dem Kolorit der niederländischen Kleinmalerei. Rein poetisch wird diese Slizze noch von den beiden Phantasien des Bandes übertroffen. „Rhonit die Richterin“ schildert in großer Auffassung den Gegensatz zwischen männlichem und weiblichem Liebesempfinden. In „Abdul“ erzählt der Dichter, wie er eines Toges gelegentlich einer Ausgrabung ein Skelett von sehr zierlichen Formen entdeckt. An dem Wirbelknochen hängt ein Kettchen mit einer Münze arabischen Gepräges. Dieser Fund erregt die Phantasie des Dichters. Wie kommt dos Gerippe eines jugendlichen Orientalen in deutsche Erde? Schnell träumt sich die Einbildung eine Erklärung zusammen. Während der Kreuzzüge hat ein deutscher Ritter den Emir al Omra erschlagen und das Zelt des Fürsten mit allem Inhalt erbeutet. Zu diesem Inhalt gehört auch Abdul, der junge Sohn des Emirs. Der Ritter beschließt, den Knaben nach Deutschland mitzunehmen und ihn seiner Frau als Pagen zu „schenken.“ Die Dame hat jedoch inzwischen einen anderen Edelmann geheiratet, der so klug oder so thöricht war, lieber in Deutschland, als im Morgenlande nach Beute zu fahnden. Infolgedessen hat der Ritter bei seiner Heimkehr für Abdul keine Verwendung mehr. Und da sich niemand um den Fürstensohn kümmert, gerät dieser ins äußerste Elend. Seine Wohnung ist im Stolle bei den Hunden. Als Abdul eines Tages diese ebenso worme wie dunstige Räumlichkeit verläßt, um frische Luft zu schöpfen, findet er zu seiner Verwunderung Burg und Feld und Wald mit einem weißen Teppich überdeckt. „Ob man dieses Weiße anfassen konnte? Er wagte es. Es fühlte sich kühl an und weich. Er versuchte, seinen Fuß darauf zu setzen; der sank ein bis zum Knöchel.“ Immer weiter wagt sich Abdul in den Schnee, bis er sich müde hinlegt und dann vom Schnee begraben wird. „Dos war ein eigenes Gefühl, aber schmerzlich nicht. . Ein Reiter sprengte am hellen Himmelsgewölbe dahin auf schwarzem Rosse, mit blitzendem Diadem auf dem Turbon; mit der Spitze des Säbels wies er in die Ferne. Dann sah Abdul nichts mehr“ . . . In seiner Schlichtheit macht das kleine Stimmungsbild einen sehr anmutigen Eindruck. Ein derartiges Phantasiethema wäre übrigens geeignet, einer Anzahl Dichter zu gleichzeitiger Behandlung gestellt zu werden. Wie ein jeder sich durch denselben Stoff onregen ließe, zu wie verschiedenen Phantasie- und Stilausgeburten die Behandlung führen würde, wäre nicht uninteressant zu erfahren.

Ein großes Wollen und ein sehr beträchtliches Können bezeugt der Roman „Ein Schlogwort der Zeit“ von Fedor von Zobeltitz (F. Fontane & Co.). Zobeltitz hat in anderen Werken on Charakteristik und Psychologie schon Feineres und wohl auch Tieferes geboten, aber in keinem sucht er ein so weites und ernst onregendes Bild moderneu Lebens und modernen Geistes zu umspannen. Eine imponierende Reihe großstädtischer Gestalten, fast ausschließlich allerdings aus den Kreisen der Künstler und Kunstmäcene, zieht an dem Auge vorüber, und die Schilderungen aus dem Leben dieser Kreise enthalten eine Fülle ebenso sicherer wie boshofter Wirklichkeitsbeobachtung. Schode nur, doß diese Beobachtung fast gonz im Äußerlichen stecken bleibt. Kaum eine der Gestalten lernen wir tiefer erfassen und verstehen, ols man Personen im flüchtigen gesellschaftlichen Verkehr durchschauen und würdigen lernt. Bezeichnenderweise kommen wir denn auch an all die Gestalten sost nur bei Gelegenheit von Visiten und Gastereien heran. Man könnte den Romon als Typus einer neuen Gattung — des Besuchsromans — hinstellen. Kein Wunder, daß die Charokteristik vielfoch ouf nichts ols fotirische Karikotur hinausläuft. Ernster und tiefer als die Zeichnung des sittlich verlotterten Künstlertums berührt das Eheproblem, das Zobeltitz in den Mittelpunkt des Romans gestellt hot. Die Ehe

des Baumeisters Berkow ist nahe daran, durch die moderne Krankheit, die Nervosität, eine Folge ausschweifender Geselligkeits- und Vergnügungssucht, tödlich infiziert zu werden. Zobeltitz behandelt diese Krankheit als einen sehr ernst zu nehmenden Faktor in der Kultur- und Sittenentwickelung der Großstadt. Es ist deshalb nicht recht einzusehen, warum er im Titel nur von einem — Schlagwort der Zeit spricht. Von einer gewissen Nervosität in Auffassung und Schilderung ist der Verfasser übrigens selbst nicht freizusprechen: es haftet dem Roman etwas Übertriebenes, in der Farbe allzu Grelles unbedingt an. Auch an unwahrscheinlichen Zügen fehlt es nicht. Daß eine Kitty der Wirklichkeit, nachdem sie den Grafen eingefangen, ihn noch längere Zeit ohne die Kette öffentlicher Verlobung herumlaufen ließe, das glaube wer will. Alle diese Bedenken aber wollen die Bedeutung des Werkes nicht verkleinern; es steckt in dem Ganzen doch ein Zug aufs Große, und Anregungen nach ästhetischer, geistiger und ethischer Richtung hin bieten sich in reicher Fülle. Die Darstellung hat etwas Hinreißendes, Loderndes, die Sprache ist fast durchweg lebensvoll und lebensprühend.

In ganz andere Sphäre, ganz andre Luft versetzen die Studien und Novellen Hermann Heibergs, die er unter dem Titel „Aus allen Winkeln“ bei G. Fock in Leipzig veröffentlicht hat. Wer aus den Aufregungen der Großstadt, wie sie Zobeltitz miterleben läßt, in die Winkel Heibergs flüchtet, der glaubt in eine andere Welt, in ein anderes Jahrhundert zu treten. Allzu viel Anziehendes bietet diese Welt freilich nicht; hier und da klingt ein Lachen fröhlichen Behagens, hier und da weht es uns an wie frisches Morgenwehen, hier und da blicken wir in ein Auge, das ein gutdiges Menschenherz verrät. Im großen Ganzen aber macht die Fülle kleinstädtischer und philiströser Nichtigkeit, die Heiberg vorführt, einen fast niederschlagenden Eindruck. Wie eine graue Wolke von Nichtssagenheit liegt es über mehr als einer der Erzählungen, und von mehr als einer begreift man beim besten Willen nicht, wozu, wofür, wogegen sie geschrieben ist. Das Philiströse erträgt sich im Leben wie in der Litteratur nur mit Hilfe des Humors. Von seinem Humor macht Heiberg aber in dem vorliegenden Bande nur sehr spärlichen Gebrauch. Auch stilistisch und sprachlich nimmt sich das Buch so gemischt wie möglich aus. Da gibt es Stellen, in denen die Erzählung so frisch und lebendig hinfließt, die Sprache mit so viel Poesie, so viel eigenartigen und bezeichnenden Worten durchwebt ist, daß man ein klassisches Werk zu lesen glaubt. Aber diese Stellen sind leider nicht die Regel. Weit häufiger stößt man auf Wendungen, die flüchtig hingeworfen an den schlimmsten Zeitungsstil gemahnen. Sätze von der Schwerfälligkeit der folgenden sind durchaus nichts Vereinzeltes. „Aber das Begräbnis des durch solche Seelennot der Wiederaufrichtungskräfte völlig Beraubten, acht Tage später Dahingeschiedenen, hatte stattgefunden ...“ „Der alte Mann war längst begraben, und Frau Regetsen, die ihre Schwiegertochter, welche damals ihren Vater, vom Schlage gerührt (!), tot im Bette gefunden, und von so viel Herzensweh auf einmal betroffen, sich selbst hingelegt und einem Nervenfieber erlegen war (!), fast acht Tage mit größter Aufopferung Tag und Nacht gepflegt, war ebenfalls längst zurück und wirtschaftete, wie ehedem, in ihrem Hause.“ Man versuche, diesen Satzwust sich klar zu machen, und man wird finden, daß darin sechs bis sieben Sätze zu einem Rattenkönig verschlungen sind. Zu ähnlichen Schwerfälligkeiten führt die stilwidrige Vorliebe Heibergs für unbestimmte, abstrakte Nebenwörter; es wimmelt in den Erzählungen von „derselbe,“ „ersterer,“ „letzterer,“ „ein solches“ u. s. w. Einem Schriftsteller wie Heiberg Kleinigkeiten dieser Art „aufzumutzen,“ wird mir keineswegs leicht. Aber es handelt sich in diesem Fall nur scheinbar um Kleinigkeiten; derlei Stilwidrigkeiten übersieht man bei einem Zeitungsreporter, sie stören aber sehr empfindlich bei einem Schriftsteller von Ruf. Sein Licht empfängt das Buch Heibergs durch die Skizzen „Auf norddeutscher Erde,“ „Es ging fast ans Leben“ und einige andere, in denen Heiberg ebenso liebevoll wie feinsinnig Menschen zeichnet, die, wenn ich so sagen darf, ganz Herz und Gemüt, geistig aber fast neutral sind. Es ist schade, daß man sich zu Gestalten, wie dem Brauer Christian Meck und dem Tanzmeister Marquis de Maurice, erst durch einen Haufen von ganz gleichgültigen Figuren hindurchdrängen muß.

Ein Werk, das in jeder Hinsicht, formell wie inhaltlich, als eine hervorragende Litteraturerscheinung betrachtet werden darf, ist der Roman „Sein Ich“ (F. Fontane & Co.). Ich erinnere mich nicht, dem Verfasser, Emil Roland, litterarisch schon begegnet zu sein, aber wenn dieses Buch eins seiner Erstlingswerke ist, dann werden wir ihn sicher in nicht zu ferner Zeit als einen Meister der Prosadichtung begrüßen dürfen. Ein echter Dichter ist Roland jedenfalls. Auf die Handlung, die sich in dem Roman abspielt, kommt ästhetisch wenig an. Wodurch das Werk berückt, das ist in erster Linie die tiefdringende und doch in den feinsten Linien gehaltene Charakteristik, in zweiter die Stimmungs- und Naturschilderung. Es gibt wenige Gestalten in unserer neueren Romanlitteratur, die so eigenartig berühren, wie dieser echt moderne Egoist und dieses aufopferungsstarke Weib. Sprachlich versteht sich Roland auf die seltene Kunst, Schlichtheit und Glanz zu paaren. Nur hier und da deutet ein gesuchter, manierierter Ausdruck darauf hin, daß der Dichter sich zur vollen Reife noch nicht durchgerungen hat. Störend wirkt das ewige Gerede von dem „Liebtingsdichter,“ den der Egoist und die Altruistin seltsamerweise beide gleich verehren, der aber offenbar Rolands Lieblingsdichter ist. Aus welchen Gründen, weiß ich nicht; die wenigen Verse, die der „Liedlingsdichter“ zu dem Roman beigesteuert hat, zeigen weder geistig noch formell charakteristische Eigenart.

Wie die alten Hellenen ihre theatralischen Aufführungen, so kann auch ich diese Besprechung lustspielhaft, mit dem Satyrspiel schließen. Die Möglichkeit gewährt mir dazu das Büchlein „Rezepte“ von Gustav Schwarzkopf (Dresden, Carl Reißner). In fröhlichem Plauderton dekrittelt Schwarzkopf allerhand litterarische und gesell-

Digitized by Google

schaftliche Thorheiten und macht uns mit einer Reihe von großstädtischen Gestalten bekannt, die dafür sorgen, daß die in Kleinlichkeiten schwelgende Albernheit in der Welt nicht ausstirbt. Die Satire ist durchaus harmlos und läßt sich nirgendwo in gefährliche Kämpfe mit den Gewalten ein, die man ungestraft nicht einmal necken darf. Aber gerade deshalb liest sich das Büchlein um so behaglicher und gewährt ein Stündchen ungetrübten Genusses. Um eine Probe zu geben, will ich einiges von dem „Rezept" verraten, mit Hilfe dessen symbolische Dichtungen modernsten Stils ohne Schwierigkeit herzustellen sind ... „Hauptbedingung: das Werk muß absolut unverständlich oder, wenn das mit dem besten Willen doch nicht zu erreichen ist, mindestens sehr schwer verständlich sein. Man halte sich immer vor Augen, daß diese ganz modernen Sachen in erster Reihe für diejenigen geschrieben werden, denen nur das imponiert, was sie nicht verstehen. Ihr Selbstbewußtsein verleitet sie zu folgendem Trugschluß: „Das, was sogar ich nicht verstehe, muß sehr bedeutend sein, ein Mensch, der sogar mich verblüfft, steht noch höher als ich, ist also ein Halbgott." Um das aufs innigste zu wünschende Ziel, nicht verstanden zu werden, zu erreichen, vermeide man es vor allen Dingen, ein Wort in seinem eigentlichen Sinne zu gebrauchen, vermeide jede gebräuchliche Redewendung, jede gangbare Bezeichnung und erkläre allen Forderungen des gesunden Menschenverstandes den Krieg bis aufs Messer. Wenn man Töne zu beschreiben hat, so wende man nur Farben dafür an, und wenn man Farbenwirkungen erklären will, so appelliere man an die Geruchsnerven oder an die Ohren. Beispiele: Der Klang der Glocken war von einem schweratmenden Grau, das leise und schlürfend in ein träges, zaghaftes Violett hinüberrieselte. Oder: Die Farbe ihres Kleides war eine einzige schrille, sich selbst verhöhnende Dissonanz, ein langgezogenes tastendes Wimmern, dessen bewegliche Schärfe ihm schier den Atem raubte ... Ferner hat man sorgfältig darauf zu sehen, daß sich jedes Beiwort ängstlich gegen das Hauptwort sträubt. Man bringe nur Worte zusammen, „qui sont stupéfaits de se voir l'un près de l'autre." Die Arbeit ist nicht so leicht, denn die Leute, welche glauben, wenn sie Worte hören, „es müsse sich dabei auch etwas denken lassen," haben sich schon daran gewöhnt, unterzulegen, wo sie nicht mehr auslegen können. Man mache also immer die Probe, die sehr einfach ist. Nämlich: solange eine Zusammenstellung noch irgend einen Sinn ergibt, so lange ist sie für den beabsichtigten Zweck unbrauchbar. Man „gustiere" also, nehme zuerst die gebräuchliche Zusammenstellung, die man dann in allmählichen Änderungen und Steigerungen, immer sorgfältig prüfend, bis zum absoluten Unsinn führt. Beispiel: Wenn man einen Mann zu beschreiben hat, so kann man ihm allenfalls laute Augen, plötzliche Augenbrauen, eine herbe, ätzende Gestalt, begeisterte Muskeln geben. Wenn er so mit plastischer Anschaulichkeit geschildert ist, daß jeder sich ihn leicht vorstellen kann, so teilt man noch mit, daß er schlanke Gedanken, senkrechte Leidenschaften und einen straffbusigen Humor besitzt. Die Bekanntschaft des interessanten Mannes macht der Leser entweder bei fahldämmerigem Regen oder bei trübschluchzendem Mondschein. Die Frauen in diesen Stimmungsbildern kann man mit harter Güte, kalter Glut und mit peitschenden oder krallenden Nerven ausstatten ... Das Seelenleben ist aus Kontrasten herzustellen. Der Schimmel dafür ist sehr einfach. Wenn jemand hingerichtet werden soll, so denkt er beharrlich ans Kirschenpflücken, und im Moment der höchsten Freude tanzen die klebrigroten Gespenster der Vergangenheit einen trägwirbelnden Reigen durch die winkligen Kammern seiner Seele ... Für Naturschilderungen sind zu empfehlen: ein gelblichgrüner, in stählernen ausgefransten Fetzen herunterhängender Himmel, eine blaugraue Wiese, ein leise seufzender, vergrämter, sich in sich selbst hineinwühlender Wald, eine trompetende Nachtigall, ein gedankenschwerer, rauh fächelnder Wind u. s. w. ..." Wenn ich recht sehe, wird in unserer jüngsten Litteratur schon recht fleißig nach diesem Rezept gearbeitet. Eine solche Modetollheit wegzufegen, dazu gehören aber stärkere „kritische Besen," als Schwarzkopf zur Verfügung hat.

Digitized by Google

Windmühle. Nach einer Radierung von F. Overbeck, Worpswede.

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Eine der eigenartigsten Erscheinungen in der neuen deutschen Kunst ist Max Klinger. Vor fast genau zwei Jahrzehnten trat der damals kaum Zwanzigjährige mit seinen ersten Werken hervor, Radierungen von hohem dichterischem Schwung und außerordentlichem Ideenreichtum, im Stil zum Teil an des Altmeisters Adolph Menzel sachliche, auf geistvolle Wirklichkeitsbeobachtung fußende Art anklingend, zum anderen Teil an Böcklin mahnend, und doch durchaus originell. Die Radierungen — hier seien nur die Cyklen genannt: Rettungen ovidischer Opfer, Paraphrase über den Fund eines Handschuhs, Amor und Psyche — erregten Aufsehen, aber auch lebhaften Widerspruch. Die einen waren entzückt nicht nur von der vollendeten Technik, sondern vor allem von der schillernden übersprudelnden Gedankenwelt, die sich in den radierten Dichtungen aussprach — die anderen stieß das Seltsame, Kapriziöse, oft Bizarre in ihnen ab. Reifer, geklärter trat Klinger dann in seinen nächsten Cyklen uns gegenüber, in der „Liebe," dem „Leben," den „Dramen" (Bildern aus dem Großstadtleben), endlich in dem großen Brahmswerk, der Huldigung des Dichtermalers an den Tondichter. Auf die Dauer aber genügte die Radierung allein dem Künstler nicht, sein Werdegang, der mit der Farbe begonnen hatte, mußte ihn auch wieder zur Farbe führen. Und seine Gemälde sind von nicht minderer Eigenart, als die Werke seiner Griffelkunst — es sind keine Schöpfungen, die dem Geschmack der breiten Masse schmeicheln, sie verlangen in ihrer herben Schönheit, die an die frühere Florentiner Kunst mahnt, einen ernsten Betrachter. Ich habe mich seiner Zeit an dem „Urteil des Paris," das ich vor Jahren im Münchener Glaspalast sah, nicht erfreuen können, das Verständnis für den Maler Klinger ist mir erst vor seiner „Pietà" aufgegangen, die jetzt die Dresdener Galerie schmückt. Wie aber einst Michelangelo die bildenden Künste in ihrer Universalität beherrschte, so zog endlich auch die Bildhauerkunst Klinger in ihren Bann. Er ging nach Rom, um die Kunst der Marmorbearbeitung zu erlernen, und dann schuf er in seiner „Salome" ein Bildwerk, das ihn mit einem Schlage neben die bedeutendsten Plastiker unserer Zeit stellte. Sein letztes großes Werk, „Kassandra," ziert als Titelbild unser Heft. Gleich der „Salome" ist auch die „Kassandra" polychrom im weitesten Sinne; alle Fleischteile sind aus farbig getöntem Marmor gemeißelt, das Gewand aus rotem Alabaster, die Augen aus Bernstein, das Haar ist dunkelbraun gefärbt. Man mag über das Maß der Mittel, die Klinger anwandte, streiten können; unbestreitbar ist der starke Eindruck, den er mit dem ganzen Werke

Digitized by Google

erzielt. Das ist wirklich die mythische Seherin Kassandra, wie sie uns allen aus der Schillerschen Ballade vorschwebt — die Seherin in dem Moment höchster Spannung aller Nerven, in dem sie die Gabe, in die Zukunft zu schauen, als unheilvoll erkennt:

„— Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu sein!"

Wenn Klinger trotz seiner Hinneigung zur Antike, aus der die Kunst ja schließlich immer wieder die Quellen ihrer Kraft schöpft, ein durchaus moderner Künstler ist, so sind es, in ganz anderem Sinne freilich, die Künstler auch, die in den letzten Jahren als „die von Worpswede" bekannt wurden. Was ist Worpswede, wer hatte noch vor kurzer Zeit eine Ahnung von der Existenz dieses Ortes? Neumanns untrügliches Ortslexikon des Deutschen Reiches gibt an: „Worpswede, Dorf, preußischer Regierungsbezirk Stade, Kreis Osterholz, auf einer Anhöhe zwischen Mooren, 700 Einwohner." Ich kenne die Gegend aus eigner Anschauung: die weiten düsteren Moore, die Heideebenen und die schimmernden Wiesenflächen, die Häuschen mit den eingesunkenen Strohdächern, die knorrigen Eichen und Birken, die träge dahinfließenden Wasserläufe, den sattgefärbten Himmel — und auch die in einem kargen harten Leben selbst wortkarg und hart gewordenen Menschen, die dort wohnen. Dorthin nun kamen im Herbste 1889 drei junge Maler, um Studien zu sammeln: Fritz Mackensen, Otto Modersohn und Hans am Ende; sie wollten nur kurze Zeit weilen, aber Gegend und Menschen hielten sie fest, und zu ihnen gesellten sich im nächsten Sommer andere, Karl Vinnen, Fritz Overbeck und Heinrich Vogeler. Wo sechs Deutsche beisammen sind, müssen sie unbedingt einen Verein gründen; so geschah's auch hier, und nach ernster Selbstprüfung, was nicht hoch genug zu veranschlagen ist, trat die Worpsweder Kolonie 1895 in der Münchener Jahresausstellung an die Öffentlichkeit, die Anerkennung, die sie damals errangen, haben sie auch auf den heurigen Ausstellungen voll zu behaupten gewußt, in Berlin wie an der Isar. Der Führer der Worpsweder, das kräftigste Talent unter ihnen, ist ohne Zweifel Mackensen, dessen großes Gemälde „Gottesdienst im Freien," ein Werk von ergreifender Schlichtheit, in diesem Sommer in Berlin wie im vorigen Jahre in München von der Kritik wie von dem Publikum in gleicher Weise gewürdigt und mit Auszeichnungen bedacht wurde. Es ist so gar nichts Gemachtes, Komponiertes in dem Bilde, nichts von Pose — und gerade darum wirkt es so unmittelbar. Dieses Unmittelbare, dies intime Eingehen auf die Stimmung, dies der Natur Ablauschen ist es überhaupt, was die Worpsweder auszeichnet, die Figuren- wie die Landschaftsmaler. Wir bringen eine ganze Reihe von Reproduktionen kleinerer Bilder, Radierungen und Studien der Mitglieder der Kolonie, die ihre Sonderart besonders gut wiedergeben. Man darf gespannt darauf sein, ob die Herren auf die Dauer der Stätte ihres jetzigen Wirkens, die sie der Kunst gewissermaßen neu entdeckten, treu bleiben werden, ob es ihnen möglich sein wird, diesem kleinen Stück Welt immer neue Reize abzugewinnen. Interessant aber ist das Schaffen der Worpsweder auf alle Fälle, auch wenn Worpswede selbst in ihrer künstlerischen Entwickelung nur eine Episode bedeuten sollte. —

G. Puig Roda schildert eine Weinlese in seinem rebenreichen Vaterlande Italien mit großer Verve in der Darstellung der beiden Winzerinnen, Alonzo Perez eine übermütige Scene aus der Rokokozeit, eine fröhliche Hochzeitsgesellschaft, die den am geöffneten Fenster stehenden Neuvermählten herzliche „Abschiedsgrüße" zuwinkt. — Von Matthias Gasteiger bringen wir eine allerliebste Brunnenfigur, „das Brunnenbüberl," das in den Münchener Anlagen am Karlstor kürzlich aufgestellt worden ist. Es ist mir stets eine Freude, wenn wiedermal in einer deutschen Stadt solch ein wirklich hübscher Brunnen ersteht; das Reizvolle in den mittelalterlichen Städtebildern beruhte nicht zuletzt auf der Belebung der öffentlichen Plätze mit sprudelnden, plätschernden Brunnen. Sie müssen nur wirklich originell in der Idee und Ausführung sein. — Fritz August Kaulbach endlich, der treue Freund dieser Hefte, gab uns in seiner „Circe" ein Frauenbild, wie er es gern zeichnet, nicht eigentlich schön in den Linien des Gesichts, aber ausgestattet mit prickelndem Reiz.

Eine Neuerung, die unsere Leser sicher willkommen heißen werden, sind die in diesem Hefte zum erstenmale eingestreuten Reproduktionen von Gemälden hervorragender lebender Künstler in wesentlich verkleinertem Maßstab. Wir hoffen, besser und mannigfacher noch als bisher, damit der Kunst der Gegenwart in allen ihren Schattierungen gerecht werden zu können. Da ist zuerst L. Knaus mit seiner Caritas; der Schöpfer der köstlichen, humordurchwehten Bauernscenen und der charakteristischen Großstadttypen bringt hier ein blühendes Weib in antikisierender Tracht, umspielt von nackten, schöngegliederten Kindern zur Darstellung, seine vollendete Meisterschaft auf einem anderen Gebiete beweisend, als auf den wir ihn meist bewunderten. Der in München lebende Orientmaler F. M. Bredt schildert die Wasserfahrt einer vornehmen Araberin, und Ed. Bisson, einer der jüngeren französischen Künstler, die in der Darstellung schöner Weiblichkeit excellieren, das kokette Fächerspiel einer Ballkönigin. Aus unseren Studienmappen endlich fügen wir eine Zeichnung Anton von Werners bei, einen Pagen darstellend; die unfehlbare Sicherheit, mit welcher Werners Zeichenstift arbeitet, tritt bei der schwierigen Körperhaltung des Jünglings recht deutlich zu Tage.

H. v. S.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Eine angenehme Nachricht. Nach dem Aquarell von Emil Brack.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XI. Jahrgang 1896/97. Heft 2, Oktober 1896.

Der weiße Tod.

Roman aus der Gletscherwelt

von

Rudolph Stratz.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Ich habe einen Brief von zu Hause," sagte der Gatte nach einer Weile. „Edith ist gesund und munter. Und sonst passiert dort nach wie vor nichts!"

Elisabeth nickte stumm.

Wie traurig war das alles rings umher: dies geschmacklose Hotelzimmer mit seinen Öldruckbildern, dies Poltern und Trampeln, das die dünnen Holzdielen und Wände durch das ganze Haus trugen, dies Knarren der Lackstiefel, in denen ihr Gatte rastlos und ärgerlich auf und ab lief.

Endlich blieb er stehen. „Wer war denn eigentlich dieser andere Mann, mit dem du da ankamst?"

„Er hat sich mir vorgestellt," erwiderte sie ruhig . . „. . Freiherr von Gündlingen, ein Gutsbesitzer vom Main. . ."

Er zog die Augenbrauen hoch und trat näher: „Ich dacht', es wär' ein Führer!.. So sah er wenigstens aus!"

Sie schüttelte stumm den Kopf.

„Das ist ja reizend!" hub er wieder an. „Wirklich reizend . . . also eine Gletscherwanderung mit einem mir völlig unbekannten Herrn. . . ."

Ein kalter Ernst legte sich über ihre Züge. „Ich bin froh, daß ich ihn getroffen habe," sprach sie langsam, ohne ihren Mann anzublicken, „. . . . ohne ihn wäre ich da oben ganz einsam und verloren gewesen und hätte heute gewiß nicht den Weg herunter gemacht. Er hat für mich gesorgt wie ein starker, besonnener Freund, und du thätest besser daran, ihm einen Besuch zu machen und ihm dafür zu danken, statt ewig hier über die Gefahren der Berge zu jammern."

Er schien unsicher.

„Schließlich wird ja nichts anderes übrig bleiben," meinte er ärgerlich. „Es ist die einzige Art, mich mit Anstand aus der Affaire zu ziehen . . . ich will dem Kellner meine Visitenkarte geben und fragen lassen, ob . . ." er brach ab und sah erstaunt durchs Fenster . . „. . aber da läuft der Mensch ja schon wieder fort!" rief er halblaut und erfreut.

Sie folgte seinem Blick. Ja wohl, sie kannte diese breitschulterige Gestalt, die da mit schweren ruhigen Schritten, die Eisaxt auf der Schulter, durch den Regen dahinging, weiter und weiter, und ohne sich umzusehen in dem Nebeldämmern verschwand, das heute die Bergwelt von dem Thale unten schied.

Eine tiefe, trostlose Traurigkeit kam über sie. Ihr war es, als schritten mit dem einsamen Wanderer dort all die Kraft

und Größe wieder aus ihrem Leben, in das sie nur einmal, in diesen letzten Tagen, von ferne hineingeleuchtet hatten.

Das alte Spiel würde wieder beginnen, und in der flachen Buntheit ihres Daseins es ihr selbst vielleicht in kurzem unbegreiflich erscheinen, daß sie sich einmal nach Ernst und Einkehr gesehnt hatte.

Und doch war es vielleicht besser so!

Besser, eine flüchtige Begegnung zu vergessen, in der das blinde Treiben des Geschicks zwei Menschen im selben Augenblick genähert und wieder geschieden hatte, als nutzlos daran denken . . . und darüber sinnen. . . . . .

Ihr Mann studierte den Fahrplan.

„Um zehn Uhr vormittags geht ein Zug," murmelte er . . „ist dir das recht?"

„Mir ist alles recht!" sagte sie müde und wandte sich zur Seite.

V.

Wolkenlos blaute heute der Himmel über dem Gletscherkessel fern im Hochgebirge.

Drei Eisströme senkten sich da hinab in den Grund und mischten sich zu einem wild aufgewühlten Meer erstarrter Wogen, aus dem ein neuer mächtiger Gletscher in stundenlangen Windungen langsam hinab in die Thäler der Menschen stieg.

Wenn er dort unten ankam, war er ein rußiger, häßlicher Geselle geworden. Halb begraben von dem Schuttabfall der Gebirge, den er auf seinem breiten Rücken geduldig dahintrug, überpudert vom Staub des Thales, das sich über seinem Eise als gefrorene Kotschicht niederschlug, wälzte er schwerfällig ein endloses, wüstes Felsgewirr vor sich und häufte es an seinen beiden Seiten zu widerlichen Trümmerhügeln auf. Die zahmen Touristen, die ihn da unten bewunderten, in seine künstlich gehauenen Eisgrotten schlüpften und auf seinem Rande herumstiegen, die ahnten nicht, wie diese mächtige Eismasse ausgeschaut, ehe ihr die Berge all ihren Unrat auf seinen Weg mitgegeben hatten.

Oben, im Gletscherkessel, konnte man das erkennen. Unberührt, in glänzendem Weiß schlängelte sich da der eine dieser Eisströme durch ein schmales Thal herab, einer riesenhaften Schlange ähnlich und gleich einem Schlangenleib mit seltsamen, rötlichen Längsstreifen, dem Staub zerpulverten Gesteins, gezeichnet. Der zweite machte einen friedlichen und behaglichen Eindruck. Über und über in weichen Schnee gehüllt, kroch er harmlos dahin und war eben dieses Schnees wegen der gefährlichste von allen, weit gefährlicher noch als sein trutziger Nachbar, der sich in mächtigen Abstürzen, in einem Chaos zerschellender Eismassen und klaffender Schlünde jählings herabstürzte.

Wo sich die Gletscher trafen, erhob sich ein Felsblock mitten aus der im Umkreis einer Stunde sich rings ausdehnenden Schnee- und Firnwelt. Die Sonne brannte auf ihm. Es war, als wolle sie den einzigen Ruheplatz in dieser Eiswüste recht behaglich für den Wanderer wärmen.

Der einsame Gletschermann, der langgestreckt auf dem Steine lagerte, hatte die Schneebrille über die Hutkrämpe zurückgeschoben. Mit offenen Augen sah er in die Pracht, die ihn rings umgab.

Wie Gebilde einer anderen Welt türmten sich, im Sonnenglanz gleißend, die zackigen Spukgestalten des ewigen Eises auf. Spiegelglatte, senkrecht aufstrebende Wände, da und dort eingestürzt und zu einem Trümmerwerk zusammengeschoben, das an die Ruinen eines alten Bergschlosses mit zerfallenem Turm und geborstenen Mauern mahnte, nadelscharf aufschießende Obelisken, die einen noch aufrecht stehend, die anderen schon an ihrer Basis von der Sonne zerfressen und, schräge geneigt, jeden Augenblick des Sturzes gewärtig, ein hoch gewölbter, bläulicher Triumphbogen, unter dessen triefender Rundung bequem wohl zwanzig Menschen Platz hatten, ein riesenhafter, kreisrunder Schlund, gähnend wie der Krater des Vesuv, hoch oben am Rande des Gletscherabsturzes, sich scharf vom blauen Himmel abhebend eine Reihe lichtweißer, schlanker Eiskegel von doppelter und dreifacher Mannshöhe, zur Seite hängend, nach rückwärts gebäumt, nach vorn wie übermütige Gespenster sich über den Abgrund beugend, in den ab und zu einer von ihnen hinabstürzt und klirrend zerschellt, und zwischen ihnen, um sie herum tausend andere Fabeldinge, wie sie der bizarre Kampf zwischen Sonne und Eis erzeugt.

Heute war die Sonne Siegerin. Mit

Digitized by Google

ihrem glühendſten Farbenſpiel übergoß ſie die in ihren Lichtfluten gebadete Hochwelt. Ein wunderſames Leuchten ging von dem ſtarren, kalten Eiſe aus. Die kleinen, halbrunden Tümpel in den Niſchen der Schneemauern ſtrahlten in einem märchenhaften, durchſcheinenden Seegrün, in blendendem Weiß glitzerte der Firn bis herab zu dem großen, in ihn gebetteten Teich, in dem ſich verdoppelt das tiefe Blau des Himmels wiederſpiegelte, und überall dazwiſchen lockten und gleißten in flammendem Blaugrün die Gletſcherſpalten. Hart am Rande ging ihre Färbung in ein beinahe durchſichtiges Violett über, ihre Tiefe aber erfüllte ein geheimnisvolles Mondſcheindämmern, wie der bläuliche Wiederſchein einer verborgenen Wunderwelt, die da unten des Wanderers harrte.

Geheimnisvolles Rauſchen und Brauſen tönte aus dieſen Schlünden, das Strömen unterirdiſcher Fluten, die noch nie eines Menſchen Auge ſah. Überall plätſcherte und gluckſte, das einzig Lebende in dieſer Wüſte, das trübe Waſſer dahin. Es rann als eilfertiges Bächlein in ſchmalen Eisrinnen über den Firn, es tropfte und rieſelte, wohin das Auge ſah, es ſchoß unten als mannsdicker Strahl aus finſterem Eisthor ins Freie und ſtürzte von den Wänden als ein duuſtſtäubender Fall herab, in dem die Sonne alle Regenbogenfarben ſchimmernd durcheinander tanzen ließ.

Kein anderer Laut war vernehmbar. Nichts als dies endloſe, einförmige Sprudeln, dies unterirdiſche Dröhnen, dies Gurgeln der raſtlos gleitenden Waſſer durchdrang das feierliche Schweigen des ewigen Eiſes. . . .

* * *

Hunderte von Malen ſchon hatte er dies Bild geſchaut, und ſtets erfaßte es ihn mit neuer Macht.

Und heute anders noch als ſonſt!

Nur einmal war er, als er vor zwei Abenden im Regentreiben das Dorf hinter ſich verſchwinden ſah, einen Augenblick ſtehen geblieben. Da wo der Weg ins Hochgebirge aufſtieg, zeichnete ſich undeutlich ein einſames Denkmal ab, ein Erinnerungszeichen an den Dr. Haller, der vor Jahren ſpurlos mit zwei Führern im Lauteraargebiete verſchwunden war.

„Quem vatem fecit natura, templo recepit!“ lautete die vielſagende Inſchrift. Und unwillkürlich formten ſeine Lippen die Überſetzung.

Jawohl . . „Den die Natur zu ihrem Prieſter ſchuf, nahm ſie in ihrem Tempel wieder auf!“ . . . . tot, wie jenen dort, oder lebend wie ihn. Die Natur bot ihm den Troſt. Sie bot ihm die Ruhe und den Frieden der Einſamkeit.

Und doch regte ſich in ihm heute immer wieder ein Gedanke, der ihm bisher ſtets fern geblieben. „Wie ſchade, daß du dieſe ganze Herrlichkeit allein genießt,“ ging es ihm durch den Kopf . . „. . wie viele leben, die gleich dir ſich andächtig vor dieſem Wunder beugen könnten!“

Und vielleicht wirkte dieſe hehre Offenbarung der Natur noch doppelt erhebend und gewaltig, wenn zwei Menſchen gemeinſam ſich in ſie verſenkten, wenn der eine das ausſprach, was dem anderen in unbeſtimmtem Ahnen durch die Seele ging, und ein ſtummer Blick all das ergänzte, was trotz alledem unausgeſprochen blieb. . . .

Es war doch wirklich ſchade, daß ſie die Berge nur in Nebel und Regen geſchaut! Er ſah ſie im Geiſte jetzt neben ſich kauern, aus großen, ſtrahlendblauen Augen in die Gletſcherpracht ſtarrend, mit halbgeöffneten Lippen und verſchlungenen Händen, und in ſeinem Ohr klang ihre helle, klare Stimme.

Er lachte zornig auf und ſchloß die Lider, um nicht vom Glanze geblendet zu werden.

Menſchen! . . . Das fehlte noch . . . Menſchen hier . . in der Bergeinſamkeit! . . Die konnte er doch unten im Thale haben, maſſenhaft, wenn er wollte.

Aber er wollte ja nicht! Er war geſchieden von ihnen ſeit jenem Tage, vor nun fünf Jahren, der ihm ſein Liebſtes auf Erden, die Frau und den Jugendfreund, mit einem Schlage raubte.

Noch jetzt, wenn er daran dachte, empfand er ein dumpfes Erſtaunen. Er konnte es nicht faſſen, daß ſolcher Verrat auf Erden möglich ſei. Und doch — er wußte es am beſten — es war wahr!

Er hatte ſie gehen laſſen. Es ſchien ihm lächerlich, da noch zu morden, wo einem ſelbſt ſchon alles zu Tode erſtarrt iſt. Und erſtarrt ſollte es bleiben . . .

jetzt ... und für immer gegen die Menschen ... und nur da zum Leben erwachen, wo die Natur ruhig und gütig zu ihm sprach.

Ein heftiges Prickeln in seinen Augen, wie von Sandkörnern, weckte ihn aus seinen Sinnen. Er wußte, was das bedeutete. Er hatte zu lange mit bloßen Augen in das blendende Blinken des Gletschers geschaut. Ein leiser Anfall von Schneeblindheit meldete sich an.

Und eine Stimmung erfaßte ihn, die ihm schon manchmal in unbestimmten Zweifeln genaht war: war die Natur denn wirklich so gütig gegen ihn und seine Treue? Lohnte sie ihm seinen Menschenhaß mit dem Besten, was sie zu spenden vermochte? War sie es wert, daß er ihr bis zum Tode diente?

Oft schon hatte eine innere Stimme sich dagegen erhoben und ihm zugeflüstert: „Du empfängst nichts von der Natur, als was du ihr gabst! All die unverstandene Treue, die hart verschlossene Liebe, die du den Menschen vorenthältst, legst du in diese leblose Welt und nimmst sie wieder aus ihr heraus. Sie selbst hat keinen Teil daran. Sie ist grausamer, sie ist unerbittlicher und gleichgültiger gegen dein Wohl und Wehe, als alle Menschen!“

Er sann nach. Jawohl, diese Natur war grausam! Und sah man näher zu, so lag eine teuflische Tücke in der Art, wie sie den Menschen empfing. Sie schlägt mit Blindheit den, der sich arglos an ihrer Farbenpracht weidet, sie tränkt den Dürstenden mit der giftigen Milch des tauenden Gletschers, sie zieht die überhängende Schneewächte unter dem Fröhlichen hinweg, der hoch vom Bergkamm herab ins grüne Thal jauchzt, und läßt ihn gleichgültig unten zerschellen, sie überkleidet die Eisspalten mit trügerischem Schnee, auf dem der Unvorsichtige hindurchbricht, um unten im eisigen Kerker, einen schmalen Streifen blauen Himmel hoch über sich, hilflos zu verschmachten, sie schleudert die Steine des Gebirges auf den Emporstrebenden, und weiß er ihnen zu entgehen, so macht sie im Schneewirbel seinen Leib erstarren, bis seine Finger sich nicht mehr festzukrallen vermögen und der Sturmwind den Wehrlosen packt und johlend über die Klippen schleudert; sie überschüttet die erschöpften Wanderer auf endlosem Firne mit dem Gewimmel spielender Flocken, bis sie tiefer und tiefer im weichen Schnee versinken und die weiße Decke sich über den Röchelnden schließt.

Nein, das war ein grimmer, fürchterlicher Feind. Es war ein Genuß, ihn zu bekämpfen, ihn zu bezwingen und seinem Zorn in rastlos sich erneuerndem Streite zu trotzen. Man konnte seine Größe bewundern. Aber lieben konnte man ihn nicht...

* * *

Er sprang auf, raffte seine Sachen zusammen und schob die Schneebrille über die Augen. Es wurde dämmerig um ihn her. Unter dem rauchigen Glase und dem Drahtgeflecht, das es seitlich umspann, verblaßte das leuchtende weiße, blaue, grüne Farbenspiel zu einem düsteren Grau, wie wenn die Sonne plötzlich vom Himmel verschwunden wäre. Die ganze Umgebung gewann ein unheimliches, dräuendes Aussehen.

Er sah sich um. Zum erstenmal seit lange fühlte er sich fremd in dieser verblaßten, gespensterfarbigen Welt, fühlte er sich einsam in der Einsamkeit. Zum erstenmal seit lange empfand er den Wunsch, ein menschliches Wesen neben sich zu haben, eine menschliche Stimme zu hören und zu wissen, daß außer ihm noch etwas in der Eisöde lebte.

Langsam ... vorsichtig begann er den Rückweg durch die Welt von Gefahren, die den einzelnen, nicht angeseilten Gletscherwanderer bedrohen.

Er war geübt. Schon aus der Ferne unterschied sein Blick die Stellen, wo die Hochwelt ihre Menschenfalle, die schneeüberkleideten Gletscherspalten, gerüstet hatte. Unmerkliche, geschlängelte Linien, auf denen der Schnee in besonders harmlosem Weiß schimmerte, wiesen die Stätte der Gefahr. Stieß man da, vorsichtig sich am Rande haltend, die Eisaxt ein paarmal in den Boden, so stürzte der plötzlich ein, die Schneebrocken kollerten in die Tiefe, und ein scheußliches, unergründliches Loch gähnte zum Tageslicht.

Auch beim Stufenhauen mußte er jedes Zucken des Körpers beherrschen. Auch da klafften hart neben den Eishängen, an denen hin er seinem Fuße Bahn schuf, die

Digitized by Google

Schründe und wassergefüllten Eislöcher. Wehe, wenn er ausglitt! Aus diesen grünlich spiegelnden Kesseln mit den hohen, glatten Rändern gab es keine Rettung. Im Augenblick erstarrte man in der eisigen Flut und sank hinab, tiefer und immer tiefer und erreichte selbst als Leiche nicht den Boden des Schlunds.

Und Vorsicht, wo man an den Abhängen des Gletschers, unter kühn ragenden Eisklippen und massigen Schneemauern dahinsteigt! Die Erschütterung des nägellosen, sich mühsam ein paar hundert Schritte Fortschleppenden, den Hungertod bringen.

Vorsicht! ... Vorsicht! ... Sie war ihm, wie jedem gereiften Gletschermann zur zweiten Natur geworden. Langsam und zäh wand er sich durch die zerrissene Wildnis, hier in einem Serac, einem Eisschrund, auf kurze Zeit verschwindend, dort auf dem schmalen Kamm einer Schneemauer schreitend, auf Stufen auf und nieder kletternd, über glatte Flächen rutschend und mit jähem

Aus unserer Bildermappe:

Die Wahrsagerin. Nach dem Gemälde von Francesco Vinea.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft zu Berlin.)

bewehrten Schuhs genügt, die Kolosse ins Wanken zu bringen. Ein Krachen und Poltern stürzender Massen, und für immer verschwindet der schwache Menschenleib unter den Trümmern, die in der nächsten Nacht zu neuen, abenteuerlichen Fratzen zusammenfrieren.

Selbst im Geröll der Moräne lauert noch das Verderben. Im achtlosen Schreiten gleitet der Fuß aus, der Knöchel bricht, und ein Unfall, der sonst sich auf dem Krankenlager ohne Gefahren gibt, kann hier, in den ödesten Stellen des Gebirges, dem Hilf-

Schritt, nach genauer Prüfung, die Risse überspringend, bis er endlich wieder auf festem Felsen stand und die verhaßte Brille in die Tasche schob.

Dann schritt er, nach einem Blick auf die Karte, rüstig aus. Er hatte heute noch einen starken Marsch vor sich und ebenso die folgenden Tage auf der wilden, einsamen, nur über vergletscherte Hochpässe führenden Route — einem rechten highlevelroad im Jargon der Alpenklubs —, die ihn aus dem Berner Oberland ins Wallis, zu den Riesen der Südschweiz, führte.

Digitized by Google

VI.

„. . . Da kann man sich vorstellen, wie's zur Zeit der seligen Postkutsche bei uns ausgeschaut hat. Damals, als man noch zwischen Berlin und Danzig 'ne geschlagene Woche auf der Landstraße lag . . . sieh doch 'mal hinunter, Elisabeth . . . 's ist wirklich ganz hübsch. . ."

Sie schlug langsam die Augen auf, während die Worte ihres Mannes nur halb verstanden an ihr Ohr klangen. Das stundenlange Rütteln des Mietswagens, die Sonnenglut und die Staubwolken, die unablässig auf der Fahrt durch das Haslithal rechts und links den Blick verschleiert hielten — das alles hatte sie in einen Halbschlaf versetzt, in eine müde Träumerei, aus der sie jetzt erst erwachte.

Ihr Gesicht belebte sich. In der That . . . das war ein interessanter Anblick: diese ungeheuere, rückwärts durch die blendenden, jäh abfallenden Massen des Rhônegletschers abgeschlossene und von vielverzweigten Strömen durchrieselte Steinmulde, die kahlen, baum- und strauchlosen Höhen ringsum, von denen die drei Heerstraßen sich in endlosen Windungen zum Gletsch herabsenkten, das fröhliche Treiben auf diesen, sicher an den Grenzen des ewigen Schnees vorbeiführenden Chausseen, die langen Züge der vier- und fünfspännigen Postwagen, die unter Peitschenknall, eine lange Staubfahne hinter sich herziehend, in schlankem Trab die gefährlichsten Kurven passierten, — und unten im Thal, in seltsamem Gegensatz zu der öden Gebirgswelt, das große, moderne Hotel mit den endlosen, sich anschließenden Stallungen, dem Gewirr der davor aufgefahrenen Wagen und dem Getümmel der zwischen Deichselstangen und Rädern mit ihren Pferden hantierenden Knechte und der durcheinanderhastenden Passagiere. . .

Der Kutscher ließ die Gäule laufen. Sie fuhren am Hotel Gletsch vor und erhielten nach kurzer Verhandlung, der die am Portal herumlungernden Angehörigen aller Nationen in gähnender Teilnahme folgten, ihr telegraphisch vorausbestelltes Zimmer angewiesen.

* * *

Es lag zur ebenen Erde, und während Elisabeth mechanisch ihre Abendtoilette zur Table d'hôte vollendete, hörte sie dicht unter den Fenstern die Stimme ihres Gatten, der da draußen auf und ab promenierend seine Cigarrette rauchte.

Er mußte Bekannte getroffen haben! Mehrere Stimmen klangen aufgeregt durcheinander, helles Mädchengelächter, das Lispeln einer älteren Dame und der Bierbaß eines bejahrten Herrn.

Diese tiefe, fettige Stimme mußte sie doch kennen! Sie blickte vorsichtig von der Seite durch die Scheiben. Richtig! Da stand ihr Verwandter und Gutsnachbar, Herr von Endemer, von seiner zierlichen, mädchenhaft schlanken Frau und zwei halbwüchsigen Töchtern umgeben. Ein hünenhafter, wohlbeleibter Greis mit blaurotem, ewig schmunzelndem Gesicht, listig zwinkernden Augen und spärlichen Schnurrbarthaaren, die wie Katerborsten von den Lippen standen, beantwortete er in geräuschvoller Fröhlichkeit die Fragen ihres Gatten.

Wo Endemers herkamen? Aus Zermatt! Thatsächlich brillante Gegend . . . zwar überfüllt, aber interessante Gesellschaft . . . bessere Stände . . . Bergkletterer aus allen Ecken der Welt . . . viel angenehme Engländer . . . andere Sorte als die Cookschen Reisegümmel da unten im Schweizer Seegebiet. Dabei Gegend prachtvoll . . . würzige Luft, treffliche Hotels . . . „. . . ich kann dir nur raten . . ." schloß Herr von Endemer seinen Bericht . . . „geh' auch hin . . . wird dich nicht gereuen!"

Sie sah, wie ihr Gatte die Achseln zuckte. „Ich weiß nicht recht, wo ich meine Frau hinbringen soll," sagte er und trat mit dem weitläuftigen Onkel etwas zur Seite. „Die Reise schlägt ihr gar nicht gut an. Ist es nun, weil wir Edith nicht mithaben . . . aber wie können wir denn das Kindchen hier mitschleppen, und es ist ja auch vorzüglich aufgehoben . . . oder was sonst . . . jedenfalls ist sie schon die ganze letzte Zeit melancholisch und schweigsam. Weißt du . . . die Stimmung, wo einen die Frauen den ganzen Tag mit einem seelenvollen Märtyrerblick anschauen, ohne daß man weiß, warum, bis man sich schließlich selber ganz dumm vorkommt — und dann hat sie ganz abnorme Ideen . . . will fortwährend ins Hochgebirge zurück, seit sie neulich gegen meinen Willen . . ."

„Aber das paßt ja vortrefflich!" schrie der joviale, alte Herr . . . „. . . in Zermatt

hat sie die Auswahl, da ist ein Berg höher wie der andere!"

„Du hast mich nicht ausreden lassen!" sein Ton klang etwas gereizt. „Ich sage ... gegen meinen Willen ... ich habe es ihr direkt verboten, und darüber kann sie sich nicht beruhigen."

Herr von Endemer schüttelte wehmütig lächelnd das graue Haupt. „Kennste denn die Weiber noch nicht?" fragte er traurig. „... Denen muß man nie etwas verbieten. Dann heißt's bei ihnen: Nu gerade! wie bei den kleinen Kindern ... unvernünftig, wie sie nun mal sind, waren und sein werden! Nein, mein Junge ... man muß immer so thun, als ob man auf alle ihre Capricen einginge ... so thun ... verstehst du. Sowie sie dann glauben, daß sie ihren Willen glücklich durchgesetzt haben, beruhigen sie sich und lassen sich ein X für ein U machen. Bring' du deine Frau ruhig nach Zermatt und steig' mit ihr jeden Tag aufs Mettelhorn oder sonst einen ungefährlichen, nicht ganz ausgewachsenen Berg ... aber immer ordentlich über Geröll und steil bergan ... dann wirste sehen ... nach drei Tagen hat sie genug und bittet dich selbst, sie zu Hause zu lassen!"

„Aber es ist gefährlich!"

„Da sieh' mal meine Mariellen an," der dicke Herr deutete auf seine beiden Töchter, die, verzweifelt das Lachen verbeißend, mit tiefem Interesse zusahen, wie eine unförmlich dicke, prustende Französin vermittelst einer Leiter von zwei kräftigen Männern auf das Bankett des Postwagens hinaufgehißt wurde, „... die beiden Backfische da sind auf den Bergen 'rumgeklettert wie die Wiesel ... natürlich mit einem guten Führer ... und Vetter Eduard war auch dabei. Durch den Schnee sind sie gestapft ... und Edelweiß haben sie gepflückt ... in ganzen Buschen ... und es ist ihnen gar nichts passiert. Wo's ängstlich war, da durften sie natürlich nicht hin!"

Elisabeth trat rasch vom Fenster. Eine Wolke des Unmuts glitt über ihre schönen Züge. Es ärgerte sie, daß sie das Geschwätz mit anhören mußte, und sie beeilte sich, mit ihrer Toilette fertig zu werden. Aber während sie durch das Zimmer ging, hörte sie wieder die Stimme ihres Mannes.

„Eigentlich hast du recht!" sagte er in lachendem Ton, „... das ließe sich hören!"

„Versuch's nur!" sprach der fette Baß dagegen.

„Ich will's versuchen! Und wenn Zermatt wirklich so hübsch ist ..."

Sie verließ das Zimmer und ging hinunter, die Gesellschaft zu begrüßen.

* * *

Vor der Table d'hôte schlenderte man noch zusammen das Viertelstündchen hin bis zu dem Rhônegletscher, der, ein verirrter Riese, ganz einsam in dem sonst schnee- und eisfreien Felsenkessel schimmerte.

Es kam ihr wie ein Löwe im Käfig vor, dieses mächtig getürmte, rings von kahlen Felswänden eingeschlossene Eisgebirge. Vor ihm die müßige, zähnestochernde, im Bädeker blätternde Menschheit, schreiende Kinder, Photographiebuden, ein kleines Hotel, auf Steinwurfweite an den Gletscher hingebaut, vor ihm alte Damen mit Operngucken und schmutzige, mit Bergkrystall hausierende Jungen, weidende Kühe, Jodeln und Peitschenknall von der Chaussee ... sie wandte sich ab. Ihr ekelte vor dieser Profanierung der Wunder der Hochwelt.

Aber sie würde diese Wunder ja wiedersehen! Sie konnte ja nun ziemlich sicher sein, daß ihr Mann noch heute den Vorschlag machte, dem Thal der Rhône entlang, die hier als trüber Gletscherstrom entsprang, gegen Zermatt hinzufahren, und ihr Herz pochte bei diesem Gedanken. Ein heißes banges Verlangen, wie sie es noch nie in ihrem Leben empfunden, trieb sie den Thoren der Alpenwelt entgegen, und schon die Erinnerung an die paar Tage, die sie dort verbracht, genügte, sie in eine unerklärliche Stimmung sehnsüchtiger Traurigkeit zu versetzen ...

Die Sonne war im Scheiden. Ein kühler Wind strich von den hochgelegenen Pässen und vom Gletscher herab. Man wandte sich zum Gehen. Von überall her pilgerten schwarze Punkte über die Geröllhalde dem hochragenden Hotel zu, in dem die Futterstunde näher und näher rückte.

* * *

Endlich war auch die Table d'hôte überstanden. Auf dem langen, halbdunklen Korridor drängten sich die Gäste, die da, langsam auf und ab schlendernd, den langen herbstlichen Abend totzuschlagen suchten. Draußen war es empfindlich kalt. Nur

Digitized by Google

wenige wagten sich, den Mantel zuknöpfend, in die herbe Nachtluft hinaus. Andere wieder suchten die Bierstube auf, in der das Münchener Bräu vom Fasse rann und durch die Tabakswolken das Klappern der Billardbälle tönte.

Das Gros der Gesellschaft aber sammelte sich im Vestibül. Hier loderte ein Kaminfeuer traulich durch die Dämmerung, und um sein, mehr das Auge erquickendes als wärmendes Geflacker räkelte und dehnte sich Old England auf den Sesseln im Halbkreis. Der ganze Raum war gesteckt voll Menschen. Im unsteten Feuerschein tauchten die Köpfe und Gestalten der Britten aus dem Dunkel auf und sanken wieder darin nieder.

Davor ging eine Anzahl katholischer Priester auf und ab. Man hörte das sanfte, unablässige Rauschen ihrer Frauenröcke, dazwischen das leise Säbelklirren eines von Andermatt kommenden Schweizer Milizoffiziers, der, auf seinen Wagen wartend, müßig zwischen den Kofferhügeln im Vorplatz umherstrich.

Elisabeth ließ müde die Zeitung sinken und griff nach einer anderen. Um das Lesen war es ihr nicht zu thun, aber sie wollte dem Gespräch entgehen, das neben ihr ihr Mann mit dem alten Endemer, dessen Familie sich bereits zurückgezogen, führte.

„Antrag Kanitz . . . Doppelwährung . . . Identitätsnachweis . . .“ sie begriff gar nicht, wie man hier in dieser fremden, großen Welt von all den Dingen sprechen konnte, die ihr schon daheim an den langen Winterabenden ein Greuel geworden waren. Und doch redeten die beiden schon eine Stunde über die fehlerhaften Maßnahmen der Reichsregierung und erhitzten sich immer mehr.

Und sprachen die anderen Menschen rings herum denn etwas Besseres? Bei den Engländern am Kamin wurde geflirtet, was das Zeug hielt, daß die Misses lachend den Kopf zurückwarfen und ihren, sich von hinten über ihren Stuhl beugenden Verehrern die tadellosen Gebisse zeigten; ein paar alte Yankees mit ausrasierter Oberlippe und fächerförmigem Vollbart rechneten stirnrunzelnd in ihren Notizbüchern, ein dicker, stark plattdeutsch sprechender Herr verbreitete sich ausführlich über die Grundsätze, nach welcher die Familie Seiler Küche und Keller ihrer Hotels leite, eine merklich geschminkte Französin sandte glänzende Blicke nach allen, einzeln vorüberschreitenden Gentlemen, ein alter, vornehmer Russe fragte, von einem Stab von Kellnern und Hausdienern umringt, zum zwanzigstenmal nach seinen immer noch nicht eingetroffenen Koffern . . . sie kam sich so fremd vor, so einsam unter diesem Touristenschwarm, der sich, der Mode, nicht dem eignen Gefühle folgend, hier zusammengefunden hatte.

Unter den zahlreichen Kurlisten und Fremdenblättern, die vor ihr lagen, hatte sie sich halb instinktiv den Anzeiger von Zermatt ausgesucht und überflog zerstreut die Liste der Angekommenen.

Ihr Auge blieb an einem Namen hängen, und plötzlich fühlte sie etwas wie einen heftigen Schlag und merkte, daß ihr Herz blitzschnell zu hämmern begann.

Das Papier zitterte in ihrer Hand. Zum drittenmal las sie, im Geiste jede Silbe buchstabierend, die Thatsache, daß unter vielen anderen Fremden auch der Baron von Gündlingen mit Bedienung im Hotel Mont-Cervin zu Zermatt abgestiegen war.

Sie starrte vor sich hin, und ein Schrecken überrieselte sie langsam und lähmend. Ein betäubender Schrecken vor ihr selbst! In diesem Augenblick erst hatte sie an der Wirkung, die die paar Worte in der Fremdenliste da auf sie übten, erkannt, wie es um sie stand und was der Mann ihr war, den sie aus allen Kräften zu vergessen suchte und zu vergessen hoffte.

Und was, im tiefsten Grunde ihres Herzens, die träumende Sehnsucht nach den Bergen bedeutete . . .

Sie atmete schwer. Da war die Versuchung, von der ihr wohl manchmal eine Freundin in der Dämmerstunde weinend gebeichtet, und von der sie selbst noch nie etwas empfunden. Jetzt drohte jäh und herzbeklemmend die Gefahr und raubte ihr Ruhe und Überlegung.

Die Versuchung meiden! . . . Natürlich . . . das war das Beste. Sie würde ihren Mann bitten, sie an den Genfer See zu führen oder ins Engadin. Er würde es thun und den Grund ihrer Bitte nicht ahnen.

Aber etwas regte sich in ihr dagegen, etwas wie ein Gefühl herben Stolzes. War es nicht feige, erniedrigte es nicht ihre

Digitized by Google

Schwere Wahl. Nach dem
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clé

Digitized by Google

Nach dem Gemälde von Alonzo Perez.
Photogravure Clément & Cie. in Tornach i. E., Paris und New York.

Digitized by Google

Selbstachtung, wenn sie vor der Gefahr floh, statt ihr die Stirne zu bieten und zu siegen?

Und das wußte sie vor allem aus manchem, was sie gesehen und erlebt: nicht immer tötet, wie die landläufige Weisheit sagt, die Entfernung die Liebe. Oft facht sie sie nur noch mehr an. Sie schafft in träumendem Sinnen ein Idealbild des geliebten Wesens, sie trägt geschäftig immer neue Züge des Schönen und Edlen herbei, und oft mochte es sich ereignen, was sie einmal bei Verwandten erlebt: daß zwei Menschen, die durch Feuer und Wasser den Weg zu einander gefunden, sich dann in kurzem fremd und enttäuscht gegenüberstanden und wieder schieden.

War es da nicht besser, einen Menschen, der nur einmal in flüchtiger Begegnung einen so tiefen Eindruck auf einen anderen gemacht, in all seinen Fehlern und Schwächen aus der Nähe zu sehen und ernst zu prüfen?

Wenige Tage vielleicht nur, und die Enttäuschung war da! Und mit ihr die Ruhe und der Sieg. Und sie konnte selbst über die verblaßte Wundergestalt lächeln, die ihre erregten, zitternden Nerven in den Schrecken des Hochgebirges, in ungewohnten Entbehrungen und Anstrengungen, in der Todesgefahr, sich geschaffen hatten.

Ihr Gatte berührte ihren Arm.

„Hör' mal, Elisabeth!" sagte er. „Endemer erzählte mir da vorhin wahre Wunderdinge von Zermatt und seinen Bergen! Damit du siehst, daß ich kein Unmensch bin ... wenn du willst, führe ich dich morgen hin, und wir kraxeln da meinetwegen ein bißchen herum!"

Er ergriff guimütig lachend ihre Hand. Sie schauderte leise zusammen. Ihr war, als habe sie ihn schon verraten. „Ich danke dir!" sagte sie leise. Ein kalter Glanz kam aus ihren Augen, und um ihre Lippen legte sich ein harter, kampfbereiter Zug.

VII.

Zermatt hat einen König. Hochragend thront über ihm ein Gebieter, um den sich alles in diesem engen Hochthal dreht, zu dem die Fremden mit Staunen und Grauen, die Einheimischen mit Dank emporblicken. Denn ihm schulden sie es in erster Linie, daß aus dem weltenfernen Gebirgsdorf die menschenwimmelnde Touristenstation mit ihren vierstöckigen Hotels und ihrer Zahnradbahn, das gelobte Land der Alpensteiger geworden ist.

Der König ist das Matterhorn.

Wie sich, der ungeheuerliche Felszacken 14 000 Fuß hoch in die Lüfte bäumt, als wolle er mit seiner nadelscharfen Spitze das Himmelsgewölbe durchstoßen, bietet er ein Bild fürchterlicher Wildheit und Größe, dem sich keiner entziehen kann, der in seinem Schatten unten im Thale wohnt.

Das Matterhorn beschäftigt einen jeden da unten. Alle Welt spricht von ihm, tagaus, tagein, solange der Fremdenstrom im Sommer flutet und ebbt. Leute, die nie auf einem Hochgipfel waren, wissen mit den Verhältnissen des Riesen genauesten Bescheid. Als wäre es gestern gewesen, erzählt man sich allstündlich die Einzelheiten der ersten Besteigung am 13. Juli 1865. Man weiß es noch genau, daß der junge Hadow zuerst, zwanzig Schritte unterhalb des Gipfels, auf dem Rückweg ausglitt, daß Reverend Hudson und Lord Francis Douglas ihm folgten, und selbst Michel Croz, der unerreichte Gebirgsführer, sie nicht mehr zu halten vermochte auf dem Sturze siebentausend Fuß hinab auf den Gletscher. Und doch hatte der erzürnte Koloß nicht alle seine Bezwinger abzuschütteln vermocht. Oben, an dem geborstenen Seile standen noch Whymper und die beiden Führer Zum Taugwald aufrecht da und stiegen bleich und verstört hinab ins Thal. Wenige Tage darauf erklomm zum zweitenmal ein Trupp kühner Bergführer die Spitze, und als er wohlbehalten die heimischen Matten wiedersah, da war der Bann gebrochen, und Jahr für Jahr muß seitdem der für unüberwindlich gehaltene Berg den Fuß des Menschen auf seinem Nacken spüren.

Aber ein Ereignis bleibt die Matterhornersteigung immer noch für Zermatt, wenn sie auch in günstigen Sommern fünfzigmal und öfter stattfindet. Das sah Elisabeth, als sie mit ihrem Gatten auf die Veranda des Hotels Mont-Cervin trat.

Dichte Gruppen standen da auf der Straße, Touristen aller Nationen, hübsche Engländerinnen mit offenem Mund, krebsrot verbrannte Gletschermänner, Maultiertreiber, eine merkwürdige Menge alter fetter Damen, die seit Eröffnung der unvermeid-

Digitized by Google

lichen Zahnradbahn den Weg hier herauf gefunden, und etwas abseits in ganzen Schwärmen die schlicht gekleideten, verwetterten Bergführer von Zermatt, die zu den besten ihrer Gilde gehören.

Und alles schaute zu dem Riesen hinauf, der über ihnen im Abendschein strahlte. Ein warmer, rötlicher Ton verklärte die Schroffenwände, wie Silber blinkten die schmalen Schneerinnen in den Furchen des jäh abschießenden Gesteins und glitzerte, schon hart an der Spitze, ein steiles weißes Firndach. Der Gipfel selbst flammte noch in flüssigem Gold, während unten schon die Nacht sich um den Fuß des Berges spann. Feine, weiße Wolkenflocken, die im Glanz der scheidenden Sonne durchsichtig schimmerten, klebten da und dort an den Felsenzacken und zogen sich in der halben Höhe des Horns zu einem dünnen, den Kamm verhüllenden Schleier zusammen.

„Das ist ja gerade das Unglück!" sagte der alte Franzose neben Elisabeth, der ihr verbindlich sein Opernglas angeboten hatte, „. . . bis zu dem Wolkenstreifen erkannten wir sie beim Abstieg ganz deutlich . . . aber darunter kamen sie nicht wieder vor, es sah es wenigstens niemand. Sie können sich die Besorgnis denken!"

Aufgeregt an dem Glase drehend, raffte sie ihr bestes Französisch zusammen und bat den höflichen alten Herrn um weitere Aufklärung.

Aber mit Vergnügen! Also zum erstenmal in dieser Saison hatte heute eine Dame, eine österreichische Aristokratin, sich auf das Matterhorn gewagt — „Sie sehen doch den Weg, Madame: immer den entsetzlich steilen Kamm hinauf bis zu dem Felsenabsatz, den man ‚die Schulter' nennt . . . dann weiter an Seilen und Klammern zur ‚Nase' und über den Schnee zur letzten Kletterei auf den Gipfel."

Dort waren die drei — die Dame und ihre zwei Führer — Punkt zwölf Uhr mittags mit dem Fernrohr gesehen worden, winzige schwarze Gestalten, die weit vornübergeneigt, um den Windstößen standzuhalten, auf der schwindelnden Höhe standen. Sehr bald hatten sie dann den Rückweg angetreten und nun . . .

Ein eleganter junger Mann kam im Laufschritt die Straße herauf.

„Sie is ja schon zaruck!" rief er von weitem ein paar gletschergebräunten Freunden zu. „Eben haben's vom Schwarzsee telephoniert!"

Und das hatte man nicht gesehen! Große Aufregung! . . . Der Abenddunst an den Bergen sei daran schuld, entschieden die Führergruppen in ihrem wie unverständliches Schwäbeln klingenden Patois, einer seltsamen deutschen, mit keltischen und italienischen Brocken verzierten Mundart.

„Sie is vom Hotel Schwarzsee gleich weiter!" fuhr der Elegant fort. „In a Stunden is sie hier . . ."

So schlenderte man denn durch das Dorf, um an dessen anderem Ende oder sonstwo Posten zu fassen und das große Ereignis zu erwarten, während die Mehrzahl der dicken alten Damen sich wieder in ihr Zimmer zurückzog.

Das war auch gut so. Sie hätten nur das eigenartige Leben dieser Hochgebirgsstation verwischt, das jetzt gegen die Dämmerstunde hin das Dorf erfüllte und Elisabeth mit ihren ganzen Sinnen gefangen nahm.

Von allen Seiten, aus dem Geröll des Gornergletschers, dem Findelnthal und der schäumenden Schlucht des Triftbachs, vor allem aber vom Riffelhaus herunter kamen die Bergsteiger zurück, die Eisaxt in der Hand, die Schneebrille auf dem edelweißgeschmückten Wetterhut, von ein oder zwei Führern begleitet, in raschem, schwerem Tritt. Dazwischen die Spaziergänger, die im Thal und auf den umliegenden Hügeln Erholung gesucht, auf die Bergstöcke oder die unnützen Gemsenhörnchen gestützt, ganze Züge von Maultieren, in deren Sattel weibliche Wesen, zuweilen sogar kräftige Männer schwankten, die Treiber hinterher, wieder neue Maultiere mit Koffern und Kisten für die hoch über Zermatt liegenden Riffelhotels beladen, das Glockenspiel der von der Weide trottenden Kühe und Ziegen, die Zurufe der verstümmelten Bettler am Wege, das rauhe Geschwätz der herumlungernden Führer, das Schrillen der Hotelglocken — das alles klang wirr ineinander und drängte sich in der engen, schmutzigen, von bunten Kaufläden umrahmten Dorfgasse.

Und da erschien die Matterhornersteigerin wirklich.

Schön war sie nicht. Schmächtig ge-

wachsen, mit kurzgeschnittenem Haar und kecken, etwas groben Zügen sah sie wie ein verkleideter Junge aus, als sie da mit langen Schritten in der Mitte ihrer Führer daherkam und, obschon sichtlich erschöpft, die in unsömlichen Bergschuhen steckenden Füße so energisch aufsetzte, daß die Eisenkettchen der Schneegamaschen leise auf dem Pflaster klirrten.

Man begrüßte sie von allen Seiten. Vor dem Hotel Monte-Rosa erhoben sich die vornehmen Mitglieder des Londoner „Alpine-Club," die da gähnend auf das Dinner warteten, und der junge Elegant von vorhin überreichte ihr feierlich ein Bouquet.

Sie nahm es mit Kopfnicken in Empfang. „Dös war a Hetz'!" rief sie lachend im Weiterpilgern einem breitschulterigen Herrn zu, „. . . aber recht hatten's schon! Der Schnee is heuer bös da heroben!"

Der Herr hatte schweigend gegrüßt. Jetzt wandte er sich um und sah Elisabeth ins Auge . . . erst gleichgültig, dann mit einem betroffenen, ungläubigen Ausdruck, als wolle er seinen Sinnen nicht trauen.

Sie wunderte sich, daß sie selbst ganz ruhig blieb. Aber sie hatte sich im Laufe dieser Tage so oft die Begegnung ausgemalt, so oft überdacht, was sie dann thun und sprechen würde, daß ihr jetzt weder Mut noch Haltung versagten.

„Also wirklich!" Sie trat rasch auf ihn zu und bot ihm freundschaftlich die Hand. „. . . Wirklich sind Sie hier! Wir hatten Sie nämlich in der Fremdenliste gelesen . . . aber ob Sie noch da seien, das wußten wir natürlich nicht!"

Er hielt ihre Hand fest und schaute prüfend in ihr Gesicht. „Ja . . . und wie kommen Sie denn hierher?" fragte er kurz.

Sie lachte auf. „Ich . . . mit meinem Mann . . . versteht sich! Aber erlauben Sie, daß ich Sie bekannt mache: mein Mann . . . Herr Baron Gündlingen, mein Lebensretter, wenn ich so sagen darf."

„Freut mich ungemein . . ." Ihr Gatte war höflich wie immer, „. . . zu meinem Bedauern verließen Sie Grindelwald so rasch, daß ich gar nicht dazu kam, meinen Dank . . ."

Der andere wehrte ab. „Von Dank ist da keine Red' — ich war zufällig dabei. Sonst hätt's der alte Christen auch allein gethan. Der hat noch keinen fallen lassen."

Eine Pause entstand. Sie gingen langsam durch die Dorfgasse zurück.

„Wissen Sie, daß wir auch hier Touren machen werden?" hub Elisabeth an. „Mein Mann hat endlich Geschmack daran gefunden. Morgen fangen wir an."

Er nickte und sah prüfend zum Himmel auf. „Wann's Wetter hält," sprach er, „. . . hier unten weht der Wind ja freilich vom St. Niklasthal herauf, aber da oben ziehen die Wolken immer noch von Süden!"

„Und das ist schlecht?" fragte Herr von Randa.

„Das bringt Regen. Aber es kann sein, daß es sich bessert. Das Barometer steht noch so so!"

Da sprach man also glücklich vom Wetter!

Elisabeth blieb stehen und schaute sehnsüchtig zum Matterhorn empor.

„Da möchte ich hinauf!" meinte sie und deutete auf den langsam im Dämmern verglimmenden Riesen. „Die Dame, die heute droben war, die beneide ich, weiß Gott . . ."

„Aufs Matterhorn können Sie nicht!" Ihr Begleiter sprach eigentlich mehr zu ihrem Manne, als zu ihr. „Das ist für Sie zu schwer!"

„So?" Ihr Ton war etwas spitz, „Ich denke, ich habe Courage!"

„Die Courage allein thut's nicht. Dazu gehört die Übung, und die kriegt man nicht von heute auf morgen!"

„Ja . . . wo soll man denn dann hin?"

Er zuckte die Achseln. „Es gibt schon leichte Berge! Der Cima di Jazzi oder das Breithorn . . . auf dem steigt ja ein jeder herum . . . oder 'mal zum Untergabelhorn . . ."

Er sprach das gleichgültig wie ein Führer, mit dem man über eine Tour verhandelt. Der Unmut stieg in ihr empor. Sie merkte, er wollte mit vollem Bewußtsein die gefährliche Kameradschaft von neulich nicht erneuern.

„Hat Ihnen das kalte Bad damals nicht geschadet, gnädige Frau?" fragte er kurz und höflich.

„Danke. Nicht im geringsten!"

„Nicht einmal einen Schnupfen?"

„Nein. Gar nichts!"

Digitized by Google

„Ein Beweis für Ihre gute Konstitution, gnädige Frau! So haben Sie doch einen Gewinnst von der verregneten Partie!“

Verregnete Partie! Der Ausdruck ärgerte sie. Es lag so etwas Kleinliches darin, was gar nicht zu ihrer damaligen Stimmung paßte.

Aber hatte er nicht recht, diese Stimmung auf sich beruhen zu lassen und an Stelle des burschikosen Verkehrstons in der Klubhütte die Förmlichkeit der guten Gesellschaft zu setzen? Er konnte ja gar nicht anders! Es war seine Pflicht. Und sie selbst suchte es ja, sie wollte ja diese Schranke zwischen sich und ihm errichten.

dem Oberkellner über eine Flasche Beaujolais verhandelte.

Und vielleicht ging es ihm gerade so? Vielleicht erkannte er in der schlanken, kühlen Weltdame, die da an der Seite ihres Gatten ihm gegenüber saß, die kecke Kameradin von neulich, die Träumerin, der sich an seiner Seite die Wunder der Hochwelt erschlossen, gar nicht wieder?

Steif und zurückhaltend war er jedenfalls genug dazu. Bei aller Höflichkeit, mit der er das gleichgültige Gespräch weiterführte, schien er das Ende der Mahlzeit herbeizusehnen.

Sie wurde immer schweigsamer, und

Aus unserer Bildermappe:

Ein stiller Winkel. Nach dem Gemälde von L. C. Nightingale.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Und dennoch fühlte sie sich enttäuscht, beinahe gedemütigt, als sie alle drei sich an der langen Table d'hôte niederließen.

Sein Äußeres erschien ihr verändert. Er war dunkel, in unauffälliger Korrektheit gekleidet. Aber diese Atlasbinde, die weiten Beinkleider, das modische Jackett schienen ihr so gar nicht zu der schwerfälligen Vornehmheit seines Wesens zu passen. Wie zwei verschiedene Menschen erschienen ihr der Mann da draußen, in der verwetterten Lodenjoppe, mit nägelbeschlagenen Schuhen, die wuchtige Eisaxt in der stählernen Faust, und der einsilbige Gutsbesitzer, hier in der Tafelrunde gleichgültiger Menschen, der mit

auch ihm kamen die Worte spärlich vom Munde.

Endlich verstummten sie ganz. Lächerlich, zu reden, wenn man sich nichts sagen will!

Aber ihre Augen trafen sich zuweilen. Und dann war es, als ginge den beiden blitzschnell der gleiche Gedanke durch den Kopf: „Wie lange wollen wir uns noch die Komödie vorspielen?“

Doch das dauerte nur einen Augenblick. Dann empfanden sie, daß sie sich geirrt hatten. Und es war ja gut, daß sie sich nicht mehr verstanden . . .

Aber trotzdem erfaßte sie eine Stim-

mung trostloser Verbitterung. Anders hatte sie sich das Erwachen aus dem Traume doch vorgestellt!

Um sie das Geschwätz und Gelächter, das Tellerklirren, das Schmatzen und Schlürfen, der Glockenschlag, der vom Büffett her das Zeichen zum Servieren eines neuen Ganges gab, die eilfertigen Tritte der Kellner und Mägde ... das kam ihr heute alles so widerlich vor. Sie blickte die Tafel entlang: selbstzufriedene Alltagsgesichter überall, plaudernde, kauende, zähnestochernde Menschheit, selten einmal von irgend einem originellen Kopfe, einer interessanten Erscheinung unterbrochen.

Man konnte diese seltenen Gäste beinahe zählen: da zwei alte Männer, ein Yankee und ein Britte, die während des Essens gespannt die „Times" und den „New York-Herald" lasen. Nach dem Braten sahen sie sich stumm an, tauschten ihre Zeitungen über den Tisch hinüber aus und verschwanden wieder hinter den hohen Papierwänden.

Einem Herrn in der Nachbarschaft, der wie ein gereizter Nußknacker aussah, schien das zu mißfallen. Er trommelte nervös auf dem Teller, zupfte an seinem dunklen Henri-Quatre und starrte wie hypnotisiert zu den beiden Gentlemen hinüber.

Und da endlich ein schönes Gesicht: eine junge Französin, die aus tiefdunklen, schwermütigen Augen sehnend den Tisch entlang sah, zum Fenster hin, hinter dessen Scheiben die Berge im Dämmerschein blauten. Dort am Fenster stand der Kellner mit der Puddingschüssel, und je weiter er servierend die Reihe herauf kam, desto kleiner wurde ihr Inhalt und desto größer das seelenvolle Augenpaar des hungrigen Backfisches.

Elisabeth sah wieder vor sich hin. Sie begriff es selbst nicht, warum sie sich so gereizt und elend fühlte. War es nur das verletzte Selbstbewußtsein, daß er sie aus dem Traume wachgerüttelt hatte, aus dem sie sich mit eigner Kraft hatte befreien wollen? ... War es das Sehnen nach diesem Traume selbst, der da wie eine bunte Seifenblase vor ihr zerging und ihr die leere, öde Wirklichkeit zurückließ ...?

Die beiden Männer neben ihr waren in eifriger Unterhaltung. Sie hatten sich in ihrer Stellung als Großgrundbesitzer getroffen und tauschten ihre Erfahrungen über das Wesen der mittelsächsischen und der fränkischen Landwirtschaft aus. Von Viehzucht war namentlich die Rede, von der Simmenthaler Rasse, von Weidegang und Genossenschaftsmeiereien, und aus den Worten, die halbgehört an ihr Ohr schlugen, konnte Elisabeth entnehmen, daß ihr Gatte sich mit der Absicht trug, mit dem schwäbischen Berufsgenossen einen Handel über eine Heerde ausgesuchter Zuchtkühe abzuschließen.

Wiederholt hatte, dies Gespräch unterbrechend, der andere sich mit ein paar höflichen Worten an sie gewandt. Sie antwortete kurz und kühl und drehte sich dann, eine günstige Gelegenheit benutzend, der Dame zu ihrer Rechten zu, einer freundlichen englischen Matrone, die, an der Seite ihres steifleinenen, schweigsamen Gemahls sitzend, froh war, der schönen, leidlich englisch sprechenden Nachbarin ihre Ansichten von Zermatt, von der Schweiz im allgemeinen und den Hotelpreisen im besonderen zu vermitteln.

„Elisabeth ..." Sie fühlte sich von ihrem Gatten leicht am Arme berührt und sah, daß Herr von Gündlingen, den Beginn des Desserts nicht mehr abwartend, sich erhoben hatte.

Sie erwiderte mit freundlichem Lächeln seinen Gruß und rückte dann, während er schwerfällig durch den Saal dahinschritt, ungeduldig an ihrem eignen Stuhle. „Wir wollen auch gehen!" sagte sie, ihrem Manne leise unter dem Tische die Hand drückend, „... ich finde es ganz schrecklich hier!"

Sie machten noch einen kurzen Abendspaziergang durch das Dorf, das jetzt einen bizarren Anblick bot. Die uralten, schwarzgedörrten Holzhütten überflutete der bläuliche Schein des elektrischen Lichts; aus den ragenden Hotelkasernen drang heller Kerzenglanz und Tanzmusik, nach der sich, dem auf der Dorfgasse herumstehenden dunklen Volke der Führer und Bauern durch die offenen Fenster deutlich sichtbar, die Gäste thöricht in dem rasch ausgeräumten Speisesaal drehten. Hoch von oben her schimmerten, vom Sterngefunkel überglitzert, die ewigen Eisfelder, und etwas weiter abwärts verrieten bläuliche Dunstkegel den Standort der hochgelegenen Riffelhotels. In unwahrscheinlicher, riesenhafter Größe durchbrach als ein in der Nacht verschwim-

mendes, weißliches Zackengebilde das Matterhorn den sternübersäten Nachthimmel, vom Bahnhof klangen der Pfiff der Lokomotive, Peitschenknall und das Rasseln der Hotelomnibusse, die, mit neugierig sich umschauenden Gästen vollgeladen, im Schritt zwischen den hellerleuchteten Jahrmarktsbuden auf beiden Seiten der Gasse dahinfuhren.

Vor dem Hotel blieb Herr von Randa stehen und musterte den Glasgang auf der Seite, aus dem Lärm und Musik ertönte. „Ich würde ganz gerne noch ein Glas Bier trinken!" meinte er etwas zweifelnd. Denn zumuten konnte er seiner Frau ja nicht, ihn in den Tabaksqualm und die ziemlich gemischte Gesellschaft zu begleiten.

Aber sie war froh, eine Stunde allein zu sein, und reichte ihm die Hand. „Thu's nur," sagte sie, „... ich schreibe noch ein paar Briefe oben im Zimmer. Auf Wiedersehen!"

„Nun ... wenn du erlaubst!" Er küßte ihr, sich rasch umschauend, die Hand und sah sie im Weggehen freundlich an.

Und auch sie blickte ihm mit einem Gefühle nach, das vielleicht noch nicht Liebe, aber jedenfalls herzliche, wiedererwachende Freundschaft war.

VIII.

Vom Speisesaal war der Baron von Gündlingen in die niedere Bierhalle an der Seite des Hotels getreten.

Dort saßen an reserviertem Tisch die großen Gletschermänner, die angestaunten Helden ihrer Sektionen und Vereine, die in der Fachpresse als Autoritäten über neue, unvermutete Aufstiege, führerlose Gipfelbezwingungen, Hochtouren zur Winterszeit und ähnliche Wagestücke berichteten.

Mit kurzem Gruße setzte er sich in ihre Mitte. Wenn er auch sonst die Berührung mit der Welt mied, so pflegte er doch den Kreis dieser Gleichgesinnten aufzusuchen, von denen man stets Wichtiges über Schneeverhältnisse, Wetter und Führer und neue Ereignisse der Saison erfahren konnte.

Und innerlich fern blieb er ihnen ja doch. Denn hier tauschte man keine anderen Gedanken, keine anderen Empfindungen aus, als sie der Alpensport erzeugt. Er war das Band, das diese an Beruf und Heimat, an Stand und Alter so verschiedenen, vom Gletscherbrand kupferfarbig gebräunten Firnwanderer zusammenhielt.

Da saß ein Tiroler Advokat, ein Mann mit kühngeschnittenem, blondbärtigem Gesicht und adlerscharfen Augen, dem der tolle Wagemut aus jeder Bewegung des kraftvollen Körpers sprühte. Neben ihm, die glimmende Virginia im Munde, der Wiener Elegant, der am Nachmittag die Nachricht von der Rückkehr der Matterhornersteigerin gebracht. Durch Salben aller Art hatte er seine Gesichtshaut hell zu erhalten gewußt, die auf Touren stets mit Wildleder bekleideten Hände waren weiß und seine Kleidung, das bunte Hemd und der taubengraue Bummelanzug von auffallender Gewähltheit. In seinem Auge blitzte das Monocle. Man behauptete, daß er es bei der Traversierung des Matterhorns nach Breuil im Schneesturm, als der Führer neben ihm, vom Steinfall getroffen, zusammenbrach, unverwandt balanciert habe und es bei seinen unglaublichsten Kletterkunststücken im Gesichte zu bewahren wisse.

Neben diesem schweigsamen, gleichgültig dreinblickenden böhmischen Grafen der Staatsanwalt aus Hamburg, ein robuster Mann in Lodengewand und Jägerscher Normalwolle. Während seiner Ferienzeit gab der sonst so würdevolle, schnauzbärtige Herr nichts auf sein Äußeres. Auf den Bergen oben müsse man ja doch nolens volens wie ein Ferkel umherlaufen, und was hier unten die Hotelsimpel, die Chausseeflöhe und Paßbummler von seinem Kostüm hielten, sei ja ganz gleich! Hier wolle er seine Ruhe, in den paar Wochen, wo er nichts vom Reichsstrafgesetzbuch und seinem persönlichen Feind, der Sozialdemokratie, zu hören brauche!

Das haarbuschige Männchen an seiner Seite vertilgt unglaubliche Mengen Bier. Das ist ein Münchener Maler, der nicht nur aus Passion in die Berge geht, sondern ihre weltentrückte Pracht in Farbe und Leinwand wieder auferstehen läßt. Wenn der langbärtige Zwerg, die mächtige Eisaxt auf der Schulter, suchend in dem einsamen Geröll umherhuscht, könnte man ihn für einen Gnomen halten, der sich durch irgendwelches Wunder in das neunzehnte Jahrhundert herübergerettet hat. Aber sein Durst ist so goldecht und gediegen, daß Zweifel

an seiner urbayerischen Menschlichkeit nicht aufzukommen vermögen.

Dann noch ein mit Schmissen übersäter Berliner Regierungsreferendar, ein paar junge Leute aus Wien und Triest, alles in allem eine gediegene Gesellschaft von Fachmännern, die sich mit Ernst und Eifer über allerhand Dinge von Interesse, die Vorzüge der Purtschellerschen Steigeisen vor denen Wannerscher Observanz, die Technik des Vorauswerfens des Pickels beim Abklettern und derlei unterhalten.

Dabei ist die Gegenwart eines Laien wenig erwünscht, und als Herr von Randa eintrat, den Baron begrüßte und von ihm aufgefordert wurde, an der Tafelrunde teilzunehmen, trat eine kurze Pause höflichen Schweigens ein.

Dann aber sah man, daß der neue Ankömmling als Weltmann sich zurückhaltend verhielt und in keiner Weise die Unterhaltung an sich zu reißen versuchte. So kam das Gespräch wieder in Fluß und wandte sich dem nächstgelegenen Objekte, den Bergen von Zermatt, zu.

Natürlich nur den Bergen über viertausend Meter — einzelne schwierige Ausnahmen, wie etwa den Abstieg von dem kleinen Riffelhorn nach der Gletscherseite, abgerechnet. Ernste und schwierige Dinge kamen da zur Sprache: die Tücken des so harmlos ausschauenden Lyskamm, dessen Wächte, die über den schmalen Grat überhängenden Schneemassen, unter dem Tritt des Menschen nachgeben und so bei einer einzigen Gelegenheit fünf Männer, zwei Touristen und die drei Führerbrüder Knubel, in den Abgrund stürzen ließen, man sprach vom Steinfall am Zinnal-Rothorn, von dem bösen Dent-Blanche, in dessen jähe Eiswände man fünf Stunden hintereinander Stufen hauen muß, um die Spitze zu erreichen, von den vereisten Platten des Weißhorns ...

„Also ist eigentlich das Matterhorn gar nicht das Schlimmste?" erkundigte sich Herr von Randa.

Einige der anwesenden Klubmänner lächelten bitter. Sie gehörten zu der Schar der Mißvergnügten, die das Anbringen von Seilen, Stiften und Leitern an einem schweren Berge als eine persönliche Beleidigung der wahren, firmen Gipfelsteiger betrachten. „Das Matterhorn," belehrten sie erbost den Frager, „sei derart mit Tauen behängt und mit Eisen beschlagen, daß einem die Augen davon übergingen. Zum Glück aber könne man den Firn nicht auch so zurichten wie den geduldigen Fels, und darum seien noch Lyskamm und vor allem Dent-Blanche würdige und gefährliche Berge, auf die sich nicht der erste beste mit zugekniffenen Augen von zwei gutbezahlten Führern heraufzerren lassen könne."

„Ach was!" sagte Baron Gündlingen mit seiner tiefen, ehernen Stimme, „... laßt jedem seine Freud'! Ich geh' auch ganz gern einmal auf einen leichten Berg!"

Herr von Randa wandte sich zu ihm. „Haben Sie schon so einen Berg in petto. Verehrtester?"

Der andere nickte. „Da will ich morgen 'nauf!" sprach er und wies mit der Hand in die Nacht hinaus, wo sich offenbar irgendwo der von ihm gemeinte Berg erhob.

„Wie hoch ist denn der Berg?"

„Ich glaub' ... viertausendvierhundert ... oder so 'was ..."

„Da ist er wohl sehr gefährlich?"

„Gefährlich gar nicht!" sagte der Baron und wischte sich den Bierschaum vom Barte. „Aber mühsam und anstrengend schon. Da ist schon mancher auf halbem Wege umgekehrt."

„Aber es gehen wohl viele Leute hinauf?"

„Jetzt bei der schönen Jahreszeit viele! Die Aussicht ist prächtig! Ich fürchte, das Chalet ist morgen abend voll, wenn ich hinkomm' ..."

Herr von Randa rückte näher. „Also, da müssen Sie doch in Gesellschaft da hinaufsteigen?"

Der Gletschermann nickte. „So ein Berg ist für alle. Ich kann's niemandem verbieten, vor oder hinter mir zu klettern, wenn's ihm Spaß macht. Aber freilich ... auf Schwatzen und unnützes Gethu' lass' ich mich nicht ein ..."

„Nein ... das sollen Sie auch nicht!" rief der andere eifrig. „Es wäre ja nur ... für den Fall ... daß es Ihnen nicht sehr unangenehm ist ..."

Der Baron schaute ihn an. „Was meinen's denn eigentlich?"

„Gott ..." Herr von Randa zögerte, „... ich hab' nu 'mal meiner Frau versprochen, mit ihr die eine oder andere Bergtour zu machen. Eigentlich mit der versteckten Absicht, es ihr bei der Gelegen-

heit gründlich abzugewöhnen. Glauben Sie denn, daß sie da hinaufkommt?"

„Es kann sein!" sagte der Baron kurz. „Aber meist kriegen es die Damen und auch sonst weiche Leut' bei dreitausendfünfhundert Meter 'rum mit der Bergkrankheit zu thun ... Schwindel, Übelkeit und derlei Zeug ..."

„So?" meinte der andere sinnend. „... Nun sagen Sie 'mal ehrlich, lieber Baron, wär' es Ihnen sehr zur Last, wenn wir, meine Frau und ich, uns Ihnen morgen anschlössen? Es ist doch eine ganz andere Sache, mit Ihnen so 'was zu riskieren als bloß mit den Führern!"

Der andere wandte sich zur Seite, um sein ärgerliches Erstaunen zu verbergen, und schwieg kurze Zeit.

„Weiß Ihre Frau Gemahlin denn schon davon?" fragte er endlich kurz.

„Nein! Aber die geht gleich mit! Und da Sie ihr ja schon einmal aus der Not geholfen haben ... und, wie Sie sagen, Sie doch in Gesellschaft hinauf müssen ... Aber natürlich ... es kostet Sie nur ein Wort ... und ich verzichte ..."

Ein Wort nur ... freilich! Aber dies Wort war mehr als unhöflich! Und taktlos dazu! Wie sollte er es motivieren, daß er Elisabeth allein gerne auf ihrer Hochgebirgsfahrt geleitet hatte und es jetzt abschlug, wo ihr Gatte mit ihr war? Das mußte ja den Verdacht erwecken, als seien damals Dinge zwischen ihnen vorgefallen, die jener nicht wissen durfte.

Ein Zorn regte sich in ihm gegen die Plumpheit des Schicksals, das seinen Vorsatz zu nichte machte, ein Zorn gegen den Mann neben ihm, der so gar nichts von der Gefahr ahnte, die über seinem Haupte hing, ein Zorn gegen sich selbst, daß er nicht die Kraft fand, mit einer, wenn auch rücksichtslosen Weigerung die Sache zu enden!

Aber was verschlug es schließlich weiter, wenn sie noch einmal einen Tag unter den Augen ihres Gatten beisammen blieben? So kühl wie heute abend konnten sie sich auch morgen begegnen, einander fremd bleiben und fremd auseinander gehen!

Herr von Randa wollte sich erheben. „Nehmen Sie mir meine Fehlbitte nicht übel," sagte er sichtlich etwas verletzt; „... ich bin offenbar mit den Gepflogenheiten der Bergtouren noch nicht so ganz vertraut!"

Der andere schaute ihn prüfend an. „Das wollt' ich Sie eben fragen! Waren Sie denn schon 'mal auf 'nem hohen Berg?"

Der schmächtige blonde Mann zuckte ärgerlich lachend die Achseln. „Aber, Bester ... das ja nu freilich nicht! Aber es handelt sich doch um meine Frau! Na ... und daß ich so weit mitkomme, wie meine Frau gehen kann, das werden Sie hoffentlich einem gesunden, kräftigen Menschen wie mir glauben!"

„Sind Sie denn schwindelfrei?"

„Vollkommen! Dafür garantiere ich!"

„Sie sollten's doch lieber erst anderswo versuchen ..." Der finstere Gletschermann murmelte das vor sich hin. Aber als er den erneuten Ärger im Gesicht des anderen sah, setzte er gelassen hinzu: „... Indes ... wie Sie wollen! Passieren kann auf dem Berge nichts, und des Menschen Wille ist sein Himmelreich! Ich bin also morgen zu Ihrer Verfügung!"

(Fortsetzung folgt.)

Gedankensplitter.

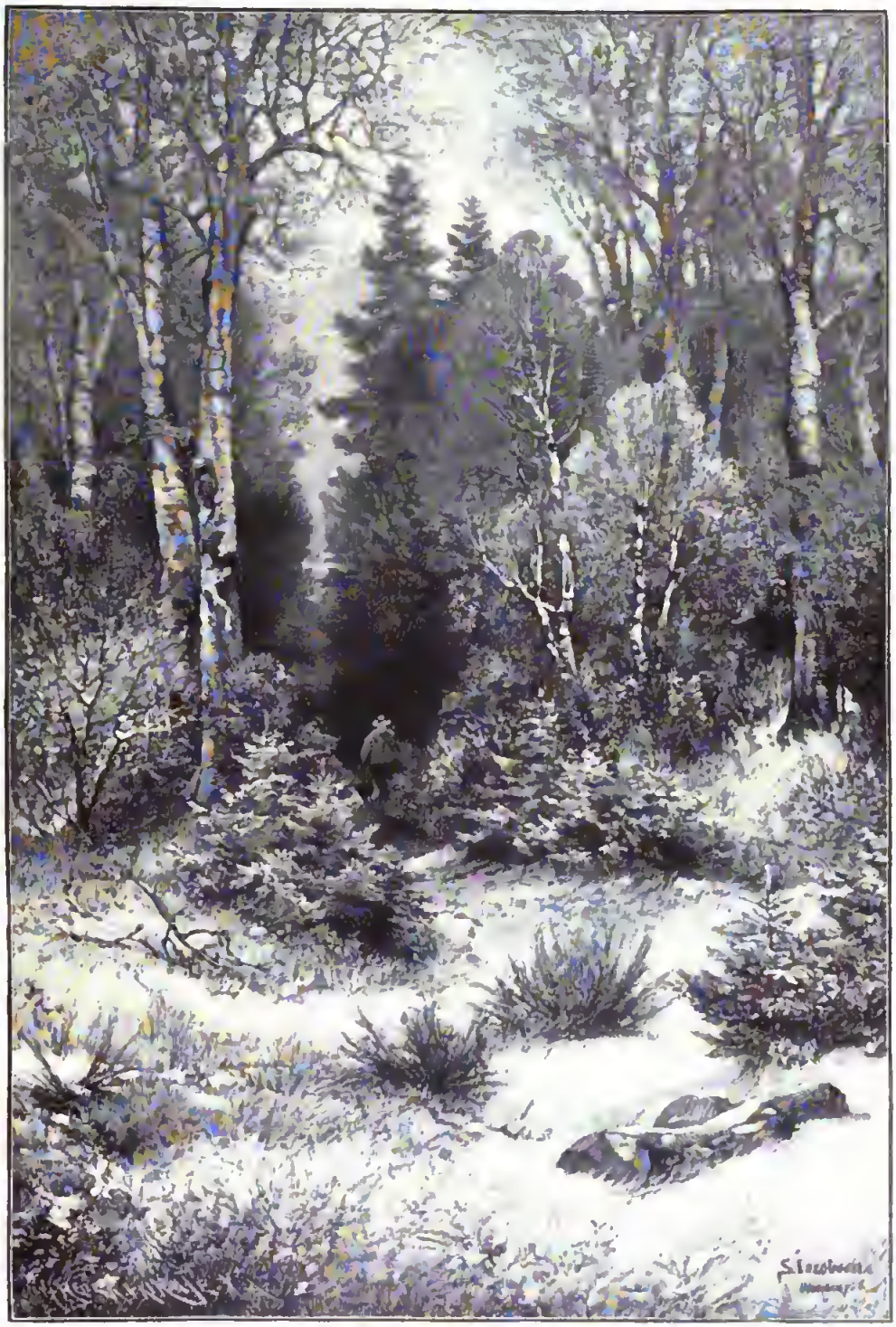
Von

Alb. Roderich.

(Abdruck verboten.)

Daß des Glückes einschläfernde Wonne
Nicht deines Strebens Kraft zerbreche!
Oftmals haben die Strahlen der Sonne
Schon ausgetrocknet die kleinen Bäche.

Gute Lehren und weise Sprüche
Gleichen wohl dem Salz in der Küche;
Es ist nützlich bei jedem Gericht,
Aber zum Sättigen taugt es nicht.



Herbstlandschaft aus der Eifel. Nach dem Gemälde von S. Jacobsen.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Mars und Venus. Gemälde von Sandro Botticelli in der Kgl. Nationalgalerie zu London. Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Lorenzo Magnifico de' Medici.

Von

Prof. Dr. Ed. Heyck in Heidelberg.

II. (Schluß.)

Mit vierunddreißig Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Am fruchtbarsten und offenbar auf einem nahen gegenseitigen Verständnis beruhend ist das Verhältnis des Medici zu Filippo Lippis größerem Schüler Sandro Botticelli gewesen. Wer des letzteren hauptsächlichste Florentiner Schöpfungen, das Frühlingsbild, seine Geburt der Venus, seine Venus mit Mars mit den Dichtungen Lorenzos vergleicht, für den bedarf es der weiteren Dokumente nicht, wie intim sich beide Männer in ihrer poetisch-antikisierenden Naturphantasie berührt, ja sich in den einzelnen Stoffen beeinflußt haben, wobei dann auch der von uns später zu besprechende Polizian als dritter im Bunde dazutritt. Wollen doch auch die vornehmschönen Studienköpfe Botticellis mit der eigentümlich reizvollen Profilbehandlung, wie sie dieser feingestimmte Meister liebt, mit eingeflochtenen Perlenschnüren in den Haaren und Kleinodien am Halse, die wir auch sonst, nämlich als besondere Stücke des medicäischen Kunstschatzes kennen, uns wie die unmittelbare Illustration zu dem Schönheitsideal in den Liebessonetten Lorenzos erscheinen. Auch der Hauptporträtist des Hauses Medici ist Botticelli mit

Sandro Botticelli.
Nach einem Kupferstich in der K. K. Fideikommißbibliothek zu Wien.

einer ganzen Reihe von männlichen und weiblichen Einzelbildnissen geworden, und auf seiner berühmten „Anbetung der Könige aus dem Morgenlande" (in der Uffizien-sammlung) hat er drei Generationen der Medici versammelt, von Cosimo an, der als der rangälteste der Könige vor dem Kinde von Bethlehem kniet und den schmalen vornehmen Kopf mit vollendeter Grazie

Die Anbetung der heiligen drei Könige. Gemälde von Sandro Botticelli in den Uffizien zu Florenz. Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

in Haltung und Ausdruck fast unmerklich neigt.

Daneben bezeugen uns sowohl erhaltene Werke, wie litterarische und urkundliche Zeugnisse das Band, das Filippino Lippi, des Filippo Sohn, Domenico Ghirlandajo, den unübertroffenen Meister des Quattrocento in der schildernden Freske, Luca Signorelli und andere Maler an Lorenzo knüpfte. So wenig sie dieser zu monopolisieren gedachte, so haben sie ihm doch alle zu danken gehabt, und er hatte mehr zu geben als Gold. Die Talente, die er weckte und förderte, haben teilnehmen dürfen an dem Umgang mit ihm, an seinem Lebensinhalt. Es sei nur das erwähnt, wie der Knabe Michelangelo, der ein siebzehnjähriger Kunstschüler bei Lorenzos Tode war, an dessen Familientisch jederzeit auch seinen Platz bereitet wußte, und be-

greiflich ist, wenn der Umbrier Perugino, Raffaels Lehrer, mehrfach daran gedacht hat, ganz in die toscanische Hauptstadt überzusiedeln und sich dort ein Haus zu bauen. Es kommt uns fast ein Bedauern an, daß der sinnige und tüchtige Meister, dessen schöne, liebe Bilder nur ein wenig zu oft das Gleiche sagen, nicht auch aus seinem stillen Perugia fort in das mächtig pulsierende Kunstleben der Stadt am Arno, wo er einst bei Verrocchio, dem Bildhauer

Frühling. Gemälde von Sandro Botticelli in der Kgl. Akademie der schönen Künste zu Florenz.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Selbstbildnis des Filippino Lippi. In den Uffizien zu Florenz.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie.
in Dornach i. E., Paris und New York.

und Maler, gelernt hatte, dauernd und ausschließlich wiedereingetreten ist.

Anregung durch seine Persönlichkeit und durch sein ganzes Hauswesen, das ist jene feinste und vornehmste Art, in der sich Lorenzos Fürsorge darstellt. Geradezu unerschöpflich war der eigne Kunstbesitz der Familie, der durch drei Geschlechter eifriger Sammler aufgehäuft war und noch heute trotz der schamlosen Plünderung durch die Franzosen (im Jahre 1494) die breite Grundlage der Uffizienſammlung bildet: alte und neuere Skulpturen, griechische und römische Vasen, antike geschnittene Steine, Intarsien (d. h. eingelegte Holzarbeiten), Gemälde und Miniaturen, Münzen, Medaillen, Terrakotten und die Erzeugnisse der jungen Majolikentechnik, Kostbarkeiten und Erzeugnisse der Kleinkunst jeglicher Art. Man darf dabei nicht etwa nur an das in Italien Erreichbare denken. Nicht umsonst saßen die Vertreter und Agenten der Medici in den Handelsstädten der Levante, und das Bankhaus in Brügge sandte von dort u. a. die nirgends in der Welt so wie in Flandern hergestellten gewirkten Teppiche. Wenn es heute manchen deutschen Besucher von Florenz, der die Heimat mit allem, was ihr eignet, hinter sich versunken wähnt, überraschen mag, in den Uffizien seltene Meisterwerke der alten Vlamen und Deutschen anzutreffen, so rührt diese verständnisvolle Mitberücksichtigung fremder Kunstübung von Italien aus gleichfalls schon von der Medici Zeiten her. Herzog Federigo von Urbino sprach vollkommen wahr, wie er als Lorenzos Gast staunend meinte, das sei gewiß ein königlicher Schatz oder noch richtiger ein solcher, wie ihn kein König mit Krieg, Macht und Geld und überhaupt kein anderer als der Herr in Florenz zusammenzubringen imstande gewesen wäre. Nicht alles vermochte der Palast in der Via Larga zu fassen, auch die Villen bargen überreichlich, und in den weiten (jetzt überbauten) medicäischen Gärten beim Kloster San Marco in Florenz standen in den Baumgängen der antiken Skulpturen in ganzen Reihen aufgestellt, barg das Häuschen (also Casino) des Gartens Gemälde und Kartons, gehütet von Bertoldo, der noch Donatellos Schüler gewesen war und selber in San Lorenzo und sonst manches wackere Werk geschaffen hatte. In diesen Gärten bei San Marco und in dem Casino der Medici trieben junge werdende Künstler ein freies Anschauungsstudium; hier hat auch der größte unter allen, der Lehrling aus Ghirlandajos Malerwerkstätte, Michelangelo, den Sinn für die Gewalt und edle Größe der Form geschöpft. Ja, die Wiederentstehung ganzer Kunstzweige ist von den Vorbildern ausgegangen, die

die Schatztruhen der Medici bargen; z. B. hat die Wiege der neueren Steinschneidekunst in dem Palaste der Via Larga gestanden.

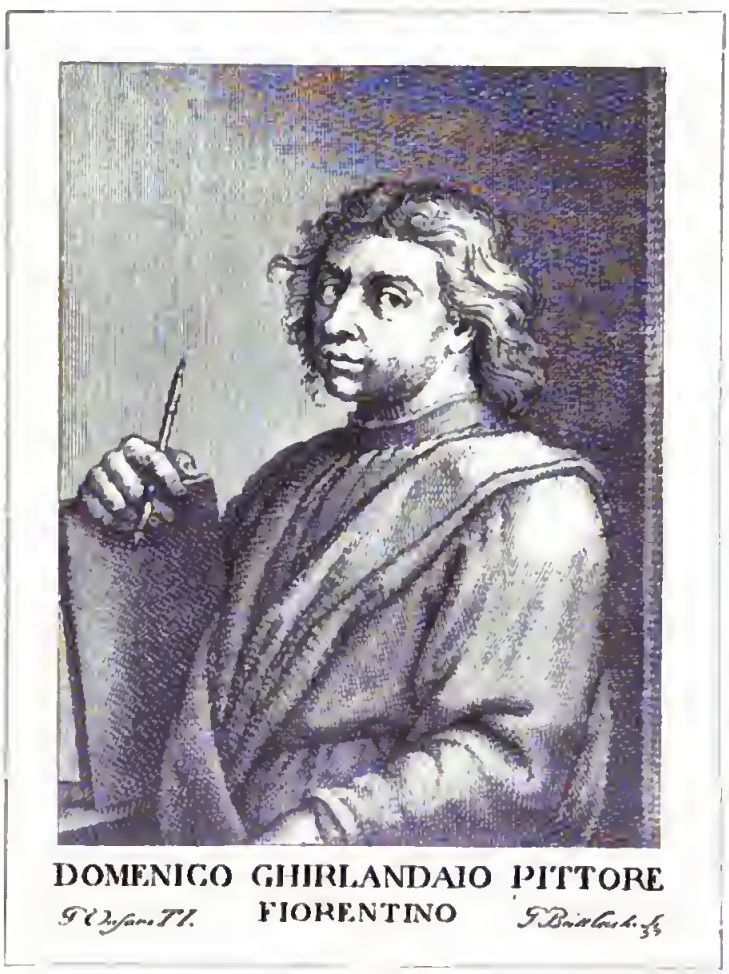
Aber noch enger verbunden mit dem Fürsten als der Künstler geht der Dichter. Ständig genährten Ruhmes bedarf nun einmal der Gewaltherr dieser Zeit und unter diesem Volke, und anders dringt doch der Lobpreis aus Dichters Munde in die Menge hinaus, als wenn der Künstler in Dankbarkeit Bildnisse der von ihm verehrten Persönlichkeiten zwischen die Gestalten seiner Darstellungen reiht. Und es ist nicht das allein. Der politische Emporkömmling, der nun einmal das Vertrauen zu bannen und unerreichbar kühl zu bleiben hat gegenüber den Parteigrößen und Werkzeugen in der eignen Klientel, darf mit dem Dichter eine Ausnahme machen. Denn dieser ist, so wie für ihn trotz der jetzt vorhandenen Anfangsstadien der Buchdruckerkunst die äußeren Verhältnisse doch immer noch in hergebrachter Weise liegen, direkt darauf angewiesen, den Bestand seines Gönners und des gesellschaftlichen Cirkels um ihn durch keine Erschütterung oder Umwälzung gestört zu sehen; er kann während und infolge solcher immer nur verlieren, inter arma silent

Die Anbetung der heiligen drei Könige. Gemälde von Filippino Lippi in den Uffizien zu Florenz
(Mit Porträts aus der jüngeren Linie der Medici.)
Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

musae, und der Poet wird berufs- und existenzlos. Was aber noch mehr ist, sie beide empfinden ohnedies ein besonderes Gefühl innerer Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit: der nur auf eigne Klugheit und Energie gestellte Gewaltherr und der ebenso allein auf sein Talent und seine Persönlichkeit gewiesene Dichter. Auch der Gedankenaustausch mit dem Dichter und Litteraten findet unmittelbarer, umfassender und geistvoller statt als mit dem Künstler, der doch zu allen Zeiten sein Interesse ausschließlicher auf seine Kunst konzentriert. Freilich Ausnahmen hat es auch jederzeit gegeben, und gerade die Renaissance mit ihrer Forderung universaler Entwickelung des Individuums, mit ihrem Widerspruch gegen geistige Arbeitsteilung hat solche am meisten begünstigt. Welch ein tiefer, ja bis zur Schwermut poetisch-philosophischer Mensch, welch edler Dichter ist Michelangelo gewesen, wie umfassend der Geist eines Leon Battista Alberti oder gar eines Lionardo da Vinci! Aber freilich gerade diese drei haben aus zeitlichen oder örtlichen Gründen den Kreis des Magnifico nicht oder doch nicht mehr eigentlich bereichern können.

Unter seinen litterarischen Freunden steht keiner Lorenzo so nahe, wie Angelo Poliziano, der als neulateinischer Dichter in erster Reihe glänzt.

Als sechzehnjähriger armer Schlucker und Student hatte er sich an das gewaltige Werk einer lateinischen Ilias gemacht, die all-ersehnte Erschließung des „Vaters der



Domenico Ghirlandajo.
Nach einem Kupferstich in der K. K. Fideikommißbibliothek zu Wien.

Geburt der Maria. Aus Ghirlandajas Fresken in Santa Maria-Novella.
Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

Poeten" Homer für den weiteren Kreis der gebildeten Leser unternommen. Das klassische Altertum ging ja über alles; auf seiner wissenschaftlichen Wiedererweckung basiert, was Humanismus und Renaissance Neues in die Welt getragen und wenn nicht an die Stelle des Mittelalters gesetzt, so doch befruchtend und umformend mit ihm verbunden haben. Nichts kommt im Leben an Wert damals den klassischen Studien gleich. Soviel die Zeitgenossen sich in mancherlei sittlichen Hinsichten und zwar ohne Scheu und Heuchelei in ihrem Bewußtsein einer selbständigen und neuen Anschauung gestattet haben, sie konnten doch nie in diesen Verirrungen, wie wir sie darum doch zu betrachten haben, ganz verloren gehen; sie sanken auch nicht eigentlich in sie hinein, sondern ein Gefühl des Übermenschentums, um den heute so vielgequälten Ausdruck des Goetheschen Erdgeistes zu verwenden, trug sie leicht auch zu jenen; dem Geistesverkehr mit der Antike als dem Reizvollsten im Leben blieben sie unvermindert erhalten, und in ihm blieben sie immer noch des zu edlerem Menschentum führenden Weges sich bewußt. Es ist bezeichnend, daß selbst die Verbannung nicht mehr so schreckt, wie früher; aus den antiken Autoren kann man ja nicht exiliert werden. In diesen leben auch die Frauen des Hauses und nehmen teil an den Erörterungen der Männer; ganz gleich mit den Knaben werden die Töchter „humanistisch" erzogen. Wie hätte auch eine Zeit, die jede einzelne Persönlichkeit auf das möglichste zu entwickeln strebte, sie ausschließen können oder wollen von dem Besten, was man besitzen und was man damals — ehe die Arbeit von Jahrhunderten diese Schätze umgeprägt und in eine dem, der ehrlich strebt, auch sonst zugängliche Geistesbildung hinübergeführt hatte — allerdings nur an der Quelle schöpfen, nur in der originalen antiken Form erwerben konnte?

Die begonnene Iliasnachdichtung machte den wenig älteren Lorenzo auf den Jüngling aus Monte-Poliziano aufmerksam; er

Luca Signorelli.
Nach einem Kupferstich in der K. K. Fideikommißbibliothek zu Wien.

zog ihn in sein Haus, und nun sind, von 1470 an, diese beiden Lebensläufe verbunden geblieben. Als der Medici vor dem Mordstahl der Pazzi flüchtet, ist es der Freund, der hinter ihm die ehernen Sakristeiflügel dröhnend ins Schloß wirft; er steht auch an Lorenzos Sterbebett. Der Ruhmpreis des Magnifico, seines Hauses, seiner Unternehmungen, weist wohl gern auch bei Polizian ein panegyrisch übertreibendes Zuviel auf, so daß der sicherer urteilende Lorenzo als Censor seines eignen Ruhmes über dem medicäischen Hofpoeten zu walten pflegte; aber ein Polizian konnte niemals geschmacklos sein, und seine Begeisterung kam aus ehrlichem, dankbarem Herzen.

Lorenzos Freund hat übrigens auch in der Volkssprache gedichtet und zwar in wundervollem Italienisch; zu dem Wohlklingendsten, was diese Sprache aufzuweisen hat, gehört seine Giostra, die mythologisch durchwebte, alle Phantasien der Schönheit und Liebe aufbietende Verherrlichung des Prunkturniers, das einst Giuliano seinem Hause und der heimlich Geliebten zu Ehren veranstaltete. Wohl überragen Ariost und Tasso den älteren Dichter im Reichtum der Bilder und in der stofflichen Durchführung, aber kaum in der Form. Und als das Höchste galt doch die Form dieser humanistischen Welt, aus der heraus ein hoher geistlicher Herr, der Kardinal Pietro Bembo, die Lektüre der Paulinischen Briefe dringend widerriet: weil der Stil des Apostels nichts tauge.

Neben Angelo Poliziano steht Luigi Pulci, der Verfasser des Ritterromans vom Riesen Morgante, zu dem er den Stoff dem Karolingischen Sagenkreise entnommen hatte, der bei allen Nationen als die unerschöpf-

liche Quelle für dieſe Litteraturgattung benutzt wurde. Wir dürfen dieſe Dichtungen — und Ähnliches gilt auch von den Hauspoeten der Eſte, von Arioſt und Taſſo, die den baldigen Höhepunkt der Gattung bezeichnen — heute nicht leſen wollen wie einen modernen Roman, nicht als Ganzes auf einmal und nicht in der Erwartung, darin feſtentwickelte Handlung, vertiefte Charaktere, Gedankenanregung, reife und feine Erfahrungsweisheit zu finden. Jene Dichter verfolgen ganz andere äſthetiſche Ziele; in ihnen exiſtiert immer noch der Spielmann und ein wenig ſogar der Spaßmacher des Mittelalters weiter. Wenn ein Geſang fertig war, ſo recitierte ihn Luigi Pulci vor den Medici und deren Gäſten. Worauf nun der Dichter ſolcher Unterhaltungsepopöen bei den Anforderungen der Zeit gerichtet ſein mußte, das war, durch die meiſterhafte Deklamation muſikaliſch wohllautender Strophen vor allem das Ohr zu entzücken und durch die buntlebendige Schilderung irgendwelcher dramatiſcher Geſchehniſſe dasſelbe Vergnügen hervorzubringen, das dem leiblichen Auge eine farbige Scenerie in der Freske oder auf gewirktem Teppich bereitet. Und daneben war es nur logiſch und geſchickt von ihm, wenn er ſeinen Stoff nicht zu ernſthaft nahm, eben *nicht* nachdenklich wurde, wenn er den aufgewendeten Geiſt nicht über das Faſſungsvermögen des bloßen Zuhörens ſteigerte und lieber durch eine eingeflochtene Ironie oder eine burleske Unterbrechung ſelber mithalf, den Lauſchern das himmel-

Die heilige Familie. Gemälde von Luca Signorelli in den Uffizien zu Florenz.
Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

Bildnis des Andrea Verrocchio.
Gemälde von Lorenzo di Credi in den Uffizien zu Florenz.
Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

hohe Bewußtsein ihrer neuklassischen Überlegenheit über diesen Stoff einer abgethanen mittelalterlichen Welt deutlich zu erhalten.

Als Männer von ernsterem und wertvollerem Geist, auch von gesetzteren persönlichen Verhältnissen, gehören zu Lorenzos Kreise zunächst zwei Nichtflorentiner, Bernardo Bembo (der Vater des Kardinals), der die nicht immer leichte Aufgabe, seine Vaterstadt Venedig in Florenz diplomatisch zu vertreten, mit dem anmutigen Verkehr im Hause des dortigen Machthabers zu vereinigen wußte, und Giovanni Pico von Mirandola. Der letztere, auf den gesellschaftlichen Höhen des damaligen Italiens herangewachsen, der jüngere Sohn eines kleinen fürstlichen Gewaltherrn, mit den Este von Ferrara nahe verwandt, lebte seit 1484 als großer Herr und Privatmann in Florenz im freien Anschluß an das Haus und die „Platonische Akademie" der Medici.

Es ist wiederum schon Cosimo, der durch den Umgang mit den in Florenz weilenden griechisch-byzantinischen Gelehrten und deren Vermittlung die schönste Blüte der altgriechischen Welt im Platonismus

Knabe mit Delphin.
Von Andrea Verrocchio. Im Palazzo Vecchio.
Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

erkannt und ihm in jener Akademie eine Pflegstätte begründet hatte. Cosimo selbst hatte auch den zukunftverbürgenden Geist herausgefunden, der diese platonischen Studien vertiefen und auf echtere Quellengrundlage stellen und somit das einstige Haupt der gelehrten Unternehmung werden sollte. Das ist Marsilio Ficino (geb. 1433), die edelste Erscheinung unter den litterarischen Freunden der Medici. Nach ihren übervollen Spenden hat Marsilio keine Hand erhoben; er waltete, treu seinem ursprünglichen Berufe, in genügsamster Lebensführung als ein Priester, der, wie wenige in dieser Zeit einer an Haupt und Gliedern höchst reformbedürftigen Kirche, seinem Amte redlich und rein vorstand, und der somit auch in seinem äußeren Leben dokumentiert, was er innerlich zu einer bestimmten Weltanschauung in sich verarbeitet hatte: die Verwandschaft und eigentliche Identität des Platonismus und der Lehre Christi. Es ist der gleiche Standpunkt, den nachher auch Pico eifrig verfochten, und den Lorenzo, der in diesen Gedankengängen überhaupt aufgewachsen war, sogar zu dem Ausspruche zugespitzt hat: ohne den Plato sei es fast unmöglich, ein vollkommener Mensch und Christ zu sein. —

So sind wir nun dahin gelangt, nach den wesentlichsten Mitgliedern und Richtungen in seiner geistig-litterarischen Umgebung noch den Magnifico selber und in welcher aktiven Weise er mitten darin stand zu betrachten. Von allen Bethätigungen, die die vielseitige Natur dieses Mannes ausgestrahlt hat, ist die dichterische die lebhafteste gewesen, und wäre der Poet Lorenzo de' Medici im übrigen die gleichgültigste Persönlichkeit gewesen, wir würden dennoch von ihm zu sprechen haben. Er ist lyrischer und schildernder Dichter in italienischer Sprache und Form. Im Denken klar und frei, dazu schönheitsdurstig und übersprudelnd im Vollgefühl des Lebens, wird Lorenzo als Poet, wie als Mensch überhaupt, in besonders augenfälliger Weise von einem äußerst lebhaften Natursinn geleitet. Freilich ist das eine ganz andere Naturempfindung als die des Deutschen, etwa unserer drei schleswig-holsteinischen Poeten. Die des Italieners ist nicht jene schwermütig angehauchte Hingabe der ganzen Persönlichkeit

Verrocchios David. Im Nationalmuseum zu Florenz.
Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

Prunkrüſtung aus der Zeit der Medici.
Original im K. K. Hofmuſeum zu Wien.

an die geheimnisvolle Stimmungsgröße der Natur. Dieſe Romanen der Renaiſſance verlangen auch hier den einfacheren, äſthetiſchen Genuß mit dem Auge. Die Landſchaft ſoll ihnen in der Weiſe des komponierenden Malers fertige Bilder mit dem wirkungsvollen Apparat von Konturen und Farben hinſtellen, Bergkette und Flußthal unter dem Azur und den klaren Tönen des italieniſchen Himmels nebſt dem harmoniſchen Detail anmutig gruppierter ſchimmernder Bauwerke und herrlicher Bäume, ſich wiegender Pinien etwa und in ſchwarzen Spitzſäulen aufſtrebender Cypreſſen über Olivengrau oder ſonnenbeglänztem Lorbeergebüſch. Beduten, wie Poggio a Cajano ſie bot, oder vom Abhang Fieſoles herab das Häuschen Polizians, der es liebte, die Freunde einzeln dahin zu laden, um in der Abendluft bei ihm und einem baſtumflochtenen Fiasco Weins, „wie ihn Pico nicht beſſer hat“, zu ernſthaft anmutigem Geſpräch in der Loggia zu ſitzen und über das Gärtchen weg hinüber auf Florenz zu blicken, das, gleichwie eine Waſſerlilie ihren weißen Kelch entfaltet, da drunten im Arnothal ſich in ruhiger Weite und Herrlichkeit öffnet.

Denkmal Giotto's von Benedetto da Majano im Dom zu Florenz.
Errichtet auf Anregung Lorenzo's im Jahre 1490. Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

Natur und ihre Werke wirken mit als Situation und Kolorit in den Liebessonetten und Canzonen, die Lorenzo seinem dichterischen Herzens- und Jugendideal, Lucrezia Donati, gewidmet hat. So bleiben diese Verse bei solcher Verknüpfung der Geliebten mit der Natur bis zu den Veilchen hin, die ihre Hand gepflückt hat, frei von jeder Eintönigkeit, trotz der großen Anzahl der hier an ein und dieselbe Adresse gerichteten Gedichte. Dann aber natürlich auch darum, weil eben Lorenzo der Dichter ist und durch den Minnesängerton hindurch die feine

Denkmal des Musikus Antonio Squarcialupi im Dom zu Florenz, dem Benedetto da Majano zugeschrieben und von Lorenzo gestiftet.
Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

Die „Tribuna." In den Uffizien zu Florenz.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Denkgewöhnung und Selbstbeobachtung des Renaissancemenschen auch in diesen Versen der Liebe sich nirgend verhehlt. Eine besondere eigne Naturschilderung, übrigens zugleich in mythologisch-ovidischer Einkleidung, ist dagegen die Ambra, ein dem bergumkränzten Ombronethal und dem geliebten Poggio a Cajano da drinnen gewidmetes Stanzengedicht. Ferner auch die „Falkenjagd“: wie in der Sonnenaufgangsstimmung — der ganze Osten liegt rot, und die Gipfel der Berge erglühn schon in Gold — die Gäste hinausziehen zum vornehmen Spiel und schließlich nach dem Eifer der Jagd und der Hitze des Tages mit heiterem Mahle das Werk vollenden. Wieder an die Antike lehnen sich an Lorenzos Bearbeitung der bekannten Erzählung von Venus und Mars, und der Corinto, die Liebesklage eines Hirten. Dagegen hat sich der Dichter mit demselben

Onyxbecher mit dem Namenszug Lorenzo's. In den Uffizien zu Florenz.

Griechische Vase aus dem Besitze der Medici. In den Uffizien zu Florenz.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Thema in der Nencia ganz und gar und zwar mit erstaunlicher Meisterschaft in Denkart und Ausdrucksweise des toscanischen Landvolkes versetzt; diese Ottaverimen sind frei und fern von jeder konventionellen Antikisierung, ganz unmittelbar und nur Natur; ein Kabinettstück realistischer Schilderung, ohne doch die letzte Grenze der Grazie und Form überschreiten zu wollen. Der Bauernbursche Vallera ist ganz verzweifelt verliebt in seine Nencia und singt ihr nun die reiche Ausführlichkeit ihrer Vorzüge und seiner unerträglichen Liebe in lauter Wendungen und Gleichnissen, die so wundervoll echt und ländlich sind, daß es dem Leser zur wahren Beruhigung dient, zu wissen, daß sie wirklich und sicher seine Nencia, „Nenciozza mia“ ist, während er zugleich sich vergeblich bemüht, die feine Linie genau zu erkennen, wo in diesen Versen die künstlerisch-ehrliche Nachahmung toscanischer Volksimprovisationen aufhört und die heimliche Ironie beginnt. Am rückhaltlosesten aber hat der Dichter der Laune und dem Burlesken die Zügel schießen lassen in den Beoni: der schon reichlich heiteren Zechgesellschaft, die Lorenzo beim Wege in die Stadt am Thore trifft, und mit der er umkehren und

Vorderseite eines Prunkschildes aus der Zeit der Medici.
Original im K. K. Hofmuseum zu Wien.

nießens, solange man genießen kann, die Aufforderung, sonder Grillen und Sorgen Becher zu bekränzen und bei Gesängen und Tänzen sich dieses Lebens zu freuen, die poetisch gehoben durch die wehmütige Mahnung der Resignation auch in Lorenzos berühmtem Karnevalgesange von Bacchus und Ariadne wiederkehrt und mit süßergreifendem Refrain jedem, der ihn nur einmal sich vorgesagt hat, unvergeßlich nachklingt:

Quant' è bella giovinezza,
Che si fugge tuttavia!
Chi vuol esser lieto, sia:
Di doman non c'è certezza.

(O, wie ist die Jugend selig, die doch täglich mehr entschwebt! Niemand weiß, wer morgen lebt: darum sind wir heute fröhlich.)

nach Ponte a Rifredi hinauswandern muß, wo in ländlicher Wirtshausabgeschiedenheit noch ein Fäßchen Wein bei ausgelassenster Stimmung und tollen Späßen ausgetrunken wird. Ähnlich vereinigen auch die Tanzlieder Lorenzos althergebrachte toscanische Volksweise mit dem noch leichteren Ton einer über alle hergebrachte Satzung triumphierenden neuen Anschauungswelt; kurze Dichtungen gerade von richtiger Liedlänge, je ein paar Strophen, die mit munterster Laune und immer neuen Wendungen die Grundmoral verkündigen: Erlaubt ist, was gefällt. Es ist dieselbe Lehre des Ge-

Rückseite eines Prunkschildes aus der Zeit der Medici.
Original im K. K. Hofmuseum zu Wien.

Wenn eines noch, ist ja Italien das Land der öffentlichen Volksbelustigungen. Und dennoch sind diese — natürlich sämtlich mit der Kirche verknüpften — heutigen italienischen Volksfeste nur ein kümmerlicher Überrest dessen, was einst und was am schönsten damals war, als Kunstabsicht und Geschmack der Renaissance sich der Karnevalsfeiern, Prozessionen und Blumenfeste bemächtigten und ein Lorenzo de' Medici altitalienischen florentinischen Karnevals in seiner Abwechselung von verkleideten Reitern und Fußgängern mit geschmückten mächtigen Wagen, die mythologische oder repräsentative, frei phantastische oder auch einfach komische Kostümgruppen durch die Zuschauerreihen trugen. Um ein paar Beispiele zu geben, greifen wir von den Gruppen heraus, die Lorenzo erläutert: Bacchus und Ariadne; die sieben Planeten; Zuckerbäcker

Die im Kloster S. Marco für Cosimo de' Medici eingerichtete Zelle.
Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

sich nicht zu vornehm hielt, Faschingsgruppen zu inscenieren und für einen poetischen Begleittext selber zu sorgen. Denn diesen praktisch erläuternden Zweck haben zunächst die Karnevalsgesänge mit ihren direkten Hinweisen wie: Quest' è Bacco e Arianna. Die historischen und sonstigen Festzüge, die unser deutsches städtisches Bürgertum in den letzten Jahrzehnten mit neuerwachter Farben- und Gestaltungsfreude wieder aufgenommen hat, finden ihr direktes Vorbild in der specifischen Form jenes und Hippenbäcker; Goldfiligranarbeiter; Schuhmachergewerkschaft; junge Mädchen und alte Schwatzbasen; Eremiten; Lumpenvolk; alte Männer und junge Frauen. Alles Gesänge voll Witz und Gestaltungskraft und mit dem Sirenenlächeln des Leichtsinns als Inhalt, der durch das Volksleben selber und durch den Faschings- und nachfolgenden Aschermittwochszweck erst recht gegeben war, und der durch die Sinnesart des humanistischen Quattrocento gewiß keine Minderung erfahren sollte, ihr dagegen den dar-

Gemälde von Sandro Botticelli im königl. Museum zu Berlin, aus dem Palast der Medici stammend.
Herkömmlich als Bildnis der Geliebten Giuliano's de' Medici, Simonetta Vespucci, bezeichnet.

über gebreiteten feineren poetiſchen Hauch und die Verknüpfung mit bewußten, wenn auch höchſt einſeitigen Lebenstheorien verdankt.

Doch wäre es grundfalſch, darauf verzichten zu wollen, auch bei dem Dichter dieſer Kontraſt berühren mag, ſo beſteht er in der Perſon des Dichters doch nicht in gleichem Maße: es brauchen deswegen nicht zwei Seelen in dieſer Bruſt zu wohnen. Wir haben ſchon die Verbindung von Chriſtentum und Platonismus erwähnt,

Angelo Poliziano.
Nach einem Kupferſtich in der K. K. Fideikommißbibliothek zu Wien.

Lorenzo Ernſt und Tiefe anzutreffen. In den Ausgaben ſeiner Werke folgt hinter den Tanz- und Karnevalsliedern, die ſeine Dichtung in ihrer am meiſten geſteigerten Weltlichkeit repräſentieren, die Reihe ſeiner religiöſen Poeſien. So ſchneidend dort aus der Lorenzo ſeine Weltanſchauung zu bilden ſuchte. Man wird daher auch nicht erwarten, in ſeinen Laudi (Hymnen) etwa einen Pſalmiſten oder einen ambroſianiſchen Lobſänger zu finden. Es hat etwas Ergreifendes, hier vielmehr nur wieder von

neuem auf das Ringen um die Rätsel des Lebens und der Menschenseele zu stoßen, das auch in seinen Sonetten gefunden wird:

Was mir mißfällt, dem folg ich voll Begehren.
Zu höherm Leben wünsch ich oft mein Ende,
Ich ruf den Tod und fleh, daß er sich wende,
Ich suche Ruh, wo Friede nie kann währen.*)

Und ähnlich vermitteln in den Laudi die düsteren Fragen nach dem ungewissen Menschenlos, nach dem Wozu des Lebens und die Eingeständnisse dieses reich begnadeten Geistes von den bösen Stunden innerer Leere, von dem bleichen Grauen, über das der Tag wegschreitet, die Verknüpfung sogar zu dem Schellenklang des Karnevalliedes hinüber mit seinem Di doman non c'è certezza; es tritt uns trotz all der Extreme seiner Schöpfungen der Dichter doch wieder als der einheitliche, sich selbst getreue Mensch entgegen und als die bei aller eifrig gepflegten Vielseitigkeit in sich geschlossene Persönlichkeit der Renaissance.

Wir haben Namen, Einzelheiten genannt, herausgerissene Teile des großen weit umgrenzten Ganzen, in welchem Lorenzo als nicht mehr entbehrlich zu denkender Mittelpunkt Leben und Talente zusammenhielt. Wie verstand er es allein schon, die kleinen Reizbarkeiten und Schwächen der Freunde

*) Übersetzung einiger Sonette durch A. von Reumont.

Luigi Pulci.
Nach einem Kupferstich in der K. K. Fideikommißbibliothek zu Wien.

Bildnis des Pico di Mirandola.
Von einem unbekannten Meister des XVI. Jahrhunderts.
Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

auszugleichen und durch seine bloße Gegenwart zu bannen! Auch die Platonische Akademie glitt ganz von selber als Ingredienz in die weitere medicäische Geselligkeit mit hinein, mochte sie sich damit immerhin zuweilen auf einen weniger ernsten Ton stimmen lassen. Gern beschied Lorenzo die gelehrte Tafelrunde anstatt in die gewohnte Badia (d. i. Abbadia, Abtei) von Fiesole in die Villa nach Carreggi hinaus und präsidierte dort den wieder erneuerten disputierenden Gastmälern des Plato.

Die Vorbildlichkeit seiner Persönlichkeit auf die Zeitgenossen erstreckt sich in feinster Weise auch auf die Lebensführung im Hause. Jetzt ging die köstliche Zeit auf, wo das Auge nichts Unschönes mehr um sich duldete, wo jedes Gerät, gleichviel ob einfach oder kostbar, vor allem nicht geschmacklos sein durfte, wo bei vorhandenen Mitteln von diesen Geräten, von Möbeln und Betten, Teppichen und Wandbehängen, Tischzeug und Geschmeiden ein jedes Stück ein Kunstwerk für sich sein sollte. Alles im täglichen Leben hatte einen harmonisch verfeinerten Zuschnitt bekommen; es ward z. B. nicht völlig als durchgebildet der gerechnet, der nicht auch im Essen Geschmack und Unterscheidungsfeinheit bekundete und bei gegebener Gelegenheit einen exquisiten Sinn für Arrangement und Freuden der Mahlzeit erwies. Nur wäre es durchaus unrichtig, an ein durch die Medici veranlaßtes Protzentum der Tafel zu denken: sie haben im Gegenteil erzieherisch gewirkt. Bei Lorenzo war stets offene Tafel, sowohl in der Via Larga, wie während des Aufenthaltes auf der Villa, dem Orte der schönen Erholung und verdoppelten Freude an Gastlichkeit. Aber dieser fürstliche Mann war feindenkend ge-

nug, gerade denen, die als Freunde um seinetwillen kamen, wie denen, die sonst berechtigt waren, sich ohne weiteres mit an seinen Tisch zu setzen, eine einfache Tafel zu bieten. So erstrebte er überhaupt eine bewußte Emancipation von dem damals noch herkömmlichen und unterschiedslosen gastronomischen Banausentum. Bezeichnend für Lorenzo und für andere ist in dieser Hinsicht folgendes Geschichtchen. Einer der Sprößlinge Papst Innocenz' VIII., Francesco Cybò, der Lorenzos Tochter Maddalena heimzuführen ausersehen war, kam nach Florenz, um das Haus der Medici kennen zu lernen, und Lorenzo veranstaltete alsbald dem vornehmen Sohne des Hauptes der Christenheit ein paar rauschende und glänzende Festlichkeiten. Danach aber fand sich der Gast zu seiner größten Verwunderung an der Mittagstafel eines behaglich situierten Bürgers. Er erschrak förmlich, indem er sogleich auch an die

Denkmal des Marsilio Ficino von Andrea Ferrucci im Dom zu Florenz.
Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

Enttäuschung und das Räsonnieren seiner zahlreichen Gefolgsleute dachte, die in einem mediceäischen Nebenpalast beherbergt wurden. Unter irgend einem leicht gefundenen Vorwande rekognoszierte er, wie es da wohl stehe, und erfuhr er zu seinem abermaligen verblüfften Staunen, daß bei denen fortwährend auf das üppigste aufgetischt wurde.

Villa von Poggio a Cajano.
Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

Nur als behaglicher Wirt, nie als Herr von Florenz, ſaß Lorenzo unter ſeinen Gäſten, und wenn ſie ihn draußen beſuchen kamen, ritt er ihnen entgegen und führte ſie mit der ganzen ungeduldigen Disputierluſt geſammelter Gedanken heim, die er in der ſchönen Freiheit des Villenlebens gewann.

Was dies Leben bedeutet hat, ſteigert ſich im Überblick doppelt und dreifach, wenn man ſich erinnert, daß es nur 43 Jahre gewährt hat. Die gichtiſchen Leiden des Vaters haben auch Lorenzos Daſein früh mit böſen Tagen unterbrochen, und ſeine Zuflucht zu verſchiedenen der toscaniſchen Bäder hat wenig helfen wollen. Am Anfang 1492 warf es ihn bedenklicher aufs Lager; ſobald der Frühling kam, verlangte der Kranke hinaus nach Carreggi; dort beſtellte er ſein Haus, nicht ohne Bedenken für deſſen glückhaften Fortbeſtand, und ſorgte auch, daß der Gedanke an einen allzu gut gemeinten Leichenprunk der Florentiner ihn

Aus den Anlagen von Poggio a Cajano
Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

Badia von Fiesole.
Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

nicht in seinen letzten Stunden zu bedrücken brauche. Dann haben ihn seine Freunde, einer nach dem andern, noch einmal gesehen, und es hat düster und fremdartig genug mitten dazwischen eine Gestalt ihn aufgesucht, wie sie nicht diametraler als das

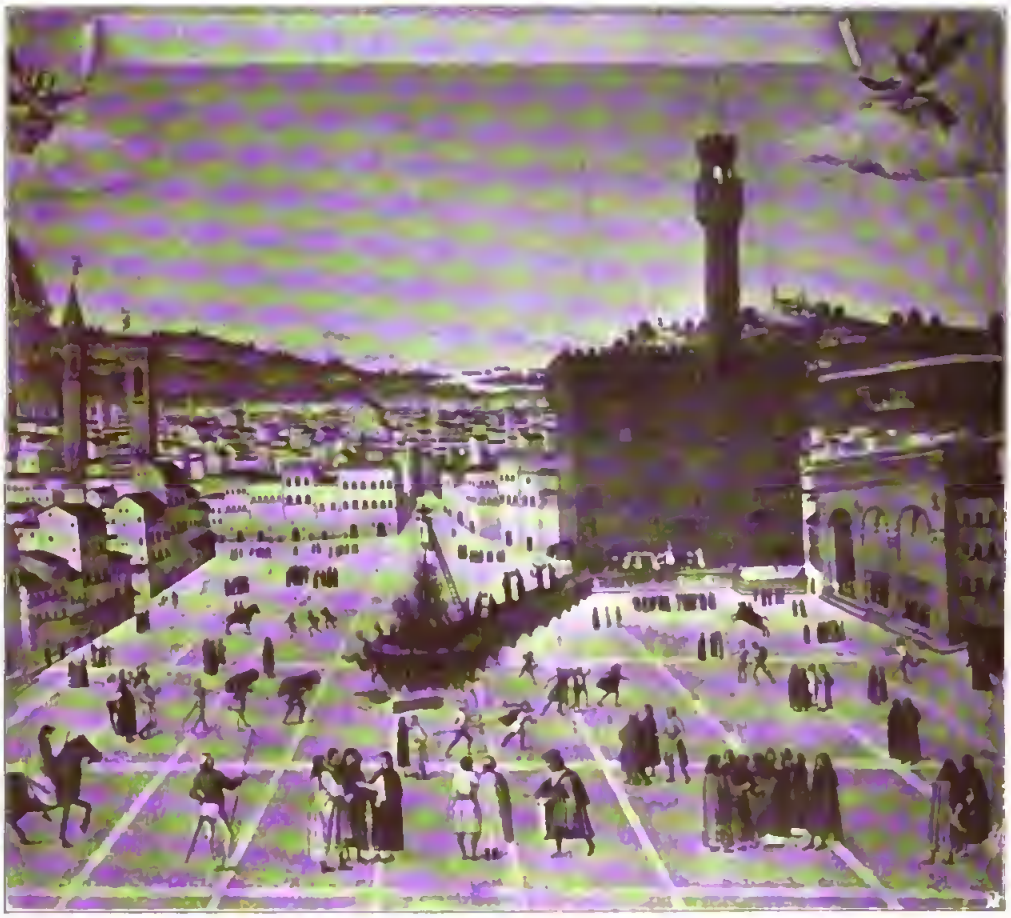
Villa Careggio. Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

Gegenteil, als die völlige Negation von Lorenzos hiſtoriſcher Perſönlichkeit erdacht werden könnte. Das iſt der Dominikanerprior aus dem Kloſter S. Marco: iſt Girolamo Savonarola, der in wenigen Jahren, nachdem Lorenzo geſchieden und dann ſeines Sohnes Herrſchaft raſch in Nichts zerflatiert war, als ein neuer ſeltſamer Gewaltherr die Stadt Florenz ſeinerſeits beherrſchen, die Askeſe, die Abkehr von der Welt, zur politiſchen Doktrin und Praxis ausbilden, die Luxusgeräte, den Modetand und zahlloſe Koſtbarkeiten der Florentiner und ihrer Frauen und leider manches ſchöne weltliche Gemälde dazu in Scheiterhaufenflammen feierlich vernichten, Jeſum Chriſtum in phantaſtiſcher Verzücktheit zum König und Staatsoberhaupt in Stadt und Bezirk von Florenz proklamieren ſollte; ein Mann, der nichts ſo wenig iſt, als ein dogmatiſcher Vorläufer der Reformation und des Proteſtantismus, ſondern ſeinem ganzen Weſen nach vielmehr ein Geiſtesverwandter der Männer von Cluny und der Heiligen von Clairvaux oder Aſſiſi, ein in ſeinem ehrlichen Fanatismus gewaltiger und hinreißender Reaktionär des konſequenteſten erdenflüchtigen Mittelalters wider die in Schönheitstrunkenheit und Genuß überſättigte florentiniſche und ganze italiſche Welt mit Einſchluß der Kirche und ihrer Päpſte. — Es ſcheint doch, daß der Wunſch von Lorenzo ausgegangen iſt, den ſchon in weiten Kreiſen der florentiner Bevölkerung vom unterſten Volke her populär gewordenen Asketen und Prediger der Buße zu ſehen und ſich mit ihm zu beſprechen. Freilich, was nachher von anderen als verbürgt über die Begegnung aufgezeichnet worden iſt, will in keinem Verhältniſſe ſtehen zu der Großartigkeit der Vorſtellung, die dieſe Scene erweckt.

Kamee mit dem Bildnis Savonarola's in den Uffizien zu Florenz.

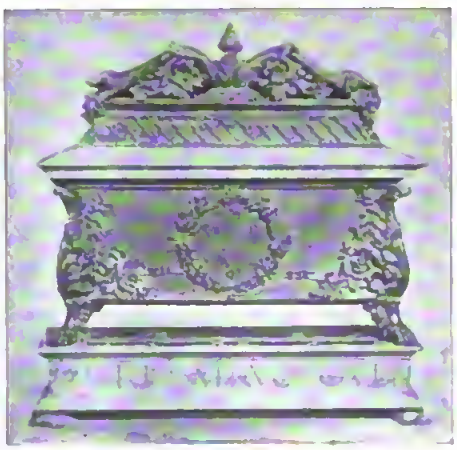
Dann iſt am Sonntag den 8. April 1492 an Lorenzo de' Medici das Sterben gekommen. Und als wie in ſeiner Perſon zugleich, ſo will es faſt bedünken, ſind gar

Savonarola in ſeiner Zelle.
Nach einem Holzſchnitt im K. Kupferſtichkabinett zu Berlin.



Die Piazza della Signoria mit der Hinrichtung Savonarolas 1498.
Gemälde eines Unbekannten im Kloster S. Marco.
Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz

bald danach dahingeſchwunden auch der Friede von Florenz, das Glück vom Hauſe Coſimos, die Selbſtändigkeit der italieniſchen Gemeinweſen gegen das Ausland und überhaupt der Renaiſſance heitere, nur um ſich ſelbſt bekümmerte goldne Jugendzeit.



Sarkophag Lorenzo's. Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.

Bildnis Savonarola's. Gemälde von Fra Bartolommeo im Museum S. Marco zu Florenz.
(Nach einer Photographie von Giacomo Brogi, Florenz.)

Die Toilette der Japanerin.

Von

Ernſt v. Heſſe-Wartegg.

Mit zwölf Abbildungen aus einem japaniſchen Originalwerk (Kunſtverlag von M. Bauer & Co., Berlin).

(Abdruck verboten.)

Einer der Hauptreize der anmutigen Japanerin liegt unbeſtreitbar in ihrer überaus ſorgfältigen Toilette. Nicht in jener, welche durch eine der unſinnigſten Verordnungen des neuen Japan aus unſerer alten weſtlichen Welt auch in dem fernen Lande des Sonnenaufgangs teilweiſe zur Einführung kam, ſondern in jener Toilette, welche die Japanerin ſeit undenklichen Zeiten bis auf die Gegenwart beibehalten hat. In Japan ſind die Toiletten glücklicherweiſe nicht ſo ſehr den Launen der Prinzeſſin Mode unterworfen wie — anderswo. Dort hat man niemals etwas von Krinolinen, von Puffenärmeln und Culs de Paris gehört, der Schwerpunkt der eleganten Toiletten ſpringt nicht in jedem Jahre, in jeder Saiſon von oben nach unten, von hinten nach vorn. Die japaniſchen Damen tragen keine Hüte, geſchmückt mit ausgeſtopften Vögeln und anderen barbariſchen Zuthaten wie jene von — Tahiti; ſie durchlöchern ſich ihre Ohrläppchen nicht, um ſie mit ſchwerem Geſchmeide zu beſchweren wie die — Negerinnen; ſie ſchnüren ihre zarten Füßchen nicht in enge drückende Schuhe wie die — Orientalinnen; und was den Stahl- und Fiſchgrätenpanzer anbelangt, mit welchem die Damen — anderer Länder ihre Leiber umſpannen, um ſich, nach dem Ausſpruch eines chineſiſchen Mandarins, das Ausſehen von Weſpen zu geben, ſo ſind ihnen dieſelben vollkommen unverſtändlich.

Theekränzchen.
(Obi [Schärpe] von vorn geſehen.)

Die Toilette der Japanerin iſt, was ihre ganze Zuſammenſetzung und ihren Zuſchnitt betrifft, von klaſſiſcher Einfachheit; ſie erinnert am eheſten an jene der Griechin aus der klaſſiſchen Zeit. Aber dabei iſt ſie im ganzen genommen ſchöner, denn zu den langen, faltenreichen Gewändern treten noch die Feinheit und Koſtbarkeit der Stoffe und vor allem die

Im Hauskleid, beim Blumenarrangieren.

herrlichen Farben, an denen sich das künstlerische Auge niemals sattsehen kann. Wer jemals in Tokyo oder in der alten Hauptstadt von Dai Nippon, in Kyoto, eines der zahlreichen Volksfeste mitgemacht hat, den wird neben der Anmut und Lieblichkeit der japanischen Frauen nichts so sehr in Entzücken versetzt haben, wie diese zarten, duftigen, farbenreichen Trachten, die den Volksmassen, aus der Ferne gesehen, das Aussehen lebendiger Blumenbeete geben, umflattert von den herrlichsten Schmetterlingen. Den Flügeln der letzteren, den Farben der ersteren mögen die Japaner bei ihrem einträchtigen Zusammenwirken mit der sie umgebenden herrlichen Natur, ja ihrem vollständigen Aufgehen in derselben ihre Toiletten abgelauscht haben. Wie die Flügel an den Schmetterlingen liegen diese reizenden bunten Trachten auf der Japanerin, und beinahe könnte man sagen, nur sie verleihen ihr jenen eignen seltsamen Reiz; ohne sie erscheint auch die Japanerin wie der Schmetterling ohne Flügel, denn sie ist im Gegensatz zu ihrer europäischen Schwester keineswegs von besonderer Körperschönheit.

Kein Wunder, daß die Japanerin auf ihre Toilette vielleicht noch mehr Wert legt, als die Europäerin. Aber sie thut es naiver und unbewußter. Die Japanerin schmückt sich, um sich und den anderen zu gefallen, entkleidet sich jedoch mit derselben Harmlosigkeit auch dieses Schmuckes und zeigt sich, wie die Natur sie erschaffen hat. Badet sie, so thut sie es offen und findet jedes Kleidungsstück vollständig für überflüssig; ist sie zu Hause, so wird sie, der heißen Sommerzeit entsprechend, die langen Kimonos abwerfen und vielleicht nur einen Lendenschurz anbehalten; sie macht kein Geheimnis aus ihren Schönheitsmitielchen, aus Puder und Schminken und Pomaden. Die Häuser, vornehmlich in den Landstädten und Dörfern, sind weit geöffnet, die Holz- und Papierwände zur Seite

Im Festgewand mit Überwurf.

geſchoben, um der Luft möglichſt freien Durchzug zu geſtatten, und das ganze Hausweſen, bis zu den hinterſten Räumlichkeiten, liegt dem Auge des Spaziergängers offen. Kein Wunder, daß der Reiſende, vielleicht ohne es zu wollen, in die ganze weibliche Intimität der japaniſchen Haushaltung eindringen kann.

Der Schnitt der japaniſchen Damenkleider iſt bei hoch und niedrig, bei arm und reich, bei jung und alt, im ganzen Lande der gleiche, und überall ſind auch die Kleidungsſtücke dieſelben. Die winzigen drei- bis fünfjährigen Püppchen, die mit ihren raſierten Schädeln auf den Veranden, vor den Häuſern oder in der Straße ihren Schabernack treiben, ſind ganz ebenſo gekleidet, wie ihre Großmama. Der einzige Unterſchied liegt in der Gattung und Farbe der Stoffe. Wie die Ariſtokratin zottelt auch das Mädchen aus dem Volke auf plumpen ſchweren Holzſandalen einher, und ebenſowenig wie die letztere trägt auch die erſtere jemals eine Kopfbedeckung, es ſei denn im Winter bei kaltem Wetter. Dann wird bei Ausgängen eine Art Kapuze über den Kopf gezogen.

Im Hauskleid, muſizierend.

Beginnt die Japanerin der mittleren und oberen Stände ihre Toilette, ſo wird ſie zuerſt den Yumodſchi, ein weißes Tuch von der Form und Breite unſerer Handtücher, aber von der doppelten Länge, um die Hüften winden und dann einen ziemlich knapp ſitzenden Bademantel aus zartem, hellem, farbigem Seidenkrepp mit weiten Ärmeln, den ſogenannten Dſchiban, überziehen. Dieſes reizende, den geſamten Körper bis zu den Füßen leicht verhüllende Kleidungsſtück vertritt bei jeder Tochter Nippons unſere Hemden. Nur im Winter wird darüber noch ein zweites wollenes Unterkleid, Schitagi genannt, getragen, im Sommer aber folgt auf den Dſchiban gleich der Kimono, das äußere Kleid. Alle drei, Dſchiban, Schitagi und Kimono, ſind ganz von demſelben Zuſchnitt und paſſen ſo genau in- und aufeinander wie die bekannten japaniſchen Schachteln. Der Kimono iſt aber ſtets aus viel koſtbarerem Stoff als die Unterkleider, und auf ihn wird von der Japanerin viel

mehr Sorgfalt verwendet, denn an der Farbe, an dem Stoff und an der Ausschmückung desselben erkennt man die gesellschaftliche Stellung, ja selbst das Alter der Trägerin. Zu Hause werden einfache Kimonos aus gewöhnlichen Stoffen getragen, für Ausgänge und Festlichkeiten aber solche aus Seide oder Seidenkrepp, und für besondere Feierlichkeiten dienen Kimonos aus den kostbarsten, schwersten Brokatstoffen, in so herrlichen Mustern, mit so zarten und dabei so reichen Stickereien, wie sie in Europa höchstens für die Prunkgewänder von Kirchenfürsten Verwendung finden. Wer in den achtziger Jahren das Glück gehabt hat, einer Festlichkeit bei Hofe beizuwohnen, etwa einem der berühmten Chrysanthemumfeste in den kaiserlichen Gärten, dem wird dasselbe wie ein Feenmärchen in der Erinnerung schweben. Inmitten des entzückendsten Blumenflors, wo Zehntausende der herrlichsten Chrysanthemen in allen erdenklichen Farben im Sonnenlichte prangten, wogten Hunderte japanischer Damen, selbst blumengleich, auf und nieder, und ihre lang wallenden Kleider wetteiferten mit den Blüten an Farbenreichtum; nur vergeht dieser mit den kalten Wintertagen, während die Gewänder der japanischen Aristokratie für die Ewigkeit gewebt zu sein scheinen. Von Generation zu Generation wurden diese Gewänder fortererbt bis auf den heutigen Tag, wo eine kalte herzlose Verordnung der japanischen Regierung sie fortdekretiert hat, um sie durch die reizlosen Trachten der Europäerin zu ersetzen. Die Prachtkimonos, in Farbe und Zeichnung wahre Gedichte, wanderten zu den Händlern und durch diese in die Museen und in die Privatsammlungen Europas, wo sie heute das Entzücken aller Kunstfreunde erregen. Einst besaß jede vornehme Japanerin eine ganze Auswahl derartiger Prunkgewänder für jede Jahreszeit. Standen die Pfirsich- und Kirschbäume in Blüte, dann trug sie einen Kimono über und über mit den gleichen Blüten gestickt; kam die Zeit der Chrysanthemen, dann vertauschte sie dieses Gewand mit einem anderen, welches in zartester Seidenstickerei nur Chrysanthemen zeigte, und so wechselten die

Frauen, Gobang (Sugoroku) spielend.
(Obi von hinten gesehen.)

Mädchen aus dem Volke beim Weben.

Gewänder der Frauen, dieſer menſchlichen Blüten, je nach den Blütezeiten in der japaniſchen Flora. — Aber nur bei Geſellſchaften und feſtlichen Anläſſen wurden und werden vielfach heute noch dieſe Gewänder getragen. Im gewöhnlichen Leben und auf der Straße ſind die Kimonos der Damen viel einfacher, leichter, ruhiger in der Farbe, und ohne Blumenſtickereien. Die einzige Ausſchmückung, welche dieſe Straßen-Kimonos zeigen, ſind die auf dem Nacken und den Aermeln in weißer Farbe aufgeſtickten Wappen der Trägerin.

Nur die Kinder werden auch im gewöhnlichen Leben in die bunteſten Kleider geſteckt; in allen Farben des Regenbogens prangen ihre Kimonos, geſchmückt mit großen auffälligen Stickereien. Je älter das Kind, deſto zarter werden die Farben, deſto kleiner die Muſter, und die jungen Damen tragen nur einfarbige helle Kimonos, zumeiſt zart roſenrot, lichtblau, lila oder taubengrau, das heute die faſhionable Farbe zu ſein ſcheint. Je älter die Dame, deſto dunkler wird die Nuance des Kimono, ohne jemals ganz ſchwarz zu werden.

Der Kimono wird um den Leib durch ein breites Band, den Obi, zuſammengehalten, und auf dieſes Band verwenden die Japanerinnen aller Stände die größte Sorgfalt. Der Obi iſt ihr Stolz, ihr Reichtum. Der Reiſende, welcher in den erſten Tagen ſeines Aufenthaltes in Japan auf der Straße oder im Eiſenbahnwagen, in Theehäuſern oder im Theater Japanerinnen ſieht, wird von dieſem Kleidungsſtück nicht ſonderlich erbaut ſein, denn wie eine wattierte Leibbinde, ſtets von dunklerer Farbe als der Kimono, umgürtet der Obi den zarten Leib der Japanerin, um ſich rückwärts zu einem Cul de Paris aufzubauſchen, der mit einem großen Kopfkiſſen verzweifelte Ähnlichkeit hat. Wären die Obis weiche, ſchmale Schärpen, wie ſie die Männer in Japan um ihren Kimono tragen, das

Im Winterkleide, Wappen auf dem Rücken erſichtlich.

Im Hausgarten mit Holzſchuhen.

einer rieſigen Maſche gebunden, und dieſe zwölf bis fünfzehn Lagen des ungemein ſchweren, dicken Stoffes bilden dann das eigenartige Kiſſen, das die Japanerin unter ihrem Rücken trägt. Um ſeinerſeits wieder den Obi zu halten, wird darüber ein elaſtiſches dünnes Seidenband mit kleinen kunſtvollen Goldſchließen an den Enden, das Obi-dome, gebunden. In den Falten des Obi verbirgt die Japanerin eine ganze Menge kleiner Artikelchen, welche ſie ſtets bei ſich zu tragen pflegt, und was im Obi nicht Platz findet, wird in die weiten, ſackartig herabfallenden Ärmel des Kimono geſteckt. Da ſind zunächſt die kleinen, weichen Papierchen, welche die Japanerin ſtatt des Sacktuches zu benutzen pflegt; ferner Pfeife, Tabaksbeutel und Zündholzſchachtel, denn die Töchter Japans ſind eingefleiſchte Raucher, allerhand Toilettenartikel, Kamm, Nadeln, Puderbüchſe, Schminkkäſtchen, Schwärzeſtifte für die Augenbrauen, ein kleines Spiegelchen und ſchließlich der un-

Ausſehen der Japanerin würde dadurch entſchieden gewinnen. Der Obi aber iſt ein drei bis vier Meter langes und etwa einen Meter breites, viereckiges Stück Stoff, ſtets von der ſchwerſten Seide und ſo koſtbar, wie ihn die Trägerin nur erſchwingen kann. Es gibt Obis, welche Hunderte von Dollars koſten, und gewöhnlich iſt der Preis dieſes Gürtelbandes höher, als jener aller anderen Kleidungsſtücke, welche die Japanerin trägt, zuſammengenommen. Um den Obi anzulegen, iſt immer die Hilfe einer zweiten Perſon erforderlich, und es erſcheint in der That eine wahre Kunſt zu ſein, den Obi zu knüpfen. Zunächſt wird über die langen, faltenreichen Kleider eine Schärpe aus Krepp, der Hoſo-Obi, gebunden. Dann wird der Obi der Länge nach zu einer etwa fußbreiten Schärpe zuſammengefaltet und mit der Faltung nach oben der Japanerin zwei- bis dreimal um den Leib gewunden. Die Enden werden rückwärts in kunſtvoller Weiſe zu

Vor dem Familienſchatz.

entbehrliche, allgegenwärtige kleine Papierfächer.

Noch häßlicher als der Obi erſcheint dem Europäer die Fußbekleidung der Japanerin. Dieſe zarten, ätheriſchen, reizenden Geſchöpfchen gehen ihr ganzes Leben lang auf ſchweren — Holzſchuhen einher. Schon in den erſten Jahren ihrer Kindheit werden ihre winzigen Füßchen in zolldicke Holzſandalen geſteckt, die durch Lederſtreifen an den Füßen feſtgehalten ſind, und ein anderes Schuhwerk bleibt ihnen bis zu ihrem Tode unbekannt. Die Japanerin trägt keine Strümpfe. Ihre Waden bleiben nackt, und, gehen ſie im warmen Sommer in den Straßen oder den ſchattenreichen ſtädtiſchen Parks ſpazieren, dann legen ſie wohl auch ihre Kimonos über den Arm und zeigen mit rührender Unverfrorenheit ihre Beine. An Stelle der Strümpfe trägt man ganz kurze, etwa bis über die Fußknöchel reichende Leinen- oder Seidenſocken mit einer Abteilung für die große Zehe und feſter Sohle aus

Japanerin, die Harfe (Koto) ſpielend.

Bei der Friſur.

dickem Baumwollſtoff. In ihren Häuſern, im Theater, in Tempeln und Theehäuſern gehen die Japanerinnen nur in dieſen Socken einher, und die Holzſandalen bleiben vor der Thüre ſtehen. Treten ſie aber auf die Straße, ſo ſchlüpfen ſie mit ihren Füßen wieder in dieſe ſchweren Klötze und ſchleifen damit mühſam und mit gebeugten Knieen, vornüber geneigt, einher. Stehend oder ſitzend iſt die junge Japanerin von unſagbarem Reiz, der aber ſofort verſchwindet, wenn ſie auf der Straße einherſchlürft.

Ebenſowenig wie die Japanerin ihren Obi binden kann, ebenſowenig kann ſie meiſt ohne fremde Hilfe ihre Haare gut friſieren. Bei der peinlichen Sorgfalt, welche die Damen für ihre Haarfriſur verwenden, und dem bedeutenden Zeitaufwand, der dafür erforderlich iſt, muß es ihnen ein Troſt ſein, daß die zu ſo hübſchen Bändern und Maſchen zuſammengeleimten Haare beiläufig eine Woche lang halten. Würden die Japane-

rinnen ihre Nachtruhe auf ähnlich weichem Pfühle verbringen wie ihre abendländischen Schwestern, dann müßten sie sich natürlich, geradeso wie diese, jeden Morgen der Haarfrisur unterziehen. Deshalb legen sie ihre Köpfchen keineswegs auf schwellende Federkissen An deren Stelle tritt ein Holzklotz, den sie sich beim Schlafenlegen unter den Nacken schieben, und über den dann ihre Köpfchen frei herabbaumeln. Aber lieber erdulden sie diese, von frühester Jugend auf gewohnte Qual, als die schön pomadisierten Haare in Unordnung zu bringen.

Verkäuferinnen bei einer Dame.

Daß in diese Haar- und Kleidertrachten der Japanerinnen durch die Einführung der europäischen Moden bald eine Änderung eintreten dürfte, ist nicht anzunehmen. Man geht in Europa fehl, wenn man glaubt, die Verordnung der japanischen Regierung hätte im Volke irgend welche Wirkung gehabt und das alte Japan hätte seine bisherigen malerischen Trachten modernen Kleidern, Miedern, Federhüten und Stöckelschuhen geopfert. Ausschließlich bei Hofe werden diese Produkte der europäischen Modenknechtschaft getragen. Ja, die in derartiger Maskerade erscheinenden Damen mögen wohl sogar als abschreckendes Beispiel für all' ihre nicht hoffähigen Schwestern gedient haben, denn, der Vorsehung sei es gedankt, man begegnet in Japan, wohin man auch reisen mag, in den Städten und auf den Dörfern, bei hoch und niedrig, nur japanischen Toiletten. Statt dieselben durch europäische ersetzt zu sehen, müßte man eigentlich herzlich wünschen, daß der japanische Kimono, aber ohne Obi und Holzsandalen, im Abendlande Einführung fände.

Die Frau im Bürgerlichen Gesetzbuch.

Von

Ernst Wichert.

(Abdruck verboten.)

Dem „Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches," wie er nach zwanzigjähriger Arbeit aus den Händen der mit der Ausführung des Gesetzes vom Jahre 1873 beauftragten Kommission dem Bundesrat und Reichstag zugtng, mußte notwendig von den verschiedenen Parteistandpunkten her eine mehr oder minder einflußreiche Gegnerschaft erwachsen. Vielleicht die heftigste und leidenschaftlichste, wenn auch nicht gewichtigste, ging von deutschen Frauen aus, welche behaupteten, für ihr ganzes Geschlecht eine Lanze zu brechen.

Sie haben einen Aufruf an deutsche Frauen und deutsche Männer erlassen und eine mit vielen tausend Unterschriften bedeckte Petition dem Reichstag eingereicht; sie haben noch in letzter Stunde, vor der dritten Lesung, eine Frauenversammlung nach Berlin einberufen und dort, wie allseitig anerkannt wtrd, in würdigster Weise getagt. Wir wissen nun jedenfalls, welche Wünsche ein sehr fortgeschrittener Teil der Frauenwelt (noch nicht der fortgeschrittenste freilich) in Betreff der Gestaltung des bürgerlichen Rechts vertritt.

Der Reichstag hat demselben nicht Rechnung getragen. Der Entwurf tst in den Abschnitten, welche hier hauptsächlich in Frage kommen, im wesentlichen unverändert geblieben. Aber die sehr erregten Frauen haben in dieser Voraussicht bereits angekündigt, daß sie sich nicht zufrieden geben und nun die Agitation gegen das Gesetz, welches nach ihrer Ansicht eine Gefahr für die deutsche Familie birgt, die Machtlosigkeit der Frau über ihr Vermögen und über ihre Kinder zum Ausdruck bringt und sie im Hörigkeitsverhältnis gegenüber dem Manne erhält, tn der sicheren Erwartung fortsetzen wollen, daß ihnen die Zukunft gerechter sein werde.

Es ist daher anzunehmen, daß nun für nicht absehbare Zeit im Programm der Frauenfrage diese Nummer: „Abänderung des Bürgerlichen Gesetzbuchs" feststehend sein wird. Es darf deshalb auch zeitgemäß und nützlich erscheinen, möglichst objektiv (der Verfasser dieses Artikels ist freilich ein Mann und ein Jurist, was ihn in dieser Hinsicht leicht verdächtigen könnte!) eine Überschau des Gebietes zu versuchen, auf welchem der Kampf entbrennen soll, und in eine Prüfung der Berechtigung jener Wünsche einzutreten.

Auch der Standpunkt der Frauen ist zunächst ein Parteistandpunkt. Maßgebend ist das Grundprinzip, daß jede Ungleichheit zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht, soweit sie nicht durch die natürliche Anlage bedingt ist, aufgehoben und beseitigt werden müsse. Hier handelt es sich nun um die Ungleichheit im Recht, und zwar — was die Frage allerdings sehr vereinfacht und für jede Parteirichtung diskutabel macht — im bürgerlichen (nicht im öffentlichen) Recht.

In dieser Begrenzung sind von wichtigster Bedeutung die Rechtsanschauungen über die Handlungsfähigkeit und Prozeßfähigkeit der Frau, über das eheliche Güterrecht, über die elterliche Gewalt und über die Vormundschaft. Hier bestehen in der That im Bürgerlichen Gesetzbuch mancherlei Rechtsungleichheiten. Sie sind gegenüber dem gegenwärtig noch geltenden Gesetz erheblich vermindert und gemildert, aber sie sind nicht völlig fortgeschafft. Der Gesetzgeber hat nicht ein ganz neues Recht lediglich nach vernünftigem Ermessen finden, sondern das geschichtliche Recht, wie es sich zuletzt im Gesetz verkörpert hatte, den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechend fort-

bilden wollen. Er hat gemeint, der veränderten socialen und wirtschaftlichen Stellung der Frau Rechnung tragen zu müssen, aber nicht durch Aufhebung des Zusammenhanges der historischen Rechtsentwicklung zu Gunsten eines extremen Prinzips. Er hat endlich geglaubt, den deutsch-nationalen Boden nicht gänzlich verlassen zu dürfen. Die nationale Eigenart eines Volkes zeigt sich ja doch sehr wesentlich gerade in der durch lange Gewohnheit fest eingebürgerten Ordnung der Beziehungen von Mann und Frau zu einander. Die Anschauungen der Völker über die gesellschaftliche Stellung der Frau, über die Ehe, über die Kindererziehung sind sehr verschieden. Ein deutsches Gesetzbuch, hat die Kommission vorausgesetzt, müsse sich auf deutschen Boden zu stellen bemüht sein.

Man wird dem Bürgerlichen Gesetzbuch nicht gerecht werden können, wenn man nicht zunächst „die Frau im bürgerlichen Recht“ historisch betrachtet. Es wird sich dann zeigen, daß die Rechtsungleichheit ursprünglich sehr weit ging, mit der Zeit abgenommen hat und jetzt auf ein Mindestmaß zu bringen versucht ist, über dessen Begrenzung sich freilich streiten läßt.

Die in der Bibel enthaltenen Rechtssätze konnten unmöglich verfehlen, von großem Einfluß auf die Rechtsanschauungen derjenigen Völker zu sein, welche in ihr das Buch der Bücher sahen. Das Alte Testament enthält geradezu das mosaische Gesetz, später nur erweitert durch die Aufzeichnung mündlicher Überlieferung. Nun aber wurde dort schon der ersten Frau, als sie der Schlange gefolgt war und Adam zum Ungehorsam gegen göttliches Gebot verführt hatte, bei der Austreibung aus dem Paradies als göttliches, zugleich für das ganze Geschlecht geltendes Grundgesetz verkündet: „Dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein, und er soll dein Herr sein!“ Damit ist die Gleichberechtigung von Anfang an aufgehoben. Bestand die Unterordnung thatsächlich längst zu Moses' Zeit, so wird sie hier durch den Sündenfall begründet, ein Motiv, das dann auch dem christlichen Mittelalter durchaus einleuchtete. Durch das Gesetz der Juden wurde das Weib unfrei; es stand im Magdtum unter der Gewalt des Vaters, im verheirateten Stande unter der Gewalt des Mannes und wurde erst als Witwe selbständig, und dies auch nur dann, wenn die Ehe durch die sogenannte Zusammenkunft wirklich vollzogen war, da sonst die väterliche Gewalt wieder auflebte. Eine Rechtsfolge davon war, daß der Vater über seine Töchter wie über eine Ware verfügen konnte. Er verheiratete sie selbst ohne ihr Vorwissen und wider ihren Willen nach seinem Belieben. Eine Haustochter oder Ehefrau konnte sich nicht einem anderen verbindlich machen, nicht einmal Gott. Denn es heißt, Gelübde sollen im allgemeinen unverbrüchlich gehalten werden, das Gelübde einer Haustochter oder Ehefrau aber nur dann, wenn es nicht vom Vater oder Ehemann noch selbigen Tages widerrufen wird, wozu sie also befugt sind. Das Erbrecht bedenkt die Töchter sehr schlecht: sie erben überhaupt nur in Ermangelung von Söhnen, und die männlichen Personen schließen die weiblichen in demselben Grade der Verwandtschaft unbedingt aus. Selbst auf den verstorbenen Sohn wird mehr Rücksicht genommen, als auf die lebende Tochter; denn wenn jemand Söhne und Töchter hat, so erben nur die Söhne, ist aber ein Sohn verstorben und hat nur Töchter hinterlassen, so fällt denselben sein Teil zu, und deren Tanten erhalten nichts. Allerdings sind die Brüder verpflichtet, die Schwestern aus dem väterlichen Vermögen bis zur Verheiratung zu verpflegen und dann auszustatten, wobei die Töchter sogar den Vorzug haben, wenn das Vermögen zur Verpflegung von Söhnen und Töchtern nicht ausreicht. Nur Männer haben das Recht der Erstgeburt. Der Ehemann hat einen rechtlichen Anspruch auf alles, was seine Frau verdient, auf ihre häuslichen Dienste nnd auf Liebesdienste gegen seine Person, selbst bei großer Dienerschaft, ferner auf alles, was ihr durch Glücksfälle zuwächst; er hat den unbeschränkten Nießbrauch ihres Vermögens und ist ihr Universalerbe. Dagegen hat die Frau das Recht, vom Manne freie Kost, und zwar in der Güte zu verlangen, wie sie dieselbe im Elternhause gewöhnt ist, allenfalls an einem besonderen Tische, wenn der Mann zu arm sein sollte, so gut mitzuspeisen. Man sieht, für die weiblichen Mitglieder der Familie ist eine gewisse, nicht unzarte Vorsorge getroffen, aber es fehlt ihnen

jede Selbständigkeit. Die Ehescheidung wurde dem Manne sehr erleichtert. Die Kinder freilich sind beiden Eltern gleiche Ehrerbietung schuldig, doch kann nur ein Mann Vormund sein.

Kein Volk hat für die Rechtspflege mehr gethan, die Rechtswissenschaft mehr gefördert, als das römische. Im römischen Recht steht nun allerdings der Satz obenan: Das Geschlecht macht keinen durchgreifenden Unterschied; im Zweifel gelten die Rechtssätze, auch wenn nur vom Masculinum gesprochen wird, für beide Geschlechter. Die Handlungsfähigkeit der Frauen ist aber vielfach beschränkt. So sind die Bürgschaften der Frauen so ungültig, daß sogar in der Regel das von ihnen schon Gegebene zurückgefordert werden kann, und die Bürgschaft einer Frau für ihren Mann ist unter allen Umständen nichtig. Eine Nachwirkung davon ist die Vorschrift neuerer Gesetzgebungen, daß selbst Witwen und ledigen Frauenspersonen bei Übernahme einer Bürgschaft die rechtlichen Wirkungen und Folgen derselben vor Gericht erklärt werden müssen, und daß sich eine Frau für ihren Mann nur mit Zuziehung eines ihr bestellten rechtskundigen Beistandes verbürgen kann. Nach älterem römischem Recht fehlte dem weiblichen Geschlecht die Fähigkeit, ein Testament errichten zu dürfen. Später mußte dabei lange Zeit eine Art von Vormund zugezogen werden. Auch in mehrere deutsche Stadtrechte war diese Bestimmung übergegangen. Die Frau kam durch die Ehe in die väterliche Gewalt des Mannes, erlangte dadurch die Rechte einer Tochter. Die altrömische Ehefrau mußte ihr gesamtes Vermögen an den Mann abgeben und war während der Ehe nicht einmal fähig, etwas für sich zu besitzen. Das änderte sich später, als eine freiere Art der Eheschließung Sitte wurde. Nun verlor sie ihr Tochterrecht, behielt aber dafür das Eigentum an ihrem Vermögen, so jedoch, daß im Zweifel eine ausdrückliche Rechtsvermutung für das Eigentum des Mannes sprach. Die Frau oder ihr Vater hatten dem Manne ein Ehevermächtnis zu bestellen, über welches er wie ein Eigentümer schalten konnte, während sein Gegenvermächtnis in seiner Verwaltung blieb. Erst nach seinem Tode oder im Falle der Scheidung erhielt sie die Verfügung darüber, und in seinem Konkurse nützte ihr das gesetzliche und privilegierte Pfandrecht an seinem Vermögen. Verletzungen der ehelichen Treue waren fast nur auf seiten der Frau mit Nachteilen bedroht (volle Gleichheit dieserhalb wurde auch im preußischen Landrecht nicht festgestellt). Die väterliche Gewalt über die Kinder stand nur dem Manne zu; eine Frau konnte deshalb in der Regel auch nicht an Kindesstatt annehmen. Ebenso unfähig war sie, außer nach neuerem Recht als Mutter und Großmutter, eine Vormundschaft zu führen.

Das römische Recht, soweit es glossiert worden, ist im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland „gemeines Recht“ geworden. Jedoch wurden die älteren Volksrechte damit nicht gänzlich beseitigt, und namentlich in Betreff der hier fraglichen Rechtsverhältnisse blieben sie vielfach in Kraft oder wurden durch besondere lokale Verordnungen ersetzt. Nach deutschen Rechten waren die Frauen als ewig Unmündige einer immerwährenden Geschlechtsvormundschaft unterworfen, und ein Glossator des Sachsenspiegels rechtfertigt diese Maßregel recht ungalant folgendermaßen: „Magd und Weiber sollen ihre kriegischen (d. h. sie im Prozeß vertretenden) Vormünder haben, weil sie wegen Schwachheit und geringen Verstandes ihres Geschlechts sich vor Schaden nicht leichtlich bewahren können; darum schonet man ihrer hierin.“ Diese Geschlechtsvormundschaft fiel für die Ehefrauen mit der ehelichen Vormundschaft oder Vogtschaft zusammen, vermöge deren der Mann die Frau überall vertrat und über ihr Vermögen verfügte: „Swenne ein man wieb nimt, so nimt er in sine gewere (rechtlichen Besitz) al ir gut zu rechte vormundschaft.“ Gewöhnlich setzte er der Frau aus seinem eignen Vermögen eine Morgengabe und ein Wittum aus, woran sie nach seinem Tode volles Eigentum erwarb. Das deutsche Recht hat andererseits auch das Institut der ehelichen Gütergemeinschaft ausgebildet, wonach das gesamte Vermögen gemeinschaftliches Eigentum beider Eheleute wurde. „Mann und Weib haben nicht gezweiet Gut zu ihrem Leibe,“ sagt der Sachsenspiegel, und der Schwabenspiegel: „Mann und Weib mögent nicht gehaben Guth gezwaiet.“ Während der Ehe hatte jedoch der Mann an dem

gemeinschaftlichen Vermögen Verwaltung und Nießbrauch, die Frau nur einen Anspruch auf Alimentation. Ihre Schulden waren nichtig, während umgekehrt der Rechtssatz galt: „Die dem Manne trauet, trauet auch seinen Schulden." Anerkannt wurde, daß die elterliche Zucht beiden Eheleuten gemeinsam sei. Daher blieb auch nach dem Tode des Vaters die Erziehung der Kinder der Mutter, auf die jedoch die väterliche Gewalt nicht überging.

Gegenwärtig nun gelten in Deutschland die verschiedensten Rechte auf größeren und kleineren, vielfach durcheinander geschobenen Gebieten: außer dem gemeinen (recipierten römischen) Recht das preußische Allgemeine Landrecht, das sächsische Bürgerliche Gesetzbuch, der Code civil und eine Unmasse von lokalen, namentlich das eheliche Güterrecht und das Erbrecht betreffenden Sonderrechte. Der Einfluß des römischen und älteren deutschen Rechtes ist, was die Rechtsstellung der Frau anbetrifft, überall sichtbar. Doch ist eine Verbesserung derselben insofern eingetreten, als im allgemeinen die unverheiratete Frau und Witwe in der Handlungsfähigkeit dem Manne gleichgestellt, mithin jede Art von Geschlechtsvormundschaft beseitigt, ferner eine wirksamere Sicherung des von der Ehefrau eingebrachten Vermögens versucht, ihr auch als Vormund ihrer Kinder und Großkinder eine weite Verfügungsgewalt zugebilligt ist.

Es wäre ganz und gar irrig, wenn man annehmen wollte, daß diese Rechtsungleichheit zwischen den beiden Geschlechtern künstlich von den männlichen Gesetzgebern, als den Inhabern der Macht, aufgestellt sei, um das Weib zu unterdrücken. Im Gegenteil läßt sich nachweisen, daß überall da, wo der Rechtszustand schriftlich fixiert wird, das Bestreben dahin geht, Härten zu mildern, den schwächeren Teil zu schützen und ihm Äquivalente zu gewähren. In den Uranfängen des geschichtlichen Daseins der Völker finden wir eben nirgends das Weib dem Manne gleichberechtigt, sondern vielmehr seiner Gewalt völlig unterworfen, unfähig zur Verteidigung von Rechten vor Gericht. Es scheint überflüssig zu prüfen, ob dieser Zustand lediglich durch das Übergewicht der körperlichen Kraft beim Manne herbeigeführt war oder vorwiegend in der sittlichen Anschauung wurzelte, daß allein die Pflicht, das Gemeinwesen durch Waffengewalt zu verteidigen, auch Rechte gewähren dürfe. Er war vorhanden, und überall ist erst nach und nach ein Rechtsschutz für das Weib gerade durch die Stellung unter männliche Vormundschaft (des Familienoberhauptes, des Ehemannes) und durch gewisse Rechtsfiktionen geschaffen worden (wie in der altrömischen Ehe durch Verleihung des Tochterrechts an die Ehefrau, was Aufnahme in die Familie und Erbrecht bedeutete).

Und es darf doch auch nicht übersehen werden, daß bei dieser Rechtsordnung, auch wenn sie aufrecht erhalten wurde, nachdem die geschichtlichen Voraussetzungen ihrer Bildung längst fortgefallen waren, ein gut Teil praktischer Erfahrung mitwirkte. Es läßt sich die Gleichstellung von Mann und Weib nicht dekretieren; die Natur hat nun einmal die Geschlechter verschieden veranlagt, ihrer Verstandes- und Gefühlsthätigkeit vielfach andere Richtungen gewiesen. Wer dies leugnet, wird doch zugeben müssen, daß die verschiedene Erziehung und Lebensübung durch so viele Jahrhunderte nicht ohne den stärksten Einfluß auch auf die Haltung des weiblichen Geschlechts selbst bleiben konnten, und daß der Gesetzgeber stets mit dem Mittel, nicht mit einer kleinen, besonders beanlagten oder weit vorausgeschrittenen Minderheit zu rechnen hat. Im allgemeinen ist das weibliche Geschlecht bestimmbarer, als das männliche, Regungen des Gefühls zugänglicher, leidenschaftlicher in der Verfolgung bestimmter Ziele, weniger geschäftskundig und logisch geschult. Daraus werden sich bei ganz selbständigem Handeln leicht Fehler ergeben, die schwere Verluste nach sich ziehen. Sicher hatte man eine Reihe sehr trauriger Fälle vor Augen, als man eine Art von Bevormundung der Frauen bei der Übernahme fremder Schuldverbindlichkeiten beschloß. Die Ehe aber ist und bleibt eine Gemeinschaft von zweien. Eine solche hat immer das Mißliche, daß beim Auseinandergehen der Meinungen ein einheitlicher Wille nicht durch eine Abstimmung erreicht werden kann. Gibt der eine Teil nicht nach, so muß die gesetzliche Möglichkeit da sein, rechtsgültig Handlungen vorzunehmen, welche die Gemeinschaft verbinden. Sie wird dadurch geschaffen, daß dem einen von beiden Teilen eine ent-

scheidende Stimme beigelegt ist, und kann auf andere Weise gar nicht geschaffen werden. Steht nun die Wahl zwischen Mann und Weib, so sprechen doch wohl auch genug rationelle Gründe dafür, sie auf den Mann fallen zu lassen, dessen Autorität in der Familie gewahrt bleiben muß, wenn er im öffentlichen Leben seine Pflichten soll erfüllen können. Es ist auch ohne Lockerung der ehelichen Bande und Zerrüttung der Familie nicht angängig, die Eheleute bei jeder Meinungsverschiedenheit vor den Richter zu schicken, um dessen Entscheidung einzuholen. Offen kann nur die Frage sein, in welchen besonders wichtigen Fällen eine Genehmigung der Frau für erforderlich zu erachten und inwieweit der Frau gegen Rechtshandlungen des Mannes ein Einspruchsrecht zuzubilligen ist. Hier muß wieder beiden Teilen der Gang zum Richter freistehen, welcher befugt ist, die ohne Grund verweigerte Genehmigung zu ergänzen und andererseits die Frau gegen Mißbrauch der ehemännlichen Rechte zu schützen. Schon diese rechtlichen Kautelen, so notwendig sie erscheinen, sind dem ehelichen Frieden höchst gefährlich. Schließlich dürfte doch gerade die Frau am meisten dabei interessiert sein, daß die Autorität des Mannes nicht gefährdet wird. So unzweifelhaft oft der Mann durch Leichtsinn und schlechte Wirtschaft die Frau um ihr Vermögen bringt, so unzweifelhaft ist auch in vielleicht ebenso häufigen Fällen die Frau die Ursache seines eignen Vermögensverfalles. Und bei der Ehe sprechen denn doch auch noch andere Rücksichten mit, als die auf die Sicherung des Vermögens gerichteten.

Endlich darf nicht außer acht gelassen werden, daß schon nach bestehendem Recht die Eheleute durch *Vertrag* ihre Güterrechte abweichend von der gesetzlichen Regel, unter Wahrung gewisser Förmlichkeiten auch für Dritte bindend, bestimmen können. Bedenkt man den starken moralischen Einfluß, den gerade bei einem guten, ehelichen Verhältnis der Mann stets auf die Frau ausüben wird, wenn er in den Besitz ihres Vermögens gelangen will, und die Gefahr der Zerstörung des ehelichen Glückes, wenn sie ihr Recht zu vorsorglich wahrt, so kann es nicht wunder nehmen, daß von der Befugnis, durch Vertrag der Ehefrau die freie Verfügung über ihr Vermögen zu sichern, verhältnismäßig wohl selten Gebrauch gemacht wird.

Gerade *dieses* Rechtszustand wünschen nun aber die Führerinnen der Frauenbewegung als den *gesetzlich normalen* anerkannt. Die Ehe soll in der Handlungsfähigkeit der Frau nichts ändern; sie soll befähigt bleiben, nach wie vor über ihr Vermögen zu verfügen und durch ein Uebereinkommen mit dem Ehemann denjenigen Teil ihrer Einkünfte, welcher zu Zwecken der Ehe verwandt werden soll, festsetzen. Eheleute, welche sich einem besonderen ehelichen Güterrecht unterwerfen wollen, mögen *dies* durch Vertrag einführen. Es ist richtig, daß, wenn diese Ordnung der Dinge als die einfachste und glücklichste anzusehen wäre, sie auch im Gesetz als die reguläre angenommen werden müßte; denn der Vertragsschluß verursacht allemal Umstände und Kosten, und Brautleute, besonders wenn kein Teil besonders vermögend ist, werden selten geneigt sein, sich für die Zukunft vorzusehen. Juristisch wäre auch kaum etwas dagegen zu erinnern. Ist die Frau, welche sich vertragsmäßig die selbständige Verfügung über ihr Vermögen gesichert hat, imstande, dieserhalb für sich am besten zu sorgen, so läßt sich nicht begreifen, warum nicht der Frau überhaupt diese Fähigkeit beiwohnen sollte. Auch wäre der Vorteil nicht zu unterschätzen, daß die Frau keinen Grund weiter hätte, gegen die Verwaltung des Mannes mißtrauisch zu sein, und daß jede Einmischung des Vormundschaftsrichters fortfiele, Vermögensstreitigkeiten zwischen Mann und Frau, geradeso wie zwischen anderen Personen, vor dem Prozeßrichter ausgefochten würden.

Aber es liegt doch etwas darin, was unserer Auffassung von dem Wesen der Ehe als einer vollkommenen Lebensgemeinschaft von zwei Personen verschiedenen Geschlechts widersteht. Ein so enges persönliches Verhältnis scheint auch eine Vereinigung der beiderseitigen Habe, eine gemeinsame Wirtschaft in irgend einer vorausbestimmten Ordnung, endlich ein Übergewicht des Mannes als des staatlichen Vertreters der Familie zu bedingen. Es mag bei dem guten Willen beider Teile, bei ähnlicher Gemütsart und ungefähr gleicher Intelligenz wohl möglich sein, auch ein eheliches Compagniegeschäft ohne empfindliche Reibungen und Störungen

fortzuführen; die Regel wird das sicher nicht sein, schon weil in der Ehe fortwährend gegenseitige Einflüsse mitwirken, mit denen nicht rein verstandesmäßig zu rechnen ist. Prozesse unter Eheleuten über Mein und Dein würden wahrscheinlich noch gehässiger und widerwärtiger sein, als die unter nahen Verwandten als gemeinsamen Erben eines Nachlasses. Daß die Ehen in den Ländern, in welchen völlige Gütertrennung die gesetzliche Regel ist, im allgemeinen glücklicher und würdiger sind, wäre noch zu beweisen. Jedenfalls hat die Gesetzgebungskommission, und mit ihr der Reichstag und Bundesrat, geglaubt, den Zusammenhang mit der geschichtlichen Rechtsentwickelung einer Theorie zuliebe nicht aufheben zu dürfen. Es ist nur eine Fortbildung des bestehenden Rechts — unter steter Rücksichtnahme auf die durch die veränderte wirtschaftliche Lage bedingten billigen Ansprüche der Frau — unternommen.

Da hat nun zunächst das Bürgerliche Gesetzbuch die beiden Geschlechter in ihrer Handlungs- und Prozeßfähigkeit im allgemeinen völlig gleichgestellt; jede Bevormundung einer großjährigen, nicht entmündigten Frauensperson bei Vornahme von Willensakten hört auf, auch der letzte Rest der Geschlechtsvormundschaft ist beseitigt. Eine Beschränkung wird lediglich durch das eheliche Verhältnis, und auch hier nur in gewissen Grenzen herbeigeführt.

Die Ehegatten sind einander zur ehelichen Lebensgemeinschaft verpflichtet. Stellt sich aber das Verlangen eines Ehegatten nach Herstellung der Gemeinschaft als Mißbrauch seines Rechtes dar, so ist der andere Ehegatte nicht verpflichtet, dem Verlangen Folge zu leisten — eine hauptsächlich zu Gunsten der Frau gegebene Vorschrift. Dem Manne steht die Entscheidung in allen, das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten zu; er bestimmt insbesondere Wohnort und Wohnung, auch hier darf sich aber die Frau jedem Mißbrauch seines Rechts widersetzen. Die Frau ist so berechtigt als verpflichtet, das gemeinsame Hauswesen zu leiten. Zu Arbeiten im Hauswesen und im Geschäft des Mannes ist die Frau verpflichtet, soweit eine solche Thätigkeit nach den Verhältnissen, in denen die Ehegatten leben, üblich ist. Die Frau ist berechtigt, innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises die Geschäfte des Mannes für ihn zu besorgen und ihn zu vertreten. Rechtsgeschäfte, die sie innerhalb dieses Wirkungskreises vornimmt, gelten als im Namen des Mannes vorgenommen, wenn nicht aus den Umständen sich ein anderes ergibt. Der Mann kann freilich das Recht der Frau beschränken und ausschließen (was mitunter zur Erhaltung einer ordentlichen Wirtschaft notwendig sein wird), jedoch ist auch hier die Frau gegen Mißbrauch dieser Befugnis geschützt. Ob Mißbrauch vorliegt, entscheidet in allen diesen Fällen das Vormundschaftsgericht, welches auch den Widerspruch des Mannes aufheben kann, wenn die Frau sich einem Dritten gegenüber zu einer von ihr in Person zu bewirkenden Leistung verpflichtet. Der Mann hat der Frau nach Maßgabe seiner Lebensstellung, seines Vermögens und seiner Erwerbsfähigkeit Unterhalt zu gewähren, umgekehrt die Frau dem Manne in demselben Umfange nur dann, wenn er außer stande ist, sich selbst zu unterhalten. Leben die Eheleute mit Recht getrennt, so enthält die Frau außer einer Geldrente auch die zu ihrer selbständigen Wirtschaft erforderlichen Sachen. Es wird endlich zwar vermutet, daß die im Besitz eines der beiden Ehegatten oder beider Ehegatten befindlichen beweglichen Sachen, Juhaberpapiere und Orderpapiere mit Blankoindossament dem Manne gehören, aber diese Vermutung gilt nicht für die ausschließlich zum persönlichen Gebrauche der Frau bestimmten Sachen, insbesondere nicht für Kleider und Schmucksachen.

Wollte der Gesetzgeber sich bei der einheitlichen Regelung des ehelichen Güterrechts einem der bestehenden Systeme anschließen, so hatte er unter folgenden die Wahl: Römisches Dotalrecht, wonach die Ehe an und für sich auf die vermögensrechtlichen Verhältnisse der Ehegatten einen Einfluß nicht ausübt; oder Allgemeine Gütergemeinschaft, bei welcher alles, was den Ehegatten gehört oder an Vermögen zuwächst, auch Grundbesitz, gemeinschaftliches, unter der Verfügungsgewalt des Ehemannes stehendes Eigentum beider Eheleute und bei Auflösung der Ehe je zur Hälfte geteilt wird; oder Fahrnißgemeinschaft, die sich als eine Gütergemeinschaft ausschließlich des

Grundbesitzes darstellt; oder Errungenschaftsgemeinschaft, welche bewirkt, daß jeder Teil eigentümlich behält, was er in die Ehe einbringt, der Erwerb aber gemeinschaftlich und bei der Auflösung der Ehe zur Hälfte geteilt wird; oder Verwaltungsgemeinschaft, bei welcher gründsätzlich das Eingebrachte der Frau in Verwahrung und Nießbrauch des Mannes gelangt, dessen Vermögen die Errungenschaft allein zuwächst, so daß er bei der Auflösung der Ehe nur das Eingebrachte oder den Ersatz dafür an die Frau oder ihre Erben herauszugeben hat.

Jedes dieser Systeme (mit einer sehr großen Zahl von Sonderbestimmungen in den Partikularrechten), hat gewisse Vorzüge und Nachteile, die näher zu begründen hier zu weit führen würde. Das Bürgerliche Gesetzbuch hat sich für die sogenannte Verwaltungsgemeinschaft entschieden, aber der Ehefrau weitreichende Befugnisse beigelegt, das Eingebrachte gegen Mißbrauch des Mannes zu sichern.

Danach wird nun — wenn durch Ehevertrag nicht etwas anderes bestimmt wird — das Vermögen der Frau durch die Eheschließung der Verwaltung und Nutznießung des Mannes unterworfen. Zu diesem eingebrachten Gute gehört auch das Vermögen, welches der Frau während der Ehe zuwächst. Ausgenommen ist aber das sogenannte Vorbehaltsgut, nämlich alles, was die Frau durch ihre Arbeit oder durch den selbständigen Betrieb eines Erwerbsgeschäftes erwirbt, ebenso was durch Ehevertrag dafür erklärt oder was von einem Dritten der Frau mit dieser Bestimmung zugewendet ist, endlich der Ersatz für Vorbehaltsgut.

Bedenkt man, daß Frauen, die ein erheblicheres Vermögen in die Ehe einbringen (immerhin ein verhältnismäßig seltener Fall), sich leicht durch Ehevertrag jede beliebige Verfügung darüber beilegen lassen können, und daß andererseits die große Zahl von Arbeiterinnen, welche so gut wie nichts in die Ehe einbringen, aber auch in derselben ihre Arbeitskraft nach außen hin verwerten, über ihren Erwerb gesetzlich als über Vorbehaltsgut verfügen, daß auch die Erwerbs- und Handelsthätigkeit der Ehefrau für sie Vorbehaltsgut schafft, und daß alles mit Vorbehaltsgut Erworbene wieder Vorbehaltsgut wird, daß endlich die zum persönlichen Gebrauch der Frau bestimmten Sachen schon durch die allgemeinen Bestimmungen ausgenommen sind, so erscheint durch das Gesetz in der That jede Ehefrau insoweit selbständig gestellt, als sie durch ihre und die hierauf gerichtete Vorsorge eines Dritten Vorbehaltsgut erhält oder durch eigne Arbeit und Geschäftsthätigkeit etwas erwirbt. Eingebrachtes Gut, welches der Verwaltung und dem Nießbrauch des Mannes unterliegt, wird hiernach nur bleiben das meist geringere Vermögen der Ehefrau an Mobiliar, barem Gelde, Grundstücken, ausstehenden Forderungen und Wertpapieren, dessen voller Ertrag gemeinhin vom Manne als Beihilfe zu den Ehekosten wird verbraucht werden müssen. Ist nur der Ehemann eigentlich geschäftsthätig, die Ehefrau nicht über die häusliche Wirtschaft hinaus in Anspruch genommen, so erscheint es als das natürliche und im staatlichen Interesse wünschenswerte Verhältnis, wenn der Mann der Verwalter des Frauenguts ist und dessen Einkünfte für sich, d. h. im wesentlichen zum Verbrauch in der gemeinsamen Wirtschaft, erwirbt.

Aber auch in betreff des eingebrachten Gutes ist der Mann, welcher den Besitz hat, gesetzlich verpflichtet, ordnungsmäßig zu verwalten. Er hat über den Stand der Verwaltung der Frau auf Verlangen Auskunft zu erteilen. Diese Vorschrift, anscheinend selbstverständlich, ist eine wesentliche Erweiterung ihrer bisherigen Befugnisse. Ohne Zustimmung der Frau kann der Mann überhaupt nur über Geld und andere verbrauchbare Sachen der Frau verfügen, Forderungen der Frau, die nicht auf Zinsen stehen, einziehen, Forderungen der Frau gegen solche Forderungen an die Frau, deren Berichtigung aus dem eingebrachten Gute verlangt werden kann, aufrechnen, endlich Verbindlichkeiten der Frau zur Leistung eines zum eingebrachten Gute gehörigen Gegenstandes durch Leistung des Gegenstandes erfüllen. Im übrigen braucht er zur Verfügung über eingebrachtes Gut der Zustimmung der Ehefrau, welche freilich bei unberechtigtem Widerspruch durch den Vormundschaftsrichter ergänzt werden kann. Der Mann ist verpflichtet, bares Geld der Frau für sie nach den für die Anlegung von Mündelgeld geltenden Vor-

schriften verzinslich anzulegen, den Wert verbrauchter oder veräußerter Sachen zu ersetzen. Erwirbt er mit Mitteln des eingebrachten Guts bewegliche Sachen, Inhaber- und Orderpapiere, so geht in der Regel mit dem Erwerbe das Eigentum auf die Frau über; ergänzte Haushaltungsgegenstände werden wieder eingebrachtes Gut. Die Frau kann verlangen, daß der Mann den Reinertrag des eingebrachten Gutes ohne Rücksicht auf seine sonstigen Verpflichtungen zur Bestreitung des Haushalts verwendet. Gefährdet der Mann durch sein Verhalten das eingebrachte Gut, so kann die Frau Sicherstellung verlangen, insbesondere Hinterlegung der Inhaberpapiere.

Ohne Zustimmung des Mannes ist die Frau befugt zu gewissen Handlungen in Erbschaftsangelegenheiten, zur Ablehnung eines Vertragsantrages oder einer Schenkung, zur Annahme eines Rechtsgeschäfts gegenüber dem Manne, ferner zur Fortsetzung eines zur Zeit der Eheschließung anhängigen Prozesses, zu Prozessen betreffend das eingebrachte Gut gegen den Mann, auch gegen Dritte, wenn der Mann ohne die erforderliche Zustimmung der Frau verfügt hat, und zur gerichtlichen Geltendmachung eines Widerspruchsrechtes gegenüber einer Zwangsvollstreckung. Auch im übrigen bleibt sie handlungs- und prozeßfähig. Doch bedürfen ihre Verfügungen über das eingebrachte Gut der nachträglichen Genehmigung des Mannes, ohne welche sie auch für sie selbst ungültig werden, und das in einem ohne Zustimmung des Mannes geführten Rechtsstreite ergehende Urteil ist dem Manne gegenüber in Ansehung des eingebrachten Gutes unwirksam.

Der Mann hat den ehelichen Aufwand zu tragen, die Frau aber dem Manne zur Bestreitung desselben einen angemessenen Beitrag aus den Einkünften ihres Vermögens und dem Ertrag ihrer Arbeit oder eines von ihr selbständig betriebenen Erwerbsgeschäftes zu leisten. Der Anspruch des Mannes ist nicht übertragbar.

Eine speciellere Darstellung dieser Rechtsverhältnisse wird hier nicht erwartet werden. Aus dem Mitgeteilten ergibt sich wohl schon zur Genüge, daß es eine maßlose Übertreibung ist, wenn behauptet wird, daß das Bürgerliche Gesetzbuch der Ehefrau eine unwürdige Stellung beilegt.

Übrigens ist das Leben allemal stärker als das Gesetz. In der Ehe haben jederzeit mehr die Macht- als die Rechtsfragen mitgesprochen, und daß die Frau sehr oft eine Macht ist, die ihren Willen durchzusetzen weiß, mag er vertrags- oder gesetzmäßig begründet sein oder nicht, wird kaum bestritten werden können. Eine Ehe, bei welcher die Eheleute sich in betreff ihrer Befugnisse auf ein Gesetzbuch berufen, ist schon keine Ehe mehr. Die Frau, welche sich die selbständige Verfügung über ihr Vermögen vorbehalten hat, kann leicht in die größte Abhängigkeit von ihrem Manne geraten, und eine Frau, der nach dem Gesetz gar keine Verfügnngsgewalt gegeben ist, nicht nur ihr eignes Vermögen, sondern auch das des Mannes unumschränkt verwalten. Erst nach Auflösung der Ehe durch den Tod des einen Teils oder durch Scheidung pflegt von einer gesetzlichen Regelung der güterrechtlichen Verhältnisse die Rede zu sein.

An Stelle der väterlichen Gewalt des älteren Rechts hat das Bürgerliche Gesetzbuch die elterliche Gewalt gesetzt. Sie steht jedoch der Mutter nur zu, wenn der Vater gestorben oder für tot erklärt ist oder sie verwirkt hat und die Ehe aufgelöst ist. Die elterliche Gewalt der Mutter kann durch einen Beistand beschränkt werden. Auch hier verlangen die Frauen Gleichberechtigung; wie es aber praktisch als möglich gedacht werden soll, daß in stehender Ehe jeder der beiden Ehegatten selbständig die Kinder vertritt, möchte schwer zu sagen sein.

Abgeändert ist der Entwurf, insoweit er eine Frau mit Ausnahme der Mutter und Großmutter von der Vormundschaft und von der Mitgliedschaft des Familienrats ausschließen wollte. Zu solcher Zurücksetzung lag auch, wie die Frauen mit Recht einwendeten, kein ausreichender Grund vor. Es kann also nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch eine Frau, wie ein Mann, zum Vormund bestellt werden, die Ehefrau allerdings nur mit Genehmigung ihres Ehemanns, eine Einschränkung, die auch von den aufrichtigsten Vertretern der Frauenrechte kaum ernstlich wird bemängelt werden können.

Am Potsdamerplatz in Berlin. Nach dem Gemälde von Hans Herrmann.

Christof I (1453—1527) und seine Familie.
Nach einem zeitgenössischen Gemälde.

Das badische Fürstenhaus und seine Residenz.

Von

A. v. Freydorf, geb. Freiin v. Cornberg.

Mit sechzehn Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Am 7. September dieses Jahres begeht der Großherzog Friedrich von Baden seinen siebenzigsten Geburtstag. Der Tag wird nicht nur in Baden festlich begangen werden, sondern für ganz Deutschland die Person des patriotischen, um das neue Reich so hoch verdienten Fürsten wieder in den Vordergrund des Interesses stellen. Darum wird auch den Lesern dieser Zeitschrift ein Aufsatz über das badische Fürstenhaus und seine Residenz besonders willkommen sein.

Unter den regierenden deutschen Fürstenhäusern ist das badische eines der ältesten. Schon Mitte des XI. Jahrhunderts wird Berthold der Bärtige als Graf im Breisgau, in der Ortenau und im Albgau urkundlich genannt. Sein ältester Sohn begründet die zähringische Hauptlinie, und einem von dessen Nachkommen wurde nach Barbarossas Tode die deutsche Kaiserkrone angeboten, die er aber ausschlug. Nach dem Tode Christophs I, 1527, schied sich der Gesamterbbesitz in zwei Teile, die Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-Durlach, die erst im Jahre 1771 unter Markgraf Karl Friedrich auf Grund eines Erbvertrags wieder vereinigt, im Jahre 1803 zum Kurfürstentum, 1806 aber zum Großherzogtum erhoben wurden.

Im 30jährigen Krieg war Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach ein warmer Anhänger der protestantischen Sache; doch ob er gleich den ligistischen Feldherrn Tilly bei Wiesloch schlug, erlitt er selbst 1622 bei Wimpfen eine vollständige Niederlage, bei der er vor Tod oder Gefangenschaft nur durch die oft besungene Treue seiner vierhundert Pforzheimer Bürger gerettet wurde, die wie die Schar von Thermopylae bis auf den letzten Mann den Heldentod fürs Vaterland starben.

Vor allen badischen Fürsten populär geworden ist aber der glorreiche Türkenbesieger und Franzosenfeind Ludwig Wilhelm, 1655—1707, der sogenannte „Türkenzwinger" oder kurzweg „Türkenlouis." Mit neunzehn Jahren zeichnete er sich bei der Erstürmung von Philippsburg schon so sehr aus, daß der Kaiser ihm den Oberbefehl über ein Regiment anvertraute. Unter seinem Reiterbilde steht der Reim:

Diß ist der tapfre Held, der Leib und Leben waget,
Der mit Großmüthigkeit die Türken-Hund verjaget,
Wie Nissa diß bezeugt, sammt andern Thaten mehr;
Drum bebt ganz Orient vor ihm und seinem Heer.

Daß er aber nicht nur ein gewaltiger Kriegsheld, sondern auch ein guter, treuer Eheherr war, beweist die Siegestrophäe, welche er seiner Sibylla aus der Beute von Szlankament zusandte. Das war „die schönste Paradiesesjungfrau Ma-

Ludwig Wilhelm, genannt der „Türkenlouis“ (1655—1707).

zu: „Meinen Fächer verlor ich beim letzten Ritt durch den Wald, möchte ihn Euer Liebden finden!“ Aber im Eifer der Jagd wird der Fächer vergessen; schließlich verirrt sich der fürstliche Jäger und findet sich erst wieder zurecht, als er in die Lichtung einer Waldwiese heraustritt. Hier hat er jüngst mit seiner Gemahlin eine mächtige vielhundertjährige Eiche bewundert. Richtig, da, unter ihren weitüberhängenden Zweigen, liegt auch der Fächer. Der Markgraf steigt ab, ihn aufzuheben; die Stille ringsum aber ist gar zu einladend zur Ruhe; indem der Fürst sich an den Stamm der Eiche lehnt, fallen ihm die Lider zu — doch noch sieht er den Fächer im Moose zu seinen Füßen ausgebreitet liegen. Was aber ist das? Der Fächer breitet sich aus, immer weiter und weiter, der edelsteingefaßte Griff hebt sich empor zum herrlichsten Schloß, grüne Gartenanlagen breiten sich im Halbkreis davor, und die einzelnen Fächerstäbe werden breite, lustige Straßen. Als endlich suchende Jäger den Herrn erreichen, hat er selbst gefunden, wonach er lange suchte: den Platz und den Plan, darauf und danach er seine Residenz erbauen will; hier an dieser Stelle soll sie erstehen unter dem segnenden Omen dieser Stunde, die Fächerstadt Karlsruhe.

homets,“ und im Begleitbriefe zu diesem Geschenke stand: „Sie sei frei als Deine Sklavin: kenn' ich doch auf Erden keine süßre Sklaverei als die Deine!“ Gewiß eine schöne Huldigung! — Von dem Wesen dieser Markgräfin Sibylla erhalten wir das beste Bild, wenn wir einen Besuch im Lustschlosse Favorite machen, das sie sich zwischen Baden und Rastatt erbaute. Neben den prunkenden Festsälen findet sich, steingepflastert, eine kahle Klausnerei mit kleiner Fensterluke, hartem Holzschragen und einer Feuerstelle; hier weihte sich die Markgräfin in der Einsamkeit frommen Bußübungen. Les extrêmes se touchent!

Markgraf Karl Wilhelm, 1679 bis 1738, ist der Begründer Karlsruhes, von dessen Gründung eine reizvolle Sage erzählt: Der Markgraf hat sich aufs Pferd geschwungen, mit seinem Gefolge zu fröhlicher Jagd auszureiten. Da ruft ihm vom Balkon die Markgräfin im Abschiedsgruße

Markgraf Karl Friedrich der Gesegnete, 1746—1811, regierte über 60 Jahre. Er war einer der edelsten, begabtesten und gütigsten Fürsten, welche die deutsche Geschichte kennt, und krönte die vielen Wohlthaten, durch die er bestrebt war, seine Unterthanen zu einem „freien, wohlhabenden, gesitteten und christlichen Volke“ zu machen, damit, daß er 1783 die Leibeigenschaft aufhob. Im Rheinbund mußte er sich zwar Napoleon anschließen, aber sein Herz und seine Gesinnung blieben immer gut deutsch. Unter seiner Regierung wuchs das

Land von 70 auf 270 Quadratkilometer und ward zum Großherzogtum erhoben. Nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin vermählte ſich Karl Friedrich noch in vorgerücktem Lebensalter mit der Reichsgräfin Geyer von Geyersberg, welche zur Reichsgräfin von Hochberg ernannt wurde. Als ſpäter alle Söhne und Nachkommen aus der erſten Ehe geſtorben waren, gelangte der vierte Sohn, der älteſte aus der zweiten Ehe, zur Regierung. Wie glücklich das Volk während der Regierung Karl Friedrichs war, wie der Wohlſtand ſich hob, geht aus dem Wort hervor, das damals in Baſel Umlauf hatte: „Wenn der Markgräfler zehn Jahre Frieden behält, fährt er mit ſilbernem Pflug in das Feld.“

Großherzog Karl, 1811—1818, war mit der Adoptivtochter Napoleons, Stefanie Beauharnais, vermählt, die ihren Witwenſitz ſpäter in Mannheim hatte und erſt 1860 ſtarb. Ihre geiſtreiche, liebenswürdige Hofhaltung iſt noch vielen erinnerlich. Großherzog Karl aber ſetzte ſich dadurch ein Denkmal im Herzen ſeines Volkes, daß er einer der erſten deutſchen Fürſten war, welcher eine landſtändiſche Verfaſſung gab.

Wir müſſen auch ſeiner Mutter, wenn ſie auch ſelbſt nicht auf den Thron gelangte, Erwähnung thun. Sagte Napoleon doch von ihr, er halte ſie für die geſcheiteſte deutſche Frau, weil ſie erreicht habe, ihre Töchter nicht nur unter die Haube, ſondern jeweils unter eine Krone zu bringen. Es war die Markgräfin Amalie Friederike, geb. Landgräfin von Heſſen. Ihr Gemahl, der Erbprinz Karl Ludwig, ſtarb durch einen Sturz vom Pferde bei Arboga in Schweden 1801. Ihre älteſte Tochter Friederike ward Königin von Bayern, Eliſabeth Alexiewna Kaiſerin von Rußland, Friederike Dorothea Königin von Schweden. Als Friederike Dorotheas Gemahl dort dem Throne entſagen mußte, ſuchte ſie ſelbſt in der Heimat ein Aſyl. Hier heiratete ihre Tochter Sofie den Großherzog Leopold und wurde die Mutter unſeres jetzigen Großherzogs. Eine vierte Tochter der Markgräfin Amalie ward Herzogin von Braunſchweig, die fünfte Großherzogin von Heſſen-Darmſtadt. Wie ſparſam aber in den ſchlimmen Anfangsjahren dieſes Jahrhunderts das Hausweſen der markgräflichen Mutter aller dieſer Kaiſerinnen und Königinnen geführt wurde, geht aus einer Notiz in den Tagebüchern einer Hofdame hervor: bei einem Diner, das zu Ehren Napoleons gegeben ward, wurden den jungen Prinzeſſinnen bei den Gerichten, bei denen ſie verabredetermaßen danken mußten, die Teller von den Lakaien verkehrt hingeſtellt.

Großherzog Leopold, 1836 bis 1852, der recht und gerecht, mit warmem Herzen ſeinem Volke gegenübertrat, beſaß bald deſſen ganzes Vertrauen. Dies wurde nur noch befeſtigt, als der Großherzog, nachdem in dem Jahre 1848 die Gewitter der Revolution niederdrückend über das Land gezogen waren, bei der Heimkehr in ſein Land nicht mit Haß und Zorn, ſondern mit

Sibylla Auguſta, Gemahlin des „Türkenlouis“ (1675—1753).

herzlichem Mitleid und alter Liebe die Schäden heilte.

Großherzog Friedrich Wilhelm Ludwig wurde am 9. September 1826 zu Karlsruhe geboren und wuchs in einem glücklichen Kreis blühender Geschwister auf. In liebevollster Weise leiteten die Eltern erst selbst die Erziehung des späteren Großherzogs und seines Bruders, des Prinzen Ludwig, und stellten sie dann unter die Aufsicht des Geheimen Rats von Rink. Nach der Konfirmation ward der Prinz Friedrich als Leutnant dem Grenadierbataillon des Leib-Infanterieregiments eingereiht, später dem Dragonerregiment Großherzog; den wissenschaftlichen Unterricht erhielt er auf den Universitäten Heidelberg und Bonn. Im Jahre 1848 nahm der Prinz teil am Feldzug in Schleswig-Holstein und zwar im Hauptquartier des preußischen Generals Freiherrn von Wrangel.

Wohl war Friedrich der zweitgeborene Prinz, aber schon mit 26 Jahren ward er Prinzregent, da sein Bruder unheilbar erkrankt war. Vier Jahre später holte er sich als Großherzog die liebreizende königliche Braut, Prinzessin Luise von Preußen, aus dem Schlosse in Berlin. Herrlich muß der erste Empfang im badischen Lande gewesen sein, als das junge Paar auf dem flaggengeschmückten blumenbekränzten Schiff in Mannheim landete. Als Morgengabe hatte der Großherzog die Mainau ausersehen, das Zaubereiland, das wie ein Märchen aus dem blauen Bodensee aufsteigt. Am 9. Juli 1857 wurde dem jungen Paar der erste Sohn, Erbgroßherzog Friedrich, geboren.

Es ist im knappen Rahmen dieser Skizze nur möglich, oberflächlich von dem zu berichten, was der Großherzog im Laufe seiner Regierung für sein Land gethan hat. Nur auf einiges sei hingewiesen. Bis in die entlegensten Thäler wurden Straßen gebaut, so daß der Reichtum des Schwarzwaldes, das schlankstämmige Tannenholz, aus dem drunten in Holland der Schiffer seine Masten aufrichtet, auch in den Gegenden, in denen nicht genug Wasser zur Flößerei vorhanden war, Verwertung fand; Städte und Dörfer nahmen an der Wohlthat des sich ausbreitenden Eisenbahnnetzes teil und traten mit der großen Welt in Verbindung; Kirchen und Schulhäuser wurden neu gebaut, Hospitäler, Pflegeanstalten für die Verwahrlosten und Irren mehrten sich, Fabriken schossen empor. Auch die Kunst nahm einen höheren Aufschwung durch die Begründung der Kunstschule in der Residenz; das Polytechnikum, die Gewerbe-, die Bauschule sandten jährlich Hunderte von fertigen Schülern erwerbstüchtig hinaus in die Welt.

Großherzogin Stephanie (1789—1860).

Politisch ist unser Großherzog stets den Weg des aufgeklärten gemäßigten Fortschritts gegangen und hat für die nationale Einigung Deutschlands immer ein warmes, opferbereites Herz

Großherzog Leopold und ſeine Familie.
(Großherzogin Sophie, Prinzeſſinnen Alexandrine, Marie und die Prinzen Ludwig, Friedrich, Wilhelm und Carl.)

gehabt. Eines ſeiner berühmten im Herzen des Volkes dankbar aufbewahrten Worte iſt das, welches er am Schluß des Landtags 1860 ſprach: „Ich kann nicht finden, daß ein trennender Zwieſpalt beſteht zwiſchen Fürſtenrecht und Volksrecht!“ Auf dem Fürſtentage zu Frankfurt a. M. im Sommer 1863 trat Großherzog Friedrich ganz allein den öſterreichiſchen Plänen entgegen, und nur widerwillig nahm er 1866 von der Mehrheit des Miniſteriums und des Landtags gedrängt, am Kriege gegen Preußen mit der Bundesarmee teil. Es war zum Glück nur ein dreißigtägiger Krieg: die Mobilmachung fiel auf den 18. Juni, die Entwaffnung auf den 28. Auguſt. Dann ſandte er ſeinen Miniſter von Freydorf nach Nikolsburg, um mit Preußen Frieden zu ſchließen, in welchem, vorerſt noch geheim, ein Schutz- und Trutzbündnis vereinbart wurde. Anhaltend betonte der Großherzog auch ſpäter bei jeder Gelegenheit, daß ſein Entſchluß feſtſtehe, der nationalen Einigung unausgeſetzt nachzuſtreben.

Er war es denn auch, der am 18. Januar 1871 im großen Saale des Schloſſes zu Verſailles das erſte Hoch auf den neuen Deutſchen Kaiſer Wilhelm I. ausbrachte. Eine damals in der zweiten Kammer entworfene Adreſſe konnte ſagen: „Das badiſche Volk, das ganze deutſche Volk weiß es und wird es unvergeſſen in dankbarem Gemüte

bezeugen, daß unter allen seinen Patrioten keiner hochsinniger, keiner mehr von treuer Liebe zum Vaterland beseelt, keiner mit reinerem Herzen die Einigung Deutschlands erstrebt und ihren Ausbau befördert und vollzogen hat als Badens Fürst!"

Welche Liebe aber der Großherzog bei seinem Volk geerntet hatte, gab sich durch die großartigen Ovationen beim 25jährigen und später beim 40jährigen Jubiläum ebenso kund, wie durch das tiefsinnige Mitgefühl, die Trauer in allen Schichten der Bevölkerung, als im Jahre 1888 schweres Leid über das Fürstenhaus hereinbrach.

Vor diesem Jahre aber lag Sonnenschein des Glücks lange Jahre verklärend auf der großherzoglichen Familie. Aus dieser Zeit möchten wir gern hier ein schönes Bild geben, indem wir eine der Scenen ins Gedächtnis zurückrufen, da auf der Mainau die großherzogliche Familie die Freude hatte, dem kaiserlichen Großvater einige Tage des Ausruhens zu verschönen. Es war ein Sommertag im Juli 1881. Klar der Himmel, die Luft geschwängert vom Duft der farbenprächtigen Blumenteppiche, über den leichtbewegten See grüßte der ewige Schnee der Alpen. Am Arme seiner fürstlichen Tochter schreitet der Kaiser den Strand entlang. Hinter ihnen folgen die Enkel mit dem Ausdruck erwartungsvoller Freude, den sie aber sorgfältig verbergen, sobald der kaiserliche Großvater die Blicke ihnen zuwendet; es gilt eine Überraschung. Der jugendliche Erbgroßherzog trägt schon die kleidsame Uniform seines badischen Grenadierregiments, die jungfräulich erblühte Prinzessin Viktoria ist überstrahlt von verklärter Freude, denn der weißschimmernde Brautkranz schwebt unsichtbar über ihrem Haupte; Prinz Ludwig ist in diesem Jahre konfirmiert worden. Um den Weg anzudeuten, der genommen werden soll, schreitet der Großherzog selbst dieser Gruppe um einige Schritte voraus. Nun deutet seine Hand nach den Ulmen des kleinen Hafens, unter deren Laubkronen man aus der Ferne ein eigentümlich aufgeschmücktes stolzes Schiff, das von unzähligen kleinen Gondeln umgeben ist, heranschwimmen sieht. Es wird größer und größer, und wie es näher kommt, da ziehen sich Blumenguirlanden von Mast zu Mast, unzählige Wimpel flattern im Winde, über die Flanken des Schiffbauchs hängen kostbare Teppiche herab. Welch seltsame Besatzung aber auf dem Verdeck! Ratsherren und Ritter aus längstgeschwundenen Zeiten, schöne Frauen in altdeutsch farbenreichem Kostüm mit glitzerndem Schmuck. In die Kanonenmündung haben sie Blumensträuße gesteckt, und in das Wogenrauschen tönen Musik und froher Gesang. Das „glückhaft Schiff", von der

Erbprinz Ludwig und Prinz Friedrich, der jetzige Großherzog.

Luise, Großherzogin von Baden, Prinzessin von Preußen.
(Nach einer Photographie von Oscar Suck, Hofphotograph, Karlsruhe.)

Friedrich Wilhelm Ludwig, Großherzog von Baden.
(Nach einer Photographie von W. Kuntzemüller, Hofphotograph, Baden-Baden.)

alten treuen Stadt Konstanz entsandt, bringt des Großherzogs hohem Gaste die Huldigung des Bodensees dar. Und während der Sprecherin melodische Stimme des Hegaudichters rhythmischen Kaisergruß vorträgt und ihre Gefährtinnen die Blumenfracht des Schiffes zu der Fürsten Füße ausbreiten, sinkt drüben im Westen langsam die Sonne. Rotglühend übergießt sie mit ihren letzten Strahlen die Gestalten am Strand. Wie immer trägt Kaiser Wilhelm auch hier nur den schlichten Kriegermantel, aber es ist, als ob die Sonne ihn herausheben will aus der glänzenden Schar; leuchtend umwebt sie sein greises Heldenhaupt mit einer Strahlenkrone, während drüben der Säntis, der Glärnisch und die ganze Alpenkette ihren flimmernden Purpurglanz im wogenden See wiederspiegeln.

Großherzogin Luise Marie Elisabeth wurde am 3. Dezember 1838 in Berlin geboren als einzige Tochter des damaligen Prinzen von Preußen und der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar-Eisenach. Sie ist in vollem wahrem Sinne eine Landesmutter für Baden geworden. Von vielseitiger, weitumfassender Bildung, verbindet diese selten beanlagte Fürstin mit dem klarsten Verstand, mit dem regsten Interesse für Kunst und Wissenschaft, Industrie und Technik, für alles Schöne und Hohe des Lebens, das wärmste Herz, das regste Mitgefühl für Not nnd Leid. Wo auch immer ihr Schritt durch die badischen Gauen gewandelt, ist eine reiche Segenssaat hinter ihr aufgesprossen.

Schon im Jahre 1859 wurden unter ihrer Leitung für die Kriegsgefahr Hilfsvereine gegründet und bald auch die schon von früher bestehenden einzelnen Sophien-Elisabethvereine zu dem, nach und nach das ganze Land umfassenden Luisen-Frauenvereine zusammengefaßt. Das Kriegsjahr 1870 hat die volle Frucht dieser Thätigkeit gebracht. Nach dem Fall von Straßburg eilte die Großherzogin sofort selbst in die schwer heimgesuchte Stadt, um Unterstützung für Freund und Feind zu bringen. Das schöne Werk wurde auch später fortgeführt, denn „der Arbeit des Luisenvereins ist es", nach den Worten der Stifterin, „eigen, daß sie in fortgesetzter Weiterentwickelung bleiben muß, weil eine Aufgabe sich unmittelbar an eine andere reiht." — Und in der That ist

es nicht nur die Krankenpflege, der die alles überschauende Fürstin ihren Schutz angedeihen läßt, es kommen noch viele andere Einrichtungen zur Belehrung in Haushaltskunde, Handarbeit, Kunststickerei, Molkerei, Gesundheitspflege, Turnwesen, Fortbildungskurse dazu. Sie breitet ihre fürstliche Sorge über die Krippenanstalten, Kindergärten, Ferienkolonien, über die Armenordnung, Volksbibliotheken und was nur immer in das Bereich der Hebung und Besserstellung auch ihrer geringsten Unterthanen fallen kann, aus.

Daß bei allen diesen Bestrebungen ein frommer Glaube der Fürstin als leitender Stern voranleuchtet, ist selbstverständlich. Er machte es ihr auch möglich, den schweren Schicksalsschlag, der ihr den jüngsten Sohn, den Prinzen Ludwig, raubte, ergeben und in allmählich wieder erwachendem Lebensmut zu tragen. Offenbarte sich doch durch das Wort, mit dem sie den Ärzten auf die schreckliche Kunde antwortete: „Gott hat's gewollt!“ ihr innerstes Wesen.

Der Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm Ludwig Leopold August wurde am 9. Juli 1857 zu Karlsruhe geboren. Wenn der Großherzog in der Thronrede bei der Kammereröffnung desselben Jahres sagte: „Ich bitte Gott um Erleuchtung, daß es mir gelinge, meinen Sohn zu einem weisen und gerechten Fürsten zu erziehen,“ so hat ihm der Himmel das Glück gewährt, nach 25 Jahren auch sagen zu können, — damals, als der Erbgroßherzog die Regentschaft für seinen schwerkranken Vater eine Zeitlang geführt hatte —: „Freudig durfte ich wahrnehmen, welche Früchte Deine Studien getragen haben.“ Der Erbgroßherzog ist jetzt Generalleutnant und Kommandeur der 29. Division.

Seit 1885 hat er Prinzessin Hilda von Nassau, geboren am 5. November 1864 zu Biebrich, als Gemahlin heimgeführt. Allen Teilnehmern bei den Einzugsfeierlichkeiten des jungen Paares ist wohl noch die große Freude erinnerlich, mit welcher die jugendschöne, liebreizende Prinzessin begrüßt wurde. Das erbgroßherzogliche Paar hält in Freiburg Hof, aber oft und gern kommen sie auch zu uns in die Residenz, und erst im vorigen Winter hatten wir bei Gelegenheit eines Bazars, dem die Erbgroßherzogin als Protektorin vorstand,

Hilda, Erbgroßherzogin von Baden, Prinzessin von Nassau.
(Nach einer Photographie von C. Ruf, Hofphotograph, Freiburg i. B. Nachbildung ist verboten.)

Friedrich, Erbgroßherzog von Baden.
(Nach einer Photographie von C. Ruf, Hofphotograph, Freiburg i. B. Nachbildung ist verboten.)

wieder Gelegenheit, ihre herzgewinnende Lieblichkeit zu bewundern. Die Grundidee des Bazars war, um zugleich das Intereſſe für die ſchönen badiſchen Volkstrachten zu heben, ein Schwarzwaldjahrmarkt geweſen; die Verkäuferinnen, die Händler und Kinder, eine Schar von über 300 Teilnehmern, waren in Bauerntracht. Sie alle wurden zu einem Dankfeſt bei Hofe eingeladen. Als nun die Herrſchaften erſchienen, hoffte man auch die hohe Protektorin des Bazars zu erblicken, aber es ſtand neben der Großherzogin nur ein ſchlichtes, hübſches Bauernmädchen in der kleidſamen Tracht der St. Blaſierinnen. Die Frau Erbgroßherzogin wollte durch Anlegen dieſer einfachen Kleider zeigen, wie hoch auch ſie die Bauerntracht ehre.

Das Großherzogliche Schloß in Karlsruhe.

Marktplatz mit Stadtkirche in Karlsruhe.

Die einzige Tochter des Großherzogs, Prinzeſſin Sofie Marie Victoria, geboren am 7. Auguſt 1862, iſt mit dem Kronprinzen von Schweden vermählt und Mutter dreier hoffnungsreicher Prinzen. Ihre Geſundheit, die das nordiſche Klima anfangs nicht gut vertragen konnte, hat ſich durch wiederholten Aufenthalt im Süden recht gekräftigt. Wie die Fürſtin dieſe Reiſen auch künſtleriſch zu verwerten wußte, beweiſt das als Manuſkript herausgegebene Album über Ägypten; Bilder und Text ſind von der Herausgeberin ſelbſt verfaßt.

Aus dem Geſchwiſterkreiſe, den wir in einem liebreizenden Familienbilde um Großherzog Leopold vereinigt ſehen, müſſen wir des jüngeren Bruders unſers Großherzogs, des Markgrafen Prinzen Ludwig Wilhelm Auguſt, noch beſonders Erwähnung thun. Geboren den 18. Dezember 1829, iſt er vermählt mit der ruſſiſchen Prinzeſſin Marie Maximilianowna Romanoffski. Prinz Wilhelm hat den Krieg 1870 bei den badiſchen Truppen mitgemacht und erhielt im Gefecht bei Nuits, am 18. Dezember 1870, gerade an ſeinem Geburtstage, einen Schuß in die Wange. Eine Narbe ziert heute noch ſeine edlen Züge.

Sein Sohn, Prinz Maximilian Alexander Friedrich Wilhelm, Markgraf von Baden, iſt am 10. Juli 1867 geboren. Der Prinz iſt wohl einer der erſten ſeines Ranges, der das Gymnaſium ganz einfach in Gemeinſchaft mit den Schülern ſeiner Vaterſtadt abſolvierte. In Heidelberg ſchloß er ſeine Univerſitätsſtudien mit dem Doctor juris und ſteht nun als Rittmeiſter à la suite des Garde-Küraſſierregiments.

So alt wie ihr regierendes Fürſtenhaus iſt die großherzogliche Reſidenz, wie wir bereits erzählten, nicht, ſie hat ſich aber für ihre 180 Jahre — was im Leben einer Stadt doch höchſtens bedeutet die Kinderſchuhe ausgezogen zu haben — überraſchend ſchnell zu einer Großſtadt entwickelt. Auch

ziehen viel Fremde aus allen Ländern, angelockt von den geistigen und materiellen Vorzügen und von dem anregenden geselligen Verkehr, nach Karlsruhe. Theater und Konzerte bieten Vorzügliches; man braucht nur an die Wagner-Aufführungen unter Mottls bewährtem Dirigentenstabe zu erinnern. Durch Polytechnikum und Kunstakademie sind die wissenschaftlichen und künstlerischen Kreise reich vertreten. Liegt Karlsruhe selbst flach und nicht gerade malerisch, so ist es doch der beste Mittelpunkt, um die schönsten Gegenden noch mit einem Nachmittagsausflug zu erreichen: Baden-Baden, Heidelberg, die Pfalz, ja selbst Freiburg und Stuttgart hat uns die Eisenbahn in den Umkreis weniger Stunden nahe gerückt.

Kommen wir mit der Eisenbahn an, so thun wir gut, noch einen Blick zurückzuwerfen auf die langgestreckte Halle, die mit den Wappen badischer Städte verziert ist; nicht weit davon erhebt sich das Kriegerdenkmal. Dann wenden wir uns dem Marktplatz zu, wo zwischen Rathaus und Stadtkirche Markgraf Karl begraben liegt. Statt der traumrauschenden Eiche bezeichnet eine Pyramide die Stätte, an der er die ewige Ruhe gefunden, mitten im Herzen der von ihm begründeten Stadt. Ist sie auch klein genug, diese Pyramide, so daß sie ein Fremder wohl über die Achsel ansehen mag, der echte Karlsruher will sie nicht missen, denn sie ist ihm ein Wahrzeichen seiner Vaterstadt so gut wie die Fächerstraßen, eine sprechende Erinnerung an den so bescheidenen Anfang, als alles noch in kleinem Maße gehalten wurde. In der Kaiserstraße standen noch vor 50 Jahren Häuschen, meist zweistöckig, mitunter aber auch nur einstöckig, bei denen es ein Leichtes gewesen wäre, sich einen Dachziegel als Andenken mit ausgestreckter Hand herauszuziehen. Heutzutage nehmen die Marquisen der reich ausgestatteten Verkaufsläden die Höhe jener Dächer ein. — Welche von den auf die Kaiserstraße ausmündenden Straßen wir nun aber auch wählen, wenden wir uns nordwärts, so führen sie uns alle zum Schloß; denn jetzt sind wir im Fächerrayon, und wollten wir einen photographischen Apparat in jeder dieser zwölf Straßen aufstellen, die Fernsicht würde überall die gleiche bleiben. Da ist sich leicht zurechtfinden, auch für den Fremdesten, meint der Karlsruher — der Fremde dagegen behauptet: Unmöglich, hier nicht irre zu werden!

Über den herrlich angelegten Schloßplatz mit seinen schattigen Lindenalleen gehen wir am Denkmal Großherzog Leopolds vorüber nach dem im weiten Halbkreis erbauten Residenzschloß. Der linke Flügel enthält die Schloßkapelle und daran sich anschließend die einstweilige Wohnung des erbgroßherzoglichen Paares. Das im Bau begriffene Palais im Erbprinzengarten

Das Schwarzwaldhäuschen mit Lauterberg.

Kunstvolles schmiedeeisernes Thor im Schloßgarten.

wird in Bälde auch eine Zierde der Stadt werden, ſchon lugt die im Rokokoſtil reich geſchmückte Faſſade, von breiter, kronengezierter Kuppel überragt, zwiſchen dem ſie noch bergenden Baum- und Strauchwerk hervor. — Doch zurück zum Schloß. Wenn dort über dem Portal im großen Marmorſaal die glänzende Hofgeſellſchaft ſich zu Feſtlichkeiten und Hofbällen vereinigt, dann gleitet der tanzende Fuß auch öfters über drei fein in den Parkettboden eingelegte Silberlinien; bei der Française kann es leicht vorkommen, daß man ſich mit ſeinem vis à vis rechts und links vom Meridian aufgeſtellt hat, denn kein geringerer als ein ſolcher hat ſich Einquartierungsrecht hier im Schloſſe geſichert, weil er ſchon bei der Erbauung ein gewichtiges Wörtlein mitzuſprechen ſich erlaubte.

Das Denkmal Viktor von Scheffels.

Nymphengruppe (Brunnen) von Weltring.

Mit rauſchendem Springbrunnen und ſchönen Baumgruppen ſchließt ſich dem Schloß ein prachtvoller Garten an, alte ſchmiedeeiſerne Thore von künſtleriſcher Bedeutung führen uns in den Wildpark und Hardtwald, welcher Karlsruhe auf der Nordſeite meilenweit einſchließt. Dieſer Wald iſt der badiſchen Reſidenz größtes Geſchenk und beſter Segen. Gar köſtlich iſt's, wenn ſein würzig kühlender Hauch über die Stadt hinweht. Der macht ſie ſo geſund; reicht doch der Waldesſchatten bis an die letzte nordliche Häuſerreihe, und Hunderte von Kindern, arm und reich, tummeln ſich unter ihm zu fröhlichem Gedeihen. — Doch auch im Süden des Stadtweichbildes ſtehen uralte mächtige Eichen und ein Buchenwäldlein. Zwar hat dieſes

einen Teil an Stadt- und Tiergarten hergeben müssen, dafür dürfen nun aber auch die alten Bäume all die junge Pracht der üppigsten Blumenbeete unter ihren Kronen mit bewundern. Hier versammelt sich bei den Klängen der weltberühmten Kapelle des Leib-Grenadierregimentes aus allen Kreisen der Residenz, was luft-, musik- und erfrischungsbedürftig ist. Tausende sitzen an sonnigen Sommertagen vor der schmucken Festhalle oder lustwandeln um den See, wo die Ruderboote sich tummeln, oder erreichen am Schwarzwälder Bauernhäuslein vorüber die neueste Fernsicht über Stadt und Land. Auch unser Karlsruhe hat nun sein Gebirge und braucht nicht mehr nach links, wo die Vogesen in blauem Duft herübergrüßen, und nach Süden zu den Schwarzwaldgipfeln neidisch zu spähen. Ja, was dem Lauterberg an himmelstürmender Höhe gebricht, ersetzt er vollkommen durch seinen Wasserreichtum, denn die Quelle, welche im Schoße seiner Ruine verborgen liegt, erfrischt mit ihrem klaren Wasser die ganze Stadt.

Noch an einem anderen Geschenk der letzten Jahre dürfen wir nicht achtlos vorübergehen, an der Nymphengruppe von Weltring, einem der schönsten Brunnen, den die Plastik der Neuzeit ausgeführt hat. Nicht weit von ihm kommt man am Draisdenkmal vorüber; so bieder und mit fast schalkhaftem Humor blickt der alte Herr herunter von seinem Postament, als wollte er sagen: „Statt des ehernen Lorbeerkranzes hättet ihr mir besser ein stählern Rad daher gelehnt — dann wüßte man doch, wer ich bin.“ Denn daß den Vorüberwandelnden ein eingemeißelter Name oft nicht genügend Auskunft gibt, davon kann der Minister Winter, der da dem Friedensdenkmal, nahe dem Bahnhof, gegenüber steht, ein Wörtlein erzählen. „Ha, das ischt halt der Erfinder der Iserbah,“ erklärte der Schwarzwälder Bauer dem fragenden Fremden. — Vor allem aber zu einem Denkmal möcht' ich noch führen, zu dem Scheffeldenkmal:

Denn hier, wo einst geheimes Wipfelrauschen
Der Hardtwaldeichen lockend noch erklang,
Wo, im Gestrüpp die Vöglein zu belauschen
Im lenzesfrohen Minnewettgesang,
Der Knabe schon Waldeinsamkeit genossen,
Wohl manchen Dichtertraum geahnet hat,
Erhebt sich nun sein Bild aus Erz gegossen,
Zu Ruhm und Ehren seiner Vaterstadt.

Aber lebte Scheffel — er selbst würde uns zuerst zu einem anderen Denkmal geleiten, einem gar bescheidenen in der Ausführung mit seinem schmiedeeisernen Baldachin, darüber des Schloßgartens Bäume die würdigere Kuppel wölben. Hierher pilgerte der Dichter gern; noch höre ich seine breite wohltönende Stimme, wenn er uns dabei die Hebelverse vorlas, die hier eingegossen stehen:

„Und wenn de annem Chrüzweg stohsch
Und nümme weisch, wo's ane goht,
Halt still und frog di Gwisse z'erst,
s'cha dütsch, Gottlob, und folg si'm Roth.“

(Und wenn du an einem Kreuzweg stehst,
Und nicht mehr weißt, wohin es geht,
Halt still und frag' dein Gewissen erst,
's kann deutsch, Gottlob, und folg' seinem Rat.)

Doch weiter, weiter! Wir haben noch so viel zu sehen: das Theater, das Polytechnikum, das Gewerbemuseum, die Baugewerkeschule und auch die verschiedenen Sammlungsgebäude, die aber schon wieder für die im Lande gefundenen Schätze zu klein geworden sind; dann die Kommandantur, die unter General von Werder, dem im badischen Lande so sehr geliebten und gefeierten Helden von Nuits, erbaut wurde. Und was haben die neuesten Jahre nicht alles gebracht: ein Kadettenhaus, mitten im Walde draußen, daneben im Westen der Stadt neue Kasernen für die Leib-Grenadier- und Dragonerregimenter, alles lustige stattliche Gebäude.

Was aber der Stadt zum steten Segen gereichte bis heute, das wünschen wir ihr auch für alle Zukunft, die ausgezeichnete obrigkeitliche Verwaltung und das warme, ich möchte wohl sagen, innige Familienverhältnis zwischen dem badischen Fürstenhaus und seiner Residenz.

Der Sohn seines Vaters.

Novelle

von

Paul Heyse.

(Nachdruck verboten.)

Der schönste Frühlingstag leuchtete über der Küste von Bordighera. Die schlanken Wedel der Palmen und die Wipfel der Olivenhaine schauerten in der mild durchsonnten Luft, da über die weite See ein frischer Morgenwind heraufkam, der die hohen, dürren Blütenstengel der Agaven leise hin und her schwanken machte. Himmel und Meer blauten in die Wette, und aus dem Grün der Orangen- und Citronengärten, in das schon die ersten Pfirsichblüten ihren rötlichen Schimmer mischten, blickten die weißen Mauern der Villen friedlich träumend hervor, als horchten sie auf das eintönige Rauschen der Brandung, das von unten heraufdrang. Noch war es so früh im Jahr, daß auch die Kaktus- und Aloewildnis auf den Gartenmauern und die üppig wuchernden, tief herabhängenden Geflechte der Hauswurz nicht, wie im Hochsommer, vom Staube gepudert erschienen, sondern ihre fetten, blanken Triebe in der Sonne spiegelten. Dazu eine tiefe Stille ringsum, kaum hie und da ein Vogelruf und nur in langen Zwischenräumen der Pfiff einer Lokomotive, die einen Wagenzug unten am Meere an diesen gesegneten Gefilden vorüberschleppte.

Der junge Mann aber, der durch den tropischen Garten des großen Hôtels heruntergeschritt und die sonnige Straße nach dem hochgelegenen alten Städtchen einschlug, schien für den Zauber dieses frühen südlichen Frühlings unempfänglich zu sein. Langsam, ohne rechts oder links zu blicken, die Augen auf die Kiesel am Boden geheftet, wandelte er unter seinem gelbseidenen Sonnenschirm dahin, als sei er in ein dunkles Problem vertieft, das seinen Geist nach innen kehrte. Ein auffallend hübsches Gesicht, eine schlank gewachsene Gestalt, in einem hellen englischen Sommeranzug vom neuesten Schnitt, ein weißes, weiches Filzhütchen auf dem kurz gehaltenen braunen Haar, in der blauen Krawatte eine große schwarze Perle. Bei alledem in der ganzen Erscheinung nichts Geckenhaftes. Wer ihm begegnete, mochte ihn, nach dem müden Ausdruck seiner Augen, für einen eben Genesenen halten, der sich behutsam wieder an die Sonne wagte. Und doch blühte das runde, regelmäßige Gesicht von frischer, unversehrter Jugendkraft, so daß selbst ein kundiger Zeichendeuter in Verlegenheit gewesen wäre, diesem sonderbaren Sterblichen das Horoskop zu stellen.

Als er sich dem alten Bordighera genähert hatte, blickte er auf und schien zu überlegen, ob er den Weg das steile Gäßchen hinauf fortsetzen solle. Aber die Engländerinnen, die, mit ihrem Malgerät bewaffnet, dort oben Posto gefaßt hatten, als wollten sie die Straße sperren, mochten es

ihm ratsam erscheinen lassen, seitwärts einzulenken. So kletterte er über ein niederes Mäuerchen zur Linken und stieg pfadlos in den Ölwald hinauf, der terrassenförmig sich zu der Strada Romana hinabsenkte.

Hier war es nun bezaubernd kühl und einsam. Aus den Sonnenflecken, die zwischen den spielenden Schatten über dem braunen, harten Grund lagen, schimmerten die wilden Veilchen und Tazetten hervor, und ein leiser süßer Duft wehte über die Halde. Auch das rührte den langsam Wandelnden nicht. Er hatte es zu oft gesehen und für wenig Soldi auf dem Marché des Fleurs in Nizza händevoll weit schönerer Blumen gekauft, um sie einer koketten Dame zu verehren. Hastig stieg er höher und höher, als komme es ihm darauf an, jemand zu entlaufen, vielleicht nur sich selbst. Denn daß ihm seine eigne Gesellschaft nicht gerade erfreulich war, verriet der seltsam müde Zug unter dem braunen Schnurrbärtchen, der ein mit sich oder der Welt unzufriedenes Gemüt erkennen ließ.

Auch seufzte er zuweilen, nicht weil das Steigen ihm beschwerlich wurde, sondern wie um die Brust von einem unbequemen Gedanken zu befreien. Indessen war er ziemlich hoch hinaufgekommen und hielt nun an, um sich nach einem richtigen Wege umzusehen. Der lief nicht fern von ihm in schmalen Windungen zwischen den knorrigen Wurzeln der Ölbaume nach der Fahrstraße hinunter und droben noch ein gut Stück sichtbar hinauf. Wie er ihn aber eben betreten wollte, sah er drüben auf einem niederen Mäuerchen eine Gestalt sitzen, die ihm einer näheren Musterung wert erschien.

Er wußte selbst nicht recht, was ihn dazu reizte. Auf den ersten Blick war's eben nur eins der vielen weiblichen Geschöpfe, die mit ihren Skizzenbüchern und Malkästchen diese stillen Winkel der Riviera unsicher machen. Auch war das junge Profil unter dem einfachen dunklen Strohhütchen nicht von klassischem Schnitt, ihr Anzug von großer Einfachheit. Als aber das fleißige Fräulein jetzt von seiner Mappe aufsah und mit einem raschen Blick den spähenden jungen Mann streifte, sehr gleichgültig und durchaus nicht verlegen, fühlte er sich unwillkürlich bewogen, die Hand bis zu seinem Hut zu erheben und die Fremde mit einer höflichen Verbeugung zu grüßen.

Sie erwiderte den Gruß nur mit einem leichten Neigen des Hauptes und fuhr dann eifrig fort, ihren Pinsel über das Landschäftchen hinzuführen, als ob ihr die plötzlich aufgetauchte Staffage nicht den geringsten Eindruck gemacht hätte.

Der junge Mann schien von dieser kurz angebundenen Manier ein wenig befremdet zu sein. Offenbar war er gewöhnt, wenn er in seiner ganzen Herrlichkeit vor eine junge Dame hintrat, an der erhöhten Farbe ihrer Wangen oder einer Gebärde der Befangenheit zu erkennen, daß man

Aus unserer Studentenmappe:

Pantherkopf. Nach einer Studie von Coert van Mühden.

ihn für einen gefährlichen Menschen hielt, dem man entweder sich auf Gnade und Ungnade ergeben, oder gegen den man sich mit kaltem Stolze zur Wehr setzen müsse. Doch in der Einsamkeit eines Olivenhains von einem weiblichen Auge nur so obenhin gestreift zu werden, als habe sich irgend ein Waldgetier zutraulich herangewagt, konnte seine schlechte Laune nicht eben verbessern.

So ging er an der Dame vorbei die Halde hinan, im stillen bereuend, daß er sie gegrüßt hatte. Doch konnte er's nicht lassen, sich noch weiter mit ihr zu beschäftigen. Was sie wohl für eine Landsmännin sein mochte? Eine Engländerin auf keinen Fall. Er hatte in seinem Hôtel Gelegenheit gehabt, die langen Hälse, spitzen Nasen und breiten Füße junger und alter Britinnen zu studieren, und das Näschen der Malerin, ihr fester runder Hals, der schmale Fuß, der unter dem Saum des Kleides vorsah — nein, das alles war nicht englisch. Für eine Französin schien sie ihm allzu sehr jeder koketten Regung zu entbehren. Also blieb nur, da kein Zug des liebenswürdigen Gesichts an den italienischen Typus erinnerte, die Vermutung übrig, daß er es mit einer Deutschen zu thun habe, deren Herz vielleicht schon in festen Händen und daher gegen den Zauber seiner Persönlichkeit gefeit sei.

Er war aber noch keine fünfzig Schritt gegangen, als ihm das Emporklimmen zwischen dem Gestein in seinen leichten braunen Juchtenschuhen zu beschwerlich wurde. Also ließ er sich auf einem Wurzelstumpf nieder und sah müde und verdrossen um sich her. Auch hier blühten Veilchen zwischen dem spärlichen Graswuchs und einzelne rote und weiße Anemonen, daß man nur den Arm auszustrecken brauchte, um einen hübschen Strauß zusammenzubringen. Und wirklich machte sich der junge Wanderer daran, pflückte aber nur eine kleine Handvoll, die er dann neben sich ins Gras legte und gleichgültig betrachtete.

Denn unter ihm zwischen den altersgrauen Stämmen sah er einen Zipfel des blauen Schleierchens heraufschimmern, den die Malerin um ihren Hut gewunden hatte, und zuweilen kam hinter dem Stamme, der ihre Gestalt seinen Blicken entzog, eine weiße kleine Hand hervor, die den Pinsel in ein Wasserfläschchen tauchte, um gleich wieder zu verschwinden.

Dies artige Versteckspiel schien dem Späher so anziehend zu sein, daß er die Augen unverwandt darauf gerichtet hielt. Als aber nach einer Weile aus irgend einem Grunde die Hand mit dem Pinsel nicht mehr zum Vorschein kam, litt es ihn auf einmal nicht länger an seinem Ruheplatz. Er richtete sich lebhaft auf, nahm die abgepflückten Blumen zu sich und stieg langsam den steinigen Waldpfad wieder hinab, bis er an die Stelle kam, wo die junge Fremde ihre Werkstatt aufgeschlagen hatte.

Sie wandte auch jetzt den Kopf nicht nach ihm um. So hatte er Muße, ihr verlorenes Profil zu studieren und den Umriß ihrer Büste, die von einer leichten Blouse umschlossen war. Die Mappe mit dem Aquarell ruhte auf ihren Knieen, auf einen Stein daneben hatte sie das Farbenkästchen gestellt. Das war alles so alltäglich, daß man schwer begreifen konnte, was einen zufällig des Weges Kommenden festzuhalten vermochte. Aber das Seltsame geschah, der junge Mann konnte nicht von der Stelle.

Endlich aber mochte er doch fühlen, daß es nicht wohl schicklich sei, als stummer Beobachter einer fremden Dame hier einzuwurzeln. So näherte er sich noch einen Schritt, lüftete wieder den Hut und sagte:

„Würden Sie es sehr zudringlich finden, mein gnädiges Fräulein, wenn ich Sie um die Gunst bäte, mich Ihre Malerei sehen zu lassen? Sie werden von meinem Kunstverständnis eine sehr schlechte Meinung bekommen, wenn ich Ihnen den Grund gestehe. Ich habe nämlich keine Vorstellung, was Ihnen in diesem Olivenwäldchen als ein malerischer Gegenstand erschienen sein möchte."

Sie sah jetzt zu ihm auf, mit einem stillen Lächeln der Überlegenheit, und schien erst prüfen zu wollen, ob es der Mühe wert sei, sich mit dem unberufenen Störer näher einzulassen. Dann sagte sie: „Es ist hier freilich keine Vedute vorhanden, unter die man schreiben könnte ‚Motiv von Bordighera.' Es handelt sich nur um einen Patriarchen des Ölwalds, dort drüben den uralten, rissigen, geschwärzten Stamm, der eigentlich nur noch Rinde ist, und doch —

sehen Sie, wie frische Triebe er nach allen Seiten ausstreckt, und ich bin sicher, sie werden alle noch Früchte tragen. Es hat etwas Rührendes, einen solchen Invaliden nicht wie andere alte Knorren sich zur Ruhe setzen, sondern fortarbeiten zu sehen, bis er zu Staub zerfällt. Und wie hübsch sich seine jüngeren Nachbarn zu ihm herüberkrümmen! Diese bescheidene Studie hat mir mehr Vergnügen gemacht, als die glänzendsten Meer- und Strandlandschaften, die für mich auch zu schwer zu sein pflegen."

Er war dicht an sie herangetreten und hatte sich in das beinah vollendete Blatt vertieft.

„Es fehlt noch viel," sagte sie. „Und das silberne Laub, das sich wie ein leichtes Gewebe um die schwarzen Äste legt, bring' ich überhaupt nicht recht heraus. Es macht ja auch keine Ansprüche, ein fertiges Kunstwerk vorzustellen."

„Sie sind aber doch Malerin, gnädiges Fräulein?"

„Durchaus nicht. Nur eine mittelmäßige Dilettantin. Und leider habe ich nie einen richtigen Unterricht genossen; ich hätte es sonst wohl ein bißchen weitergebracht."

„Wie? Das haben Sie alles sich selbst zu verdanken? Dürfte ich wohl auch die anderen Studien sehen, die Sie in Ihrer Mappe haben?"

Sie zauderte ein paar Augenblicke mit der Antwort. Wie kam sie dazu, mit einem wildfremden Menschen plötzlich so vertraut zu werden? Und nun setzte er sich gar, ohne um Erlaubnis zu bitten, auf das niedere Mäuerchen neben sie, freilich in respektvoller Entfernung. Aber der müde, unfrohe Zug in seinem Gesicht beruhigte sie über alle Bedenken, ob sie klug thäte, ihm so weit entgegenzukommen.

„Es ist nicht viel Gescheites in der Mappe," sagte sie. „Ich kam vor vier Wochen noch sehr matt von einer schweren Influenza hieher und wurde durch meine ersten Versuche, die kläglich ausfielen, ganz eingeschüchtert. Erst nach und nach fand ich mich wieder hinein. Sehen Sie, diese Klippenstudie ist noch ganz kindisch und nicht viel besser dieser Palmengarten neben der Villa Garnier. Hier aber, das alte Städtchen über dem Strandkirchlein gibt schon eher einen Begriff, wie hübsch sich's in der Wirklichkeit ausnimmt, und mit dieser Cypressengruppe neben dem Treppenaufgang zum Stadtthor bin sogar ich selbst zufrieden, immer mit dem Vorbehalt, daß zwischen so bescheidenen Pfuschereien und wirklichen Kunstwerken ein Unterschied ist, wie zwischen einer kümmerlichen Fächerpalme in einem Holzkübel bei uns zu Hause und den Riesen, die hier ihre Stämme hoch in die Luft heben, nachdem sie sie durch eine dicke steinerne Mauer durchgedrängt haben."

Er hatte Blatt für Blatt aufmerksam betrachtet, ohne irgend ein Wort zu äußern. Als sie die Mappe wieder schloß, sagte er:

„Ich habe genug Galerieen durchwandert, um doch nicht ganz der Laie zu sein, der ich Ihnen nach meiner ersten Äußerung scheinen mußte. Und so dürfen Sie's nicht für ein leeres Kompliment nehmen, wenn ich sage, daß Sie das entschiedenste Talent hätten, eine richtige Künstlerin zu werden, wenn Sie nur wollten. Warum wollen Sie also nicht?"

Ihr heiteres, offenes Gesicht wurde plötzlich ernst.

„Sehr einfach," sagte sie, „weil ich anderes zu thun habe, was nicht ganz so vergnüglich ist, aber wichtiger und notwendiger."

„Und darf man fragen —"

„Warum nicht? Ich bin Erzieherin in einem Mailänder Hause, schon seit zwei Jahren. Die Frau ist eine Schweizerin, die ihre Kinder, zwei Mädchen und einen jüngeren Knaben von sieben Jahren, etwas besser erziehen will, als italienische Kinder in der Regel erzogen werden, und ihr Mann, ein reicher Seidenhändler, läßt sie gewähren. Da wird nun von so einer deutschen maestra alles mögliche verlangt, auch verschiedene Talente, aber beileibe keine Künstlerschaft. Mein Klavierspiel steht ungefähr auf derselben Stufe wie meine Malkunst, und die Hauptsache sind die obligaten Schulfächer und fremden Sprachen. Nur so in den Ferien, wie jetzt — die guten Leute haben mich auf vier Wochen beurlaubt, da ich stockheiser geworden war und meine Stunden nicht mehr geben konnte — da reizt es mich, es wenigstens mit dem Malen noch ein bißchen weiterzubringen."

Er war, während sie dies mit dem

Aus unſerer Studienmappe:

Antike Tempelruine.
Nach einer Aufnahme von W. von Gloeden-Taormina.

Digitized by Google

einfachsten Tone vorbrachte, sehr nachdenklich geworden.

„Es ist doch jammerschade!“ sagte er. „Statt ein solches Talent frei auszubilden, müssen Sie in der drückenden Frone schmachten.“

„O, Sie brauchen viel zu starke Ausdrücke. Ich habe von früh an gewußt, daß mir ein solcher Beruf zugewiesen sei, und Zeit gehabt, mich darauf vorzubereiten. Nun lebe ich in einem reichen Hause, wo man mich aber meine Armut nicht empfinden läßt, habe die Kinder lieb und ein freundliches Verhältnis zu ihren Eltern. Tausende in meiner Lage hätten Grund, mich zu beneiden, und da ich trotz Ihres schmeichelhaften Urteils die Überzeugung habe, zu keiner Kunst eine geniale Anlage zu besitzen, warum sollte es schade sein, daß ich von diesem Talent nur so nebenher Gebrauch mache? Ich erfahre es gerade jetzt, wie wenig dieses Dilettieren mich ausfüllt. Es ist, wie wenn man von Naschwerk leben soll, da hungert man nach seinem täglichen Brot. Meine sechs bis sieben täglichen Lektionen verschafften mir einen ganz anderen Appetit und Schlaf, als dieser ästhetische Müßiggang. Ja, ich kann meinen alten Olivengreis nicht ansehen, ohne mich ein bißchen zu schämen, daß ich mich hier mit meiner Stümperei vor ihn hinpflanze, während er im stillen fortfährt, seine Arbeit zu thun, ohne viel Wesens davon zu machen.“

Sie tauchte den Pinsel wieder in einen der dunklen Farbenkleksе auf der Palette und fuhr fort, das Innere des hohlen Stammes zu vertiefen.

Er sah ihr eine ganze Weile schweigsam zu, und sie schien seine Gegenwart völlig zu vergessen. Da hörte sie ihn auf einmal sagen:

„Wissen Sie, mein Fräulein, daß ich Sie von Herzen beneide?“

„Mich?“ — Sie wandte einen Augenblick den Kopf und musterte ihn von Kopf bis zu den Füßen. — „Sie scherzen! Was ist an meiner Lage beneidenswert? Das bißchen Aquarellieren könnten Sie am Ende auch noch lernen. Und im übrigen — da Sie wohl kaum wünschen können, Hauslehrer bei einem Seidenhändler zu werden —“

„Nein,“ unterbrach er sie. „Ich meine es ganz ernst. Ich beneide Sie darum, daß Sie einen Beruf haben, der Ihnen jeden Abend das angenehme Bewußtsein gibt, wieder einmal Ihre Schuldigkeit gethan und Ihren Schlaf verdient zu haben. Dies Gefühl kenne ich nicht.“

Sie sah ihn betroffen an.

„Aber Sie werden doch irgend etwas thun. Wie kann man sonst über den langen Tag hinüberkommen?“

„Das ist ja eben das schwierige Problem, das mich jeden Tag von neuem peinigt. Doch ich weiß nicht, wie ich dazu komme, Ihnen dergleichen vorzuklagen, da ich Ihnen ja ganz fremd bin und auf Ihr Interesse nicht den geringsten Anspruch habe.“

Sie legte den Pinsel weg und fing an, ihr Malgerät zusammenzupacken.

„Wenn Sie mir auch ganz fremd sind,“ sagte sie — „ich selbst habe Ihnen ja in den ersten fünf Minuten allerlei von mir erzählt; warum sollten Sie nicht ebensoviel Vertrauen zu mir haben? Zwei Menschen, die sich in der Fremde begegnen, pflegen unbedenklich am ersten Tage sich so viel voneinander mitzuteilen, wie manchmal zu Hause nicht in drei Jahren. Man weiß ja, es ist sans conséquence, da man morgen schon auf Nimmerwiedersehen auseinandergeht. Und wenn Sie an ein tieferes menschliches Interesse bei mir nicht glauben, befriedigen Sie eine sehr verzeihliche Neugier. Wie ist es möglich, daß ein gesunder Mensch durchs Leben geht, ohne sich irgend eine Aufgabe zu stellen, irgend welchen Platz auszufüllen, den kein anderer ihm streitig machen kann?“

Er zerpflückte eine der Anemonen, die er aus dem Sträußchen gezogen hatte.

„An einem solchen Platze fehlt mir's nicht,“ sagte er, vor sich hinblickend. „Aber gerade das ist der Grund meines bitteren far niente. Ich bin nämlich ‚der Sohn meines Vaters.‘

Ja,“ fuhr er fort, als sie erwartungsvoll schwieg, „was das heißen will, wird Ihnen schwerlich klar sein. Haben Sie einmal den Namen der Firma Georg Schmidtlein & Compagnie gehört? Nun, wie sollten Sie! Der Mann, der diesen Namen trägt, hat sich von kleinen Anfängen zu einem der reichsten Fabrikbesitzer im Königreich Sachsen herausgearbeitet, die Tochter eines noch reicheren Bankiers geheiratet und kommandiert jetzt so und so

viel Millionen. Ich aber habe den verhängnisvollen Vorzug, der einzige Sohn dieses wackeren Paares zu sein."

„Darin kann ich noch kein Unglück finden," sagte sie ruhig. „Hätten Sie denn nicht den natürlichen Beruf, Ihrem Vater bei seinen Unternehmungen zur Seite zu stehen, da Sie doch einmal früher oder später an seine Stelle treten werden?"

„Sie irren, mein Fräulein. Eben dazu bin ich gründlich verdorben, zum Teil durch mein Naturell, das sich gegen eine solche praktische Thätigkeit sträubt, zum Teil durch die Erziehung meiner Mutter, die einen etwas schwärmerischen Hang, eine ideale Geistesrichtung hat und mich in meinem Abscheu gegen das klappernde Maschinenwerk unserer Spinnereien bestärkte. Auch konnte ich die blassen Gesichter der sechshundert Arbeiter und ihrer Frauen und Töchter nie sehen, ohne mir zu sagen: die alle darben, damit du aus dem vollen leben kannst.

Sie verstehen nun wohl," fuhr er fort, „daß ich glücklich war, als ich aus unserer russigen Luft in die reinere der Universitätsstadt kam, wo ich drei Jahre blieb. Aber zu einem sogenannten Brotstudium kam es nicht. Ich hatte Interesse für alle geistigen Probleme der verschiedensten Wissenschaften. Wozu aber sollte ich mich an eine binden, um die Konkurrenz noch zu vermehren und einem armen Teufel den Bissen Brot vom Munde wegzufischen, wenn ich Assessor oder Privatdocent der Philosophie oder Arzt wurde? Konnte man mir nicht mit Recht vorhalten, daß ich's ‚nicht nötig hätte,' da ich ja ‚der Sohn meines Vaters' sei?

Und so ist es denn gekommen, daß ich ein leidlich gebildeter Mensch geworden bin — ich habe sogar meinen Doktor gemacht — und doch in keinem Bereich des öffentlichen Lebens festen Fuß gefaßt habe. Meiner Mutter scheint das ganz in der Ordnung, der Papa zuckte zwar die Achseln, fand sich aber damit ab, da er beschloß, die Fabrik in ein Aktienunternehmen zu verwandeln, wobei ich dann von jedem Eingreifen in das Geschäft dispensiert sein würde.

Anfangs war mir die Sache auch gar nicht unheimlich. Ich sagte mir vor, auch diejenigen unter den Römern und Griechen, die dazu die Mittel besaßen, haben sich nur mit ihrer geistigen Ausbildung zu schaffen gemacht. Die jungen Leute zum Beispiel, die sich um Sokrates und Plato sammelten, waren Tagediebe meines Schlages und befanden sich wohl dabei. Und dann — ich konnte ja auch reisen, wohin mich's gelüstete. Das half mir wirklich über meine innere Leere hinweg — zwei, drei Jahre. Dann freilich — kam's um so drückender über mich."

Er warf den zerpflückten Blumenstengel fort und stand auf. Auch sie erhob sich.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein," sagte er, „daß ich Sie mit dieser sehr uninteressanten Geschichte eines unfruchtbaren Lebens gelangweilt habe. Glauben Sie mir, es ist gar nicht meine Schwäche, als Märtyrer des Glückes zu posieren, um mich von schönen Seelen bemitleiden zu lassen. Sie sind der erste Mensch, dem ich eine solche Beichte abgelegt habe, und jetzt kommt es mir selbst ganz verrückt und unverzeihlich vor, daß ich's gethan. Unheilbare Leiden soll man schweigend ertragen."

Sie schüttelte, ernsthaft vor sich hinblickend, den Kopf.

„Unheilbar? Ich kann mir vorläufig nicht vorstellen, daß sich für Ihre chronische Thatlosigkeit nicht irgend ein hilfreiches Mittel finden lassen sollte. Warum werfen Sie nicht all das viele Geld, das Ihnen lästig ist, von sich und behalten nur so viel, um die Überfahrt nach Amerika bezahlen zu können? Gegenüber der Notwendigkeit, Ihr nacktes Leben sich zu verdienen, würde die Erwägung, daß Sie im Grunde der Sohn eines Millionärs seien, Ihnen nichts helfen. Irgend eine Ihrer Gaben und Anlagen müßten Sie drüben doch hervorsuchen, und wenn Sie erst einmal die ersten zwanzig Dollars verdient hätten, würde das Geld, das Sie jetzt hassen, Ihnen recht liebenswert erscheinen, und Sie verdienten sich Ihren Schlaf wie jeder Tagelöhner oder eine Erzieherin von drei italienischen Kindern."

Er schüttelte langsam den Kopf. „Das klingt ganz vernünftig," sagte er, „aber erstens kann ich's meiner Mutter nicht anthun, sie zu verlassen, und dann — Sie glauben nicht, wie Müßiggang entnervt. Natürlich nur ein geistvoller. Denn ich habe zwar nicht Geist genug, irgend etwas

Bedeutendes hervorzubringen, aber genug um mich oft furchtbar zu langweilen, zumal unter banalen oder innerlich rohen Menschen, wie sie in meiner Welt der jeunesse dorée die Mehrzahl bilden. Dies habe ich eben wieder in Paris erfahren, wo ich ein paar Monate zubrachte. In Montecarlo vollends konnte ich nicht acht Tage aushalten, obwohl ich ein fabelhaftes Glück hatte, so oft ich spielte. Was aber liegt mir am Gewinn? Dann bin ich in dies einsame, ländliche Bordighera geflüchtet, mit allerlei interessanten neuen Büchern. Aber immer sehen zu müssen, wie gute und redliche Arbeit Andere gemacht haben — auf die Länge hält man das vor Neid nicht aus. Und doch — in einem neuen Weltteil von der Pike auf dienen, nur um siebenmal in der Woche satt zu werden, — wenn man mir das mit Engelszungen predigte, ich würde nicht die Kraft dazu haben. Ich muß nun so verbraucht werden, als ein unnützes Mitglied der menschlichen Gesellschaft."

Darauf schwiegen sie beide und stiegen langsam durch den Ölwald auf die breite Straße hinab. Er fühlte sich so wohl, wie lange nicht, da er sein Herz einmal erleichtert hatte, und bedauerte nur, daß er keinen Vorwand hatte, die liebenswürdige Bekanntschaft sogleich noch ein Weilchen fortzusetzen. Denn auf die Frage, ob sie etwa auch in seinem Hôtel wohne, obwohl er sie bisher noch nicht bemerkt habe, da er sich um die Hausgenossen nicht zu bekümmern pflege, erwiderte sie lächelnd, das sei kein Quartier für eine arme Gouvernante. Sie habe sich bei einem Buchbinder unten im Ort einlogiert und in Kost gegeben. Sie sei zufällig in sein Lädchen getreten, wo Schreib- und Zeichenmaterialien, Karten und Photographien der Umgegend und etliche Exemplare der billigen Biblioteca amena ausgelegt waren, und zumal die Frau habe ihr so gefallen, daß sie gefragt habe, ob sie nicht ein Zimmer zu vermieten habe. Das habe jene nun schon früher zuweilen gethan, und zufällig sei die letzte Insassin vor wenigen Tagen abgereist, so daß sie habe einziehen können, zu einem lächerlich geringen Preise. In seinem großen Hôtel würde sie das Viersache zahlen müssen. Und außer dem reinlichen Zimmer und Bett und der ganz genügenden Verpflegung genieße sie noch den Umgang mit ihren biederen Wirtsleuten und studiere die Sitten des Volkes.

Nun erzählte sie lachend, daß der Buchbinder ein strebsamer Mann sei, der die Bücher, die man ihm zum Binden gebe, in aller Eile oft bis in die späte Nacht hinein durchzulesen pflege. Eine seiner drolligsten Lesefrüchte seien die hochtönenden Namen, die er seiner Nachkommenschaft, einem halben Dutzend derber Jüngelchen, gegeben habe, als da sind: Adherbale, Senofonte, Aminto, Palamede, Dante, Fortunato. So müsse sie immer von neuem lachen, wenn Aminto Schläge bekomme, weil er aus der Pfanne mit den gebackenen Fischen genascht habe, oder Dante für irgend einen Schelmenstreich una grossa lavata di capo erhalte.

Ihre Heiterkeit steckte auch ihn an, und er erzählte allerlei, was er unter dem niederen italienischen Volk erlebt hatte, das er für einen Haufen pathetischer Kindsköpfe erklärte. Das Wort schien ihr sehr treffend, sie fragte ihn, warum er sich nicht zum Schriftsteller ausgebildet habe. Er würde gewiß viel Interessantes von seinen Reisen zu erzählen haben. Er zuckte die Achseln. „Es gibt so viele," sagte er, „die davon leben, daß sie müßig gehen und darüber berichten. Ich würde mich schämen, mir mein Nichtsthun noch honorieren zu lassen."

* * *

Vor dem Hause des Buchbinders verabschiedete er sich von dem Fräulein, ohne zu fragen, ob er hoffen dürfe, sie wiederzusehen. Das verstand sich ja von selbst, da auch sie einsam war und keinen Grund hatte, sich vor ihm zu verstecken. Er stand noch einen Augenblick und hörte, wie die Frau des Buchbinders sie begrüßte: die Colazione warte schon auf sie, und wie einige der schwarzhaarigen Buben ihr entgegensprangen, ihr das Malgerät abzunehmen, Senofonte im Wetteifer mit Palamede und Adherbale sich darum zu raufen anfingen, bis die Mutter mit einigen festen Püffen Frieden stiftete. Sie schien sehr beliebt in der Familie zu sein. Auch sprach sie ja sehr hübsch und fließend die Landessprache.

Langsam ging er dann die einzige Straße des Städtchens entlang, blickte hier

und da in ein Schaufenſter, horchte auf die Brandung des nahen Meeres hinter den Häuſern und kam endlich, immer tief in ſich verſunken, ohne zu wiſſen, worüber er nachdachte, in ſeinem Hôtel wieder an. Es war längſt zum Lunch geläutet worden. Er that einen Blick in den hohen, hellen Speiſeſaal, wo er an zwei langen geſonderten Tiſchen die deutſche und die engliſche Hausgenoſſenſchaft andächtig mit der ſaß dort, eine Cigarette rauchend, in den Anblick der purpurnen Bläue vertieft, zum erſtenmal ſeit langer Zeit von einem Gefühl des Wohlſeins durchdrungen, über deſſen Urſache er ſich vergebens Rechenſchaft zu geben ſuchte.

Was hatte er ſo Beſonderes erlebt? Eine halbe Stunde mit einer fremden jungen Dame verplaudert, von deren Geſicht ihm nur der Mund ganz deutlich im Gedächtnis

Aus unſerer Studienmappe:

Narziß. Studienzeichnung von Arnold Houbracken in der Dresdener Galerie.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Stillung ihres Hungers beſchäftigt ſah. Seinen leeren Platz aber zwiſchen einem deutſchen Profeſſor und einer dicken Hamburgerin einzunehmen, gegenüber einem gänzlich ſtummen Flitterwochenpaar, das ſich nach deutſcher Sitte auch bei Tiſch beſtändig die Hände drückte, konnte er ſich nicht entſchließen.

Er ſtieg in ſein Zimmer hinauf, das einen Balkon nach dem Meere hinaus hatte, geblieben war, mit den feſten, etwas vollen Lippen, hinter denen die geſunden kleinen Zähne blitzten, wenn ſie lächelte. Er hatte einmal geleſen, daß es kluge und dumme Zähne gebe, ſogar geiſtreiche Zähne. Das war ihm geſucht und unwahr erſchienen. Jetzt fand er es plötzlich richtig: das Fräulein hatte kluge Zähne.

Übrigens, ſo angenehm ſich mit ihr plaudern ließ, etwas Ungewöhnliches hatte

sie nicht gesagt. Auch hatte ihn mehr ihr Charakter, als ihr Geist angezogen, dies heitere Aufsichselbstberuhen, das genaue Wissen, was sie im Leben wollte und sollte. Wenn sie ihn das lehren könnte! Aber das wird einem ja angeboren, zugleich mit den besonderen Verhältnissen, die niemand sich aussucht, die jeder mit auf die Welt bringt.

Er fand es endlich sonderbar, über etwas so Unbedeutendes beständig nachzugrübeln, ließ sich auf dem Zimmer servieren und hielt dann, einen neuen Roman in der Hand, seine Siesta, bei der er fest einschlief.

Doch sobald er erwachte, stand die Gestalt der Malerin wieder vor seinen Augen, die Züge des Gesichts, nun völlig verschwommen bis auf das Streifchen der klugen weißen Zähne, und nur ihr Lachen hörte er deutlich durch alles Meeresrauschen hindurch, wie sie ihm die Namen der Buchbinderbübchen herzählte: Adherbale, Dante, Senofonte, Aminto ...

Eine unbezwingliche Begierde ergriff ihn, dies Lachen wieder zu hören. So trat er vor den Spiegel, sein Haar zu ordnen und sich zum Ausgehen zu rüsten, und stand eine ganze Weile in das Studium seiner eleganten Erscheinung vertieft. Man hatte ihm gesagt, daß er eine entfernte Ähnlichkeit mit Lord Byron habe. Er legte aber kein Gewicht darauf, da er es vorzog, seinen eignen Weltschmerz in seinen Augen dämmern zu sehen und auf seine eigne Hand interessant zu sein. Nur seinen hellen Anzug vertauschte er mit einem unscheinbareren und setzte einen schwarzen Hut auf, der seine Stirn tiefer beschattete. Dann verließ er das Haus.

Soviel er aber auf den Hügeln und unten am Strande herumstreifte, die Spur, die er suchte, war nicht zu entdecken. Einmal glaubte er den blauen Schleier hinter einer Gartenmauer flattern zu sehen, da ein lebhafter Wind sich aufgemacht hatte. Es war aber eine Täuschung, wie auch die Laute, die hin und wieder an sein Ohr schlugen, ihn an jenes Lachen erinnernd, aus ganz fremden Kehlen stammten.

Als die Sonne hinter der Tête de Chien über Monaco unterging, trat er mißmutig den Heimweg an. Die Kinder auf der Landstraße, die ihm sonst ihre Veilchen- und Tazettensträußchen angeboten und sonst immer ihren Soldo erhalten hatten, wunderten sich, daß er heute kein Auge für sie hatte. Und bei Tische in dem hohen, lampenhellen Saale saß er so zerstreut und stumm, daß die gute Hamburgerin ihn alles Ernstes als ein neues Opfer der Influenza zu beklagen anfing.

Niemals war ihm etwas Ähnliches begegnet. Den Gedanken, daß er sich verliebt haben möchte, wies er selbst weit von sich. Ein paarmal in seinem jungen Leben hatte er sein Herz verloren, das war dann aber auch der Mühe wert gewesen: eine triumphierende Schönheit, zu der eben nur der Sohn seines Vaters die Augen zu erheben wagen durfte, oder eine ausgelernte Kokette, die ihr Netz nach ihm auswarf und der er mit genauer Not entschlüpfte. Aber die erste beste gutbürgerliche Deutsche, die man höchstens anmutig nennen konnte — nach einem kurzen Gespräch über gleichgültige Dinge — eine Gouvernante, die gewiß bei näherer Bekanntschaft sich als eine kleine Pedantin entpuppen würde — lächerlich, nur einen Augenblick daran zu denken, so etwas könne einem jungen Adonis und Millionär gefährlich werden!

Nun, es ließ denn auch im Laufe des Abends von ihm und störte nicht im mindesten seinen gesunden Schlaf, nachdem er ein paar Flaschen Stout Ale zu sich genommen und mit dem alten weißhaarigen Holländer sieben Partieen Billard gespielt hatte.

Am Morgen aber, als die goldenste Sonne zu seinem Balkon hereinschien — da war's richtig wieder da! Auch die Briefe, die er empfing und während des Thees überflog, konnten den Spuk nicht bannen — die „klugen" weißen Zähne und das feine, liebenswürdige Lachen. Aber nun war ja Hoffnung, daß er die wunderliche Besessenheit abschütteln würde, wenn er die Fremde wiedersähe und zu der Erkenntnis käme, daß wirklich gar nichts Besonderes an ihr zu finden sei.

Er hatte ja gestern bemerkt, daß sie an ihren geliebten Olivengreis noch die letzte Hand anzulegen hatte. Also mußte sie wieder an demselben Ort zu finden sein, und wenn er wieder — zufällig — desselben Weges käme, wäre nichts Auf-

fälliges dabei. Warum soll man nicht seine Lieblingspfade gehen, auch ohne künstlerische Nebenzwecke?

* * *

Richtig, da saß sie wieder auf dem Mäuerchen, genau wie gestern, und ihr kurzes, aber freundliches Nicken, womit sie für seinen Gruß dankte, zeigte ihm deutlich, daß sie es nicht übel nahm, wieder gestört zu werden, ja sein Wiederauftauchen unter dem grauen Ölwaldschatten wohl gar erwartet hatte.

Er setzte sich auch wieder wie gestern neben sie — nur der Malkasten zwischen ihnen — ohne ihre Erlaubnis abzuwarten. Und sie malte ruhig fort, als wäre alles so in der Ordnung.

Wo sie gestern den ganzen Nachmittag gesteckt habe? fragte er. Er wolle nur gestehen, er habe sie eifrig gesucht, er hätte gern sich von ihr ein wenig anleiten lassen im künstlerischen Genießen der schönen Natur.

Sie erzählte ihm, daß sie einen herrlichen weiten Spaziergang gemacht habe über weitgestreckte Hügel gegen San Remo hin bis nach Ospedaletti, zu einem versteckten Häuserhaufen, wo man ihr ein Glas süßen schwarzen Wein geboten hatte. Sie konnte nicht genug rühmen, wie herrlich es dort gewesen sei.

Er horchte nur zerstreut auf ihre Worte, desto mehr auf den Ton ihrer Stimme und prägte sich dabei sorgfältig ihre Züge ein, um sie nicht wieder aus dem Gedächtnis zu verlieren.

Plötzlich sagte er: „Wir sind einander noch gar nicht einmal ordentlich vorgestellt. Hier, mein gnädiges Fräulein, gestatte ich mir, Ihnen meine Karte —"

„O," sagte sie lächelnd, „dessen bedarf's nicht. Ich weiß ja schon, daß Sie der Sohn von Gebrüder Schmidtlein & Compagnie sind, Dr. der Philosophie. Nur Ihr Vorname —"

„Alfred, Alfred Schmidtlein."

„Danke. Ich selbst — eine Karte habe ich nicht bei mir — heiße Luise Henneberg" (sie verbeugte sich scherzend gegen ihn). „Das werden Sie morgen schon wieder vergessen haben. Oder sollte Ihnen der Name meines Vaters schon einmal begegnet sein? Ich weiß nicht, ob Sie Sammler sind."

„Sammler?"

„Von Altertümern. Millionäre und ihre Söhne treiben ja manchmal diesen Sport und schleppen so ein kleines Privatmuseum zusammen. Mein Vater nämlich ist seines Zeichens ein Antiquar, wie schon der seinige und der Urgroßvater waren. In Nürnberg, wo wir leben, ist er sogar eine Art Berühmtheit" — (mit einem Seufzer) —, „eine ‚Art' sage ich, denn man hält ihn für einen größeren Sonderling als Kunstkenner. Wäre er ein reicher Mann, so könnte er sich all seine kuriosen Passionen gönnen, die darin bestehen, daß er alles alte gotische Gerümpel, Bilder, Waffen, Geräte, Gewebe, alte Truhen und Schlüssel zusammenkauft, mit großen Kosten restauriert und dann in seinem Magazin aufspeichert. Gott aber hat ihn in seinem Zorn zum Händler mit solchen Sachen gemacht, und nun sollten Sie sehen, welchen Kampf es ihn kostet, ein wertvolles Stück, das er mit zärtlicher Mühe zusammengeflickt, poliert oder gefirnißt hat, wieder herzugeben, wenn sich ein Liebhaber dazu findet. Wir hatten oft nicht den Bissen Brot im Hause, und er hätte doch die Gelegenheit gehabt, Tausende zu verdienen, wenn er sich nur einen wurmstichigen Schrank oder eine alte Schabracke vom Herzen gerissen hätte. Ich sehe noch meine arme Mutter, wie bittere Thränen sie oft über diesen ‚Wahnsinn' des Papas geweint hat, und nur ich hatte zuweilen so viel Macht über ihn, daß er Vernunft annahm. O, und er ist doch ein so edler, herrlicher Mensch, und wie weh that es mir jedesmal, wenn ich ihm sanften Zwang anthun mußte, um das Haus nicht zu Grunde gehen zu lassen!"

Sie neigte das Gesicht, von ihm abgewandt, tiefer auf die Brust, die Hand mit dem Pinsel glitt müßig in den Schoß.

„Lebt Ihre Frau Mutter noch?" sagte er nach einer Weile.

„Sie ist vor zwei Jahren gestorben, noch recht jung, aber das Leben hatte sie vor der Zeit erdrückt. Ich war damals gerade so weit, daß ich für sie eintreten konnte, leider nur aus der Ferne. Ich hatte schon die Stelle in Mailand bekommen, und so konnte ich dafür sorgen, daß der Haushalt so bescheiden wie bisher fortging. Die ältere meiner beiden Schwestern ist zwar erst siebzehn, aber verständig und geschickt über ihre Jahre, und die Mutter

hatte sie gründlich zu allen häuslichen Dingen angehalten, da ich selbst inzwischen in München meine Studien machte und unsere Jüngste noch in die Schule ging. Meine beiden Brüder waren gut aufgehoben, einer bei einem Onkel, der Baumeister ist, in der Lehre, der andere, mein Liebling, in der Kadettenschule. Sehen Sie, ich hatte von einer alten Tante, die mich immer den Geschwistern vorgezogen, eine kleine Erbschaft gemacht, nur ein paar tausend Mark, aber es reichte gerade, daß ich mich ausbilden konnte, um Musik und Sprachen zu lernen. Nun habe ich die Freude, meine Pflicht als Älteste thun zu können, daß der Vater wenigstens keine Not leidet. Denn da ich, wie Sie sehen, keine Ansprüche auf elegante Toilette mache, kann ich mein ganzes Gehalt nach Hause schicken."

„So denken Sie immer nur an andere, nie an sich?"

Sie warf ihm einen fast mitleidigen Blick zu. Dann sagte sie lächelnd: „O ich bin eine große Egoistin. Ich thue immer, was mir am meisten Vergnügen macht. Glauben Sie wirklich, es würde mir lieber sein, mein Geld für Chiffons auszugeben statt für den Bäcker, Metzger und Hauswirt meines alten Papas? Aber so ein junger Krösus versteht freilich nicht, wie sehr man das liebe Geld zu schätzen weiß, wenn es einem hilft, Sorgen fernzuhalten von Menschen, für die man noch weit mehr hingäbe, als den armseligen Arbeitslohn. O, es ist doch eine gerechte Verteilung der Güter in dieser Welt, das habe ich immer behauptet, denn als Mutter meiner Geschwister bin ich gewiß reicher als ein einziger ‚Sohn seines Vaters', wie Sie sich genannt haben."

Darauf verstummte sie und fuhr wieder eifrig mit dem Pinsel in dem Olivenlaub auf ihrem Aquarell herum. Sie hatte sich etwas heiß gesprochen, es stand ihr aber gut, ihre Augen blitzten, und das schöne braune Haar wehte um ihre glühende Wange, von der er die Augen nicht abwenden konnte. Nach einer Weile schien sie zu empfinden, daß ihre Worte ihn verletzt haben mochten, da er keine Silbe hervorbrachte, sondern einen ihrer Pinsel zwischen zwei Fingern hin und her balancieren ließ. Sie fing nun von Italien an zu sprechen, das sie auf einer Herbstreise mit ihrer Mailänder Familie bis nach Amalfi und Pästum hinunter kennen gelernt hatte. Da wurde auch er wieder lebendig, und es traf sich, daß sie über verschiedene schöne Punkte und auch über Künstler und Kunstwerke dieselben Ansichten hatten. Das löste seine Verstimmung, er wurde wieder heiterer, und ihr munteres Lachen über allerlei Abenteuer, die er zum besten gab, stellte das gute Einvernehmen vollends wieder her. Der Tag war unvergleichlich schön, vom Meer kam wieder die frische Brise herauf und säuselte durch die Olivenhalde, von fern hörten sie ein kleines Konzert wandernder Musikanten, die vor einem Hôtel ihre Flöte, Geige und Guitarre hören ließen und dazwischen mit etwas schnarrender Stimme neapolitanische Lieder sangen.

Sie hatte zu malen aufgehört und träumerisch vor sich hin geblickt. Als die Musik jetzt weiterzog, stand sie auf und sagte: „Es mag nun genug sein. Ich bring' es doch nicht ganz heraus, was mich an meinem alten Freunde bezaubert. Zu Hause fahr' ich wohl noch mit dem Gouachepinsel hinein und setze ein paar Lichter auf. Auch ist's Zeit zur Colazione."

* * *

Während er sie hinunter begleitete, fragte er, ob sie erlauben würde, daß er sie am Nachmittag zu einem Spaziergang abholte.

Sie bedauerte, sie werde kaum noch auf eine halbe Stunde an den Strand hinunter dürfen, sie habe eine Menge Briefe zu schreiben an Vater und Geschwister und ihre Kleinen in Matland. Morgen vielleicht, wenn sich's so mache, aber ohne feste Verabredung. Und so gab sie ihm ihre Hand zum Abschied, eine schmale, warme Hand ohne Handschuh, da sie's nicht der Mühe wert gefunden, für den kurzen Weg sie wieder anzuziehen, nahm ihm den Malkasten ab, den er ihr nachgetragen hatte, und verschwunden war das freundliche Gesicht hinter den Scheiben der Cartoleria.

Sofort fiel ihm ein grauer Schleier über den sonnigen Tag. Er wanderte an den Strand hinab und starrte, auf dem Geröll der groben Meerkiesel gelagert, lange in das einförmige Wellenspiel und über die azurene Fläche hinüber nach der weit vorgelagerten flachen Küste von Nizza und

Bildnis der Frau H. R. Nach dem Gemälde von Conrad Kiesel.

Digitized by Google

Cannes. Es war eine ätherische Stille weit und breit, nur das leise Anschlagen der Flut zu seinen Füßen und das Klopfen seines Herzens vernehmbar, und die Frage hinter seiner Stirn: Wie soll's noch werden? Werde ich sie wieder entbehren müssen? Werd' ich die Leere ausfüllen, die sie mir zurückläßt?

Auch jetzt war er überzeugt, daß er nicht im mindesten in sie verliebt sei. Ja, nur daran zu denken, daß man auch dieses Mädchen wie jedes andere in den Arm nehmen und küssen könne, erregte in ihm eine seltsame Empfindung, wie wenn er sich damit an etwas Unnahbarem, Unantastbarem vergriffe. Er hatte kein anderes Verlangen, als irgend etwas zu thun, wodurch er sich ein Lob von diesen lieblich strengen Lippen verdiente, und zergrübelte sein Gehirn, was das nur sein könnte. Wenn er so eine Schwester gehabt hätte, von früh an diese hellen Augen immer neben sich, dies Lachen gehört hätte bei all seinen müßigen Jugendstreichen — gewiß wäre ein anderer Mensch aus ihm geworden. Sie hätte es gar nicht gelitten, daß er seinem Herrgott die Tage und Jahre so unerhört nichtsnutzig abgestohlen hätte, er hätte, auch wenn sie ganz still geschwiegen, neben ihrer heiteren Thätigkeit seines Müßigganges sich viel zu sehr geschämt.

Aber bleiben konnte es so nicht, darüber ging er zu Grunde. Er nahm sich vor, sie morgen zu Rate zu ziehen, mit ihr zu überlegen, wofür er etwa am besten taugen möchte, welchen Weg er einschlagen sollte, um noch in ein thätiges Leben sich einzureihen. Sie werde es jedenfalls besser wissen als er selbst, schon ihr pädagogischer Beruf werde ihre natürliche Menschenkenntnis geschärft haben, und daß sie eine Art von Teilnahme für ihn hege, hatte ihm so manches freundliche Wort verraten. Jedenfalls werde sie seinen ernsten Willen erkennen und ihm ihre Achtung nicht versagen, an der ihm leidenschaftlich gelegen war.

Mit diesem Beschluß beruhigte er sich ein wenig. Es war doch der erste Beginn der sich ermannenden Thatkraft, und so fühlte er sich vorläufig jeder Verpflichtung überhoben, selbst über seinen Lebensplan nachzudenken. Wie viel angenehmer und ersprießlicher ließ sich das zu zweien thun!

Den Rest des Tages verbrachte er, so gut es eben gehen wollte, — wie man die Neige eines Weins wegwirft, der einem nicht sonderlich geschmeckt hat, ehe man die neue Sorte probiert. Er hätte auch Briefe zu schreiben gehabt — jede Woche mußte er der Mama von sich berichten —, aber mein Gott, was konnte darin stehen, als die alte öde Litanei, da er nun bald etwas so ganz anderes von sich zu melden haben würde! So nahm er einen Wagen und fuhr eine Strecke gen San Remo zu, stieg dann aus und stieg aufs Geratewohl die Hügel hinauf, die Häuser suchend, die sie ihm beschrieben hatte. Er fand sie nicht und bemühte sich indessen, mit ihren Augen die Landschaft zu genießen. Darüber verfiel er bald wieder in seine Zukunftsträume, verirrte sich und kam erst bei sinkender Nacht todmüde in seinem Hotel wieder an.

* * *

Am anderen Morgen aber, als er daran dachte, daß nun Ernst damit werden und das entscheidende Gespräch über seine Berufswahl stattfinden sollte, fiel ihm erst aufs Herz, daß es ja in der Schwebe geblieben war, wo er die Freundin finden würde. „Wenn sich's so mache," hatte sie gesagt. Aber auf diesen Zufall konnte er's unmöglich ankommen lassen.

Er frühstückte in Eile und ging dann geradeswegs in das Städtchen hinunter, nach Fräulein Luise Hennebergs Wohnung. Hier in der Fremde, zumal im Süden, brauchte man sich an die übliche Besuchsstunde ja nicht zu binden, und jedenfalls, wenn sie noch nicht sichtbar wäre, würde sie ihm sagen, wann er sie abholen dürfe.

Er erfuhr aber zu seinem Schrecken von Senosonte, Dante oder Adherbale, die Signorina sei nicht mehr zu Hause, sie sei ganz früh fortgefahren und zwar nach Montecarlo, werde auch vor Abend nicht zurückkehren.

Nun, er wußte wenigstens, wo er sie zu suchen hatte, obwohl es ihm lieber gewesen wäre, seine Gewissensfragen in der Stille eines Ölwäldchens oder beim Rauschen der heiligen Salzflut mit ihr zu besprechen, als in dem widerwärtigen internationalen Getümmel des alten Spielnestes. Indessen auch dort wußte er abgelegene Spazierpfade, nicht nur für Selbstmörder geeignet, sondern auch für Menschen, die sich in ein menschenwürdiges Leben zurück-

retten wollen. Da werde er sie hinführen und am Abend als ein neuer Mensch nach Bordighera mit ihr zurückkehren.

Also galt es nur, den nächsten Zug abzuwarten. Doch nein, er konnte, wenn er zu Wagen nach Ventimiglia fuhr, den Zehnuhrzug noch erreichen, der dort der Douane wegen eine halbe Stunde Aufenthalt hat. So that er denn auch und erreichte endlich noch sehr früh am Vormittage sein Ziel.

Um diese Zeit war's noch still und leer in den blanken Straßen des Lasterörtchens und den üppigen Blumenanlagen um das Kasino herum. Die eigentliche Gesellschaft, die gestern bis tief in die Nacht sich um die Spieltische gedrängt und dann noch ein paar Stunden ihre erhitzten Sinne mit Eis und Sekt zu kühlen gesucht hatte, schlief noch ihren beklommenen, fiebernden Morgenschlaf. Da die Spielhallen erst um Mittag sich wieder aufthun, wie sollte man die müßigen Stunden bis dahin ausfüllen? Inzwischen arbeiteten die Gärtner an den Beeten der Cyklamen, Tazetten und Kamelien und begossen den kurz geschorenen hellgrünen Rasen, Kindermädchen saßen neben den kleinen Wagen, in denen ihre Pfleglinge schlummerten, und flüsterten sich die Skandalchronik ihrer Herrschaften zu, und einzelne verlorene Touristen wandelten in den schattigen Anlagen oder an der Brüstung der Terrasse auf und ab, die Pracht des Himmels und der Erde bestaunend, die ringsum vor ihnen ausgebreitet war.

Ein paar Stunden hatte der junge Herr, der das alles zu genau kannte, um sich noch daran zu erbauen, die breiten und schmalen Pfade und die Gassen und Gäßchen der Stadt spähend durchwandelt, ohne des anmutigen Gesichts unter dem blauen Schleier ansichtig zu werden. Wo war sie nur hingeraten? Ob sie überhaupt bis hieher gekommen, nicht etwa schon in Mentone ausgestiegen war? Es blieb nur noch die Hoffnung, sie droben auf der Feste Monaco zu finden. Doch war's über dem langen Suchen so spät geworden, daß sich das Bedürfnis nach einem ausgiebigen Frühstück nicht abweisen ließ.

Also nahm unser Freund an einem der Tischchen auf der Terrasse Platz und konnte, während er aß und trank, den Mißmut darüber nicht ersticken, daß er dies nicht, wie er gehofft hatte, in der Gesellschaft seiner Freundin thun sollte unter klugen, tröstlichen Gesprächen. An der brennenden Unruhe, mit der er sie vermißte, merkte er doch endlich, daß sein Gefühl für sie mehr als brüderlich sei, daß zwar die Hochachtung und Verehrung vor ihrem Charakter stark mit im Spiele war, zugleich aber ihre junge Person, wie sie ging und stand, ihm als das Reizendste von der Welt erschien, und daß er sich für den beneidenswertesten Sterblichen gehalten hätte, wenn er jetzt ihre schmale, warme Künstlerhand in seine nehmen und nach Herzenslust küssen könnte.

Diese Entdeckung überströmte ihn mit einem unendlichen Wohlgefühl. War's doch zunächst schon ein Lebenszweck, ein solches Mädchen zu lieben, zu umwerben und glücklich zu machen. Heiraten, einen eignen Herd gründen, Kinder in die Welt setzen und sie besser erziehen, als man selbst erzogen worden, das wäre denn doch schon der Mühe wert, auf die Welt gekommen zu sein. Und wie er, seine Regalia rauchend und an dem Gläschen fine champagne nippend, dies alles überlegte und die verschiedenen seltenen Eigenschaften des lieben Mädchens erwog, die ihm eine überschwänglich glückliche Häuslichkeit verbürgten, wurde er so vergnügt, daß er am liebsten sofort ein Jubeltelegramm an die Mama abgeschickt und um ihren Segen gebeten hätte.

Zur rechten Zeit fiel ihm aber doch ein, daß zur Erfüllung dieser entzückenden Träume noch eine Kleinigkeit fehlte, das Einverständnis der Hauptperson, die zunächst aufzufinden war, ehe an etwas anderes gedacht werden konnte. Daß dies übrigens nur eine Frage der Zeit sei, bezweifelte er nicht im mindesten. Als verwöhntes Kind des Glückes konnte er ja nicht denken, daß ihm ein so billiger Wunsch versagt werden würde.

Er erhob sich also, um von neuem nach ihr zu fahnden, bezahlte sein Frühstück und schlenderte nun am Kasino vorbei geraden Wegs die breite Straße hinunter, die nach dem trotzig aufgetürmten Felsen von Monaco führt.

(Schluß folgt.)

Mondnacht.

Von

Helene Gräfin Waldersee.

(Abdruck verboten.)

Thörichte Menſchen! Bei ſolcher Pracht
Wollt ihr ſchlafen da drinnen?
Ungenoſſen laßt ihr der Nacht
Märchenzauber zerrinnen?

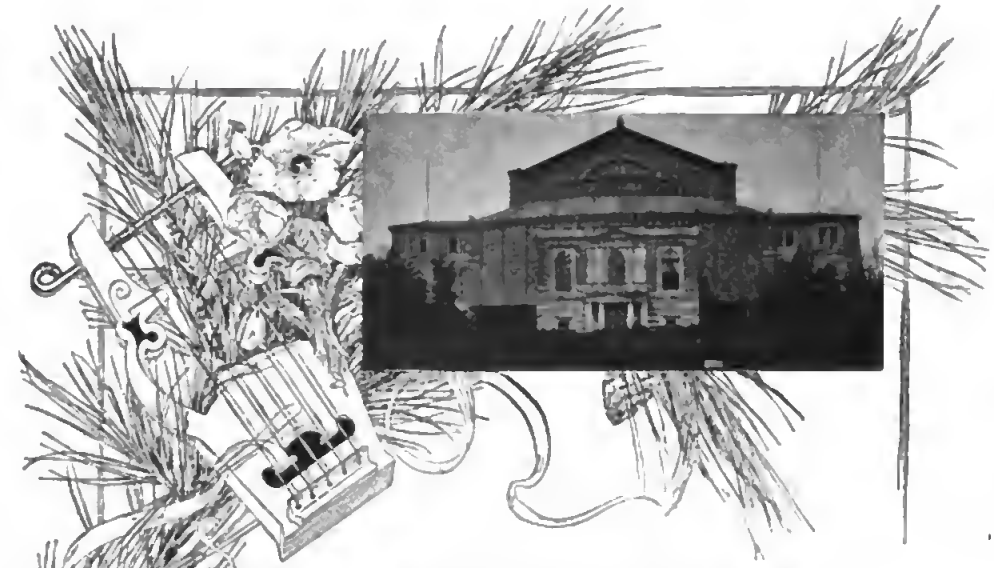
Duldet's euch wirklich im dumpfen Raum
Finſter und enge verſchloſſen,
Während des Mondlichts verklärender Traum
Über die Erde gegoſſen?

Zitternd erglänzt der ſilberne Schein
Auf den Halmen und Blüten,
Legt ſich über den ſchlummernden Hain
Wie ein Gottesbehüten.

Leiſe durch Blätter ſchleicht ſich des Winds
Heimliches ſüßes Gekoſe,
Spielend mit Düften des ſchönſten Kinds
Schwankender Heidenroſe.

Und im nächtlichen Waldesgrün
Welch ein flirrend Gefunkel?
Winziger Lichter Kommen und Fliehn,
Lautlos ſprühend durchs Dunkel.

Über der Erde mächtigem Rund
Sternenfunkelnde Bläue,
Über allem, was müd und wund
Eine ewige Treue!



Bayreuth 1896.

Von

Ida Boy-Ed.

Mit zehn Porträts.

(Abdruck verboten.)

„Wann aber und wie wird aus diesen vermischten Sagen und Abenteuermärchen so verschiedener Völker in so verschiedenen Gegenden und Umständen, eine Ilias, eine Odyssee erwachsen, die allen gleichsam den Kranz raubte, um jetzt als Sage der Sagen zu gelten?“ (Herder.)

Wer vor zwanzig Jahren die Pflicht übernahm, den Lesern einer Zeitschrift über die Eindrücke der damals zuerst in Bayreuth stattfindenden Festspiele zu berichten, fand sich vor die Aufgabe gestellt, zunächst den ganzen Inhalt des gewaltigen Werkes, das man dort aufführte, erzählen zu müssen. Aber in diesen kurzen, kleinen zwanzig Jahren, dieser winzigen Zeitspanne beim Maß am Unsterblichen, hat sich das Unerhörte vollzogen: Herders Frage hat eine Antwort gefunden, und Richard Wagners Nibelungen sind die Sage der Sagen geworden. Er, der Gigantische, hat wahrhaft allen anderen „den Kranz geraubt“, und in der Gestalt, welche er dem Nationalepos gab, wird es im Volksbewußtsein schließlich als die Nibelungensage leben. So brauche ich dem Publikum dieser Blätter so wenig vom Werk selbst, als von der Geschichte der Bayreuther Festspiele zu sagen.

Siegfried Wagner.
Nach einer Photographie von W. Höffert, Dresden.

Wir, die wir vor zwanzig Jahren noch zu jung oder noch zu unreif waren, und die wir uns nun mühsam den Geist jener Tage zu rekonstruieren suchen, stehen vor manchen Rätseln. Als wenigstens ich die Note zu erlauschen versuchte, die damals vorklang, indem ich eine große Reihe von Zeitungen, Zeitschriften und Broschüren von 1876

Hans Richter.
Nach einer Photographie von F. Hartmann, Bayreuth.

durchforſchte, kam ich zu keinem rechten Verſtändnis. Nur eines habe ich ganz begriffen: daß die unſägliche Feindſchaft die Größe der von ihr angefochteten Erſcheinung nicht verſtand, und daß man ehrlich that, als habe man es mit einer Art hyſteriſchen Muſikmodekrankheit zu thun.

Andererſeits hat es aber ſchon früh nicht an dem tiefen Verſtändnis für die Bedeutung dieſes Nationalwerkes gefehlt, und an Stellen, wo man ſolchen Weitblick am wenigſten erwartete. Hier ſei die faſt gar nicht bekannte Thatſache erwähnt, daß Geheimrat Abecken ſeiner Zeit Bismarck vorſchlug, man ſolle doch Richard Wagner den Schillerpreis geben. „Wofür? — Für Lohengrin und Tannhäuſer kann man das doch nicht.“ — „Nein, aber für die Nibelungen.“ — „Die Nibelungen, was iſt das?“ Und nach der erfolgten Erklärung meinte Bismarck lachend: „Nein, mein lieber Abecken, für eine Oper gibt man nicht den Schillerpreis.“ —

Wenn man heute die Wagnerhetze vergangener Tage überblickt, erſcheint ſie einem wie ein — freilich paradoxer — Beweis, daß die Geiſter erwachten und inſtinktiv das wundervolle Ziel witterten, für deſſen Anſtrebung Wagners ganzes Leben mit heißem Pulsſchlag hinbebte: durch die Kunſt die Menſchheit zu heben!

Das Hauptwerk aber dieſes Lebens voll ungeheurer Leiden, Kämpfe und Siege ſind die Nibelungen geweſen. Wagner ſelbſt hat Triſtan und Iſolde als „Ergänzungsakt“ zu dieſem Werk bezeichnet, und auch Parſifal ſteht im organiſchen Zuſammenhang mit ihm. Es gab Momente ſeines Lebens, wo er ſeiner eigenen Schöpfung gegenüber ſtand, wie ein Entdecker einem Wunderwerk. 1852, bevor Wagner noch Schopenhauer kannte, ſchrieb er an Uhlig, ſeine ganze Weltanſchauung habe in ſeinem Nibelungenring ihren vollendeten künſtleriſchen Ausdruck gefunden; dieſe Anſchauung deutete er damals philoſophiſch auf „eine helleniſtiſch-optimiſtiſche Welt;“ zwei Jahre ſpäter aber entdeckte er in demſelben unveränderten Werk die germaniſch-peſſimiſtiſche Weltauffaſſung (Chamberlain). Wenn man ſich vergegenwärtigt, daß ein kleines lyriſches Gedicht, dafern es wahrhaft poetiſchen Wert hat, tauſend verſchieden individualiſierten Leſern als der genaue Ausdruck gerade ihrer momentanen, perſönlichen Stimmung erſcheint, ſo iſt es ganz verſtändlich, daß in ein monumentales, unſterbliches Werk jeder Inhalt hineingeheimnißt werden kann, ja ſelbſt vom eignen Schöpfer, je nach der Phaſe philoſophiſcher Erkenntnis, in welcher er ſich gerade befindet. Unſerer modernen Auffaſſung nach, d. h. der durch die herrſchende Geiſtesrichtung beſtimmten, ſpricht allerdings

Felix Mottl.
Nach einer Photographie von Elliott & Fry, London W.

aus den Nibelungen am stärksten und einheitlichsten die germanisch-pessimistische Weltauffassung, welche unmittelbar zur christlichen hinüberleitet und im Parsifal ihren Ausklang finden mußte. Das „gestaltende Motiv bis zu Siegfrieds Tod" ist, wie Wagner selbst schrieb: nur wer der Liebe entsagt, vermag durch das Gold die Weltherrschaft zu erlangen. Und weil Wotan der „Liebe entsagte," verriet, die er liebte und die ihn liebten, bereitete er sich den Untergang.

„Was ich liebe, muß
ich verlassen,
morden, was je ich
minne,
trügend verraten,
wer mir vertraut."

Wer erinnert sich hier nicht des bekannten Spruches aus den Korintherbriefen?

Der Gehalt eines unsterblichen Werkes ist ein ewig bleibender und ein ewig neuer: wer hat dies nicht an sich erfahren, z. B. am Faust? Ich wenigstens darf von mir ungefähr so sagen: ich las kürzlich den Faust zum fünfzigsten- und erstenmal!

Aber auch die Art der Wiedergabe muß eine sich *immergleich bleibende* und doch *immer neue* sein. Stilbewahrung, keine Stilerstarrung! Es besteht in vielen Kreisen ungerechterweise die Ansicht, als ob in dieser Beziehung in Bayreuth zu viel geschehe. Die bis ins kleinste bevormundende Regie hat vielleicht die Intention, sich auf den Standpunkt Appias zu stellen: „Dem Schauspieler bleibt jetzt nichts mehr in einer Rolle zu schaffen, sondern der Dichter stellt die Rolle fertig hin, er haucht ihr den Lebensatem ein; der Schauspieler hat keinerlei Recht auf sie" ꝛc. (La Mise en Scène du Drame Wagnérien.)

Allein die starken Künstlerindividualitäten, an denen es nicht fehlt, setzen solchen einengenden Absichten von selbst eine Wehr entgegen. Man erinnere sich auch der wundervollen Worte, mit denen Wagner des Tannhäusers von Schnorr von Carolsfeld gedenkt. Er erkennt dem genialen Sänger-Tragöden eine direkte Mitarbeiterschaft zu und gesteht, daß ihm, dem Schöpfer der Gestalt, neue, verborgene Züge aufgingen durch den Darsteller. Er spricht von den Proben mit Schnorr, als von einem *schöpferischen Genuß*.

Lilli Lehmann.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Berlin.

Von dieser Stellung sind die Künstler längst zurückgedrängt, zum Teil freilich durch eigene Schuld, denn es sind immer einige unter ihnen, die sich durch Kriecherei erniedrigen, und andere, die heute über unerhörte Behandlung schimpfen und morgen doch wiederkommen. So haben sie selbst mitgeholfen, das Cäsarentum der Leitung zu schaffen. — Es scheint auch, daß die Dirigenten fortan auf eine tiefere Stufe gestellt werden sollen, wenigstens hat Siegfried Wagner in einem unwidersprochen gebliebenen Brief erklärt, sie verständen nichts von der Bühne und hätten nur die „Befehle" der Leitung auszuführen! Einstweilen freilich wird die Welt noch Hans Richter und Felix Mottl für im Besitz der direkten Überlieferung halten, denn *sie* arbeiteten schon mit dem Meister, als der Sohn noch seine Kinderschuhe nicht vertreten hatte und Frau Cosima ihrer wundervollen Mission als verstehende Anregerin noch in der Stille des Hauses nachlebte.

Der reproduzierenden Kunst ist, obwohl sie immer in der zweiten Linie der Künste stehen wird, dennoch eine *Fortarbeit* am Kunstwerk durchaus zuzuerkennen. Ein Beispiel: jedenfalls ist der Don Carlos,

den Josef Kainz spielt, für uns die einzig wahre, erschöpfende, von dem genialen Künstler selbst geprägte Darstellungsart dieser Rolle; die Generation vor uns hat ohne Zweifel Emil Devrient als denjenigen Künstler gewürdigt, der die einzig richtige und vollkommene Auffassung dieser Gestalt zu zeigen vermochte. Jeder Künstler von starker Individualität wird eine neue Note in die Darstellung bringen, eine Note, in welcher der Kunstgeschmack der Zeit, gewisse nervöse Vibrationen der Kultur mitklingen. Und wunderbar: es scheint immer, als ob durch diese neue Note erst das Verständnis recht ermöglicht wird, als ob sie bisher fehlte und vor allen Dingen: als ob sie im Kunstwerk *vorgesehen* und bisher nur von niemand aufgefunden war.

Heinrich Vogl als Loge.
Nach einer Photographie von W. Höffert, Dresden.

Wie jeder Meister, Bildhauer oder Maler im Geschmack seiner Zeit antikisiert, so kann auch das Publikum mit seiner Aufnahmefähigkeit nicht dem Geist der Epoche entrinnen.

Der Aufgabe, zum ewigen Gehalt den immer neuen Gehalt zu thun, sind natürlich nur die auserlesensten Künstler gewachsen, und wenn der Wert der in Bayreuth Mitwirkenden auch durchaus nicht auf einer Linie ist, so darf man doch gestehen, daß das Wagnersche Ideal vom Sänger, der ebenso völlig Schauspieler ist, sich erfüllt hat.

Schon ein scheinbar kleiner, äußerlicher Umstand beweist dies: der wallende Sängerbart, welcher jede Mimik und jede Charakterisierung verhinderte und aus den Helden der Oper typische Erscheinungen machte, ist gefallen. Wem fällt hierbei nicht Albert Niemanns blonder Bart ein? Und hier erinnere ich auch daran, daß sich sehr viel an den Namen Niemann heran kryställisiert, was aus ihm eine wahre Kunstlegende auf Kosten der Anerkennung unserer heutigen Sänger macht. Man ist im Begriff zu vergessen, daß er wohl über kolossale Accente verfügte, als künstlerische Totalität aber von großer Einseitigkeit war, so daß ihm das Individualisieren einer Gestalt versagt blieb und ein Meyerbeerscher Held bei ihm dieselben Züge trug, wie ein Wagnerscher.

Nein, die Künstler, welche diesmal für des Meisters hehres Werk ihr glanzvolles Können einsetzten, brauchen, mit wenig Ausnahmen, den Vergleich mit der Vergangenheit nicht zu scheuen. — Zu einer sehr merkwürdigen Thatsache ward das Mitwirken von *Lilli Lehmann*. Es erwies sich, daß diese große *Sängerin* den

Geist der Wagnerschen Dramatik nicht erfaßt hat. Ihrer wundervollen Gesangsleistung als Brünhilde, gesellte sie als etwas Äußerliches eine Darstellung dieser herrlichen Gestalt, die sich in Schönheitsposen gefiel und nur in einzelnen Gipfelpunkten sich zu einer wahrhaft ergreifenden Schauspielleistung erhob. Das Publikum verhielt sich kalt dieser Brünhilde gegenüber. Hingegen hat der andere Große von 1876, hat Heinrich Vogl, mit seinem dämonischen Loge eine That allerhöchster Kunstvollendung gegeben, die ihresgleichen nicht hat; der ganze symbolische Gehalt dieser mythischen Gestalt („Alle Mythe ist Symbol." Nietzsche), ist von ihm erfaßt und wird dem Zuschauer bis in die verborgensten Falten ihrer Wesenheit klar. Auch Friedrichs (Bremen) war als Alberich von dämonischer, tragender Kraft.

Über dem Siegfried hingegen steht ein Unstern. Auch 1876 ist er ungenügend gegeben worden. Wilhelm Grüning, ein um Bayreuth schon hoch verdienter Sänger, gab, was Stimme, kluge Kunst und ernster Eifer geben können, allein seine besten Potenzen liegen nicht im Siegfried. Von ihm sagt Wagner: „In ihm sah ich den Menschen in der natürlichsten, heitersten Fülle seiner sinnlich belebten Kundgebung vor mir" u. s. w. Das dramatisch Merkwürdige und Einzige an der Siegfriedsgestalt, daß sie schuldlos tragisch endet, ist vielfach diskutiert worden. Eine Erklärung, welche noch nirgends ausgesprochen ward und welche meiner Erkenntnis sich aufdrängt, ist diese: das ungeheure Weltgemälde, welches in den Nibelungen entrollt wird, würde nicht vollständig sein, wenn in ihm die jugendfrohe, unbewußte Unschuld nicht verkörpert wäre, die ahnungslos dem Fluch mitverfällt, der durch das Gold in die Welt kam. Schuldig oder unschuldig — der Mensch ist zum Untergang vorbestimmt. — Die wichtigste Gestalt im ganzen Nibelungenring, die Hauptperson schlechtweg und die schwerste aller Aufgaben, hatte Perron (Dresden) als Wotan wiederzugeben. Man darf sagen, daß die Leitung in ihm den einzigen Wotan fand, den Deutschland zur Zeit besitzt. Innere Kämpfe, die nach außen hin als Unschlüssigkeit erscheinen, Wortbruch und Treulosigkeit darstellen und doch den königlichen Gott in seiner erschütternden Mächtigkeit jeden Augenblick imposant wirken zu lassen — das ist wahrlich eine eminente Aufgabe, deren Lösung eine um so verdienstvollere ist, als gerade der Wotan dem Verständnis der großen Menge fort und fort noch nahe gebracht werden muß. Emil Gerhäuser (Karlsruhe), der allen Besuchern der Karlsruher Wagnervorstellungen als ein unvergleichlicher Siegfried bekannt ist, war berufen, den Siegmund zu geben. Eine Gestalt voll tiefen Ernstes, männlicher Trauer und heißer Leidenschaft war es, die er ausgearbeitet hatte. Er und Rosa Sucher als Sieglinde hatten in der Walküre den Haupterfolg des ganzen Festspiels. Dennoch begriff man nicht, warum nicht er den Siegfried, und warum nicht Grüning den Siegmund sang. Die Sucher war vor vielen Jahren meine erste Sieglinde; sie teilt sich mit Luise Reuß — welche diesmal eine entzückende Gudrune gab — in den Ruhm, die vollkommenste zu sein. Ihre Verzweiflung auf der Flucht im zweiten Akte war von gewaltiger Kraft.

Wilhelm Grüning.
Nach einer Photographie von E. Bieber, Hamburg.

Den Siegfried der „Götterdämmerung" mußte, wegen Grünings Unpäßlichkeit, Burgstaller singen, ein hochbegabter Schüler der Bayreuther Schule. Er stellte dieser, wie auch der Mime des Herrn

Breuer, ein interessantes Zeugnis aus; befremdend wirkt u. a. die unglaubliche Behandlung der Anlaute: Be-rünehilde, Fe-reia u. s. w. Frau Brema (Fricka), Wachter (Hunding) und vor allen Ernestine Schumann-Heink als Erda und Waltraute waren ersten Ranges. Der Gunther erschien kaum genügend, der Hagen von Grengg entbehrte jeder Dämonie. Rheintöchter, Nornen, Walküren und Männerchöre müssen als wundervoll bezeichnet werden.

Und zu dieser Glanzreihe von Künstlern, zu dieser Schar tüchtig vorbereiteter kleinerer Kräfte trat noch ein Faktor, mit dem Richard Wagner 1876 noch nicht hatte rechnen können! Es sind inzwischen auf dem Gebiet der Bühnentechnik die größten Erfindungen gemacht. Und kein Hilfsmittel der Malerei, der Elektrizität, der Dampfkraft, der Maschinentechnik ist unbenutzt geblieben. Die Bühnenbilder waren von märchenhafter Schönheit und Poesie. Nur hier und da störten schrullenhafte Einzelheiten: die Freia sah aus wie ein präraphaelitischer Engel der Verkündigung, Frohs Gewand hatte Botticellischen Faltenwurf; beim Feuerzauber brannten raketenartige „Feuerwerkskörper; Burgstaller sah in seinem Panzer aus wie ein römischer Lanzenknecht auf einer Kreuzesabnahme aus der Holbeinschen Zeit ꝛc. Aber die Totalität der Eindrücke war grandios. Man sah wieder, daß einer der genialsten deutschen Regisseure eine Frau ist: Cosima Wagner.

Perron als Wotan.
Nach einer Photographie von W. Höffert, Dresden.

Von dem Zauberklang des Bayreuther Orchesters ein Wort sagen, hieße Eulen nach Athen tragen. Es ist weltbekannt. Um dieser Klanggenüsse willen allein lohnt sich die Reise nach Bayreuth. Am Dirigentenpult standen abwechselnd Hans Richter, Felix Mottl und Siegfried Wagner. Ich habe Richter zum erstenmal als Dirigenten erlebt, und frei von allem Autoritätsglauben, wie ich bin, will ich den Mut haben, drucken zu lassen, was viele, viele empfinden, be-

sonders Künstler, und sagen: die grandiose, aber kalte Exaktheit hat mich enttäuscht und meine Bewunderung für Mottl gesteigert, der als Musiker Richter gleichbürtig ist, als sensible Künstlerseele ihn aber turmhoch überragt. Jeder Ehrliche, der die „Götterdämmerung" z. B. vom einen und dann vom anderen geleitet hörte, muß mir beistimmen. Nach diesen Festspielen wird man Mottl die allererste Stellung unter den Wagnerdirigenten nicht streitig machen dürfen. — Den Namen des Sohnes als Festspieldirigent wird niemand ohne Rührung lesen. Es ist ein seltenes Naturspiel, den Sohn berufen zu sehen, die Werke des Vaters zu leiten. Und daß er berufen ist, werden nur Übelwollende leugnen wollen. Er wird seinem Vater als Dirigent nachwachsen, und das ist kein Kleines, denn der Meister war auch auf diesem Gebiet ein Unvergleichlicher.

So oft man nach Bayreuth kommt, immer

Emil Gerhäuser als Siegmund.
Nach einer Photographie von Oskar Suck, Karlsruhe.

Rosa Sucher als Sieglinde.
Nach einer Photographie von W. Höffert, Dresden.

wieder erfaßt einen die gleiche, wunderbare Sensation in diesem strengen, klassischen Theaterraum, den dichtgedrängt eine vor Erwartung fiebernde Menge füllt. Und wie versteht diese Menge aufzunehmen, obschon es keinen Applaus bei offener Scene und keinen Hervorruf am Schluß gibt. Vom Augenblick an, wo der Vorhang auseinander wallte und in der flimmernden Flut des Rheines die schwimmenden Rheintöchter zeigte, bis zu jenem, wo die Flammen um Walhalls Saal aufschlugen und der Vorhang zum letztenmal wieder zusammenrauschte, konnte man mit feinster Deutlichkeit die Wirkung auf das Publikum spüren. Es war begeisterungsfroh am ersten Tag, außer sich am zweiten, ent-

täuſcht am dritten und bei Beginn des vierten Tages und ließ ſich erſt vom letzten Akte der „Götterdämmerung“ wieder ganz faſſen.

Mich aber überkam am zweiten Tage, inmitten des Taumels, der ein Wiederſpiel geweſen ſein muß jener Trunkenheit von 1876, eine Erkenntnis: Die Begeiſterung über ein Kunſtwerk iſt eine ſchöpferiſche Kraft! Und auf einmal verſtand ich, was mir trotz aller Erklärer bis dahin verborgen geblieben war: Wagners, damals ſo hart verhöhnte Worte „Sie haben jetzt geſehen, was wir können; wollen Sie jetzt. Und wenn Sie wollen, ſo haben wir eine Kunſt.“ Ja, nur wenn das Volk will, kann die Kunſt ſein, nur durch unſer aller Wollen und Verſtehen kann ſie ſein und wirken. Der Künſtler lebt nur ein wahrhaft lebendiges Leben, wenn ſeine Thaten vom Volke gleichſam nachſchöpferiſch mitempfunden werden — ſo wie die Griechen ihrer Künſtler Mitarbeiter waren. In der Kunſt iſt das Nationale und zugleich auch das Weltbürgerliche; in ihr iſt der Kampf gegen alles Fremde und zugleich der Friede.

Burgſtaller als Siegfried.
Nach einer Photographie von W. Höffert, Dresden.

Und deutſche Künſtler haben das nationale Werk diesmal verkörpert. An der koloſſalen Kraft der Wagnerſchen Nibelungenſprache mußte jeder Verſuch ſcheitern, den fremden Nationen Gelegenheit zu geben, in Bayreuth ihre Opernbühnenlieblinge zu feiern. Und trotzdem ſind zahlreicher als je die Hörer aus allen Kulturländern herbeigeſtrömt. Aus dieſer Thatſache erwuchs uns allen ein Gefühl ſchönen Triumphes. Die deutſche Kunſt hat einen ſo unerhörten Sieg gefeiert, und die Vertreter der fremden Nationen waren uns Begeiſterten wieder das, was ſie ſein ſollen: hochwillkommene Gäſte, denen wir die Hand reichen und ſagen möchten: „Wir ſind in der Kunſt alle Brüder;“ nicht mehr Eindringlinge, die man allzu ſehr hofierte, indem man ihnen zuliebe eine internationale Künſtlergeſellſchaft zuſammenrief, die den deutſchen Charakter des Feſtſpiels in Gefahr brachte. Denn Bayreuth iſt geworden durch die heilige Kraft des deutſcheſten aller Künſtler, es iſt eine deutſche That, vollbracht als Selbſterfüllung jenes hinreißenden Mahnrufes, den der Meiſter in ſeinem „Wieland“ an das „herrliche, einzige Volk“ richtete, ſich in der Not Flügel zu ſchmieden, ſie auszubreiten und emporzufliegen.

In der Bewahrung dieſes deutſchen Charakters liegen die Wurzeln von Bayreuths Kraft und Dauer. Und wir haben es nötig, daß es dauere, denn noch iſt die Kunſt in Deutſchland eine Königin oder eine Bettlerin — je nachdem — aber keine Bürgerin!

Wagner als Kulturgewalt, die er iſt, wirkt ja durch „Bayreuth“ nicht nur für ſeine eignen Werke. Das Graalslicht, das von da aus leuchtet, erhellt alle Gebiete geiſtigen Lebens.

Samuel Maharero, der Häuptling der Hereros, mit seinen Weibern und einigen seiner Großleute von Okahandja.

Bilder aus Okahandja,
der Hauptstadt des Hererolandes.

Von

R. Merensky.

Mit zwölf Abbildungen von **Albert Richter.**

(Abdruck verboten.)

Okahandja bedeutet in der Hererosprache „kleine Sandfläche", weil sich an diesem Platze zwei sandige Flußläufe vereinigen und eine Sandfläche gebildet haben. Der Platz hat eine Quelle und ist außerdem durch einen wiesenähnlichen Anger ausgezeichnet, auf dem das Grundwasser nicht tief steht. Trotzdem ist nur wenig Baumwuchs vorhanden, da die Mimosen, welche das Land früher bedeckten, durch die Eingeborenen, welche hier seit einigen Jahrzehnten in großer Anzahl wohnen, stark gelichtet worden sind. Heute ist Okahandja Hauptort des ganzen Hererostammes, denn hier wohnt der von der deutschen Regierung anerkannte Oberhäuptling des Volkes, Samuel Maharero, den unser Bild uns zeigt.

Wir sehen an ihm und seinem Hofstaat, daß die Herero nicht mehr zu den urwüchsigen, wilden Stämmen Afrikas zu rechnen sind. Seit fünfzig Jahren haben Barmer evangelische Missionare unter ihnen trotz unendlicher Schwierigkeiten treu ausgehalten und circa dreitausendfünfhundert Leute des Stammes zu christlichen Gemeinden sammeln können. Eine Litteratur ist in der Volkssprache geschaffen, und die Lesekunst hat sich ziemlich verbreitet. Auch der Häuptling Samuel kann lesen und liest gern, obwohl er noch ein Heide ist. Letzteres

erkennen wir auch aus dem Bilde, welches uns zwei seiner Weiber zeigt; christliche Eingeborene haben nur ein Weib. Er trägt europäische Kleidung, wie alle wohlhabenden Leute seines Stammes, die ihnen gut steht, da sie beim Wählen des Anzugs meist ganz guten Geschmack bekunden.

Samuel ist durch Major Leutweins verständige Behandlung ein treuer Unterthan des Deutschen Reiches geworden. Am 27. Januar wurde der Geburtstag unseres Kaisers auf Okahandja festlich begangen. Der Missionar des Platzes hielt eine Festpredigt, dann folgte Parade und Vorbeimarsch von achtzehn Reitern der Schutztruppe und vierzig Hererореitern. Die Hüte der Leute Samuels waren mit einem roten, die des Unterhäuptlings Nikodemus mit einem weißen Hutbande geziert. Leutnant Schmidt, der inzwischen bei Erstürmung der Werft des aufständigen Kahimemas bei Gobabis gefallen ist, hielt eine Ansprache, und Samuel las mit vielem Stolze seinen Leuten ebenfalls eine Ansprache vor. Seither hat er im April dieses Jahres einhundertzwanzig Berittene seines Stammes gegen jene Aufständischen geführt und geholfen den Sieg gewinnen. Major Leutwein schreibt darüber: „Die gemeinsame Feuertaufe, welche unsere, Samuels und Witboys Leute erhalten haben, wird die besten Folgen zeitigen.“ Wir dürfen also hoffen, auch in Zukunft Gutes von Samuel zu hören.

Auch der „reiche Herero“ des nächsten Bildes zeigt uns, daß bei dem Stamme ein gewisses Maß christlicher Kultur Eingang gefunden hat. Früher gingen die Leute sämtlich in schmutzigen Fellkleidern und waren mit eisernen oder kupfernen Ringen behängt. Die Weiber hüllten sich in unansehnliche Ledermäntel und trugen auf den Köpfen unschöne Ledermützen mit wunderbaren „Ohren“ oder Zipfeln. Jetzt sieht man nicht nur viele Männer, Herren könnte man sagen, denn der Stamm kennt einen Geschlechtsadel, sondern auch Frauen, in anständiger europäischer Kleidung einhergehen. Im übrigen hat sich an der Lebensweise des Volkes wenig geändert. Ackerbau ist im Hererolande, welches ja zwischen dem wüstenähnlichen Küstenstrich und der Kalahariwüste liegt, nur an sehr wenigen Stellen möglich, deshalb waren und sind die Herero nur Viehzüchter. Sie besitzen Hunderttausende von Rindern von der langgehörnten, hochbeinigen südafrikanischen Rasse, mit denen sie von Weideplatz zu Weideplatz ziehen, je nachdem sich durch den Wechsel der Jahreszeit oder durch fallende Strichregen in einer Gegend besserer Graswuchs findet. Einige Hütten, die dem südafrikanischen Beduinen das Zelt ersetzen, sind schnell errichtet, denn an Ruten, Gestrüpp und Gras fehlt es auch in Südwestafrika nirgends ganz. Für den Hausrat, der nur in wenigen Milchgefäßen, Kochtöpfen und Waffen besteht, ist darin genügend

Reicher Herero mit seinen Untergebenen auf seinem Lieblingsplatze sitzend.

Hererohütten.

Raum, und gegen Sonnenbrand wie gegen Kälte der Nacht leisten sie gute Dienste, so daß die Eigentümer auf der in der Hütte ausgebreiteten Matte das Mittagsschläfchen halten und die begehrte Nachtruhe finden können. Über Tags sitzt man gern unter dem Schatten eines Baumes oder, wenn ein solcher fehlt, eines Strauches, an dem das Fleisch von geschlachteten Tieren oder von erlegtem Wild zum Trocknen aufgehängt wird. Auch finden hier wohl die Hörner schöner Ochsen eine Stätte; diese bildeten auch früher und bilden sie bei den heidnischen Herero noch heute den einzigen Schmuck der Gräber, über denen die Hörner der dem Verstorbenen geschlachteten Opfertiere häufig pyramidenartig aufgetürmt sind.

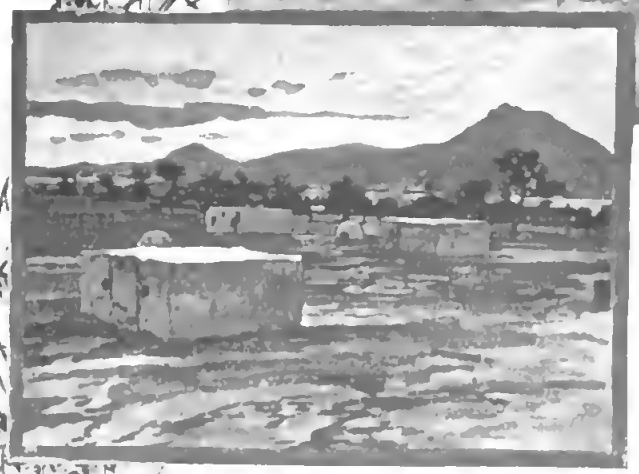
Neben den reichen Herero sehen wir als ihre Knechte heidnische Bergdamara, von denen uns das nächste Bild eine besondere Gruppe vorführt. Diese Heloten sind der Farbe nach Neger, reden aber die Sprache ihrer früheren Herren, der Nama-Hottentotten. Sie wohnen im Hererolande zerstreut oder suchen in unzugänglichen Felsennestern ein freies Leben zu führen. Jetzt hat die deutsche Oberherrschaft die Bergdamaras von dem Sklavenjoch erlöst, und den christlich gewordenen Teil des Volkes sammeln jetzt Missionare auf der Station Okambahe.

Okahandja ist auch Missionsstation. Sendboten der Rheinischen Missionsgesellschaft haben hier schon im Jahre 1850

Gruppe von Bergdamaras.

ihre mühevolle Arbeit angefangen. Erschwert wurde die Missionsthätigkeit zunächst durch die beständigen Kriege zwischen den Herero und ihren seitwärts sitzenden Feinden, den Nama-Hottentotten. Hauptgrund für diese Kriege war der Glaube der Nama, daß weiter im Norden ein Schlaraffenland zu finden sei, und daß alle schwarzen Stämme, welche den Zugang zu diesem gelobten Lande hinderten, als „Komanitas" vertilgt werden müßten. Auf Okahandja wurden zwei kleine Hererostämme gleich im Anfang des Krieges vollständig aufgerieben, und einige Hügel in der Nähe des Platzes erhielten den Namen „Hügel der Knochen" von den Gebeinen der Erschlagenen. Später (1868) haben andere Herero, die den vereinsamten Platz wieder besiedelten, einen Angriff der Nama mit solchem Erfolge zurückgewiesen, daß zweihundert ihrer Feinde das Schlachtfeld bedeckten. Die Missionare litten unter diesen Unruhen schwer, wurden aber von beiden Parteien geschont und konnten wenigstens im Lande bleiben. Sie rieten stets zum Frieden, thaten Gutes dem Freunde und Feinde, pflegten die Verwundeten, ja begruben die Gefallenen. So erzählt Missionar Viehr, daß er jenes Schlachtfeld besucht habe: „Es war ein schauerlicher Anblick; die wilden Tiere und Aasgeier hatten hier ein Festmahl gehalten. Das Fleisch der Gefallenen war schon verzehrt, und die ganze Gegend war mit

Kirche von Okahandja.



Ein Teil von Okahandja mit seinen schönen Bergen. Die Hänier werden von reichen Hereros bewohnt.

Kasernenbau in Okahandja.

Schädeln und zernagten Gebeinen wie besät. An den Bäumen hingen noch Fetzen von Kleidern, aus denen die Aasvögel die Leichname gefressen hatten. Wir machten ein großes Loch und verscharrten darin etwa hundert Schädel und Gerippe. Wir übernachteten nicht weit von der Stelle, aber das Geheul und der Streit der Bestien untereinander ließ uns nicht schlafen. Die Herero meinten, wir hätten die Gebeine ihrer Feinde ruhig liegen lassen sollen, die Nama aber haben unser Thun uns hoch angerechnet, als sie davon hörten." Dabei hatten die Missionare auch schwer unter dem diebischen Sinn der Leute zu leiden; die Arbeiter, welche sie bei ihrem Hausbau brauchten, die Dienstjungen, die Köchin, ja selbst die Häuptlingstochter stahlen ihnen alles unter den Händen weg. Es herrschte auch eine unglaubliche Unreinlichkeit bei groß und klein, bei Männern und Weibern. Das Volk stand unter dem Banne des thörichtsten und greulichsten Aberglaubens und lebte in echt heidnischer Sittenlosigkeit. Treulich thaten die Missionare ihre schwere Arbeit. Täglich beschäftigten sie Fürsorge für Bedürftige und Kranke, Studium der Sprache, Schuldienst und Predigt und das Erbauen von Häusern, Schul- und Kirchgebäuden, und endlich konnten im Jahre 1872 die Erstlinge, dreizehn Erwachsene und drei Kinder, getauft werden. Seither ist es mit der Entwickelung der Station vorwärts gegangen. Gegenwärtig zählt die Hererogemeinde von Okahandja fast achthundert Glieder, und die Missionsschule wird dort täglich von hundertfünfundzwanzig Kindern besucht. Die christlichen und auch die besser gestellten heidnischen Herero haben sich an diesem Orte vielfach kleine massive Häuschen aus Lehmziegeln erbaut, die mit ihren flachen Dächern eben keinen schönen Anblick bieten. Da sie aber den Ansprüchen der Eingeborenen genügen und innen sauber gehalten sind, stellen sie gegen die Hütten der früheren Zeit immerhin einen Fortschritt dar.

Reiter von der Schutztruppe.

Außer der Kirche zieht in Okahandja noch ein anderes größeres Gebäude unsere Aufmerksamkeit auf sich, die es auch in hohem Maße verdient: die Kaserne der deutschen Schutztruppe mit den daranstoßenden Ställen. Frei-

Viehmarkt in Okahandja.
Links vier Händler, darunter Wecke und Voigts, ehemalige Angehörige der Schutztruppe; rechts ein Bastard, dann ein früherer Soldat, im Vordergrunde ein Unteroffizier der Schutztruppe.

lich sind auch diese Gebäude aus bescheidenen Luftziegeln aufgeführt und machen keinen großartigen Eindruck, sie sind aber zweckmäßig eingerichtet und bieten Reitern und Pferden passende Unterkunft. Gegen die früheren Wohnungen, kleine, niedrige Häuschen aus Pfählen, Rohr und Lehm, oder gar gegen Zelte, in denen es in der heißen Zeit unerträglich warm ist, sind diese neuen Gebäude Paläste zu nennen.

Das Heim des verstorbenen Händlers Drons in Okahandja

Die deutsche Schutztruppe in Südwestafrika ist eine für Afrika imposante Macht. Sie hat sich bei Europäern und Eingeborenen Anerkennung erworben, durch Tüchtigkeit, Tapferkeit und Mannszucht und besonders auch durch die zähe Ausdauer, die sie in den schwierigen Kämpfen gegen Witboy bewiesen hat. Der Reiter der Schutztruppe sieht auch schmuck und kriegstüchtig aus. Man könnte ihn für einen südafrikanischen Buern halten, wenn nicht militärische Haltung, Bajonettgewehr und Koppel verrieten, daß wir einen deutschen Soldaten vor uns haben, denn der Buer liebt solche soldatische Attribute nicht. Da es endlich der Schutztruppe gelungen ist,

Am Kochfeuer eines Händlers in Okahandja.
Links ein Hottentotte, rechts zwei Hereros.

den unaufhörlichen Fehden der eingeborenen Stämme untereinander ein Ende zu machen, und da der Landeshauptmann, Major Leutwein, es verstanden hat, durch ehrliche, menschenfreundliche und geschickte Behandlung der Eingeborenen den drohenden Aufstand aller Stämme gegen uns abzuwenden, so dürfen wir hoffen, daß bald bessere Zustände in dem Lande eintreten werden, welches südwärts von Windhoek bereits menschenleer und öde war.

Nicht wenige von unseren Soldaten sind, nachdem ihre Dienstzeit abgelaufen war, als Viehzüchter und Händler im Lande geblieben und finden als solche oft ein gutes Auskommen. Besonders ist hier von jeher der Viehhandel lohnend gewesen. Die Herero und andere nordwärts und ostwärts wohnende Stämme besitzen schönen Viehstand, dessen Nachwuchs an Ochsen von ihnen ziemlich leicht verhandelt wird. Sie brauchen europäische Waren, Pulver, Blei und Gewehre, Hemden, Hüte und starke Mannskleider aus englischem Leder und dergleichen Stoffen, Kattune für die Frauen. Auch Töpfe, Messer, Werkzeuge, wie Beile und Sägen, ja auch Wagen werden sehr geschätzt und begehrt; selbst Kaffee, Zucker und Mehl sind an reichere Eingeborene verkäuflich. Diese Sachen werden von den Händlern, die hier und da im Lande zerstreut wohnen, feilgehalten, außerdem bieten

sie wandernde Händler aus, die alljährlich mit ihren Ochsenwagen weite Reisen nach dem Kunene und Okavangafluß oder nach dem Ngamisee unternehmen, sobald im Mai die trockene Jahreszeit ihren Anfang nimmt. Der Aufenthalt in der frischen Luft bei Tag und Nacht, das Ausüben der Jagd, dann wieder einträglicher Tauschhandel bei größeren Ortschaften bringen dabei Abwechselung, und wenn keine Krankheit die Menschen und keine Seuche das eingehandelte Vieh ergreift, bringt solche Reise, die man dort „togt" nennt, einen Gewinn, der sich recht wohl auf dreitausend Mark für den einzelnen Wagen belaufen kann. Nach der Rückkehr wird das Vieh auf Viehmärkten umgesetzt. Jetzt bleibt es meist im Lande, denn die Verwaltung braucht Zugtiere und Schlachtvieh in Menge, früher verschickte man es auf die Märkte der Kapkolonie, auch selbst nach den Diamantfeldern. Der Händler ruht sich dann wieder in seinem Heim aus, wie uns das Bild ein solches im Hause eines Händlers in Okahandja zeigt. Es liegt unter stattlichen Mimosen, dürres Gras bildet seine Umgebung, aber die Hecke von Opuntia-Kaktus läßt darauf schließen, daß ein kleines Gärtchen hier nicht fehlt. Solche Handelsstätten sind notwendig und wirken auf die Eingeborenen kulturfördernd, vorausgesetzt, daß die Händler gewissenhaft genug sind, um den leidigen Branntwein von ihrem Vertriebe auszuschließen; denn der Branntweinverkauf ist in Afrika nicht nur für einzelne Leute, sondern für ganze Stämme verhängnisvoll in seinen Folgen.

Hinter dem Händlerhause ist die Küche eingerichtet, aber wir müssen annehmen, daß die auf unserem Bilde dargestellte Küche sich hinter einem Hause findet, in welchem keine deutsche Hausfrau waltet. Nur Junggesellen können sich ein Mittagessen munden lassen, das an einem solchen Ort hergestellt ist, an dem ein Kudugehörn, alte Kisten und Bleche, Eimer und Töpfe in buntester Unordnung durcheinander stehen. Man denke sich, daß auf diesen Kisten Fleisch zerlegt und gewaschen wird, daß hier Teller und Tassen mit Hilfe von Tüchern „gereinigt" werden, deren Farbe mit der Zeit undefinierbar geworden ist, und daß schließlich alles von hier aus auf den Tisch der „Herren" geschleppt wird. Was für Brot und welche Braten gibt es da manchmal, und wie ist der Kaffee bald zu dünn und bald zu stark, der Thee aber jedenfalls gekocht statt aufgebrüht! Was thut das den schwarzen Köchen? Ihnen geht es gut genug. Viel Anstrengung erfordert ihre Arbeit nicht, und das Schelten des Herrn, das sich von Zeit zu Zeit vom Tisch aus auf das Haupt des aufwartenden Boy entladet, wird mit dem größten Gleichmut hingenommen. Weiß der Bursche doch, daß er so leicht nicht fortgejagt wird, weil seine Herren doch keine Aussicht haben, Köche oder Diener zu finden, die mehr verstehen als er. Erhält er einst wirklich den Laufpaß, so zieht er einsam, aber getrosten Mutes der nächstgelegenen Herberge von deutschen oder englischen Junggesellen zu. Den armen verlassenen Junggesellen in Südafrika aber wünschen wir, daß bald deutsche Hausfrauen in ihren Küchen und — Stuben Ordnung schaffen.

Schmales Flußbett, das nur zur Regenzeit Wasser enthält.

Zuſchauerraum des Leſſingtheaters.

Vom Schreibtiſch und aus dem Atelier.

Die Premiere.

Von

Fedor von Zobeltitz.

(Abdruck verboten.)

Ein unerſchrockener dramatiſcher Haudegen, der ſchon eine ganze Reihe von Theaterſchlachten ſiegreich durchfochten hat, geſtand mir neulich, daß er vor jeder ſeiner Premieren — alljährlich kehrt eine wieder — wie Eſpenlaub zittere. Aber der Autor zittert nicht allein. Der Theaterdirektor zittert mit, Schauſpieler und Schauſpielerinnen zittern vor nervöſer Erregung, und ſelbſt das techniſche Perſonal bebt ganz leiſe, denn wenn das neue Stück durchfällt, kommen die Bühnenarbeiter um ihr Trinkgeld, das ſie mit ſtetig ſich gleich bleibender Herzlichkeit von dem glücklichen Verfaſſer einzukaſſieren pflegen.

Aber du liebe Zeit — wie viele „glückliche“ Verfaſſer gibt es auf Erden!? Solange der Dichter am Schreibtiſch ſitzt und ſich in das Hangen und Bangen, die Freuden und Leiden der Geſchöpfe ſeiner Phantaſie vertiefen kann, ſolange er an der Arbeit iſt, mag er ſich glücklich fühlen. Aber mit dem letzten Punkt hinter dem letzten Buchſtaben, mit dem vollendeten Schlußwort: „der Vorhang fällt“ beginnt die Tortur. Nicht nur für den Anfänger — auch für den, deſſen Stirn ſchon der Lorbeer des Bühnendichters krönt. Meiſter und Schüler haben das gleiche Grauen vor der Premiere, denn kein Menſch kann ihr Schickſal vorausſagen.

Es iſt das eine merkwürdige Thatſache. Stücke, von denen Autor, Direktor und Mitſpieler ſich einen glänzenden Erfolg verſprachen, haben häufig eine völlige Niederlage erlitten, und umgekehrt ſind andere, an deren Wirkung auf das Publikum niemand ſo recht glauben wollte, mit Jubel aufgenommen worden. Als Hermann Sudermanns zugkräftigſtes Drama, „Die Ehre,“ vorbereitet wurde, ſchätzte es der Direktor auf drei oder vier Aufführungen. Statt deſſen wurde es in Berlin allein weit über hundertmal gegeben und beherrſcht noch heute die Provinzialbühnen. Das bekannte Wolzogen-Schumannſche Luſtſpiel „Die Kinder der Excellenz“ wurde zunächſt von drei Theaterdirektoren als ungeeignet abgelehnt; auch Herr L'Arronge, der es ſchließlich für das Deutſche Theater erwarb, verſprach ſich nach den Proben gar keinen Erfolg von der Aufführung. Er lief, wie mir jüngſt einer der bei jener Premiere beſchäftigt geweſenen Schauſpieler erzählte, während der Generalprobe nervös

und gereizt hinter den Kulissen umher und gab seinem Ärger, das Stück überhaupt angenommen zu haben, unverhohlenen Ausdruck. Und siehe da: das Lustspiel bildete zwei Jahre hindurch das Rückgrat des Repertoirs; Herr L'Arronge, dem man einen ganz besonders scharfen „Theatergeruch" nachrühmt, hatte sich gleichfalls getäuscht. Halbes „Jugend" wurde zuerst in einer Matinée gegeben, weil der Direktor dem Drama nicht einen Abend opfern wollte; ein halbes Jahr später feierte es das Jubiläum seiner hundertsten Aufführung. Erst vor kurzem brachte umgekehrt das königliche Schauspielhaus ein poetisches Drama zur Darstellung, dessen Ausstattung große Kosten verursacht hatte, von dem man sich sehr viel versprach, aber der Liebe Müh' war umsonst gewesen — das Publikum lehnte die Mitarbeit mit Entschiedenheit ab.

Selbstverständlich gehören solche Täuschungen, obschon sie oft genug vorkommen, nicht zu den alltäglichen Erscheinungen. Aber sie genügen, das Premierenfieber des Autors in angenehmer Weise zu verstärken. Hat er sein Manuskript abgeschlossen, so beginnt zunächst die Suche nach einem geeigneten Aufführungsort. Häufig wird er sich schon bei Abfassung der Arbeit ein bestimmtes Theater, dessen Mitglieder er kennt, als Schauplatz für die Auferstehung seines Musenwerks gedacht haben. Bei dieser und jener Gestalt wird ihm der und der Schauspieler als bester Verkörperer der Rolle vorgeschwebt haben; bei größeren Massenscenen und bei Stellen, die eine besonders liebevolle Inscenierung verlangen, wird er sich eines guten Regisseurs und eines wohlgeschulten Chorpersonals erinnern — einer Bühne, die speciell Dramen, wie das seine, stets hervorragend gut einzustudieren pflegt. Dann packt er sein Manuskript zusammen und schickt es mit einigen wenigen Begleitzeilen, deren Kürze man die Erregung des Schreibers nicht anmerkt, an den betreffenden Theaterdirektor. Will ihm das Glück wohl, so erhält er baldigst Bescheid. Bekanntere Autoren läßt man gewöhnlich nicht allzu lange warten. Der Anfänger aber hat eine schlimme Zeit zu durchkosten, ehe er Antwort erhält. Man glaubt gar nicht, wie unendlich viel Theaterstücke geschrieben werden, wie sie sich bei den Direktoren und Dramaturgen zu Bergen türmen. Und jedes einzelne will gelesen und geprüft werden. Anregungen von außen her pflegen oft die ältesten Pulthüter wieder lebendig werden zu lassen und entfesseln Ströme von Tinte. So wurde mir erzählt, daß um jene Zeit, da die Notiz durch die Blätter ging, der Kaiser habe Leoncavallo beauftragt, für die Berliner Hofbühne eine Oper auf der Textgrundlage des Willibald Alexisschen Romans „Der Roland von Berlin" zu verfassen, in einem einzigen Theaterbureau sage und schreibe *sechzehn* Stücke eingingen, die das gleiche Thema behandelten und allesamt den Titel „Der Roland von Berlin" trugen. Das Wartenlassen und Wartenmüssen erklärt sich also zuweilen.

Nehmen wir aber an, wir gehörten bereits zu den „Bekannteren," und der Direktor, dem wir unsere Arbeit übergeben, sei von dem Wert unseres Dramas so völlig überzeugt, daß er uns umgehend benachrichtigt habe, er acceptiere das Stück. Wir sind selbstverständlich selig und leisten uns zum Mittagessen eine Flasche Pommery extra dry. Aber das Gefühl höchster Seligkeit verfliegt rasch wie der Champagnerschaum. Der Direktor hat uns zu sich bestellt; er will über diese und jene Partie in unserem Drama noch einmal Rücksprache mit uns nehmen. Schön — gehen wir! Er empfängt uns sehr liebenswürdig, bietet uns eine vortreffliche Importierte an und kramt dann unser Manuskript aus seinem bis oben hin gefüllten Archive hervor. Er schlägt die sauber abgeschriebene Arbeit auf — — Himmel, was ist denn *das*?! Gewaltige, außerordentlich kraftstrotzende Blaustriche durchkreuzen die Seiten. Der Direktor sieht unser entsetztes Gesicht, lächelt freundlich und erklärt dann den Zweck der blauen Ungeheuer. *Kürzen* ist die Parole! Wenn unser Drama im Original gespielt werden sollte, würde es acht Stunden dauern. (Der Direktor übertreibt gern ein bißchen.) Außerdem ist der Dialog zu weitschweifig — er fordere energische Striche. Außerdem sind die Aktschlüsse nicht packend genug; beim Aktschluß muß sich das Publikum entweder vor Lachen schütteln, oder es muß im tiefsten Innern ergriffen sein — der Aktschluß muß *wirksam* sein. Außerdem müssen die Liebesscenen noch feiner ausgestaltet werden. Außerdem ist der Beginn des dritten Aufzugs zu gefährlich; er bedarf einer Abschwächung. Außerdem — außerdem — außerdem . . .! Mit dem erhebenden Bewußtsein, daß wir das ganze Drama erst noch einmal von A bis Z umarbeiten können, ehe es bühnenreif geworden ist, verlassen wir den Direktor. Daheim aber setzen wir uns sofort an den Schreibtisch und durchblättern das Manuskript. Es ist empörend, wie grausam der erbarmungslose Blaustift in der üppig wuchernden Fülle unserer hehrsten Gedanken gewüstet hat. Gerade das, was wir am schönsten finden — es ist immer so — hat der Direktor gestrichen. In höchster Entrüstung schleudern wir das Manuskript in die Ecke und überlegen ernstlich, ob wir es nicht einem anderen Bühnenleiter übergeben sollen. Aber mit der Überlegung kehrt auch die Vernunft zurück. Ein anderer Direktor würde wieder hunderterlei anderes auszusetzen haben — also fügen wir uns!

Die Umarbeitung ist den direktorialen Wünschen gemäß vollendet worden; der Direktor hat sich einverstanden erklärt, und der Kontrakt wird abgeschlossen. Wir lesen den Vertrag ein halbes Dutzendmal durch. Er ist klar und einfach gehalten. Direktor X. verpflichtet sich, unser Stück bis zu einem bestimmten Termine auf seiner Bühne aufzuführen und an uns (resp. unseren Agenten) zehn Prozent von der abendlichen Einnahme zu zahlen. Ein Jahr nach der letzten Aufführung ist das Stück zu anderweitiger Verwendung für uns wieder frei.

Und nun geht es zum Agenten. Die Theateragenten beschäftigen sich mit zweierlei: mit dem Engagement von Bühnenkünstlern und mit dem Vertriebe von Dramenmanuskripten. Der Autor kann unschwer mit einem Bühnenleiter, auch mit drei, vier Direktoren allein verhandeln; der Verkehr mit der großen Anzahl von Theaterdirektoren

in der Provinz aber erfordert einen komplizierteren Apparat. Das Medium zwischen Autor und Provinztheater bildet nun der Agent. Er besorgt zunächst den Druck des Dramenwerks, nachdem es von irgend einer größeren Bühne zur Erstaufführung acceptiert worden ist, und sodann den Vertrieb des „not for sale" vervielfältigten Manuskripts an alle übrigen Theater. Er erhält von diesen Bühnen allwöchentlich die Programmzettel zugeschickt, vermag also eine genaue Kontrolle über die Aufführungen auszuüben; er kassiert die Tantiemen ein und verrechnet sie vierteljährlich mit dem Verfasser; er verschickt die notwendigen Reklamen und rührt besonders in dem von ihm herausgegebenen Bühnenblatte gewaltig die große Trommel für des Dichters Interessen, die naturgemäß auch die seinen sind, da er von ihm einen gewissen Prozentsatz seiner Einnahmen als Provision erhält. Er vermittelt vor allen Dingen auch nach dem Auslande hin. Das ist ein sehr gewichtiger Punkt. In Ländern, mit denen wir keine Litteraturkonvention haben, zahlt man für die Aufführung unserer dramatischen Werke gewöhnlich nichts oder nur ungern. Auch Amerika hat sich vorgesehen; es ist nach allen Seiten hin litterarisch geschützt, während es unsere Bühnendichter nur unter bestimmten Bedingungen und Voraussetzungen zu honorieren braucht. Der Agent sorgt dafür, daß diese Bedingungen eingehalten werden, und die Freude des Autors, Honorar für die Aufführung eines seiner Stücke aus Cincinnati oder Michigan zu erhalten, ist immer größer als die über einen Ehrensold der vereinigten Theater zu Schrimm und Inowrazlaw.

Wir schließen also mit dem Agenten ab. Während unser Stück in Hunderten von Exemplaren an alle großen und kleinen Bühnen im Reiche wandert, beginnt für den Dichter eine neue Periode hangenden und bangenden Wartens. Die Theater draußen hüten sich nämlich, ein Stück zu erwerben, ehe es in Berlin seine Feuerprobe bestanden hat. Das war nicht immer so. Es gab Zeiten, in denen Frankfurt am Main und vor allem Hamburg in theatralischer Beziehung Berlin den Rang abliefen. Heute nicht mehr; auch Wien ist nicht maßgebend für die Aufführungen in der Provinz. Man wartet die Berliner Premiere ab; Berlin hat zu entscheiden. Das ist imGrunde genommen ein ziemlich thörichtes Prinzip, denn das reichshauptstädtische Theaterpublikum ist in seinen Neigungen und Stimmungen durchaus verschieden von dem in der Provinz, und es kommt oft genug vor, daß ein Stück in Berlin rauschenden Beifall findet, das in Hamburg, Breslau, Posen u. s. w. nach der ersten Aufführung wieder vom Repertoir gestrichen werden muß, und daß umgekehrt ein Drama oder Lustspiel seinen Weg über sämtliche Provinzialbühnen macht, sich in Berlin aber durchaus nicht halten kann. Seitens der Autoren hat man freilich in letzter Zeit versucht — aus Gründen, auf die ich noch zurückkomme — die theatralische Hegemonie Berlins zu brechen. Sudermann hat sein jüngstes Drama zuerst in Wien und dann überall in der Provinz aufführen lassen, ehe es in die Reichshauptstadt kam. Auch andere bekannte Dramatiker, wie Fulda, Voß, Schönthan, Hauptmann, tragen sich, wie man wissen will, mit der Absicht, künftig ihre Premieren außerhalb des Bannkreises von Berlin zu veranstalten. Sie wollen versuchen, sich von den wechselnden litterarischen Strömungen, durch die sich das Berliner Premierenpublikum beeinflussen läßt, frei zu machen.

Aber kommen wir wieder auf unser Stück zurück. Die Zeit verrinnt, und eines Tages erscheint in den Zeitungen als „Waschzettel" des Direktionsbureaus die Notiz, daß unser Drama am Y-Theater „in Vorbereitung" sei. So weit wären wir also! Der ersten Probe geht eine eingehende Konferenz mit dem Regisseur voran. Der Regisseur hat nämlich auch noch mancherlei Wünsche. Aus scenischen Rücksichten möchte er dies und das ein wenig geändert, moderiert, ergänzt und gekürzt haben. Gut — einverstanden! Der erste Komiker nimmt uns beiseite, bietet uns eine Prise an und bittet uns, seine Rolle noch mit einigen drastischen „Schlagern" zu versehen und die drei Witze im zweiten Akt an den Schluß des Aufzugs zu verlegen, damit er einen guten „Abgang" habe. Die zweite Liebhaberin ist unglücklich, weil sie nur eine ganz kleine Rolle hat. Die dritte Naive weint blutige Thränen, weil sie im Chor mitwirken soll. Der Heldenvater hat für seine große Scene im letzten Akt noch eine wirksame „Nüance" erfunden, die er einflechten möchte; die Heroine bittet um genauere Angaben bezüglich ihrer Toiletten, und eine allerliebste Anfängerin, die eine Kammerkatze darzustellen hat, fragt an, ob sie ihre stumme Scene nicht noch „ein ganz klein bisserl" länger ausdehnen dürfe ... Die ersten sogenannten Stell- und Arrangierproben beginnen; die Dekorationsproben gehen mit ihnen Hand in Hand. Ein Dutzend Dekorationen wird aufgestellt und verworfen; andere werden hervorgesucht, Prospekte herabgelassen, Kulissen eingeschoben. Der Maler erhält Arbeit; dies und das muß aufgefrischt und übermalt werden; der eine Hintergrund ist gar nicht zu gebrauchen und soll neu angefertigt werden. Auch diverse neue „Praktikabel" sind nötig — eine Rasenbank, Buschwerk, ein paar Felsstücke und dergleichen mehr. Die Requisiten werden geordnet. Der Requisiteur befindet sich in heilloser Aufregung: das Stück stellt, wie er behauptet, „unmenschliche Anforderungen" an ihn, d. h. es verlangt ganze Haufen von Teppichen, Leuchten, Vasen, Waffen und hunderterlei bric-à-brac. Es dauert Tage, ehe der geschäftige Mann sein Gerümpel zusammengeschafft hat. Auch die Garderobiere und der Costumier schimpfen; da sollen in aller Eile noch so und so viel ganz neue Kostüme für die Statisten zurecht geschneidert und so und so viele geändert werden! Der Beleuchtungsinspektor weiß sich gar nicht mehr zu helfen. Der Regisseur fordert für den ersten Akt gebieterisch „blendenden Sonnenglanz", die alten Apparate spenden aber nicht genügend Licht. Inzwischen ist man mit den Stellproben so weit gediehen, daß das ungefähre Bild des Ganzen in den ersten schwachen Konturen hervorzutreten beginnt. Die Solisten kennen ihren „Auftritt" und wissen, wie sie zu stehen und sich

zu bewegen haben; die Einschnitte für das „stumme Spiel“ sind markiert, der Chor hat genaue Weisungen erhalten. Man kann zu den Sprechproben übergehen. Aber o weh! Die Heroine hat plötzlich einen Influenzaanfall bekommen, und der Komiker leidet an Migräne (er hat aber nur einen fürchterlichen Kater, denn er ist ein Kneipgenie erster Größe). Die beiden Rollen werden vom Regisseur gelesen. Vorn auf der Bühne, dicht an der Orchesterbalustrade, steht ein Tischchen, an dem der Regisseur sitzt — ihm gegenüber der Autor. Er schwitzt Blut und Wasser, der Ärmste. Kein Mensch hat seine Rolle memoriert; die Souffleuse brüllt förmlich. Der erste Held ist stockheiser und markiert nur; die zweite Liebhaberin, die sich immer noch über ihre zu kleine Rolle ärgert, lächelt, wenn sie traurig sein soll, und macht in den heiteren Scenen ein Gesicht, als ob sie mediziniere. Zu den Massenauftritten sind allerhand neue Statisten engagiert worden, die sich bodenlos ungeschickt anstellen. Nichts klappt. Der Regisseur wird immer nervöser. Erster Held und erste Naive können sich über ihr Zusammenspiel nicht einigen. „Du mußt den Kopf heben, wenn ich dir einen Kuß geben soll,“ sagt er. — „Ich kann doch nicht in die Höhe springen,“ repliziert sie. — „Dann ist eben jedes Spiel unmöglich,“ bemerkt er erbost; „Herr Regisseur, wenn das Fräulein nicht auf meine Intentionen eingehen will, muß ich bitten, mir oder ihr die Rolle abzunehmen.“ Die Naive bekommt einen Weinkrampf. Der Regisseur versucht zu vermitteln, wird dann heftig und schließlich grob. Ein großer Zank erfolgt. Darob allgemeine Freude. Gibt's Zank auf der Probe, so gefällt das Stück. Der Bühnenaberglaube hat seine bestimmten Gesetze. Endlich siegt die Disciplin, und der Friede ist wiederhergestellt.

Mit den sich wiederholenden Proben kommt allgemach Ordnung in das Chaos. Aus dem wüsten Hin und Her formen sich die Umrisse des Dramas fester und fester. Die Souffleuse schlägt nur noch die Stichworte an; die Schauspieler beginnen zu charakterisieren; die Massenscenen gestalten sich nach und nach zu bunt bewegten Bildern aus. An den letzten Proben nimmt auch der Direktor teil. Er wirft mancherlei um, ändert noch dies und jenes und zeigt sich selten zufrieden. Ist er ein unliebenswürdiger Herr, so sagt er dem Autor schlankweg, daß das Stück eigentlich gar nichts tauge; ist er wohlwollender Natur, so gesteht er die „Möglichkeit“ eines Erfolges zu. Unter allen Umständen aber schraubt er unser Hoffen ganz gewaltig zurück ... Es folgt die Generalprobe. Im verdunkelten Zuschauerraum sitzt der Verfasser, rechts neben ihm der Direktor mit seiner Gattin. Weiter hinten drängen sich ein paar nicht in dem Stück beschäftigte Schauspieler und Schauspielerinnen zusammen und flüstern sich ihre Glossen ins Ohr. Die Generalprobe soll das getreue Abbild der Abendvorstellung sein. Aber sie ist es nie. Noch fehlt das Publikum, die große gewaltige Menge, die den Schauspielern erst Impuls und Seele gibt. Seltsam genug: was auf der Generalprobe trocken und nüchtern erscheint, kann am Abend fortreißend wirken, und gerade jene Pointen, von denen wir uns am meisten versprechen, können das Publikum vollkommen kalt lassen. Es ist eine unheimliche, dämonische Macht, dies Publikum ...

Die Anschlagsäulen, Zeitungen und Theaterzettel verkünden es: „Zum erstenmal“ ... Lieber Gott, was klopft uns das Herz! Wir verschlingen die Notizen in den Tagesblättern, in denen auf die Premiere hingewiesen wird — wir bleiben vor einem halben Dutzend Anschlagsäulen stehen. „Zum erstenmal!“ — Wie oft noch? Wer weiß es? Niemand — auch das Premierenpublikum kann es uns nicht sagen. Erst der Kassenrapport der zweiten und dritten Vorstellung wird nähere Auskunft geben können. Denn im modernen Theater bildet der Kassenrapport die höchste Instanz. Die Premiere kann glänzend gefallen, und alle Kritiker können des Lobes voll sein: entscheidend für die weiteren Aufführungen ist doch nur der Kassenrapport. Und gerade bei ernsten Dramen kommt es oft genug vor, daß das Publikum, das dem Autor am ersten Abend zugejubelt hatte, sein Drama in der Folge im Stich läßt: es wird ein zweites und drittes Mal vor halbleerem Hause gespielt. In diesem Falle aber kennt der Direktor weder Gnade noch Mitleid: das Stück wird erbarmungslos abgesetzt. Verdenken kann man dem Direktor im Grunde genommen solch Vorgehen nicht. Die meisten Bühnen ersten Ranges haben einen Ausgabenetat von täglich 1500—2000 Mark. Bringt das ausverkaufte Haus meinetwegen 4000 Mark pro Abend, so ist der Verdienst natürlich groß; aber sogenannte Zugstücke kommen nicht allzu oft vor. Gewöhnlich sind es dann Schwänke, Possen oder glänzende Ausstattungskomödien; von ernsten Dramen haben in den letzten Jahren eigentlich nur Hauptmanns „Weber“ einen nachhaltigen Kassenerfolg erzielt. Ist der Direktor bei der Sache besonders interessiert, und hat er den Glauben an die Wirkung des Stücks nach den ersten leeren Häusern noch nicht aufgegeben, so macht er vielleicht das Experiment des „Durchhaltens,“ d. h. er riskiert die ersten Verluste in der Hoffnung, späterhin doch noch auf die Kosten zu kommen. Wenn nämlich das brave blindgläubige Publikum sieht, daß sich ein Stück auf dem Repertoir erhält, so wird es zuweilen zu dem Glauben verleitet, an dem Dinge müsse doch etwas dran sein, also — sehen wir es uns an! Und siehe da: die Häuser füllen sich allgemach — das Experiment, und ein solches ist es natürlich immer, ist geglückt.

Der Premierenabend ist da. Wir sind selbstverständlich der erste Besucher im Theater und stürmen auf die Bühne. Hinter dem geschlossenen Vorhang sieht es noch einsam aus. Der Inspizient, der Maschinenmeister und die Souffleuse spielen eine Partie Skat; die Schauspieler befinden sich noch sämtlich in ihren Garderoben. Wir schauen durch das Loch im Vorhang. Aha — im Zuschauerraum beginnt es sich zu regen! Die ersten Gäste erscheinen; die Parkettsessel klappern. Der Direktor kommt und klopft uns mit wohlwollendem Lächeln auf die Schulter: „Nur Mut — nicht so nervös — es wird schon gehen“ ... Von rechts und links eilen die in den ersten Scenen beschäftigten Schauspieler herbei. Hände-

drücken nach allen Seiten — man schaut uns lächelnd in das blasse Gesicht. Ein Klingelzeichen. Die Bühne erhellt sich. Der Inspizient tritt an den elektrischen Apparat und gibt das Signal nach den Garderoben, daß in fünf Minuten die Vorstellung beginne. Unser Herz klopft stärker. Ein zweites Klingelzeichen. Der Vorhang steigt auf ...

Hinter den Kulissen erwarten wir bangend das Votum des Publikums. Die Einleitungsscenen werden flott heruntergespielt, dann erfolgt das Auftreten des Komikers in einer heiteren Episode. Ein behagliches Lachen klingt vom Parkett aus an unser Ohr — dem Abgange des Komikers folgt ein Applaus auf offener Scene. Gottlob — die Scene hat eingeschlagen! Aber das will nichts sagen. Lustige Momente wirken gewöhnlich; an der Heiterkeit des Publikums merkt man auch, daß sie gefallen haben. Anders verhält es sich mit den ernsten Vorgängen. Von den Kulissen aus hat man gar keine Kontrolle darüber, ob sie ihre Wirkung auf die Zuhörerschaft ausüben oder nicht. — Es ist totenstill im Auditorium ... wir lauschen und lauschen ... Gefällt die Exposition? — Wir stürzen der Heroine entgegen, die soeben die Bühne verläßt, und befragen sie flüsternd. Sie zuckt mit den Achseln; — „An Aufmerksamkeit scheint es nicht zu fehlen — Stimmung ist da ..." Hurra, die Stimmung ist da! Das ist die Hauptsache. Auch der Direktor bemerkt von seiner Loge diese wachsende „Stimmung." Ein gefürchteter Kritiker hat soeben wohlmeinend mit dem Kopfe genickt. Das Publikum steht sichtlich im Bann der Dichtung ... Still — die große Schlußscene des ersten Aktes! Der Held spielt meisterhaft. Langsam senkt sich der Vorhang. Das Herz droht stillzustehen. Da — da — der Beifall bricht los! Rief eine vereinzelte Stimme nicht „Autor?" Abermaliger Beifall; die Rufe nach dem Verfasser mehren sich. Komiker, Held und Heroine zerren uns aus der Kulisse hervor. Wir sehen das vergnügte Gesicht des Direktors im Hintergrunde auftauchen — und plötzlich stehen wir mitten auf der Bühne und verneigen uns dankend. Immer wieder muß der Vorhang empor: „Bravo" — „bravo!" schallt es uns zwischen den Beifallsstürmen entgegen ... O Seligkeit! —

Ja — es ist ein Gefühl hoher Seligkeit, mit dem Beifall derer belohnt zu werden, an die man sich wendet, und zu denen man spricht. Das hat der Dramatiker vor dem Romanschriftsteller voraus: daß das Publikum ihm für ein gelungenes Werk persönlich zu danken vermag. Schlimm aber, wenn es anders kommt! Das beste Können kann oft ein recht mittelmäßiges sein, und häufig genug versagt auch das Publikum dem Autor die Anerkennung, die er verdient. Im Kampfe der litterarischen Strömungen verwirrt sich zuweilen das Urteil. Das Publikum verliert seine objektive Haltung und nimmt leidenschaftlich Partei für und gegen die litterarische Richtung, die in dem Werke auf der Bühne lebendig wird. Wütendes Zischen und ebenso wütendes Klatschen mischen sich: ein paar Rüpel pfeifen sogar, und die fanatischsten Anhänger des Dichters suchen durch Bravogeschrei die Zeichens des Mißfallens zu übertönen ... Ach, wie oft hat man nicht derartige Scenen während der letzten Jahre in unseren Theatern erlebt! Das Publikum ist häufig ungerecht und vergißt leicht. Es vergißt über einem halb gelungenen Werke den Genuß, den ihm derselbe Autor ehemals mit einer reiferen Schöpfung bereitet hat, wenn es sich gerade nicht in Stimmung befindet. Ja, diese „Stimmung!" Ein erfahrener Premierenbesucher kann aus hundert kleinen Äußerlichkeiten unschwer beurteilen, wie die Stimmung des Publikums bei Beginn einer Premiere ist. Gerade den bekannteren, schnell in Mode gekommenen Dichtern gegenüber ist das Publikum meist sehr hart. Vor Beginn der Vorstellung wird bereits an den Garderoben der mutmaßliche Erfolg oder Mißerfolg des Stücks erwogen. Irgend ein Schauspieler hat verraten, daß „es nichts" sei; im litterarischen Klub hat es der Direktor dagegen bis in den siebenten Himmel erhoben. Man streitet. Eine nervöse Gereiztheit liegt auch über dem Publikum. Schon während der ersten Scenen macht sich eine fatale Unruhe bemerkbar. Man hüstelt viel und rückt auf den Plätzen hin und her. Ein Herr ruft „pst" —, und „pst" ertönt es von allen Seiten. Es wird wieder stiller, aber die Andacht ist gestört. Den ernsten Auftritten hört man mit lächelnden Gesichtern zu, ironische Äußerungen werden laut. Endlich fällt der Vorhang. Ein Chorus übereifriger Freunde erzwingt einen raschen Applaus und ruft nach dem Autor. Ach, der Ärmste! Kaum steht er auf der Bühne, so schallt ihm Zischen entgegen. Er verneigt sich kurz und geht ab. Von neuem regen sich die Freunde. Er muß noch einmal erscheinen, um abermals mit Zischen empfangen zu werden. Im Parkett entbrennt der Kampf der Meinungen; im ersten Rang amüsiert man sich köstlich ... Ein verlorener Abend und eine zertrümmerte Hoffnung ...

Auch ein unglückliches Ungefähr kann die beste Stimmung beeinflussen. In einer wohlgelungenen Aufführung blieb die Liebhaberin mit einem ihrer falschen Zöpfe an einem Rockknopfe des Helden hängen. Das Publikum lachte, die Wirkung des Aktes war dahin. In der Hamburger Premiere des bekannten Genschenschen Schauspiels „Die Märchentante" gefährdete ein Zufall die ganze Stimmung. Die Heldin hat in einer stummen Scene eine Lampe anzuzünden. Aber die Schwefelhölzer wollen nicht brennen, und als endlich eines der Hölzchen zündet, zeigt es sich, daß der Lampendocht schwelt. Das Publikum faßt die Sache von der heiteren Seite auf, und die Darstellerin wird unruhig und nervös. Sie setzt den Cylinder schief auf und spielt weiter. Die Lampe beginnt zu flakern. Jeden Augenblick kann der Cylinder springen. Richtig — ein leises knackendes Geräusch — „Aufgepaßt!" ruft man im Parkett, „die Lampe explodiert!" Mit der Aufmerksamkeit des Publikums ist es vorbei ... Am bösesten ist es freilich, wenn das Publikum sich thatsächlich ungezogen benimmt, wie es u. a. bei den Premieren von Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" und „Florian Geyer," bei Blumenthals „Teufelsfelsen" und Sudermanns „Schmetterlingsschlacht" der Fall war; wenn vereinzelte Stimmen die Handlung mit lauten Bosheiten begleiten, wenn

Studienkopf. Nach einer Handzeichnung von August Holmberg.

sich zu dem erlaubten Zischen das Pfeifen gesellt, und man nach „Schluß“ und „Vorhang“ verlangt, wenn aus dem Streit der Meinungen eine regelrechte Rauferei wird. Der Autor muß starke Nerven haben, das auszuhalten, und auch den Mut jenes jungen Dichters besitzt nicht jeder, der bis dicht an die Rampe trat und dem zischenden Publikum mit kecker Handbewegung zurief: „Nun erst recht!“ .. „Ich dichte dennoch weiter,“ wollte er sagen — aber in Wahrheit, es war schon mancher begabte Poet nahe daran, die Feder rosten zu lassen, weil er an dem Verständnis des Publikums verzweifelte ...

Der Vorhang ist zum letztenmale gefallen, und zum letztenmale haben wir über den Beifall dankend quittiert. Wir haben gesiegt! Von allen Seiten umdrängen uns gratulierend die Schauspieler; auch der Direktor gratuliert, der Regisseur, der Inspizient, der Theatermeister, die Souffleuse — alles, alles. Und draußen warten Verwandte und Freunde — zwanzig Hände strecken sich uns entgegen — o wie köstlich ist doch solch ein Sieg! ... Als wackerer Deutscher bekneipen wir uns und wachen am nächsten Morgen mit einem gründlichen Kater auf. Das ist die richtige Stimmung zur Lektüre der Recensionen, die von den meisten Kritikern unmittelbar nach beendeter Premiere geschrieben worden sind, damit der brave Bürgersmann sich schon beim Frühkaffee über das neue Stück zu informieren imstande ist. Da kann man denn etwas erleben. Dem Publikum hat das Stück gefallen, aber das geehrte Publikum hat sich geirrt. Das Drama ist eigentlich gar kein Drama; die Fabel ist unwahrscheinlich, der Humor erkünstelt; die Charaktere sind verzeichnet, die Rührscenen sentimental; es fehlt an dramatischem Leben, an psychologischer Vertiefung. Die Claque und die Freunde haben den Erfolg gemacht. Nein — pardon, so ist es doch nicht! Ein zweiter schreibt anders. Unser Stück ist eine That hohen Lobes wert. Die Charaktere sind mit wunderbarer Feinheit herausgearbeitet; die Wirkung greift tief in das Herz; ein goldiger Humor verklärt die Tragik der packend gestalteten Geschehnisse. Ein dritter ist boshaft — er schreibt: „Rezept zu einem Theaterstück: 10 % Birch-Pfeiffer, 20 % Moser-Schönthan, 15 % Sudermann, ½ % Wildenbruch (Haubenlerche) und eine Prise Nietzsche; das alles zu einem wohlschmeckenden Brei zusammengerührt und mit einem Schuß Sardou versehen — und man hat den Erfolg von gestern abend.“ O diese Kritiker! Sie pflücken und zupfen am jungen Lorbeer, bis nichts mehr übrig bleibt als ein elender Strunk. Vor den Ehrlichen Hut ab und allen Respekt! Neben ihnen aber stehen die Verreißer um jeden Preis; dann die „Richtungsfanatiker,“ die, Feder gefällt, jeglichen in den Grund bohren, der nicht zu ihrer litterarischen Fahne schwört; dann die Scherzbolde, die um eines schlechten Witzes willen das ganze Stück vermöbeln; dann die Neider, die selbst nichts leisten und nichts leisten sehen können — — neben den Kritikern stehen die Kritikaster und Splitterrichter. Mit der Zeit lernt man sie alle kennen, und wenn man klug ist, legt man die Besprechungen der Ehrlichen beiseite und kümmert sich den Teufel um die der anderen ...

Der Lorbeer von gestern abend erquickt uns immer noch. Aber die Vergoldung soll erst kommen: die Tantieme. Wir gehen in die zweite Vorstellung. Das Haus ist leidlich besucht, das Stück scheint also zu „ziehen.“ Maßgebend ist indessen erst der Kassenrapport der dritten Wiederholung. Wir schicken einen Freund ins Theater. Wie war der Besuch? So, so; Parkett dreiviertel voll, Logen und Ränge nur in den ersten Reihen besetzt. Bei der vierten Reprise trauen wir uns noch eimal selbst auf das Schlachtfeld. Im Vestibül treffen wir auf den Dramaturgen. Sein mißmutiges Gesicht sagt uns alles. Achthundert Mark Kasseneinnahme; da muß der Direktor noch einen Sepiaschein zulegen, um auf die Kosten zu kommen. Die Sonntagsvorstellung ist abgesetzt; statt unseres Dramas wird der Schwank „Das kleine Schnuckerl“ gegeben — da kommen die Leute! ... Noch blüht uns freilich die Provinz und dann das goldene Wien, wo die Mark ein Gulden ist. Und wir warten und warten. Die Zeit verfliegt. Endlich ein Brief von unserem Agenten! Wien hat abgelehnt, dagegen ist unser Stück in der Provinz acceptiert worden — aber bloß in Krotoschin. „Wie kommt das?“ fragen wir. „Der Erfolg war doch groß?“ ... „Gewiß war er das,“ antwortet der erfahrene Mann, „aber Ihr Drama ist kein Kassenstück. Das Publikum will lachen. Schreiben Sie einen Schwank, und Sie sollen einmal sehen, wie die Tantiemen hageln“ ... Auf dem Heimwege treffen wir einen unserer ersten Dramatiker, dem wir unser Pech klagen. „Ihr Stück war gut,“ meint der, „aber Sie hätten das Problem tiefer anfassen müssen. Gehen Sie den Schäden der Zeit mit sittlichem Ernst zu Leibe. Mit Humor ist es nicht gethan, und die Satire verfängt in unseren Tagen nicht ...“ Wenn wir nun recht gescheit wären, würden wir einen lustigen Schwank mit einem tiefen Problem voll sittlichen Ernstes schreiben. Vielleicht ist es aber doch besser, wir überlassen dies einem anderen.

Spruch.

(Abdruck verboten)

Bei allem Vergnügen,
Allem Glück und Glanze,
Laß dir getrost an der Hälfte genügen:
Sie ist mehr als das Ganze.

Hans Hoffmann.

(Abdruck verboten.)

Die Wanderzeit geht zu Ende. Und bald werden all die Wangen und Wänglein, die sich im Seewind oder in der Höhenglut beduinenhaft gebräunt, wiederum angekränkelt sein von der Großstadt Bläße, und all die Gestalten, die sich drei Monate lang Mühe gaben, die Schlankheit eines Bergstocks zu erreichen, werden wiederum anschwellen zu rundlicher, mondlicher Fülle. Verblassen wird aber allmählich auch die Erinnerung an das Gesehene und Erlebte, an die schimmernden Ferner, die brausenden Wasserfälle, an die drallen Kellnerinnen Burgl und Resi und an die alle Ferner überragenden Gasthofspreise. Nur dann und wann durchblättert noch der Heimgekehrte seinen Bädecker und merkt in freudiger Verzückung, wieviel Wunder der Natur und Kunst er auf der Sommerreise gesehen — haben könnte. In dieser Zeit des Übergangs, da die Blätter sich bräunen und die Wangen bleichen, da die sommerlichen Freuden verrauschen und die winterlichen noch Traum und Ahnung sind, jetzt in den stillen Tagen des Herbstes, die noch nicht mit Bällen und Theatern das Gemüt „zerstreuen" und veröden, die noch Muße lassen zum beschaulichen Lesen, — jetzt eben kommen die Bücher zur guten Stunde, die noch einmal das Gedenken an die vergangenen Wandermonde auffrischen und beleben.

Ein paar solcher Büchlein kann ich denen empfehlen, die im Gebirge jene Zeit verlebten, welche man aus alter, frommer Gewohnheit die heiße zu nennen pflegt. In diesen Büchlein — ich meine Richard Bredenbrückers „Dörcherpack" (Berlin, Verlag der Romanwelt) und Arthur Achleitners „Grenzerleut'" (Berlin, Verein für deutsches Schrifttum) — findet und erfährt der Leser ein wenig von dem, was der Sommerreisende im Durchschnitt nur sehr flüchtig kennen lernt, ein wenig von dem Menschen, der in den Bergen haust. Dieser Mensch, der homo alpinus, ist im allgemeinen kein so herziger, biederer, liebenswerter Gesell, wie ihn die Einbildung unserer Töchter träumt. Ebenso wie sein Geist in Dumpfheit erstarrt scheint, so ist auch sein Gemüt vielfach in Selbstsucht verknöchert und Herzenshärte die natürliche Folge seiner Abgeschlossenheit. Die Scenen, die sich vor einiger Zeit in dem Kurort Madraz abspielten, — es war dort ein junger Mann abgestürzt, die Bauern aber verweigerten mit höhnischem Lachen jede Hilfe, — jene Scenen beleuchten nur zu grell die Eigenart des Hochgebirgsmenschen. In der Natur, die ihn umgibt, mußte er freilich so werden, wie er ist. Wir alle lernen diese Natur gleichsam nur in ihrem Sonntagsaufputz und in unserer Sonntagslaune kennen. Wer aber täglich mit ihr zu ringen hat, eingeschlossen von starren Wänden, fortwährend bedroht von Felsstürzen, Schneebrüchen und Überflutungen, der wird kampfeshart und verlernt es, nach fremdem Wohl und Wehe Umschau zu halten. Diese Gemütserstarrung wird durch die religiöse oder vielmehr einseitig autoritäre Erziehung, in deren Bann der Alpenbewohner steht, eher gefördert, als gemildert. Ihr verdankt er es, daß er das Göttliche nur noch als einen Alp empfindet, als eine ewig drohende Strafgewalt, die es mit Furcht und Zittern zu versöhnen gilt. Im übrigen sieht er in der Religion nichts als ein Mittel, eine Art Zauber, Ungemach abzuwehren und Vorteile auf Kosten des Nachbarn zu erlangen. Einen Typus dieser menschlichen Beschränktheit und Gemütsverschrumpfung zeichnet Bredenbrücker in seiner Hofer-Kathl, einem alten Weiblein, das aus dem Dörcherpack — so nennt der Tiroler alles landfahrende, zigeunernde Volk — hervorgegangen ist. Ihr Mann ist bei einer Rauferei erschlagen worden, ihr einziger Sohn auf und davon gegangen. So vereinsamt gibt die Kathl ihr Wanderleben auf und läßt sich in einem Dorfe nieder, wo sie bald durch ihre Vieh- und Menschenkuren zu einer gewissen Wohlhabenheit gelangt. Ihre Erfolge verdankt sie nicht nur ihrer Kräuterkenntnis, sondern auch ihrer Devotion gegen die hochwürdige Geistlichkeit und ihrer Kunst, die Glaubenseinfalt der Bauern auszunutzen. „Alle Himmelsmütter der Umgegend waren der Alten wohlbekannt. Sie wußte genau, für was die Muttergottes in Weißenstein, die auf Kloster Saeden, Rissian, Burgeis, die Mariahilf in Wolkenstein, das Gnadenbild zum heiligen Kreuz in Badia gut waren, sogar über die Wunderthätigkeit des ‚Muttergottessen' in Trenz, Piné, Absam, Kaltern, Maria Waldrast und anderer wußte sie besten Bescheid." Hochbetagt sieht die Kathl endlich ihren Sohn als Führer einer wandernden Schauspielertruppe wieder. Aber sie empfindet nichts von Wiedersehensfreude; in ihrer Habgier erinnert sie sich nur, daß der Sohn auf seiner Flucht die wertvolle Uhr des Vaters mitgenommen, und

statt mit Zärtlichkeiten, empfängt sie ihn daher mit Flüchen und Verwünschungen. Und dir Bitten des Sohnes sind nicht imstande, sie umzustimmen. Nur eins ihrer Enkelkinder gewinnt ihre Teilnahme, und sie nimmt es zu sich. Der Sohn aber zieht ohne Muttersegen weiter ins Land ... Eine Erzählung von rein künstlerischer Haltung bildet das „Dörcherpack" nicht; der Verfasser bietet mehr rin ethnalogisches Charakterbild, als eine ästhetische Dichtung. Einzrlne Stellen freilich, besonders der Bericht über den Tag, den die Kathl im Gefängnis zubringen muß, erheben sich durch den köstlichen Humor, der sie durchzieht, zu der Höhe echter Poesie. Dir Schilderungen atmen im allgemeinen saftige Frische, und das Leben und Treiben im Darfe tritt plastisch und farbig hervar. Stilistisch aber ist das Buch nach unreif und ungleichmäßig. Auf den ersten Blick erscheint die Sprache überaus naturfrisch und lebenstreu. Bei näherem Zusehen jedoch erkennt man, daß der Verfasser vielfach hochdeutsche Wendungen ins Tiralische übersetzt. Und die Reden, welche er der Kathl in den Muud legt, verraten allzu deutlich die Absicht, daß sich die Alte in ihnen selbst ironisieren sall.

Noch unerquicklicher aber, als die Gestalten, die Bredenbrücker zeichnet, sind die Menschen in Achleitners „Grenzerleut'." Diese Bäuerin, die gleich nach dem Tade ihres Mannes weiter nichts denlt, als die Freiheit ihrer Witwenschaft auszulosten, gut zu leben und mit frechen Liebschaften das Andenlen des Heimgegangenen zu besudeln, ist ein wahres Musterbild der Herzensverknöcherung. Um in ihren Lüften nicht gestört zu werden, jagt sie dir Dienstbaten, die jahrelang treu dem Hause gedient, davon und übergibt das eigne Kind riner „Engelmacherin" zur „Pflege." Das männliche Gegenstück zu dieser Huldin, zugleich ihr Liebhaber, ist der Pascher und Wilderer Eligi; sein Weg zum Lebensgenuß ist buchstäblich mit Leichen besät, und im Kampf wie in der Liebe befleißigt er sich der gleichen Brutalität. Wie man sieht, zeichnet Achleitner die Roheit und Wildheit der Grenzbewohner in den Alprn mit sehr kräftigen und packenden Strichen. Sobald er aber den Höhepunlt der Schilderung erreicht hat, ergreift ihn offenbar die Besargnis, im Realismus zu weit gegangen zu sein. Infalgedessen macht er zum Schluß den zarten Seelen unter seinen Lesern alle möglichen Zugeständniss und wird nach Kräften sentimental. Die böse Bäuerin sieht plötzlich ein, wie tief sie gesunken ist, sie bekehrt sich und wird eine Seele van Frau und ein Vorbild aller mütterlichen Tugenden. Der Eligi aber entrinnt trotz all seiner Schlauheit der rächenden Hand der Obrigkeit nicht; spät packt sie ihn, aber dann hält sie ihn auch fest. Da es jedoch schade wäre, wenn ein so wilder, immerhin aber hübscher und ramantischer Bursche einfach dem Richtbeil zum Opfer fiele, sa vergönnt ihm der Verfasser der „Grenzrrleut'," im Kerker van eigner Hand zu sterben. Es ist kein Zweifel, daß Achleitner ein vortrefflicher Erzähler ist, aber weder in der Sprachr, noch in der Stimmungsmalerei des Buches verrät sich ein Dichter und Künstler von Eigenart.

Als ab man aus Dumpfheit und Enge ins Weite, Freie, aus dem Banukreis menschlicher Dürftigleit und Niedrigkeit in die Atmosphäre menschlicher Gesundheit und Lebensfülle hinaustrete, sa ist einem zu Mute, wenn man von jenen Berggeschichten sich zu Friedrich Meisters Seegeschichten wendet, die er unter dem Titel „Schiff ahay!" (Dresden, Karl Reißner) in einem Bande vereinigt hat. In Meister steckt kein großer, aber ein echter Dichter und Seelenergründer, wenn auch sein Stil etwas Unbehalfenes, hier und da sehr Unbehalfenes hat und seine Sprache nicht immer seinen Empfindungen und Vorstellungen den treffendsten und überzeugendsten Ausdruck gibt. Noch stärker jedoch, als der Poet in ihm, ist der Ethiker uud Idealist, der überall im Menschlichen den Kern des Göttlichen zu erfassen sucht. Die Menschen, die er schildert, stehen geistig nicht viel höher, als die Gestalten in Achleitners „Grenzerleut';" aber unter der harten und rauhen Rinde ihrer Äußerlichkeit fließen Quellen großen und reinen Menschentums. Ihr seelischer Harizant ist eng und beschränkt, aber ihre Herzen sind wie ein tiefer Schacht, aus dem der richtige Förderer gediegenes Gold unschwer zu Tage halt. Das zeigt gleich dir erste Erzählung „Pauline," in der zwei derbe, wilde und ungezähmte Naturen, wilder und ungezähmter als Petruchio und Käthchen in Shalespeares Drama von der Widerspenstigen, sich schließlich doch zusammenfinden. Und anders als in diesem Drama, erzieht bei Meister das Mädchen den Mann, bis aus dem einfachen, ungeschlachten Matrosen ein kluger und umsichtiger Kapitän wird. Je steiler und steiniger aber der Weg ist, der zu der Verbindung der beiden führt, desto fester und unzerreißbarer ist am Ende das Baud, das beide umschließt. Und sie besiegeln ihre Liebe durch den gemeinsamen Tad, als ihr Schiff bei einem Zusammenstaß unrettbar dem Untergang verfallen ist. „Martin Breckwoldt schlang drn Arm um seine Frau. ‚Das ist das Ende,' mein Weib,' sagtr er. ‚Wenn das Schiff sich jetzt wieder gerade richtet, sinkt es weg.' Pauline drückte sich fest an den Gatten und stand ruhig, stalz und bleich, den Geretteten ein Lebewahl winlend. Der Kapitän hatte sein klares, männliches Auge zum dunklen Himmel erhaben, und sa verflogen die wenigen Selunden, bis sir miteinander in die Ewigleit gingen." Ein Bedauern erfaßt den Leser, daß es nur flüchtige Skizzen sind, in denen er die Bekanntschaft dieser und anderer Kernmenschen macht; gern würde er sie einen ganzen Roman hindurch begleiten. Ungeachtet der Knappheit aber, mit der Meister erzählt, gewährt er einen tiefen Einblick in das Seelenleben unserer Seeleute. Charakteristisch sind besanders falgende Stellen. „Ich glaube nicht, daß die Mehrzahl unserer Matrosen regelrecht zu denken versteht, wenigstens nicht in des Wortes eigentlicher Bedeutung. Die Leute sind so ausschließlich Männer der raschen, augenblicklichen, sozusagen ruckweisen That, daß die Gewohnheit des systematischen Denlens ihnen unbelannt bleiben muß. Sie lönnen stundenlang auf einem Flecke sitzen und in die Ferne starren oder mit einer Miene tiefster Weisheit über die Reeling hinab ins Waffer

blicken; stets aber wird man bei näherer Prüfung finden, daß ihr Gedankengang nichts weniger als ein zusammenhängender ist. Ich habe mit manch' einem guten Schiffsgenossen zusammengesessen und eine Pfeife nach der anderen geschmaucht und dabei oft unwillkürlich die Unterhaltungsgegenstände gezählt, die die treuherzigen Gesellen aufs Tapet brachten. Ihre Konversation bestand in der Regel einzig und allein aus einer Reihe abgebrochener und in langen Zwischenräumen grunzend hervorgebrachter Sätze, denen jedesmal ein brütendes Schweigen folgte. Sie wechselten ihre Stoffe stets in der unerwartesten Weise, ohne jemals einen Gedanken recht zu Ende zu führen." An einer anderen Stelle äußert sich Meister über die Derbheit im sprachlichen Ausdruck der Matrosen. „Ich habe nie einem Gespräche zwischen Matrosen beigewohnt, das eine ganz wortgetreue Wiedergabe gestattet hätte. Alle Gleichnisse, Redefloskeln und Effekte werden durch Indecenzen und durch die Anwendung der verschiedenartigsten Fluchwörter erzielt. Das Maß der Empfindung eines solchen Sprechers ist am sichersten aus der Anzahl der von ihm gebrauchten ungehörigen Worte und Phrasen zu erkennen, was um so seltsamer ist, als der Betreffende trotz alledem sehr wohl ein Mann von gesundestem Geiste und trefflichstem Herzen sein kann. Sein Fluchen und Lästern ist ganz harmlos und entspricht lediglich den Alliterationen und Schnörkeln, mit denen die Poeten und Schriftsteller ihre Schöpfungen zu schmücken pflegen ..." Eine der Skizzen, „Die Gefahren der Humanität," verdient nicht wegen ihres künstlerischen Wertes — denn davon kann keine Rede sein —, sondern weil sie auf einen sehr bösen sozialen Schaden hinweist, in ihrem Inhalt weiter verbreitet zu werden. Es ist eine Thatsache, daß vielfach Schiffsführer die Notsignale fremder Fahrzeuge gar nicht beachten und in möglichster Eile an dem gefährdeten vorbeizukommen streben. Meister versucht, durch den Mund des Kapitäns Boster diese Mitleidslosigkeit nicht zu entschuldigen, aber zu erklären. Der Kapitän erzählt, wie er selbst einmal von einem Wrack vierzehn Schiffbrüchige gerettet und in das eigne Fahrzeug aufgenommen habe. Da der Proviant jedoch, den er mitführte, unmöglich ausreichte, vierzehn Menschen mehr auf Monate zu verköstigen, so sah sich der Kapitän gezwungen, seine Fahrt zu unterbrechen und in den nächsten Hafen zurückzukehren. Diese Rückkehr bedeutete natürlich für ihn einen großen materiellen Verlust, und so ging er darauf aus, Ersatz für seine Einbuße zu erhalten. Zu Hause angekommen, wendete er sich sogleich an die Reeder der Barke, deren Mannschaft er gerettet hatte. Er legte denselben die ganze Geschichte haarklein dar und erzählte ihnen, wie er infolge seiner Hilfeleistung die eigne Reise nicht habe ausführen können, und nun auch noch für den Proviant aufkommen müsse, der dabei draufgegangen. Der Brief, der diese Ausführungen enthielt, ging ab, aber nie kam eine Antwort. Als der Kapitän lange genug gewartet, wandte er sich an einen rechtskundigen Freund. Der aber sagte ihm, daß er sich über das Schweigen der Reeder gar nicht wundere, da dem Kapitän nicht das mindeste Recht zustände, sich wegen seiner Verluste an die Inhaber der Barke zu halten. „Dann gibt's also kein Gesetz oder kein Statut oder keinerlei Abmachung zu Gunsten eines Mannes, der schwere Verluste erlitten hat, weil er aus seinem Kurse steuerte, um vierzehn Menschenleben zu retten?" „Nein!" erwiderte der Rechtskundige. „Schön!" sagte der Kapitän, „und so muß ich also meine Mannschaft abmustern und neue Leute nehmen und für ein Lumpengeld eine Fracht nach Westindien nehmen, um nur mein Schiff wieder verproviantieren zu können, — und in der ganzen weiten Welt ist niemand, der ersatzpflichtig gemacht werden könnte, weder die Reederei des verunglückten Fahrzeugs, noch auch die Regierung des Deutschen Reiches, deren Schuldigkeit es doch eigentlich wäre, solche menschenfreundliche Handlungen zu ermutigen?" „Meinetwegen," antwortete der Rechtskundige, „können Sie sich ja mal mit einer Eingabe an die Behörde wenden, obgleich ich nicht weiß ... hm, ja ... aber es ist ja immerhin möglich ... daß ... na ja, schreiben Sie mal an die Behörde!" — Ich schrieb also" — erzählte der Kapitän weiter — „erst an eine, dann an die andere ... Namen thun nichts zur Sache. Genug, ich schrieb und schrieb mehrmals. Und was erhielt ich für Antworten? ... Gar keine Antworten erhielt ich ... Also, wenn Sie wieder einmal lesen, daß schiffbrüchige Seefahrer ein vorüberseglendes Fahrzeug vergeblich angerufen haben, dann seien Sie mit Ihrem Urteil über den Kapitän, der anscheinend wie ein Schurke oder ein Feigling seine Brüder dem Verderben überließ, nicht zu schnell bei der Hand. Glauben Sie lieber, daß sein Herz für die Unglücklichen geblutet hat und daß er denselben sicher beigesprungen wäre, wenn er gedurft hätte. Aber die Civilisation und die Gesetze sagten zu ihm: ‚Thue, was du nicht lassen kannst, nimm aber alle Folgen gefälligst auf deine eigne Kappe. Kommst du ohne Schaden und Verluste davon, gut und schön. Dann ziehst du nachher wieder deine Straße, und von deiner That redet weder noch hört jemand wieder etwas. Verlierst du aber Geld dabei, dann laß uns ungeschoren, wenn du nicht noch in den Ruf eines unverschämten Menschen kommen willst, der sich nicht entblödet, das, was er im Dienste der Humanität geopfert, wieder ersetzt zu verlangen.'" Und so hält sich der Schiffer Augen und Ohren zu und segelt vorbei, weil er die Gefahr nicht auf sich nehmen will, durch die Rettung einer in Todesnot schwebenden Schiffsmannschaft seine Frau und seine Kinder an den Bettelstab zu bringen.

Von Meister zu Mauthner, — das bedeutet: aus der Seeluft in die Großstadtluft, aus der Reinheit der Natur in den Schmutz der Afterkultur, aus der Wahrheit in die Mache. Dieser Gegensatz klafft nur zum kleineren Teil zwischen den beiden Schriftstellern als Persönlichkeiten, ganz aber zwischen den Stoffen, die ein jeder behandelt. Immerhin ist es nicht unbedenklich, daß ein Teil unserer Berliner Erzähler und Dramatiker so ganz einseitig darauf ausgeht, gleichsam den Müll, der sich in der Weltstadt sammelt, aufzuwühlen. Wer die Werke dieser Leute liest, der muß annehmen, ganz Berlin

sei von zwei konzentrischen Kreisen umschlossen, von den Kreisen der Bankierwelt und der Dirnenwelt. Pöbel oben und Pöbel unten, dazwischen aber nichts. Und doch wird gerade das Berlin, das für die Nation, für die Kultur etwas bedeutet, das arbeitende und schaffende, das geistig kämpfende und sittlich ringende Berlin, von jenen Kreisen kaum berührt. Auch in der Reichshauptstadt vollzieht sich das Größte und Beste ganz fern dem Treiben, für das jene Erzähler und Dramatiker allein einen Blick zu haben scheinen, auch in Berlin ist die Förderin allen wahren Strebens und Könnens — im rechten Sinne verstanden — die Einsamkeit. Zu den Schriftstellern der genannten Art gehört Fritz Mauthner, wenn ich so sagen darf, nur mit der Hälfte seiner litterarischen Persönlichkeit. Es ist ein idealistisches Wollen in ihm, aber er hat nicht die Kraft, vielleicht auch nicht die Neigung, es rein und kraftvoll zur Geltung zu bringen. Sein jüngster Roman: „Die bunte Reihe“ (München, Albert Langen), hat im Grunde die Tendenz, die Wahrheit des alten Satzes zu erhärten, daß nur der Idealismus Wert besitzt, der sich im Kampfe mit der Welt bewährt. Aber von diesem Kampfe — wenn ein Hin- und Hergezerrtwerden überhaupt die Bezeichnung Kämpfen verdient — ist in dem Roman wenig die Rede; den breitesten Raum nimmt die Darstellung des Schmutzes, des Sumpfes ein, durch den der Idealist hindurch muß. Dieser Idealist ist der Berliner Gemeindeschullehrer Johannes Bohrmann. Er führt ein Familienleben, — daß Gott erbarm'! Gegen seine Frau genommen ist die selige Xanthippe eine heilige Elisabeth. Für die wirtschaftliche Verlumpung aber, in der sich die Frau wohl fühlt, gibt es in einem Berliner Schullehrerhause schwerlich ein Modell; eher ist dies Modell in den Romanen Zolas zu suchen. Keinenfalls ist die Schilderung Mauthners irgendwie typisch. Johannes Bohrmann merkt von der Verlumpung wenig, er bildet sich ein, Dichter zu sein, und widmet jede Stunde, die ihm der Schuldienst frei läßt, der Vollendung eines grauslichen Dramas, das von Salomo und der Königin von Saba handelt. Bei einem Schulfest wird der Dichter „entdeckt;“ er erregt durch seine kraftvolle Gestalt die Aufmerksamkeit einer Dirne, die aber im bürgerlichen Leben Gattin eines reichen Brauers ist und litterarisch in Daudets „Jack“ ihr allzuähnliches Vorbild hat. Als sie hört, daß der Schulmeister in seinen Mußestunden Dramen schreibt, beschließt sie, um einerseits ihren Hang nach Intriguen zu befriedigen und andererseits den hübschen Mann eng an sich zu fesseln, den Dichter zu „lancieren,“ zu „protegieren“ und zu einer Berühmtheit zu machen. Nach Mauthner kann man es nämlich in Berlin nur dann zu einem Namen und zu rechtem Lebensgenuß bringen, wenn man in die „bunte Reihe“ mit eintritt. Was aber ist die „bunte Reihe?“ Die Brauersgattin erklärt das in ihrer zarten Weise so: „Zum (gesellschaftlichen) Ringe gehört, wer sich ein Recht an den Futtertrog erworben hat, oder wenigstens einen Platz am Futtertrog ... Für gewöhnlich haben das die Männer leichter als wir. Man lobt sie noch dafür, wenn sie mit den Fäusten dreinschlagen und die Ellbogen gebrauchen ... Wenn's danach ginge, müßten wir Frauen hinten stehen und auf die Brocken warten, die sie uns zuwerfen. Glücklicherweise ist für uns gesorgt. Glücklicherweise sind die Männer nicht nur nach dem Futtertroge hungrig. Im ärgsten Gedränge hält jeder den Platz für ein kleines Weibchen frei, und wenn er stark ist, weiß er sie mit hineinzuziehen ... in den Ring. Die Männchen haben ihre Fäuste, wir haben unsere Händchen ... Und wenn man hübsch ist, so muß man nicht hinten stehen, so kann man seinen Platz im Ringe behaupten. Und den Männern helfen kann man dann sogar. Wir stehen immer zwischen zwei Männern am Troge, immer bunte Reihe. Zwischen dem, dem wir Platz geschafft haben, und dem, der für uns Platz machen mußte. Beiden darf es nicht leid thun. Man muß ihnen die besten Bissen aussuchen, das ist unser Amt. Das ewig Weibliche besteht ja darin, zum eignen Vergnügen den Männern die besten Bissen auszusuchen.“ In diesen Ring, in diese bunte Reihe wird nun auch Johannes Bohrmann hineinbugsiert. Aber es hilft ihm nichts, er ist nicht der Mann, seinen Platz am Futtertrog zu finden, auch wenn er von den schönsten Händen geschoben wird. Als er schließlich merkt, daß er für die Ringgesellschaft zu gut ist, da hat er außer dieser Einsicht nur zweierlei gewonnen. Erstens ist er zur Erkenntnis gelangt, daß er kein Dichter ist, und zweitens ist er seine Frau losgeworden; sie ist ihm mit einem Schauspieler durchgegangen ... Es ist schwer, den Roman zu Ende zu lesen, denn er streift bedenklich ans Langweilige; wer sich aber hindurchgearbeitet hat, der hat sicher ein Empfinden wie nach einem wirren, alpschweren Traum. — In all den Menschen, Vorgängen und Verhältnissen, die Mauthner schildert, steckt ein Keim von Wirklichkeit, aber diese Wirklichkeit ist ins Phantastische, gleichsam zu einer grinsenden Maske verzerrt. Und so deutlich Mauthner seine Gestalten in ihrer Äußerlichkeit, bis auf Kleid und Handschuh, zeichnet, sie bleiben doch nur Schatten und Schemen; es ist kein Lebensblut in ihnen, sie sind Kinder der litterarischen Abstraktion und zum größten Teil Zola und Daudet nachkomponiert. Eine Ausnahme machen nur der Theaterdirektor Konrad Schmidt-Lefèbvre und die Tochter Bohrmanns, die frühreife Lene. In diesen beiden allein bezeugt sich eine wahre, aus dem Leben schöpfende Gestaltungskraft. Auch die Komposition des Romans läßt viel, eigentlich alles zu wünschen übrig. Er bildet mehr eine feuilletonistische Scenenreihe, als ein organisch gegliedertes Kunstwerk. Und da, wo der Feuilletonist, der in Mauthner steckt, sich frei gehen läßt, fehlt es in dem Buche nicht an allerlei packenden Momenten; besonders sind einzelne satirische Schilderungen vortrefflich gelungen. Schade nur, daß der Feuilletonist den Dichter Mauthner nicht genug in Schach hält, daß der Poet, in der Meinung, mehr zu können, als er vermag, sich immer wieder vordrängt, statt bescheiden im Hintergrunde zu bleiben.

Nach dieser Würdigung der „Bunten Reihe“ empfinde ich es wie eine Erholung, mich mit einem so rein idealistischen, von Sonnenglanz durch-

leuchteten Buche zu beſchäftigen, wie es in den „Tagebuchblättern eines Sonntagsphilaſophen“ (Leipzig, F. W. Grunaw) vorliegt. Der Schreiber dieſer Blätter, Rudalf Hildebrand, der als Univerſitätslehrer im Geiſte der Gebrüder Grimm viele Jahre ſegensreich und befruchtend gewirkt hat, wandelt leiblich nicht mehr unter uns. Aber ſein Andenken wird nicht ſa bald erlöſchen, und es möglichſt lange feſtzuhalten, wird ein Gewinn für uns ſelbſt ſein. Das bezeugen nicht in letzter Reihe die Aufzeichnungen, die der varliegende Band vereint. Sie haben nicht ſämtlich den gleichen Wert der Anregung und Anmutung; die palitiſchen Betrachtungen würde ich am liebſten ganz vermiſſen, da ſie ſich in einem faſt banalen Vorſtellungskreiſe bewegen. Auch in den übrigen verrät ſich freilich keine überragende Eigenart, kein kühner und führender Denker. Hildebrand lebt und webt in der Anſchauungswelt Goethes, und allen Extremen weicht er faſt zaghaft aus. Aber ein Epigone wie er iſt doch zugleich ein Pragane; ſeine idealiſtiſche Denkweiſe iſt wie ein mildes Licht, das durch unſer realiſtiſches Jahrhundert hinleuchtet und eine neue Zeit der Idealität in der Ferne der Zukunft leiſe beſtrahlt. Und wenn auch der Heimgegangene, in ſeinen Worten aber noch Lebende und Wirkende, dem Leſer nichts eigentlich Neues zu ſagen weiß, ſo gewinnt dach in ſeiner Betrachtung auch das Atte, Alltägliche, Gewahnte einen ganz beſanderen, weihevollen Sinn. Sein feiner, zarter und dach ſa männlicher Geiſt verklärt und durchgeiſtigt alle Dinge, die er mit liebendem Auge anſchaut. Die drei Betrachtungen „Etwas vom Leben,“ „Etwas vam Sterben,“ „Wie man van Tieren lernen kann“ möchte ich van Jedem, der aus dem Alltagsleben immer wieder zum Sanntagsleben emparſtrebt, geleſen wiſſen; ſie werden ihn in ſeinem Streben fördern, kräftigen und weihen. Um aber den „Jeden,“ ſaweit ich ihn erreichen kann, zum Leſen der Blätter anzuregen, will ich von dem einen der Kapitel, das da „vom Sterben“ handelt, einiges Nähere berichten. Die Leſerin erſchrecke nicht. Im Hildebrandſchen Sinne bietet die Varſtellung des Sterbens nichts Düſteres, Trauererregendes, ſandern nur Heiteres, Helles und ins wahre Leben Weiſendes. Hildebrand erzählt zunächſt von einer köſtlichen Wanderfahrt, die er mit Freunden in den Frankenwald unternammen. Van der Höhe blicken die Wanderer in das herrliche Land hinaus, das im Morgenſonnenſcheine wie ein Garten var ihnen liegt. Er fährt dann fährt: „Da leuchtete es in mir auf, vom Gefühl des vallſten, ſchönſten Lebens, das möglich iſt, und mit dem Gefühl kam zugleich der Einfall, nicht aus den Gedanken, die den Vargang nur beabachteten, ſandern aus dem Grunde der Seele, die bei aller großen Bewegung zugleich tief in ſich ſtill und klar war, wie es uns nur die Silberblicke dieſes Lebens bringen: in ſo einem Augenblick iſt es einem, als möchte man ſterben . . . . . Da liegt denn eine Erfahrung var, die den Wert einer natürlichen Erſcheinung im Leben der menſchtichen Seele hat und, da ſie nur aus der innerſten Tiefe zu Tage tritt, wohl zu verwenden iſt als Wegweiſer, um das Seelenleben eben in ſeine geheime Tiefe zu verfolgen, in der ſein eigentlicher Zuſammenhang, — unmittelbarer, nicht blaß vermittelter, — mit der innerſten Tiefe und dem graßen Zuſammenhange des Weltganzen ſelbſt zu ſuchen iſt. Man möchte ſterben — gerade mitten im ſchönſten vallſten Eigenleben drin! Offenbar eben nicht, um zu ſterben, wie man das ſanſt kennt, ſondern um damit erſt zu leben, um in dem einmal geſchmeckten vollen ſchönen Leben zu verbleiben. Denn jener ſeltſame Wunſch geht doch nicht auf eine Veränderung, ſondern auf ein Verharren, er ſagt genau beſehen nichts anderes als: Ich wallte, es bliebe ſa! ader: Ich wallte, ich bliebe, wa ich jetzt bin.“ Aus dieſer Betrachtung heraus wird die Erfahrung, die er gemacht, dem Sinnenden zu einem Zeugnis für die Unſterblichkeit des Jchs, für den Glauben, daß mit dem Ende unſeres leiblichen Lebens nicht das Ende unſeres Lebens überhaupt geſetzt iſt. „Die Seele weiß in dem Augenblicke, wa jener an ſich ſeltſame ader unmögliche Wunſch durch ſie hinhuſcht wie ein höherer Schein, in einem Augenblicke, wa ſie einmal ſa ſtill geſammelt und ganz in ihr natürliches Gefüge gerückt iſt und eben damit zugleich in das Gefühl des graßen Ganzen genau einrückt, — da weiß ſie am beſten, wie es mit ihr ſelber ſteht in dem Augenblicke des Sterbens. Sie weiß es beſſer, als es alle kunſtgerechten Gedanken zuwege bringen können; ja, wiſſen iſt gar nicht der genaue Ausdruck für das Verhältnis, das Wiſſen iſt da ein unmittelbares Haben, ein augenblickliches Beſitzen, ja ein Sein; ſie fühlt in dem Augenblicke ihr Weiterleben über den Leib hinaus ſo ſicher gegenwärtig, wie ſie in dem Leibe Hunger ader Durſt fühlt, die ſich auch nur ſelbſt beweiſen und dem anderen nicht bewieſen werden können, der es etwa nicht zu glauben Grund hätte . . .“ Sa weit Hildebrand. Ich aber frage: Bieten ſeine Warte nicht in der That etwas Helles, Heiteres über den Tad?

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Es ist eine eigentümliche, aber nicht unerfreuliche Erscheinung des Kunstlebens der jüngsten Zeit, daß die Gegensätze, die noch vor wenigen Jahren unüberwindbar schroff erschienen, sich auszugleichen beginnen, daß sich mehr und mehr die Anschauung Bahn bricht, wie durchaus verschiedene Kunstrichtungen nebeneinander hergehend ihre volle Berechtigung haben. Alt und jung befehden sich heut nicht mehr unerbittlich; so mancher Alte ist bei den Jungen in die Lehre gegangen und hat sich von ihnen angeeignet, was ihm gut schien; so mancher Jüngere, der vor einigen Jahren noch mit tiefer Verachtung auf die „absterbende Generation“ herabsah, hat sich zu einem milderen Urteil bekehrt. Ich müßte mich sehr irren, wenn damit nicht auch das Genrebild im engeren Sinne wieder mehr zu Ehren käme — das Genrebild nämlich, in dem nicht die Technik ausschließlich prävaliert, sondern das dem Beschauer auch etwas erzählen will. An Vorzeichen dafür fehlt es auf unseren großen Ausstellungen nicht, und Atelierbesuche weisen fast überall auf die gleiche Erscheinung hin.

Man geht bei dem Genrebild nur heute gern, um einen vulgären Ausdruck zu gebrauchen, „auf die Dörfer;“ man steckt seine Gestalten in das Kostüm vergangener Tage. Und unter diesen wieder bevorzugt man, dem allgemeinen Geschmack der Zeit folgend, Barock und Rokoko — nicht lange, und das Empire, das unsere Wohnungseinrichtungen schon so mächtig beeinflußt, wird an die Reihe kommen. Auch unser farbiges Titelbild von E. Brack „Eine angenehme Nachricht“ erzählt in einer Einzelfigur ein kleines Geschichtchen aus dem vorigen Jahrhundert; ich denke etwa, das Bild stellt einen Vater dar, der seinem auf der Universität weilenden Sohne Mitteilung von einem huldvollen Ausspruch Serenissimi macht. Ebenso gibt Alonzo Perez in seinem Bilde „Schwere Wahl“ solch ein Geschichtchen; ein Oheim will seinen Nichtchen, zwei reizenden Backfischen, ein Schoßhündchen schenken; die Mädchen aber können zu keinem Entschluß kommen. — Im Gegensatz dazu verschmäht Hans Herrmann das Anekdotische ganz. Er zeigt uns einfach einen Ausschnitt aus dem Straßenleben der Großstadt, „vom Potsdamer Platz zu Berlin;“ ihm genügt es, eine Anzahl typischer Figuren in entsprechendem Rahmen zu geben, denen wieder seine außerordentliche Beobachtungsgabe und seine raffinierte Technik ihren Reiz verleihen. Erst in neuerer Zeit wählt Hans Herrmann seine Stoffe aus dem Leben und Treiben seiner Vaterstadt Berlin. Gleich so vielen anderen jüngeren deutschen Malern fesselte ihn zuerst Holland; mit Bildern aus den holländischen Städten, aus den Strand- und Fischerdörfern errang er Anfang der achtziger Jahre die ersten Erfolge, nicht zuletzt durch die eigenartige Behandlung der Luft- und Lichtstimmungen: damals entstanden seine „Holländische Fischauktion“, der „Milchmarkt zu Amsterdam“, das „Judenviertel zu Amsterdam“ (in der Nationalgalerie), „Fischerboote im Hafen“ u. s. w. Im Jahre 1888 brachte Herrmann von einer italienischen Reise reiche Ausbeute heim, meist wieder Studien von der venetianischen Küste; bekannt wurde vor allem sein „Fischmarkt in Chioggia.“ Eine Reihe Hamburger Ansichten besitzt die Kunsthalle der Hansestadt.

Die „Herbstlandschaft“ von S. Jacobsen, einem Düsseldorfer Künstler, stellt einen Teil des dichten Mischwaldes dar, wie er für die Eifel charakteristisch ist. Es ist früh am Morgen, und der erste Rauhreif liegt auf den Zweigen; wenn die Sonne höher emporsteigt, wird sie ihn schnell fortküssen. Vielleicht dürfen wir besonders auf die Feinheiten des Holzschnittes dieses Bildes aufmerksam machen. Es ist geradezu erstaunlich, wie der Stichel des Holzschneiders die Einzelheiten herausgearbeitet hat: den lichteren Vordergrund im Gegensatz zu dem Dunkel des Nadelholzes im Hintergrund. Die xylographische Anstalt von Heuer & Kirmse in Berlin, in welcher der Schnitt ausgeführt wurde, weist gerade auf dem Gebiete der Landschaft ganz ausgezeichnete Leistungen auf.

Conrad Kiesel steht unter den deutschen Bildnismalern der Gegenwart in erster Reihe. Der im Jahre 1846 zu Düsseldorf geborene Künstler widmete sich zuerst der Baukunst, ging dann zur Plastik über, wandte sich aber schließlich der Malerei zu. Anfangs fesselte ihn das Genre-

bild, aber erſt, nachdem er im Porträt das Feld ſeiner eigenſten Begabung erkannt, erntete er durchſchlagende Erfolge. Er iſt der Maler weiblicher Schönheit, und mit Vorliebe laſſen ſich denn auch die Damen der Geburts- und Finanzariſtokratie van ihm malen. Im Jahre 1889 erhielt er für ein Bildnis der Deutſchen Kaiſerin auf der Berliner Ausſtellung die kleine Goldene Medaille, der ſchon im nächſten Jahre die Große Medaille nachfolgte.

So verſchiedenartig der Vorwurf — es iſt doch intereſſant, das Kieſelſche Frauenporträt mit dem männlichen Studienkopf von Auguſt Holmberg zu vergleichen. Die markige Kraft des Müncheners darf der Glätte des Berliner Meiſters gegenüber gewiß hervorgehoben werden, ohne letzterem zu nahe zu treten. Auch Holmberg (geb. 1851 zu München) widmete ſich zuerſt der Bildhauerkunſt und trat erſt ſpäter zur Malerei, in das Atelier von W. Diez, über. Als ſeine bekannteſten und gefeiertſten Gemälde gelten das Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I., das er zuerſt 1879 in München ausſtellte, und das „Entzifferte Managramm“ (1880), eine Kloſterſcene, in der gelehrte Patres über die glücklich gelungene Entzifferung des Managramms in einer alten Chronik ihre Freude äußern, während ein junger Mönch durch das geöffnete Fenſter ſehnſuchtsvoll und traumverloren, ohne geiſtigen Anteil an dem Fund, in die Ferne blickt. Meiſterhaft pflegt Halmberg, deſſen künſtleriſches Schaffen ſich aſt deutlich erkennbar an ältere niederländiſche Meiſter, Pieter de Haack, Mieris, Metſu, anlehnt, die Interieurs zu behandeln, altertümliche Innenräume, in welche durch ein ſeitliches Fenſter das Sonnenlicht fällt, ausgefüllt mit ſchweren Möbeln, mit Stoffen und Gerät aller Art. Charakteriſtiſch in dieſer Beziehung ſind auch ſeine Gemälde: „Der Goldſchmied“ (1881 — jetzt im Muſeum zu Leipzig), „Der Sammler,“ „Die Inventarbeſichtigung im Kloſter“ (1890).

Im kleineren Format repraduzierten wir das Bild „Die Wahrſagerin“ van Franceſca Vinea, dem italieniſchen Meiſter, deſſen Gemälde auf den Ausſtellungen der letzten Jahre überall durch treffende Charakteriſtik und ungemein friſches Kolarit Aufſehen erregten, und eine romantiſch angehauchte Gartenſcene: „Der ſtille Winkel“ des Engländers L. C. Nightingale. — Aus unſeren Studienmappen endlich geben wir einen ausgezeichneten „Pantherkopf“ von E. van Müyden, eine ſüditalieniſche Architektur nach einer Aufnahme von W. van Glaeden und eine Zeichnung van Arnald Haubracken aus der Dresdener Galerie. Haubracken war zu Dordrecht 1660 gebaren und ſtarb 1719 zu Amſterdam; als Maler weniger bedeutend, war er ein außerordentlich geſchickter, intereſſanter Zeichner und Radierer und, nebenbei bemerkt, einer der gelehrteſten Kunſthiſtoriker ſeiner Zeit. Sein Werk „Groote schoudourgh der nederlandsche konstschilders en schilderessen etc.“ gilt heute noch als eine unentbehrliche, aber freilich auch mit Vorſicht zu benutzende Quelle der Forſchung. H. v. S.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuſchriften ſind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klaſings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerſtr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

Im Hinterhalt. Nach einer Ölstudie von Wilhelm Räuber.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XI. Jahrgang 1896/97. Heft 3, November 1896.

Der weiße Tod.

Roman aus der Gletscherwelt

von

Rudolph Stratz.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

IX.

Mitten in der Nacht wachte Elisabeth auf. Tiefes Dunkel, reglose Schweigen umgab sie, und sie atmete den seltsamen, würzigen Dunst frischer Tannenbretter ein.

Wo war sie nur? Richtig ... in dem kleinen, hölzernen Bergwirtshaus am Gletscher, wo sie die Nacht vor der Besteigung zubrachten. Die eigentliche Schutzhütte befand sich noch etwas weiter, am anderen Rand des Thales. Aber sie war unbequem und schmutzig, und so hatte man auf den Rat des Barons hier in dem sauberen Chalet Rast gemacht.

Er selbst war erst spät abends erschienen, als die letzten der Gletscherbummler, die sich den Nachmittag über hier herumgetrieben, zu Thale stiegen, und Elisabeth schon hoffte, daß er gar nicht mehr kommen würde. Sie hatte bei diesem Gedanken aufgeatmet. Ihr selbst bot sich ja nicht der Schatten eines Grundes, im letzten Augenblicke auf die Bergtour, die sie selbst so sehnlich gewünscht, zu verzichten, wenn sie nicht etwa Krankheit heuchelte und damit die Sache doch nur auf wenige Tage verschob. Irgend ein äußerer Zufall mußte ihr zu Hilfe kommen. Aber nichts derlei geschah. Selbst das Wetter, das gegen Mittag noch zweifelhaft erschien, klärte sich auf, und alles deutete auf einen herrlichen nächsten Tag.

Ihr Beisammensein am Abend war nur kurz gewesen. Das Chalet hatte sich, wider Erwarten, bei Einbruch der Dunkelheit völlig geleert. Sie blieben als einzige Gäste übrig, und auch in der Klubhütte drüben befand sich, wie ein von dort kommender Knecht erzählte, nicht ein einziger Tourist.

Das sei nun einmal so! hatte die Wirtin bemerkt. Es sei ganz unberechenbar, wie sich die Herrschaften auf die Berge verteilten! Manchmal seien ihrer zwanzig und fünfzig auf einmal oben auf einem Gipfel, daß sie gar nicht mehr alle Platz hätten, und am nächsten, ebenso schönen Tage ginge kein Mensch hinauf ... wie sich's eben gerade träfe. —

Nach dem Lärm und Getümmel, dem Maultiergewieher und Gejuchze, das den Nachmittag über um das Chalet geherrscht, wirkte die plötzliche Stille am Abend beinahe beklemmend. Sie hatten wortkarg ihr Mahl verzehrt und sich dann in schweigendem Einverständnis — wenn auch zum Verdruß ihres Gatten, der gerne noch ein bißchen geplaudert hätte — schon um halb neun Uhr getrennt, um ihre Zimmer aufzusuchen.

* * *

Aus offenen Augen blickte sie regungslos in das Dunkel. Sie hatte Angst vor dem kommenden Tag. Es war ihr, als müsse er ihr etwas Unerwartetes, etwas Ungeheuerliches bringen.

Und dieses gespensterhafte Schweigen! Kein Windhauch, kein Wasserrauschen — nichts war vernehmbar, als ihre eigenen schweren Atemzüge.

Aber doch ... jetzt knarrte irgendwo eine Thüre. Es polterte unter ihr. In groben Tritten ging es da über den Flur, und durch das ganze, leichtgebaute Holzhaus pflanzten sich der Schall und das Knurren dumpfer Männerstimmen fort.

Dann krachte es auch auf der Treppe, die von unten heraufführte, und schlürfte auf Pantoffeln vor ihre Thüre. Durch das Kläffen eines Spitzhundes, der unten anschlug, vernahm sie das Pochen und die Worte: „... halb zwei Uhr, Madame ... es ist Zeit, aufzustehen!"

„Es ist gut!" rief sie mechanisch und tastete nach den Streichhölzern. Sie hatte nicht die geringste Lust, sich jetzt zu erheben. Der Seelenkampf ihres Inneren und alles andere verblaßten in diesem Augenblick vor dem moralischen Zwang, das Bett verlassen und in die eiskalte Nacht hinaustreten zu sollen.

Auch am Nebenzimmerchen hatte es geklopft. Sie hörte das nämliche: „halb zwei Uhr, Monsieur ... es ist Zeit, aufzustehen!" und dann einen gähnenden Fluch ihres Gatten und ein Gemurmel, aus dem nur Worte wie: „Mitten in der Nacht — blödsinnige Zucht!" hervorklangen.

Und zugleich damit ging eine andere Thüre auf. Sie kannte den schwerfälligen, markigen Schritt, der über den Flur ging und die Treppe hinunter verhallte. Also er war schon auf und gerüstet, während man sie heraustrommelte. Sie beneidete ihn um so viel Entschlußfähigkeit und scheuchte den lockend auftauchenden Gedanken, sich im letzten Augenblicke krank zu melden und behaglich wieder aufs Ohr zu legen, mit Energie zurück.

In der Wirtsstube, in die sie verschlafen blinzelnd eintrat, qualmte ein trübes Lämpchen. Durch die Fenster fiel der klare Sternenschein. Im Nebenraum, der Küche, hantierten beim Geflacker des Herdes ihre Führer, zwei stämmige, flachshaarige Brüder. Sie rollten Seile zusammen, packten die Tornister und schwatzten halblaut in ihrem rauhen Patois.

Ihr Mann war noch nicht da.

Der andere aber saß vor der Lampe, rauchte eine dicke, schwarze Cigarre und schnitt sich bedächtig Brot und Käse in Stücke.

Sie reichte ihm die Hand und setzte sich ihm schweratmend gegenüber. Sie wagte nicht, ihn anzusehen, und sie fühlte, daß auch er seinen Blick von ihr abgewandt hielt und sich aufmerksam mit seinem Brot — die Cigarre hatte er weggelegt — beschäftigte.

Endlos langsam krochen die Minuten dahin. Auf dem Zifferblatt der Wanduhr, deren eintöniges Ticken allein den Raum erfüllte, konnte man sie schleichen sehen.

Sie wußte: er dachte dasselbe wie sie in dem beklommenen Schweigen, und immer schwerer lastete dies unausgesprochene, dies nie auszusprechende und ihnen beiden doch wohl bekannte Geheimnis auf ihr.

Oder sollte er doch daran rühren? Er machte eine Bewegung zu reden. „... Verzeihen Sie, wenn ich davon anfang' ..." sagte er rauh und schnitzelte an seinem Brote, „aber es kommt oft vor, daß sich die Damen auf Bergtouren viel zu fest schnüren und dann ..."

„Nein. Gar nicht!" Sie schüttelte herb den blonden Kopf und sah zur Decke auf.

„Um so besser! Die Luft über viertausend Meter ist dünn, und mit einer Wespentaille kriegt man nicht genug davon in die Lungen. Und ändern läßt sich's nicht mehr, wenn wir 'mal aus dem Hause sind ..."

Wieder schwiegen beide, und durch ihre tiefen Atemzüge tickte eintönig die Uhr.

Gott sei Dank — da kam die Wirtin, eine dampfende Kanne in der Hand.

„Ich habe heiße Milch für Sie bestellt ..." sagte der Gletschermann gebieterisch. „Nehmen sie sich etwas Kognak hinein und trinken Sie, soviel Sie wollen. Aber essen Sie nichts als höchstens den Zwieback da. Sonst werden Sie unterwegs krank!"

Sie gehorchte. Und sie empfand dabei ein merkwürdiges Gefühl der Genugthuung, sich wieder von ihm beschützt zu wissen und sich seinem starken, ruhigen Willen beugen zu dürfen.

Er sah auf die Uhr. „Wo bleibt denn eigentlich Ihr Herr Gemahl!“

Sie stand auf. „Ich werde ihn holen“, sagte sie mit leisem Unmut in der Stimme, „. . . wahrscheinlich ist er wieder eingeschlafen!“ Aber da hörte sie schon draußen sein helles, weiches Lachen. „'Morjen!“ rief er im Eintreten. „Allerseits gut geruht? . . . Ja? Wissen Sie, was die Führer für sich mitnehmen? Getrocknete Pflaumen und an der Sonne gedörrtes Bocksfleisch! Brrr! . . . Es wird einem vom bloßen Hinsehen übel!“

Der Baron zog ein Paket aus der Lodenjoppe. „Gerad' dasselbe hab' ich auch in der Tasch'n!“ sprach er kurz. „Und jetzt halten's sich ans Frühstück, daß wir bald wegkommen! Wir müssen beizeiten über den Firn!“ . . .

* * *

In wunderbarer Helle glitzerte und flimmerte über den Heraustretenden der Sternenhimmel. Anders als in dem trüben, lichtaufsaugenden Dunst der Ebene glühten hier, wie zum Greifen nahe, die Himmelskörper durch die eisklare Luft herab. Beinahe blendend wirkte ihr Glanz auf die Augen, die mühsam sich an das Stockdunkel ringsherum zu gewöhnen suchten.

Es war schneidend kalt wie in einer deutschen Winternacht. Um die vermummten Gestalten zog der Atem in weißen Wolken dahin, und das Gras am Boden glitzerte von Reif.

Jetzt kam auch der zweite Führer aus dem Hause. Er trug eine brennende Laterne in der Hand und nahm mit ihr die Spitze. Langsam stieg man den Geröllpfad hernieder.

Behaglich war das nicht. In dem Flackerschein, der über das Steingerieſel unstet hinzitterte, konnte man nichts Rechtes unterscheiden. Alle Augenblicke strauchelte der ungeübte Fuß oder tastete unsicher in die Finsternis hinein und glitschte über schlüpferige Rasenbüschel.

Anstrengend war das im höchsten Maße. Elisabeth hatte alle Mühe, der vorausschwankenden Laterne zu folgen, und fühlte in Kurzem ihre Stirne trotz der Kälte feucht werden. Sie war aber auch ihrer Meinung nach zu dick eingepackt! Auf Befehl des Barons hatte sie sich einen Wollshawl unter dem Hute um die Ohren, einen anderen um den Hals geschlungen und Mund und Nase durch ein davor gelegtes Seidentuch geschützt. Dazu der lange Lodenmantel, die festen Wollstulpen an den Handgelenken, die Pelzhandschuhe, die dicken Wollstrümpfe und schweren Nägelschuhe . . . es war wirklich zum Ersticken! Vorsichtig versuchte sie, etwas ihre Hüllen zu lüften. Aber die schneidende, geradezu brennende Kälte, die sofort ihre Haut überzog, belehrte sie eines besseren, und seufzend sah sie ein, daß ihr Mentor einmal wieder recht gehabt hatte.

Tiefer und tiefer stieg man hinab. Weit unter sich sahen sie im Zickzack das einsame Licht dahinschaukeln.

„Das ist aber doch doll!“ vernahm sie nach einiger Zeit die Stimme ihres Mannes. „Ich denke, wir klettern auf 'nen Gipfel, und dabei sinken wir immer tiefer. Das ist ja gerade, wie wenn's in ein Bergwerk ginge!“

Niemand antwortete.

„Na . . . Elisabeth!“ tönte es nach einer Weile wieder von hinten, „. . . wie gefällt dir das? Großartig? . . . Was? Die Aussicht! . . . Die haben wir zu Hause nicht! . . . Und die mollige Wärme und der lauschige Weg! . . .“ Er brach ab und unterdrückte einen Fluch. Ein paar Steinchen kollerten herab.

Sie wandte sich zu dem hinter ihr schreitenden Baron. „Ich weiß nicht,“ sagte sie unsicher, „. . . aber viel Spaß macht es mir heute auch nicht. Ich bin ganz matt und müde . . .“

Aus dem Dunkel kam ein kurzes, dröhnendes Lachen.

„Wissen's, was der alte Napoleon gesagt hat, gnädige Frau? ‚Der einzig wahre Mut ist der Zweiuhrmorgensmut.‘ Allons! Schaffen's sich den schleunigst an! 's ist höchste Zeit. Wir haben schon vierteldrei!“

Sie lachte mit und nickte ihm im Dunkel zu. „Recht haben Sie!“ rief sie und sprang leichtfüßig hinter der Laterne her.

Die machte jetzt Halt. Die Führer beratschlagten in ihrem schwäbelnden Kauderwelsch, aus dem man nur das stetig wiederkehrende Wort: Morräne! vernahm. Man mußte also an einem Gletscher sein.

Und richtig, da schimmerte ja in verschwommenen, weißlichen Umrissen das

mächtige Frostgebilde durch die Nacht. Es lag in tiefer Ruhe. Das Sprudeln und Plätschern der Wasser war versiegt. Nichts regte sich mehr in seinen Schlünden.

Vor ihr zitterte der Lichtstreifen über einen hohen, mäßig steilen Geröllhang. Sie wollte ein paar Schritte daran heraufsteigen, aber schon beim ersten Tritt glitt sie auf den Kieseln und dem körnigen Sand wie auf einem Spiegel aus und rutschte unsanft herunter.

Der Baron fing sie auf. „Das ist alles vereist!" schmunzelte er und betrachtete prüfend den schmutzigbraunen Wall. „All der Dr . . ., der Gletscherkehricht da, ist beinhart zusammengefroren. Da heißt's halt Stufen hauen!"

Und schon senkte sich sein Pickel krachend in den tückischen Abhang, daß die Schlammsplitter klirrten und ein Tritt nach dem anderen in dem häßlichen vereisten Brei entstand.

Endlich war die Leiter fertig. Der Führer, der geleuchtet hatte, stieg wieder herab, bot Elisabeth die Hand und zog sie herauf, indem er sorgsam den Schein der Laterne jeweils auf die nächste Stufe fallen ließ, der sie ihren Fuß anzuvertrauen hatte. Nach kurzem stand sie oben, und das Licht glitt wieder den Schmutzwall hinunter.

„Na, hören Sie 'mal, lieber Baron!" klang von da eine joviale Stimme aus dem Dunstkreis des Lämpchens, „. . . die Bergsexerei in Ehren! Aber wenn das ein sogenannter Genuß sein soll . . ."

„Komm' der Herr nur!" — Man sah, wie der Führer sich mit ausgestreckter Hand vorbeugte. Herr von Randa tauchte oben auf und sah sich prüfend um. „Also, nu'n Gletscher!" meinte er, „. . . bon! . . . ich bin mit der Tour zufrieden! 's ist ja ganz interessant, auch einmal diese menschliche Verirrung mitzumachen!"

„Werd' ich denn hier nicht ans Seil genommen?" fragte Elisabeth.

Gündlingen verneinte. „Der Gletscher ist ganz flach und harmlos. Bei Tage treibt man da die Küh' und Ziegen 'rüber. Und wenn wo 'ne Schneebrücke sein sollt', so ist sie jetzt fest gefroren und trägt uns."

In der That — es ging sich sehr bequem auf diesem blanken, nur zuweilen sanft sich neigenden oder ansteigenden Eisparkett. In seinem Spiegel schimmerte weithin der Lichtkegel der Laterne, so daß man den Weg nicht verfehlen und leicht die da und dort klaffenden Spalten vermeiden konnte.

In einer Viertelstunde war man auf der anderen Seite angelangt und stieg auf flüchtig gehauenen Stufen einen kleinen Eishang hinab, an dessen Rande wieder lose Kieselsteine unter den Sohlennägeln knirschten. „Jetzt wird der Herr Gemahl wieder schimpfen!" sagte neben ihr der Baron trocken. „. . . Jetzt geht's in die Moräne!"

Und unter den Moränen, diesen Schmutzflecken der Alpenwelt, nahm die vor ihnen liegende einen hervorragenden Rang ein. Erst hieß es im Zickzack eine hochragende Schuttwand erklimmen, dann schritt man, vorsichtig mit der Laterne leuchtend, eine Weile den spitz zulaufenden, kaum fußbreiten Kamm entlang, auf der anderen Seite, halb gehend, halb in mitrieselndem Geröll herabgleitend, wieder herunter, über ein kleines, sumpfiges Wiesenstück, dessen Boden bei jedem Tritt quatschte und gurgelte, und einen neuen, ragend aufgetürmten Steinwall in die Höhe. Hier waren die Blöcke größer und fester. Man mußte sich zwischen ihnen herauf-, dann wieder hinabwinden, bis zu einem ebenen Geröllboden, in dem ihr Licht sich ringsum in stehenden Tümpeln wiederspiegelte.

Hier wurde eine kurze Rast gemacht.

„Na . . . Gott sei Dank!" sagte Herr von Randa inmitten der schwarzen, schweigsam hingekauerten Gruppe und trocknete sich die Stirne. „Gott sei Dank, daß dieser angenehme Gletscher hinter uns liegt. Hoffentlich wird die Sache jetzt gemütlicher!"

Der Führer neben ihm wies mit der Hand in die Höhe. „Jetzt gehen wir über die Guffeln!"

Die Guffeln! Genaues konnte man da oben nicht unterscheiden. Aber in dem ersten ahnenden Dämmern des Morgens erkannte Herr von Randa doch, daß ein Labyrinth wild durcheinander gekollerter Felsenstücke, ein Chaos verwitterter Steinklumpen von der Größe eines Kopfes bis zum Umfang eines Zimmers, ja eines Hauses den aufsteigenden Berg bedeckte. „Na . . . sehr vertrauenerweckend sehen diese Guffeln nu auch nicht aus!" meinte er

ärgerlich, während die Karawane sich von neuem zum Aufbruch rüstete.

Die Führer hatten den Beginn des Morgengrauens abgewartet. Sie löschten jetzt die Laterne aus und versteckten sie unter einem Blocke. Ein fahles, zerfließendes Grau, in dem die Dinge noch wesenlos ineinander schwammen, lag über der wüsten Öde. Aber doch konnte man schon zur Not erkennen, wohin man den Fuß setzte, und hoch oben, über den Schneefeldern, blinkte es in dunstigem Blutrot, wie vom Wiederschein einer mächtigen Feuersbrunst, in der Mond und Sterne langsam verblaßten und verschwanden.

Es war ein mühsames Steigen von einer Felsplatte auf die andere, ein Herabschlüpfen von dem einen Felsbrocken, um den nächsten wieder zu erklimmen, ein Klettern und sich Hindurchwinden durch die sich mählich auftürmenden Bergtrümmer.

„In Norwegen nennen sie so'n Zeug das ‚Ur'!" sagte der Baron, als sie eine halbe Stunde gestiegen waren. „Das ist der rechte Name!"

Sein Gefährte hinten hatte es gehört. „Kommen wir denn nu endlich aus dieser Urwelt heraus?" schrie er.

Die anderen lachten. Zwei Stunden ginge das noch so weiter!

Inzwischen wurde es völlig Tag. Aber die überwältigende Pracht des Sonnenaufgangs, auf die sich Elisabeth gefreut, blieb völlig aus. Die schuttersüllte Thalmulde, die sie emporkeuchten, war rings von hohen Bergabstürzen eingeschlossen. Wohl sah man, wie darüber allmählich ein paar vereiste Gipfel sich in warme, rosige Töne kleideten. Aber der Eindruck des Ganzen blieb doch frostig und streng, ja die Schneeflächen gewannen auf kurze Zeit ein ganz kalkiges, gelbliches Aussehen, und der Himmel war von blassen Nebeln wie verschleiert. Blieb doch auch die Sonne selbst unsichtbar! Sie stand noch viel zu tief im Osten, hinter hochragenden Bergen, und nur eine farblose Helle verkündete ihr Dasein.

Und dabei schien es, als wolle das Felsgewirr kein Ende nehmen! In trügerischen Absätzen, bei deren jedem man endlich den Kamm erreicht zu haben glaubte, zog es sich höher und höher hinauf und eröffnete von jedem neuerstiegenen Hang immer wieder den Ausblick auf ein Gewirr brauner Steinblöcke mit spärlich unter ihnen sprudelndem Wasser.

Dann plötzlich machte der Baron mit den Führern, ohne daß ein Wort gewechselt wurde, Halt und rüstete am Hang einer mächtigen Steinpyramide alles zur Rast. Er breitete ein Plaid für Elisabeth aus, auf das sie sich erschöpft, mit zitternden Knieen niederließ, und holte den Wein, sowie ein Fläschchen mit rohem Eidotter heraus. „Trinken Sie das aus!" ordnete er an. „Ich hab' noch mehr davon für Sie mitgenommen. Es ist das einzige, was Sie jetzt vertragen!"

Sie schlürfte gehorsam das Fläschchen aus. „Die abscheulichen Felsen! . . ." sagte sie matt. „. . . Wie lange dauert es denn noch damit?"

„Zwei Schritte!" Er bemerkte ihr Erstaunen und setzte hinzu: „Wir sind am Rande des ewigen Schnees. Da aber ein kalter Wind über die Fläche weht und wir erhitzt sind, so rasten wir hier im Schutze des Felsens!"

Mit der Entdeckung, daß man die Gusseln überstanden, und unter dem Eindruck des Frühstücks hob sich die Stimmung wieder, während die Führer alles zusammenpackten und ihre Seile aufzurollen begannen.

„Ich schlag' Ihnen vor, wir teilen uns!" wandte sich der Baron an Herrn von Randa. „Sie lassen sich von dem einen Führer ans Seil nehmen und vertrauen dem anderen und mir Ihre Frau Gemahlin an. Zwei Neulinge an einem Seile . . . das könnt' unter Umständen unangenehm werden, wenn der eine 'mal ausrutscht oder sonst 'was passiert!"

Herr von Randa gähnte. „Sie haben zu bestimmen, Verehrtester . . . Sie allein! Dirigieren Sie diesen abnormen Scherz, den wir uns heute leisten, ganz nach Ihrem Belieben!"

Wirklich . . . da lag die Schneefläche vor ihnen und ihr erkältender Hauch streifte die erhitzten Wangen. Ein einziges, unendliches, uferloses Weiß, in dem das Auge jeden Maßstab und jeden Anhaltspunkt verlor. Erst allmählich erkannte man, daß dies blendende Feld seine Einsenkungen und Hügel, seine Mulden und mächtigen Hänge besaß.

Über dem Kamme eines jeden solchen

Hanges blaute der Himmel. Es schien, als habe da der Berg ein Ende, als sei die Spitze erreicht. Stand man aber auf der Höhe, dann breitete sich wieder ein schimmerndes Plateau aus, das drüben ein neuer Hang begrenzte, um seinerseits oben abermals in eine neue Firnfläche überzugehen. Es war unmöglich, zu erkennen, wohin man stieg, was hinter einem zurückblieb. Einer Wanderung in grenzenlose Weiten, die ohne Raum- und Zeitschranken sich ringsum zu dehnen schienen, glich der endlose, einförmige Marsch durch den Schnee.

Der harte Firn kreischte und knarrte unter den Nägelschuhen und den taktmäßig aufgesetzten Eisenspitzen der Stöcke, das Seil pendelte in regelmäßigen Schwingungen zwischen den wie stumme Maschinen schreitenden Gestalten hin und her, und stoßweise ballte sich der Atem als dünne Rauchwolke in der Luft. Ab und zu ein kurzer, prüfender Halt vor einer Spalte, ein Ruck am Seil, wenn einer unversehens in ein Schneeloch trat ... dann weiter ... weiter ... immer weiter ...

Gott sei Dank, da oben auf dem Schneekamme blitzte es warm und freudig auf. Da war endlich die Sonne ... die liebe Sonne, die Elisabeth die ganze Zeit ersehnt hatte.

Ihr beiden Begleiter blieben stehen und nestelten von den abgenommenen Hüten die Schneebrillen los. Sie zögerte.

„Muß das sein?" fragte sie zweifelnd.

„Wenn sie fünf Minuten lang ohne Brille auf das besonnte Schneefeld schauen," sagte der Baron und setzte seinen Hut wieder auf, „... so sind Sie halb blind und haben acht Tage geschwollene Lider und thränende Augen. Aber ihre Tücher und den Mantel können Sie jetzt dem Führer geben. Da oben wird's heiß."

Das hatte sie schon gemerkt. Der Firn will nichts von der Glut der Sonne wissen. Er schleudert ihre Strahlen fühllos zurück, daß sie über seinem Frostpanzer ziellos hin und her zittern und mit sengendem Hauch den Hochwanderer umfangen.

Der Führer schob die abgelegten Hüllen in seinen Sack, während sie selbst sich mit ungeübten Händen die Eisbrille über den Augen befestigte. „Pfui, wie häßlich!" rief sie unwillkürlich aus. Es war ihr, als sei die Sonne plötzlich untergegangen und es umfange sie wieder das trübe farblose Grau des heutigen Morgens. Kein bunter Schein, kein froher Lichtflimmer durchdrang das rauchige Glas und die engen Drahtmaschen. Es war unsäglich traurig.

Sie empfand ein leichtes Zucken des Seils. Es ging weiter. Erst geradeaus, dann in ewigem Zickzack über steile Schneefelder, hin und her und wieder hin und her, eine Viertelstunde nach der anderen, und nichts ringsum zu schauen, als grauer Schnee und graue Luft und die grauen Gestalten ihrer Begleiter, die unter den mächtigen Brillen wie fremde, unheimliche Stubengelehrte aussahen.

„Du, Elisabeth ..." hörte sie einmal dreißig Schritte hinter sich die Stimme ihres Gatten, „... was meinst du, die Schneebrillen wollen wir künftig auch zu Hause tragen. Die sind zu angenehm ... nicht?"

Sie erwiderte nichts. Sie fühlte sich nicht nur verdrossen und müde, sondern auch ein körperliches Unbehagen überkam sie immer stärker. Was es eigentlich war, wußte sie nicht. Eine Art von Beklemmung, von Schwindel und Übelkeit ... es wuchs mehr und mehr ... kalte Perlen traten auf ihre Stirne, sie atmete bang und schwer ...

Endlich hielt sie das Seil fest und blieb stehen. „Mir ist ganz schlecht zu Mute!" sagte sie kleinlaut zu dem sich umwendenden Baron.

Ihr Begleiter griff in die Tasche und holte eine Feldflasche heraus. „Dreitausendfünfhundert Meter!" sprach er trocken. „... Das ist die kritische Höhe für die Bergkrankheit. Dagegen gibt's zwei Mittel: erstens ein Schluck Kognak! ... so! ... zweitens die Zähne zusammenbeißen und zu seinem inneren Menschen sagen: Ich will! ..."

Ihr Gemahl war herangekommen. „Wie siehst du denn aus!" rief er. „Du bist ja käseweiß im Gesicht, Kind! ... Nu wollen wir uns aber schleunigst rückwärts konzentrieren!"

Sie schüttelte den Kopf und gab das Fläschchen zurück. „Weiter!" sagte sie matt und setzte mit gesenktem Kopf die Zickzackwanderung fort.

„Wie schaut's?" tönte es nach einer Weile vor ihr.

„Schlecht!"

Zehn Minuten verstrichen. Dann hörte sie wieder die Stimme: „Aber es geht doch vorwärts?"

Sie furchte grimmig die Stirne. „Es muß gehen!"

„Recht so!" Wieder nach einer Weile fühlte sie die Feldflasche in ihrer Hand. „Jetzt noch einen herzhaften Schluck! Wenn wir noch hundert Meter höher kommen, so geht der Anfall weg ... langsam steigen ... ja nicht den Atem verlieren ... dann ist's gefehlt ... so ... immer tapfer ... so gar quittengelb schauen's gar nicht mehr aus ... oho ... jetzt fangen die Backen gar an, wieder rot zu werden ..."

„Es geht mir auch wieder besser!" erwiderte Elisabeth mit einem Versuch, zu lächeln.

„Na alsdann! ... so ... Da sind wir oben! Da haben Sie Seine Majestät vor sich!"

Sie lüftete ein wenig die Brille und stieß einen freudigen Ruf aus.

Dicht vor ihr erhob sich über einem jäh abschießenden, von kleinen Felszacken durchbrochenem Firnhang die eigentliche Kuppe des Berges, ein wild zerklüftetes, mächtig emporstrebendes Felsengewirr, in dem nur wenige Schneestreifen den bräunlichen Schimmer des Gesteins unterbrachen. Ganz oben hob sich in scharfen Umrissen die Gipfelspitze über dem tiefblauen Himmel ab.

„Wie steht's?" fragte er nach kurzer Ruhe. „Wollen Sie noch weiter?"

Sie schaute ihn erstaunt an, nahm, ohne ein Wort zu verlieren, ihren Bergstock zur Hand und schritt fürbaß.

Er hielt sie am Arme fest. „Schneid' haben's schon!" lachte er. „Aber lassen's mich voraus! Mit dem Grat da ist nicht zu spaßen!"

Der Grat war höchstens fünfzig Meter lang, aber beinahe messerrückenschmal und senkte sich zu beiden Seiten als steiles Eisdach hinab, unter dem die freie Luft schimmerte.

„Vorsicht ... fest den Fuß aufsetzen! ... Nicht zu stark auf den Stock stützen ... der kann ausgleiten ... langsam ... immer ruhig!" tönte es vor ihr. Und wie ein Echo kam von hinten das Gemurmel des Führers: „Vorsicht ... aufrecht gehen ... langsam ... nicht hinducken! Es geschieht der Dame nichts! ... Langsam!"

Da waren sie drüben. „Uff!" sagte sie und schüttelte sich. „Eben hätt' ich doch als Frauenzimmer eigentlich das Recht gehabt, mich ein bißchen zu fürchten!"

Er sah sie prüfend an. „Sie sind anders wie andere Frauenzimmer!" brummte er und wandte sich dann rasch, als bereue er das Gesagte, zu dem Führer: „Gehen's zurück! Helfen's dem Herrn hinüber! Wir steigen indes bis zum Firnhang hinauf."

Dort angelangt begann er, ohne sich umzuschauen, kunstgerecht eine schnurgerade aufwärtsführende Treppe in das Eis zu schlagen. Sie blickte, ungeduldig im Schnee hin und her stapfend, zurück und sah ein seltsames Bild.

Am anderen Ende des schwindligen Schneegrats verhandelte ihr Gatte mit den Führern. Sie schienen über etwas zu streiten. Wenigstens redeten die Leute eifrig auf ihn ein und wiesen nach der Stelle, wo sie stand. Er antwortete mit Kopfschütteln und erregten Handbewegungen.

Ein plötzlicher, entsetzlicher Verdacht erfaßte sie. Aber Gott sei Dank ... nein! ... Unten setzten sie sich in Bewegung und überschritten langsam die gefährliche Stelle. Sehr glücklich war das Bild nicht, das der in der Mitte dabei bot. Aber wahrscheinlich hatte sie selbst ja auch keine bessere Figur gemacht.

Als er herankam, sah sie, daß sich seine Gesichtsfarbe merklich verändert hatte. Er holte schwer Atem. „Das ist ja ein unsinniger Weg, den uns der Baron da schleppt," sagte er halblaut zu ihr, „... es ist für dich besser, Elisabeth, du kehrst um!"

„Warum denn?" fragte sie kühl. „Mir ist wieder ganz gut. Und jetzt wird's ja erst schön!"

„Schön!" Herr von Randa warf einen Blick auf den Eishang und bemerkte jetzt erst die von dem Baron hergestellte Stufenleiter. „... Und da sollen wir hinauf?"

Sie zuckte die Achseln. „Es scheint so!"

„Ja, aber liebes Kind, sieh dir doch 'mal die Geschichte an. Weiter oben kommen diese thörichten Stufen ja ganz dicht an den Hang heran. Wer da ausrutscht, fliegt tausend Meter in die Tiefe!"

„Man rutscht eben nicht aus!“ lachte sie.

„Ich bin fertig!“ schrie von oben der Baron mit seiner Löwenstimme. „Los! . . . Sie zuerst, gnädige Frau!“

Ihr Mann richtete sich auf: „Ich gestatte das nicht. Wenn dir ein Unglück passiert —“

Die beiden Führer hatten einen Blick getauscht. „Dafür sind wir da, Herr!“ sagte der eine der beiden Brüder fest und weit entschiedener, als der bescheidene Mensch sonst auftrat, „ . . . und wir stehen als zwei Bergführer ersten Ranges im Bädecker und im Tschudi, und Sie haben unsere Zeugnisbücher gesehen!“

„So kommen Sie doch!“ dröhnte es von oben.

Der eine Führer stand schon auf den Stufen: „Halten Sie sich nur fest am Seil, Madame! Ich zieh' Sie herauf. Das geht ganz gut!“

Mit kräftigem Ruck schleppte er sie von einer Stufe zur anderen die jähe Wand empor. Der andere Führer hinterher. Nach wenigen Minuten waren sie ohne Zwischenfall oben.

„Was hat denn der Herr wieder gehabt?“ schnauzte der Baron sie an. Die Führer lachten, schauten sich an und zuckten vielsagend die Schultern. Dann stiegen sie wieder hinab.

Elisabeth hatte sich abgewendet. Eine tiefe Röte überzog ihr Gesicht. Eine unbestimmte Angst, daß sie sich ihres Gatten schämen müsse, kam über sie und wuchs erstickend an. Sie wagte gar nicht, den Firnhang hinabzublicken. Immer näher hörte sie die zuredenden Stimmen der Führer und ein undeutliches Brummen des Barons, das nicht sehr schmeichelhaft klang.

„Na also, den Kopf hat's nicht gekostet!“ sagte er recht rauh zu den Ankommenden.

Herr von Randa antwortete ihm nicht. „Elisabeth“ . . . keuchte er, mit Pausen zwischen jedem Wort. „ . . . Wir haben uns da zu einem ganz . . . ganz . . . unvernünftigen . . . Abenteuer bereden lassen! . . . ich bestehe darauf . . . daß wir jetzt auf der Stelle umkehren . . .“

Sie schaute ihn kalt an. Der Baron ersparte ihr eine Antwort. „Setzen's sich da hin!“ sagte er kurz. „Trinken Sie ordentlich Wein, dann kommen Sie auf bessere Gedanken!“

„Ich kehre um!“ widersprach Herr von Randa scharf. Sein gutmütiges Gesicht war bleich und mit Schweißperlen bedeckt. „. . . Natürlich nicht wegen mir, sondern wegen meiner Frau!“

„Ihre Frau klettert wie ein Wiesel!“ fiel ihm der Baron unwirsch in die Rede „Und Courage hat sie mehr wie . . . wie nötig ist!“

Er brach ab. Und unwillkürlich ergänzte sie sich im Geiste, was er eigentlich mit seinen letzten Worten hatte sagen wollen! Da stand sie, unerschrocken, thatenlustig, nachdem sie durch eigene Willenskraft ihre Schwäche niedergekämpft, der Gefahr spottend . . . und neben ihr . . . sie blickte ihrem Mann ins Gesicht. Er gab sich alle Mühe, ruhig zu bleiben, aber sie sah deutlich, was in ihm vorging.

Er war ihr Mann. Sie mußte ihm beistehen! Eine Wolke finsteren Zorns glitt über ihr schönes Gesicht. „Gehen wir also hinunter,“ sagte sie, an ihm vorbei in die Weite starrend, „wenn du so besorgt um mich bist!“

Aber da widersprachen nicht nur der Baron, sondern auch die beiden Führer, deren Ehrgeiz es natürlich war, die Reisenden bis auf den Gipfel zu bringen. „Wenn Sie wieder im Schnee unten sind, machen Sie uns Vorwürfe, daß wir umgekehrt sind!“ meinte der eine, und der andere wies nach oben: „Es ist ja nur noch eine schwierige Stelle! Dann geht's ganz leicht in einer Stunde hinauf!“

Elisabeth blickte auf ihren Mann. Er hatte einen starken Schluck Wein genommen. Seine Züge belebten sich. Er widersprach den Führern nicht.

Sie fühlte eine schwere Hand auf ihrem Arm. „Kommen Sie!“ sagte der Baron halblaut. „Wenn er Sie vor sich sieht, bleibt er schon dabei!“

Sie kletterte mit ihm und dem einen Führer empor. Erst über mäßig steile Platten, dann auf einem kurzen, breiten Felsenband, das jäh an einer vorspringenden Ecke des Gesteins abbrach.

„Jetzt kriegen Sie ihren dritten Schluck Kognak!“ sagte der Baron stehen bleibend. „Ich verschwinde jetzt um diese Ecke, trete aber nicht in die freie Luft, wie

es den Anschein hat, sondern auf eine Steinkante, die auf der anderen Seite läuft. Wenn ich Ihnen dann zurufe: ‚Jetzt!‘ so vergessen Sie, bitte, daß Sie ein Frauenzimmer sind und das Recht haben, sich zu fürchten, kneifen Sie die Augen fest zu, damit Ihnen nicht vor dem Abgrund unter Ihnen schwindelig wird, schwenken das rechte Bein in die Luft hinaus um die Ecke und tasten, bis Sie auf der anderen Seite festen Tritt haben, verlegen allmählich den Schwerpunkt Ihres Körpers dahin, geben sich einen Ruck, ziehen den linken Fuß nach und stehen vergnügt auf der anderen Seite. Nur keine Angst. Sie können nicht fallen. Und wenn Sie fallen, so bleiben Sie drei Schritte abwärts am Seil hängen, und wir ziehen Sie wieder in die Höhe!“ ...

Vorsichtig tastend umklammerte er den Felsen. Dann ein Schwung. Die mächtige Gestalt verschwand vor ihren Augen. Nur das Seil zuckte leise, und man hörte, wie drüben ein Stein sich löste und herabkollerte. Dann ward es still. Nach endlos langer Zeit kam erst aus dem Abgrund der dumpfe Schall.

„Los!“

Ihr Herz hämmert zum Zerspringen. Bleich, mit zitternden Händen, schob sie sich bis zu der Stelle hin.

Da hörte sie von unten eine angsterstickte Stimme.

„Elisabeth!“ Das Gesicht ihres Gatten war verzerrt. „ ... Zurück! ... Zurück, sag' ich ... das ist frevelhaft, ich erlaub's nicht!“

Sie blickte auf ihn hernieder, mit einer Art traurigen Mitleids. Wie im Traume

Aus unserer Studienmappe:

Forscher und Sphinx. Von A. Donndorf.

zog der Tag an ihr vorbei, da man sie in der Dorfkirche traute, und sie vernahm wieder, vor dem Altar knieend, die Stimme des Pfarrers ...

„Er soll dein Herr sein!"

„Los!" tönte es ungeduldig noch einmal von drüben.

Dein Herr! ... Der Mann da unten, dem die Furcht aus dem Gesichte sprach.

Aber freilich ... die Furcht um sie! Wenn sie drüben war, würde er ihr gewiß folgen!

„Hoho! Also wirklich Angst!" höhnte die Donnerstimme hinter dem Felsen.

Sie fuhr zornig empor. Ihre Augen sprühten ... sie schloß die Wimpern ... sie umkrampfte das Gestein — ein kurzer Augenblick, in dem Atem und Herzschlag erstarrten. Dann stand sie drüben, und der Freund lachte sie gutmütig an.

„Ich hab' keine Angst gehabt!" stammelte sie atemlos. „Mein Mann rief mich im entscheidenden Augenblick an!"

„Der will Sie wohl morden!" brummte der Baron ingrimmig. „Na, setzen Sie sich dahin, bis er herüberkommt!"

Es zupfte am Seil. „All right?" tönte von drüben die Stimme des Führers. Der Baron setzte sich zurecht und spannte an. „Go on, Sir!" schrie er übermütig, und der Führer schlüpfte herüber.

Der Mann hatte das zweite Seil um den Arm gebunden und wog es unschlüssig in der Hand. „Das ist bös!" sagte er, „... der Herr will nicht herüber!"

„Warum nicht?" Der Baron runzelte die Stirn.

„... Er hat Angst!" raunte der andere ihm zu, leise, um nicht von Elisabeth gehört zu werden.

Sie hatte es doch vernommen. Ein wildes Lachen klang von ihren Lippen. Sie sprang auf und legte die Hände an den Mund. „So komm' doch!" rief sie mit heller Stimme, „es ist ja gar nichts dabei!"

Hinter dem Felsen blieb es still. Man vernahm nur das dumpfe Murmeln des zweiten Führers. Der erste hatte sich in Positur gebracht und das Seil über Felsblöcke befestigt, um den Touristen zu erwarten.

„Wo ist der Herr?"

Eine Pause. Dann klang es dumpf aus dem Munde des zweiten Führers zurück: „Dem Herrn widersteht die Stelle! Er kehrt um!"

Sein Bruder lachte und hielt dann mit einem Blick auf Elisabeth erschrocken still.

„Die Herrschaften möchten doch zurückkommen!" hallte wieder dumpf von drüben die Stimme.

Der Baron sprang auf und reckte seine mächtige Brust. „Fällt mir gar nicht ein! Wenn der Herr umkehren will, hat er an einem Führer ganz genug!"

„Der Herr Baron könne machen, was er wolle." Durch die Stimme des Führers klang es wie unterdrückte Heiterkeit. „Aber die gnädige Frau müsse sofort umkehren!"

Ihr Freund zuckte die Achseln. „Ja ... das steht nun bei Ihnen."

Sie antwortete nicht gleich. Ein Zug verächtlichen Stolzes spielte um ihre Lippen. Sie sah in diesem Augenblick hart, beinahe grausam aus.

„Meinen Sie, daß ich meinem Herrn und Gebieter auch diesmal gehorchen soll?" sagte sie rauh. „Heute hab' ich Lust, einmal ungehorsam zu sein! ... Mag daraus werden, was da will!" Sie wandte sich zum Führer: „Machen Sie das zweite Seil los und werfen Sie es den beiden anderen hinüber. Ich geh' mit Ihnen und dem Herrn Baron auf den Gipfel!"

X.

Höher ... immer höher hinauf, dem Eisriesen zu Leibe, der sich vergebens gegen seine winzigen Bezwinger wehrt. Hindernis auf Hindernis häuft er, um den schwarzen, unverdrossen vorwärts kriechenden Punkten den Weg zu verrammeln. Starre Felswände stellt er ihnen entgegen, faules Gestein, das tückisch in der Hand bricht, furchtbar jäh abschießende Firnhänge. Aber über alles hin schlingt sich das Seil, klirrt die Axt und hebt sich der Bergschuh Schritt für Schritt dem näher und näher kommenden Ziel entgegen.

Das ist das Gewaltigste und Aufregendste im Leben des Hochtouristen, dieser letzte Kampf mit dem Koloß, dieser Streit, den da in viertausend Meter Höhe, weit über den Stätten der Menschen, weit über der Wolkendecke, drei schwache Lebewesen mit dem ungeheuren Stein- und Eisgebilde führen. In den Kerben seines Frostpanzers

sich emporwindend, jeden Felszacken als Handgriff benutzend, aus dem spröden Firn sich eine Treppe schmiedend, geht es hartnäckig himmelan bis zu dem allerhöchsten, sanft geneigten Schneerücken, der keinen Widerstand mehr bietet. Der Augenblick des Triumphes ist nahe — und gellend hallt durch das starre Reich des Todes das Juchzen der Führer. Etwas Tierisches liegt in diesem Schrei, etwas von ungebändigter Kraft des Herrn der Schöpfung, jener unruhigen, kampfsuchenden Kraft, die ihn in die fernsten Winkel seines Erdballs, in das starre Eis des Nordpols, den ewigen Schnee der Hochwelt zum Kampfe mit den Elementen treibt.

Ein berauschendes Glücksgefühl schwellte Elisabeths Brust, während sie mit den Männern höher und höher klomm. Sie dachte an nichts mehr, als an die trotzige Spitze über sich, die ihre Augen im Klettern kampfgierig suchten. Die Erinnerung an den Auftritt mit ihrem Mann, das Bewußtsein der Gefahr, — das alles verschwand in diesem einzigen Gefühl unbeschreiblicher Daseinsfreude, durch diese Welt voll Graus und Schrecken sein blühendes Leben siegreich und lachend bis zu den Grenzen des Himmels hinaufzutragen.

Auch der Führer wurde immer lustiger, je höher sie kamen und je eisiger der Hauch der Berge ihre heißen Wangen umfächelte. Er schrie und juchzte bei jedem neuerklommenen Kamme, jeder glücklich überwundenen Felswand, und in sein lärmendes Wesen klang zuweilen das tiefe, dröhnende Lachen des Barons, dessen mächtige Augen in kühnem Wagemut glänzten. Sein Gesicht hatte sich gerötet, der blonde Vollbart wehte darüber hin. Er sah in dieser Stunde wahrhaft schön aus.

Unwillkürlich mußte sie daran denken. Aber fast zugleich erfaßte sie ein beklemmendes, beängstigendes Gefühl, das sich schon die ganze Zeit dumpf bei ihr gemeldet hatte. Sie konnte keine Luft mehr bekommen! Sie mochte atmen, so tief sie wollte ... sie hatte trotzdem die Empfindung, als ob ihre Lungen sich nur unvollkommen füllten, wie bei einem Menschen, dem man unter der Luftpumpe den Lebensstoff entzieht.

Sie blieb stehen und rang nach Atem.

„Haben's Nasenbluten?“ schrie der Baron über ihr. 'ne Handvoll Schnee ins Genick, das wirkt auf der Stelle!“

„Nein ... danke!“ Sie sah empor. „Aber ich glaub' ... ich ersticke!“

Der Baron lachte. „Ja, so dick wie im Ballsaal ist die Luft hier nicht! Aber 's langt schon noch! ... Nur ordentlich schnaufen und keine Angst ... dann geht's!“

Wirklich, es ging ... wenn auch zur Not. Und etwas seltsam Erfrischendes und Nervenstärkendes hatte diese eisdünne Luft an sich, die wie ein kaltes Bad den Körper umspielte und durch alle Hüllen drang.

Höher ... immer höher! Der Riese gab sich nicht so leicht. Jetzt galt es noch die letzte, als dünne Pyramide aufschießende Spitze zu nehmen.

Sie kletterten an diesem höchsten steilen Zacken empor, wie die Dachdecker an einem Kirchturm. Schon war es fast ringsum Luft, was sie umgab. Nur vor und über ihnen starrte noch, wie in den Wolken schwebend, der Stein, der ihren Füßen Halt bot, der sie mit der Erdenwelt verband.

So mochte es Luftschiffern zu Mute sein, wenn sie die blöde Lehmkugel da unten verlassen und in das unendliche Weltall emporsteigen. Immer kleiner und winziger wird alles da unten. Zu grünen Bändern schrumpfen die Thäler zusammen, zu schmutzigen Dunstflecken die Städte. Wie Maulwurfshügel ketten sich die Vorberge aneinander, und silbernen Bändern gleich senken sich die unten so riesenhaften Gletscher in sie hinab. Nebelstreifen, weißlicher Dunst da und dort in der Tiefe, ein Dampfen wie von einem kochenden Kessel. Das sind die Wolken, die über dem Bergthal brauen, und die Armen darunter sitzen im Regenschauer und ahnen gar nicht, daß hier oben die Sonne in strahlendem Glanze die ragenden Eiszinnen versilbert und den Himmel in einem leuchtenden Blau verschwimmen läßt, das, klar und unergründlich zugleich wie die Ewigkeit, sich über dem ewigen Eise wölbt.

Hier ist das Reich des Todes! Kein Laut als ferner Lawinendonner und das Heulen des Windes, keine Bewegung als das Flimmern der Schneekrystalle, die er über die blendenden Flächen hinstäubt, daß sie im Sonnenlicht als Myriaden glitzernder

Punkte blinken. Hier gibt es kein Erwachen und kein Ersterben der Natur. Ob unten das Korn reift und die Rebe blüht, ob der Maiwind rauscht oder das bunte Laub zu Boden kreist, hier oben bleibt alles starr und weiß und tot, ob nun in seltenen Wochen die Sonne darüber lacht oder den Rest des Jahres durch regelloses Wolkentreiben der Sturmwind seine heulende Bahn zieht.

Und in dieses geheimnisvolle Reich drangen sie jetzt ein, in diese unbekannte Welt, die nur Auserwählten ihre Pforten öffnet! Elisabeths Herz zitterte. Wie sie da nachstieg, ein Hindernis nach dem anderen überwindend, im stolzen Vollgefühl von Mut und Kraft und Gesundheit, da empfand sie, daß nur der den wahren Wert des Lebens kennt, dem das Leben selbst ein Einsatz im Spiele ist. Das, was man aus tausend Nöten und Gefahren glücklich gerettet, das hält man hoch, das schätzt man über seinen Wert und fühlt sich froh in seinem Besitz. Es lag etwas Wollüstiges in diesem jauchzenden Spiel mit dem Tode, in diesem Necken mit der Vernichtung, die wie ein drohendes Gespenst seit Stunden neben ihnen herschlich, und gegen das sich alles in ihr aufbäumte. „Wir wollen leben!" krampften sich die Muskeln zusammen. „Wir wollen leben!" zitterten die Nerven. „Wir wollen leben!" hämmerte das Blut durch ihre Adern — und wie eine mahnende, beruhigende Stimme antwortete in ihrem Innern das, was sie selbst war, ihr eigentliches, innerstes Wesen: „Seid unbesorgt! Ich führe euch vor die Augen des Todes, damit ihr wißt, daß ihr lebt! Und daß ihr wißt, was ihr am Leben habt!"

Nun waren sie beinahe oben! Eine Firnkuppe, kaum größer als ein Häuschen, das war das letzte, leicht erreichte Ziel. Über der Kuppe schwamm die dünne Höhenluft, sie umfing sie rechts und links, sie spielte fast unter ihren Füßen. Elisabeth mußte sich an dem Felsen anklammern, um sicher zu sein, daß sie noch irgendwo einen Halt an der alten, festen Mutter Erde habe.

„Seien's kein neugieriges Frauenzimmer und schauen's nicht zu viel herum. Sonst werden's zu guter letzt noch schwindlig!" sagte der Baron, sich in einem winzigen Felswinkel niedersetzend. „... Da nehmen's Platz und ruhen's sich aus, daß Sie nicht erhitzt auf die Spitzen kommen!"

Der Platz war eng. Sie mußten sich dicht aneinander pressen. Er legte unwillkürlich den Arm um sie, um sie zu halten. Ihr schwerer, rascher Atem schlug heiß ineinander, während sie mit großen, leuchtenden Augen stumm und kühn hinaus in die uferlose Weite schauten.

„So muß einem Paar Turmfalken zu Mute sein," meinte Elisabeth träumerisch. „Wenn man an die Seelenwanderung glaubt, könnt' ich schon so ein wilder Vogel gewesen sein ... und Sie ... glaub' ich ... auch!"

Er wandte rasch den Kopf zu ihr.

„Meinen Sie? Da paßten wir beide freilich zusammen!"

Seine Stimme klang rauh und herb, daß sie erschrack. Aber nicht vor ihm ... mehr vor dem, was durch ihren eignen Kopf ging. Sie sah wieder ihren Gatten vor sich, dort unten — an der verhängnisvollen Stelle ... und neben ihr saß wie ein Herr und Gebieter, den das Schicksal ihr gesandt, der kühne, gütige, kraftstrotzende Mann. Sie fühlte den Druck seines starken Armes, der sie beschirmte und vor dem Sturz bewahrte, und in ihr Ohr klang seine markige Stimme.

„Hier passen wir zu einander ..." sagte sie schweratmend, ohne ihn anzusehen. „Hier gewiß!"

Ein kurzes Schweigen. Sie fühlte, daß er leise, wie erschrocken, den Arm von ihr nahm und eine Bewegung machte, um seitwärts zu rücken. Aber das war nicht möglich. Hier war eine Trennung für sie der Tod ...

Und dann schauten sich beide ins Auge. Stumm, mit angstvoll forschender Neugierde sahen sie sich an, wie fremde, unheimliche Wesen, die auf unbegreifliche Weise in ihnen selbst mitlebten, die dasselbe dachten wie sie, dasselbe wünschten und empfanden wie sie, die nichts anderes waren als sie selbst in der Verkleidung des anderen Geschlechts, ihr Spiegelbild, das ihnen rätselhaft und vertraut zugleich zulächelte ...

Sie schwiegen. Denn sie wußten: in diesem Augenblicke entschied sich ihr Schicksal.

* * *

Der Führer, der weiter oben an einem Felsen kauerte, mahnte zum Aufbruch. Sie stiegen die letzte Höhe empor.

Nun standen sie oben auf der kleinen Insel inmitten des schwach bewegten Luftmeeres. Und unter ihnen lagen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit.

Elisabeth faltete die Hände. Ein einziger Gedanke lebte in ihr, ein stummes Gebet: „Herrgott . . . ich danke dir, daß du mich das schauen ließest!“

In unermeßliche Weiten schweifte ihr Blick. Von den Reisfeldern der Lombardei bis zu den Rebenhängen Tirols, von den grünen Wellen des Genfersees bis zu dem Tannendunkel des Schwarzwaldes entrollte sich ihr die Erde. Wohl schwebte über diesen Niederungen ein feiner Dunst. Wolken zogen darüber hin und ließen nur unbestimmt die Lage der Länder und der Seen erraten, aber aus diesem rauchigen Untergrund hob es sich hunderttürmig, in leuchtenden Zacken empor. Ein Schneegipfel schob sich hinter den anderen, eine Kette schloß sich der nächsten an. Was hier in dem alten Europa groß und gewaltig war, was über das Mittelmaß der Erde hinausragte, das reihte sich hier zu einem unermeßlichen Kreis von flimmernden Firnen, von wild aufstarrenden Felsspitzen, zwischen denen sich in blendendem Weiß die Schneefelder, in flammendem Farbenspiel die Gletscher über die rötlichbraunen Unterberge hinab in das Bereich der Nebel und der Wälder, hinab zu den Thälern der Menschen senkten.

Da standen sie, die Riesen des alten Erdteils, in starrer Majestät sich über Firn und Wolken hin grüßend.

Dicht vor den einsam atmenden Wesen da oben bäumte sich die satanische Gestalt des Matterhorns in wütendem Trotz gegen den Himmel auf, und mit dem Ungeheuer strebten seine Nachbarn, das Rothorn und der weißleuchtende fürchterliche Dent-Blanche, empor zum ewigen Blau. Zur anderen Seite krümmte das sanfte, große Breithorn den geduldigen Rücken. In blendenden Zacken schimmerte drüben die lange Reihe der italienischen Seealpen. Und von ihnen weg zog der Blick in immer weitere Fernen. Dort, wo der unschöne Koloß des Domes sich wölbte, dort flimmerte es weit hinten in der klaren Eisluft von kühn ragenden Gipfeln und endlosem Schnee. Dort scharten sich die Giganten des Berner Oberlandes um ihre Königin, die Jungfrau, die im Strahlenglanz aus ihrer Mitte sich erhob. Um sie herum die riesigen Recken — alles überragend als mächtigster Vasall das Finsteraarhorn, neben ihm des Großschreckhorns ungefüge Gestalt und die Lauteraarhörner. Auf der anderen Seite, im Eisglanz gleißend, die tückische Blümlisalp und, schauernd in ihren Schneepelz gehüllt, die Weiße Frau.

Hinter dem Matterhorn her stieg, eine weiße Märchenwelt, ein ungeheurer Eiswall mit himmelstürmenden Zinnen aus dem Gewühl der Hochwelt empor. Über Europa herrschend prangte da der Montblanc, und seine höchste Spitze, der Monarch, grüßte

Aus unserer Bildermappe:

Junges Leben. Nach dem Gemälde von E. A. Waterlow.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.)
Copyright 1893 by Photographische Gesellschaft, Berlin.

ins Oberland hinüber zur jungfräulichen Königin dieser erdentrückten Pracht. Gegenüber, dort im Osten, trotzten die Tiroler Berge den mächtigeren Schweizer Genossen. Die Ortlergruppe wölbte sich aus dem Gewimmel der niederen Spitzen, der zackige Großglockner stand in leuchtendem Glanz, und zwischen alledem schimmerten wie der Wiederschein des Himmels tiefblau durch die Nebelfetzen die Fluten des Lago Maggiore.

Kein Laut . . . keine Bewegung in der zahllosen Schaar der Gipfel, die ihr beschneites Haupt zum Himmel aufheben. Starr und fürchterlich wie die Ewigkeit stehen sie da, durch trüben Wolkendunst von der Welt da unten geschieden. Was kümmert sie Erdenlust und Erdenleid? So haben sie gestanden, lang vor den ersten jenes Zwerggeschlechtes, das ihnen jetzt seinen Fuß auf den Nacken setzt, — so werden sie stehen, wenn der letzte der Pygmäen in der Gletscherwüste verkommt, die einst von ihren Hängen herab langsam über den erkaltenden Erdball kriechen wird.

Auf Länder und Meere sehen sie hinab. Dort hinten liegt das Deutsche Reich, da weiter vorn Österreich. Hier ringsum die Schweiz und da nahe dabei Italien . . . da Frankreich . . .

Aber die Berge blicken in starrer Verachtung auf das blühende Leben unten. Und aus ihrem Sturme spricht die Stimme der Ewigkeit: Seit Jahrtausenden schauen wir dem bunten Spiele zu. Die Völker kommen und gehen. Es ebben und fluten die Zeiten. Es drängen sich die Dinge. Nichts ist beständig als der Tod. Nichts bleibend als der Wechsel. Das wissen wir, die ewig Dauernden, die Leblosen! Winzig und vergänglich ist alles, was ihr Menschen da unten treibt, thöricht alles euer Thun und Hoffen, ein Nebeldunst das alles, was euch da unten groß und gewaltig erscheint, und ihr selbst ein armseliges, im Tage vergehendes, im Tage verwehendes Geschlecht . . .

Unwillkürlich suchten die beiden einsamen Menschen da oben einander mit den Händen. Die verschränkten sie fest und blickten hinaus in die fürchterliche Pracht.

Eine bange, schwere Pause.

„Am liebsten würd' ich niederknieen und beten!" sagte Elisabeth endlich leise.

Der Freund nickte. „Da wölbt sich über Kirchen und Bergen der wahre Himmelsdom. Und wenn wir 'runtersteigen, wissen wir's: wir waren drin! . . . Und unsere Augen haben Gott geschaut! . . ."

XI.

Auf dem Heimweg war das Wetter umgeschlagen. Der Nebel stieg aus den Thälern.

Erst schwebte ein einsamer rauchiger Schwaden langsam und sich wie zögernd bald nach rechts, bald nach links wendend über die glitzernde Firnfläche dahin. Kleine Nebelfetzen blieben hinter ihm zurück und krochen unschlüssig hin und her, während die Hauptwolke aufwärts strebend sich in dem Zacken der nächsten Felswand verfing und deren Rippen mit rieselndem, schlüpfrigem Tau überzog.

Von anderen Seiten erklommen andere graue Dunststreifen schwerfällig die Höhe des ewigen Schnees. Sie näherten sich, sie steuerten durch die merklich trüber und feuchter werdende Luft aufeinander zu, und wo sie sich trafen, da erloschen die Strahlen der Sonne wie der Glanz des Firns, da verschwanden das Blau des Himmels und das Weiß des Schnees, und alles, alles floß in ein eintöniges, uferloses, unendliches Grau zusammen, von dem man nicht wußte, ob es aus Luft, ob es aus Nebel, ob es aus schwebendem Wasserdunst oder einem ganz feinen, durchdringend prickelnden Regen oder ob es aus dem allen zusammen bestand.

Wundersam war von oben der Blick auf diese Wolkenwelt, die langsam, alles in ihren grauen Fluten verschlingend und ertränkend, aus den Thälern sich zum Himmel hob. So mußte die Sintflut ausgesehen haben! Wohin das Auge schweifte, ein wüstes, wesenloses Chaos, in dem Himmel und Erde in eins zusammenflossen und alle Gebilde der Welt spurlos verschwanden. Nur die höchsten Gipfel wehrten sich noch. Wie schroffe, jäh aus dem Ocean aufsteigende Inseln erhoben sich ihre schneeüberschütteten Zinnen aus dem Wolkenmeer, das ihre Hänge umspielte, aus diesem wellenlosen, geräuschlos steigenden Meer, dieser Brandung, die, zu Eis erstarrt, die Klippen umkränzte. Nichts von dem Donner der Wogen, von Möwenschrei und Sturmgeheul,

das die wüste See belebt. Nichts regte sich, kein Laut erklang hier in dieser Todesdämmerung, die wie die Vernichtung selbst schweigend höher und immer höher zum Himmel emporwallte.

In ihr verschwand alles, was man bisher gekannt und geliebt — umsonst forschten die beiden einsamen Menschen von ihrem Schneehügel droben nach irgend einem vertrauten Punkt — alles, alles versank in uferlose Weiten, die ganze Welt, die sie sonst umgeben, ihr ganzes Leben, ihr eigenes Selbst. Was sie bisher gethan und gedacht und empfunden, das nahm auf Nimmerwiedersehen der schweigende Nebel auf, das lag begraben hinter ihnen, und ihrer harrte ein neues, geheimnisvolles Dasein, eine von grauen Wolkenschleiern verhüllte, von Tod und Gefahren starrende Welt, in die sie schweratmend tiefer und tiefer hinabstiegen.

Zuweilen sahen sie auf diesem Weg in das unbekannte Land hinab einander an, mit einer Art von Staunen.

„Also das bist Du — das Du, auf das ich ein langes Leben gewartet hab', ohne es zu kennen, ja, ohne es zu begreifen — das Du, das mir mein eignes Ich nimmt und mich doch reicher macht, als ich bin, das zerstörend und verwüstend in mein Leben einbricht, das mich mit gewaltigem Stoß aus meinen altgewohnten Bahnen schleudert und mit sich reißt, Gott weiß wohin — vielleicht in Sünde und Schuld, in Not und Tod — dies furchtbare, übergewaltige, gespenstige Du, das ich nie hätte schauen sollen, und das mir doch die Stunde zur gesegneten, zur einzigen lebenswerten meines Lebens macht, die uns beide zusammenführte . . ."

Zusammen für immer . . . sie sprachen es nicht aus . . . sie dachten es nicht aus . . . es stand als etwas geheimnisvoll Schauerndes, als ein wonniges, unbestimmtes Grauen in ihrer Brust.

Tiefer und immer tiefer hinab in das unbekannte Land! Schon umhüllten rings die Nebelschatten die schwer stapfenden Wanderer, ein feiner Wasserstaub, man weiß nicht, ist es Regen, ist es Nebel, senkt sich auf sie hernieder, mit seinem feuchten Dunst alle Poren der Kleider durchdringend, und unter ihren Füßen glitscht und rutscht der aufgeweichte, teigige Schnee. Dann über das weite Gewirr der Guffeln, der naßglänzenden, schlüpfrigen Felsblöcke, durch den aufgeweichten Schlamm der Moräne, über den Gletscher hin, von dem man im Nebel nichts sieht als die Eisfläche gerade vor sich und etwas abseits eine versprengte Ziege, die, blasiert meckernd, als ob sich das von selbst verstünde, zwischen den eisigen Schründen und Zacken umhersteigt. Endlich zum Chalet, wo man die Nacht zugebracht.

Hier wollte der Führer rasten. Elisabeth sprach zum erstenmal seit langer Zeit wieder ein Wort. „Ich möchte nicht lange hier bleiben!" sagte sie halblaut. „Ich möchte so rasch als möglich hinunter in das Thal!" Ihr Freund nickte. „Gehen wir weiter!" rief er kurz zum Führer und zog den Rucksack, den er schon hatte ablegen wollen, wieder über die Schulter empor.

Weiter in das Thal, wo die Entscheidung harrte. Wie sie ausschauen, wie alles sich gestalten sollte, das wußte keiner von den beiden. Aber immer rascher wurden ihre Schritte, trotz der Ermattung des langen Marsches, trotz des schlechten, geröllüberschütteten Maultierpfades, der sich in endlosem Zickzack hinabzog. Längst hatten sie die Grenzen des Baumwuchses erreicht und wandelten zwischen Lärchen und sturmgeschüttelten Kiefern hin, in deren struppigem Geäst die Nebel brauten. Schon kamen sie über triefende Matten, auf denen da und dort undeutlich die Sennhütten sich durch das fließende Grau hin abzeichneten und dumpfes Rindergebrüll erscholl, sie gingen an der Kapelle vorbei, über die Holzbrücke, unter der die grauen Eiswogen der Visp schäumten und tosten — und da lagen die ersten Häuser von Zermatt vor ihnen.

In dem Nebeldämmern des Spätnachmittags machte das verräucherte Bergdorf einen ganz fremden Eindruck. Es war, als sei der ganze Kulturfirnis, der es sonst während der Sommermonde überzog, mit einem Male vom Regen weggewaschen worden. Verschwunden waren die bunten, offenen Jahrmarktbuden zu beiden Seiten der Straße, verschwunden die schellenklingelnden Maultierzüge, und wie von der Erde verschluckt die Fremden, deren buntscheckiges Treiben sonst in allen Sprachen der Welt die schmutzige Dorfgasse erfüllte.

Der Massenschwarm der Touristen war bei Einbruch des schlechten Wetters, dessen Fortdauer für die nächsten Tage die Barometer mit seltener Einmütigkeit verhießen, einfach abgereist, die ernsteren Alpenfreunde aber hielten sich fröstelnd auf ihren Zimmern, lagen gähnend zu Bett oder schlugen am Billard oder im Rauchsalon die Zeit auf irgend eine Weise tot. Auch die Führer zeigten sich nicht. Teils saßen sie in ihrer Herberge, teils benutzten sie die unerwünschte Rast, um ihre Familien in Täsch, St. Niklas oder anderen Dörfern des Thales zu besuchen. Wären nicht die vierstöckigen Hotels gewesen, die da und dort über die Bauernhütten aufragten, so hätte sich in diesem Augenblicke Zermatt in keiner Weise von irgend einem wirklichen Hochgebirgsflecken unterschieden, durch dessen aufgeweichte Gassen allenfalls einmal eine Kuh im Regengerieſel zur Tränke trottet oder ein paar Hirten im Wettermantel und Schlapphut dahinschlendern.

Je mehr sie sich dem Hotel näherten, desto langsamer wurden wieder Elisabeths Schritte. Bei dem Gedanken, in wenigen Augenblicken vor ihrem Gatten zu stehen, empfand sie eine beklemmende Angst, wie vor etwas Niedrigem und Häßlichem, das ihr da unbestimmt drohte. Sie schämte sich selbst dieses erstickenden Widerwillens, sie suchte ihn niederzukämpfen — aber schließlich blieb sie doch stehen und sah sich ratlos um.

Gerade neben ihnen war die Kirche und an sie sich anschließend der Friedhof, ein Gewimmel verwetterter, niedriger Holzkreuze, über die sich ein wohl dreißig Schuh hohes Riesenkreuz mit den Worten: „Nur kein' Todsünd'!" schräg und dräuend neigte. Zwischen den Hügeln stand einsam und trotzig ein viereckig behauener Felsblock.

„Was ist das für ein Denkmal?" fragte sie ihren Begleiter. Es war das erste Mal, daß sie wieder das Wort an ihn richtete.

Er stieß die Thüre auf und ließ sie eintreten. „Da liegt der Croz begraben!" sagte er. „Der Michel Croz ... so ein Führer war einmal da und nicht wieder. Der war der erste auf dem Matterhorn."

„Und blieb dabei tot?"

Er nickte. „Er und die anderen. Hudson und Douglas liegen dort drüben unter der Steinplatte. Der dritte daneben ist nicht Hadow, — dessen Leiche hat man nie gefunden — sondern ein anderer Engländer, der erst später am Matterhorn umkam."

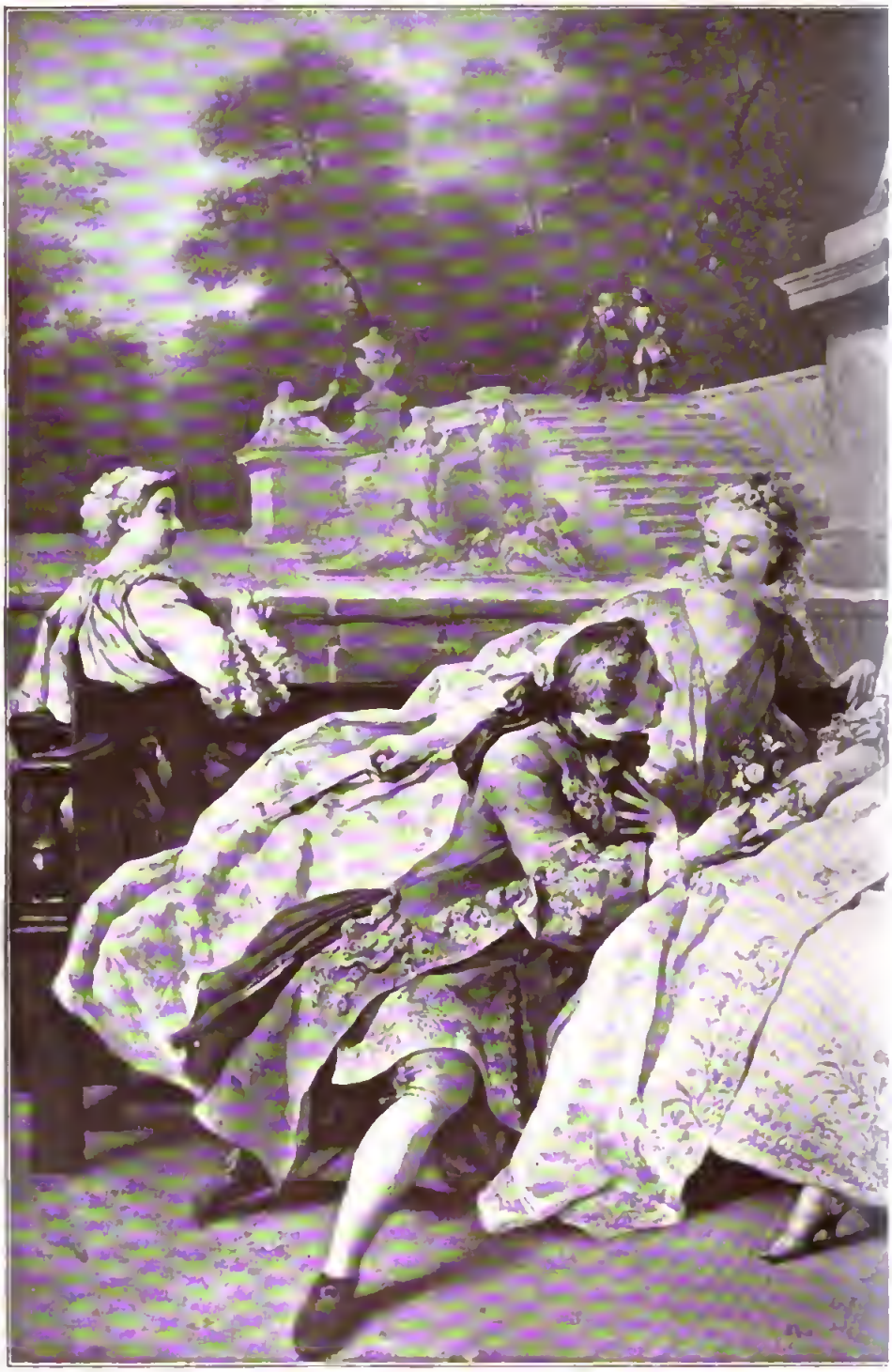
„Und da?" Elisabeth buchstabierte den in einen Grabstein gemeißelten Wappenspruch: „Semper idem!"

„Das ist Herr von Grote, am Findelngletscher verunglückt — da ein Straßburger — blieb, glaub' ich, am Lyskamm tot ... da ein Engländer, der allein vom Gletscher aus das Rtffelhorn ersteigen wollt' ... und dabei ist der Zacken von der anderen Seite kinderleicht — jeder Schulbub' klettert mit irgend 'nem Führer da hinauf ..."

Sie waren wieder zu den Holzkreuzen auf der anderen Seite getreten. Nachdenklich stand Elisabeth vor den buntgeschmückten, kreuzweise zusammengenagelten Holzlatten, unter denen der Führer Biener von seinem Sturz vom Matterhorn für immer ruhte. Ein ungefüges Gedicht war auf dem Grabmal eingeschrieben, eine von dem Bruder verfaßte Widmung des Verstorbenen an seine lieben Freunde und Brüder, die Bergführer von Zermatt. Darin war das große Unglück beklagt, in das ihn das Bergsteigen gebracht. Anders aber wandte sich dann der Schluß:

„Ihr Brüder, verzaget darum nicht!
Es thu' ein jeder seine Pflicht!
Gott der Herr übt ein gnädig Gericht!"

Elisabeth wandte sich ab und zog wie fröstelnd den Mantel über den schmalen Schultern zusammen ... „Es thu' ein jeder seine Pflicht!" Ihre Lippen wiederholten es halblaut, in ratlosem Bangen. Wie kam der Tote da unten, der armselige, ungebildete Knecht, dazu, ihr plötzlich in das Innerste ihres Herzens zu leuchten, sie bei dem Besten, was in ihr war, dem herben Stolze zu fassen? Sollte sie auch den verlieren, ihre Selbstachtung, die Vornehmheit der Gesinnung? Der rohe Älpler, der da unten moderte, der hatte die Pflicht übernommen, einen anderen durch Fährte und Nöte treulich zu begleiten, und war lieber gestorben, als daß er seinem freigegebenen Worte untreu ward — und sie ... Sie schritt langsam die menschenleere Gasse entlang, die Augen auf die glänzenden Pflastersteine geheftet, und sie fühlte, wie ihr Herz immer gewaltiger, in mahnenden Schlägen pochte.



Im Schloßpark. Nach dem Gemäld
(Nach einer Originalphotographie von Braun, Clémer

e von Jean François de Troy.
rt & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

Nun ſtanden ſie vor dem Hotel am anderen Ende des Dorfes. Aber ſie konnte nicht hinein; wenige Minuten mußte ſie ſich noch gönnen.

„Da drüben liegt auch noch mancher begraben," ſagte ernſt ihr Freund und wies nach der weißleuchtenden engliſchen Kirche auf dem Hügel gegenüber. „Da müſſen wir auch noch einmal hin!"

Sie folgte der Richtung ſeiner Hand. „Warum nicht gleich?" ſagte ſie halblaut, ohne ihn anzuſchauen. „Das iſt die rechte Stimmung und das rechte Wetter!"

So gingen ſie die hundert Schritte hinauf. Der Führer hatte ſich mit Handſchlag entfernt ohne ein Zeichen der Verwunderung zu äußern. Der Verkehr mit den ſchrullenhaften engliſchen Montaniſten hatte ihm derlei abgewöhnt.

Stärker und immer ſtärker wurde der Regen, als ſie, an den armen, in Drahtkäfigen eingeſperrten Adlern und Gemſen vorbei, zum Friedhof emporſtiegen. Ganze Güſſe trieſten von den Dachrinnen des Gotteshauſes und ſpülten über die Steindenkmäler hin, welche die Kirche rings umgaben. Ein Engländer ruhte hier neben dem andern, faſt alles Männer in der Blüthe der Jahre. „Aged of 21" ſtand auf der einen Grabplatte, die eine trauernde Mutter gewidmet, und auf der nächſten hieß es: „Aus Lebensmitte riß ihn ein Sturz vom Lyskamm in den Tod!" Gleich daneben beklagt eine junge Witwe den Verluſt ihres Gemahls, ein Bruder den Tod ſeiner Schweſter, die am Zinnal-Rothorn der Steinſchlag ereilt.

Eliſabeth ſah zum Himmel auf. Die Wolken verhüllten das Matterhorn, den Lyskamm und die anderen bleichen Rieſen, deren Namen hier in Goldſchrift auf den Grabſteinen prangten. „Verunglückt in furchtbarem Schneeſturm am Matterhorn" — „Abgeſtürzt vom Lyskamm." Das war da immer wieder zu leſen und darunter das ſtehende „I am the resurrection and the life! — Ich bin die Auferſtehung und das Leben!"

Innen in der Kirche ſchien man zu üben. Leiſe dröhnend, in gedämpfter Wucht zitterte der Orgelklang durch die Spitzfenſter in die graue Welt hinaus, und ſilberhelle Mädchenſtimmen ſchwangen ſich aus ſeinem feierlichen Schwalle wie lachende Sonnenſtrahlen zum Himmel auf. Durch das Rauſchen des Regens, durch das leiſe Stöhnen des Windes klang glockenklar der ſüße Laut, als ſtiege er aus den Wolken hernieder, die er doch ſehnend ſuchte. —

Eliſabeth ſtand reglos da. Die Thränen drangen ihr aus den Augen. Sie konnte ihnen nicht wehren. Ein unendliches, ſehnſüchtiges Mitleid erfaßte ſie. Sie wußte nicht, ob mit ſich ſelbſt, ob mit den Armen da drüben ... ob mit den Menſchen überhaupt, dem vergänglichen, ſchwachen Geſchlecht, das da, unter Stein gebettet, zu ihren Füßen lag, wie ſie in wenigen Jahrzehnten einſt ruhen würde und der neben ihr — und der andere. Und alles ein Traum, was ſie erlebt und gelitten ... verſchollen alles, weswegen ſie einander gehaßt und geliebt, einander gefürchtet und geſucht! Was war dann von ſolch einem ganzen kampfreichen Menſchenleben übrig? Was war dies Leben überhaupt? ...

Heller und jauchzender klang von innen das Gebet durch das gewaltige Rauſchen der Orgel. Ein Sturmſtoß umfaßte das geängſtete Weib, als wollte er ſie wach rütteln aus Verirrung und Sünde. Sie hob das ſchöne Haupt nicht. Auf dem Grabſtein vor ihr glänzte in Goldbuchſtaben das letzte, ergebene Gebet eines jungen Bergſteigers: „Thy will be done!" — Jawohl ... „Dein Wille geſchehe! ... Ich bin ſchwach und hilflos geworden ... gib Du mir die Kraft zurück, zeig' Du mir den rechten Pfad ... und thu' an mir, wie es ebenda im Vaterunſer heißt: Führe uns nicht in Verſuchung!"

Führe uns nicht in Verſuchung!

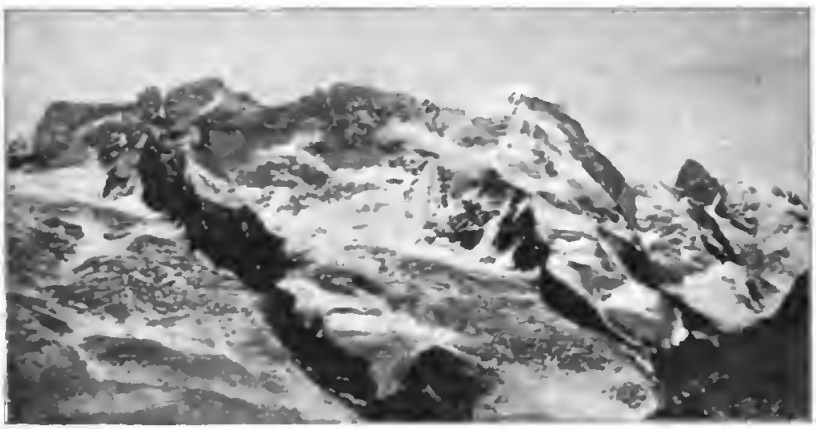
Sie hatte die Hände gefaltet. Aber das war kein Gebet, was ihre ſchlanken Finger zuſammenkrampfte und die Thränen über ihre blaſſen Wangen rollen ließ, das war ein verzweifelter, innerlicher Kampf. Jawohl ... jener dort war ſchwach ... er war klein ... er war ihrer nicht wert — es war das Recht der Natur, wenn ſie, die Andersgeartete, ihn verließ! Aber aus den Klängen, die von drinnen warm und freudig durch die troſtloſe Regenwelt dahinſtrömten: da klang milde und mächtig zugleich eine andere Stimme: „Eben weil er arm iſt ... eben weil er ſchwach iſt. ſollſt du ihn lieben, wie er dich liebt! Eben weil er deiner nicht wert iſt, ſollſt

du ihn nicht verlaſſen. Denn höher als alles andere ſteht das Mitleid. Das haſt du ihm zugeſchworen. Das biſt du ihm ſchuldig bis zu deinem letzten Atemzug!"

Sie erfaßte die Hand des Freundes und ſah ihm zum erſtenmal wieder feſt ins Auge. „Wir wollen uns heute und morgen nicht ſehen!" ſagte ſie langſam. „ . . . Erſt übermorgen, wenn es klar geworden iſt in mir und vielleicht auch in Ihnen! Bis dahin leben Sie wohl!"

Er nickte ſchweigend und öffnete ihr die Thüre des Friedhofs. An das Gitter gelehnt, ſah er ihr nach, wie ſie, mit geſenktem Haupte, aber raſchen und feſten Schrittes auf das Hotel zuging.

(Fortſetzung folgt.)



Spätherbſt.

Von

Hedwig Gräfin Rittberg.

(Abdruck verboten.)

Ein weiches Dämmern hält die Welt umfangen,
Bald iſt verglüht das letzte Abendrot.
Dem Herbſtſturm wich des frohen Sommers Leben,
Und durch die buntgefärbten Fluren ſchweben
Die ſtillen Brüder-Engel, — Schlaf und Tod.

Der eine küßt mit ſeinen warmen Lippen,
Was lebt und atmet, im Vorüberziehn.
Da ſchlummern lächelnd ein die zarten Blüten,
Die Knoſpen, die des Frühlings Hoffnung hüten,
Und ſehen träumend neuen Lenz erblühn.

Und was der andre ſtreift mit kaltem Hauche,
Das thut zum letzten Schlaf die Augen zu.
Es ſcheidet ſtill der Herbſt. Es iſt den Müden
Nach kurzem Leben ſanfter Tod beſchieden, —
Es naht die Zeit der tiefen Wintersruh.

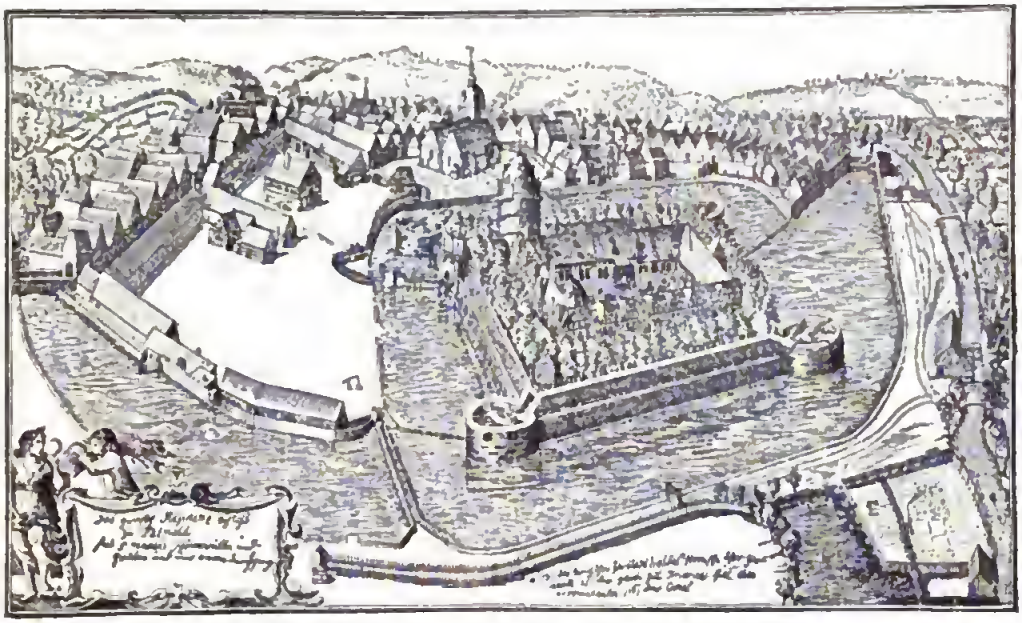


Abb. 1. Ansicht von Detmold. Nach einem Kupferstich aus der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts.

Das lippische Fürstenhaus.

Von

O. Werth.

Mit zweiundzwanzig Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Das Fürstentum Lippe hat seit etwas mehr als Jahresfrist die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gezogen, und das Feldgeschrei: Hie Biesterfeld! Hie Bückeburg! schallt aus den Spalten der Tagesblätter dem Zeitungsleser immer wiederentgegen. In Leitartikeln und Broschüren wird die „lippische Frage" verarbeitet, und Juristen und gewöhnliche Sterbliche sehen mit Spannung dem Ausgange des Erb- und Thronfolgestreites entgegen. Geschaffen ist die gegenwärtige Lage durch eine letztwillige Verfügung des im vorigen Jahre entschlafenen Fürsten Woldemar (Abb. 2), in welcher dieser für den Fall seines Todes den Prinzen Adolf von Schaumburg-Lippe (Bückeburg) (Abb. 4) zum Regenten des Landes an Stelle seines regierungsunfähigen Bruders, des Prinzen, jetzigen Fürsten, Alexander ernannte. Der Landtag des Fürstentums erkannte diese Verfügung nur bedingungsweise an und setzte unter anderm die Bestimmung durch, daß die Regentschaft des Prinzen Adolf erlischt und auf den nächst berechtigten Agnaten übergeht, sobald eine richterliche Entscheidung darüber vorliegt, welcher von den Agnaten der nächstberechtigte ist. Nachdem die streitenden Parteien sich in jüngster Zeit über ein Schiedsgericht geeinigt haben, in welchem der König von Sachsen den Vorsitz führt und sechs Reichsgerichtsräte als Beisitzer fungieren, ist die Sache der Entscheidung näher gerückt.

Es sind bekanntlich drei Bewerber um den lippischen Thron vorhanden: Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld, Graf Ferdinand zur Lippe-Weißenfeld und der regierende Fürst Georg zu Schaumburg-Lippe, der ältere Bruder des gegenwärtigen Regenten (Abb. 3). Der nächste Agnat ist unbedingt Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld; man bestreitet aber

seine Thronfolgefähigkeit, weil seine Großmutter, Modeste von Unruh, eine Dame von niederem Adel gewesen sein soll.

Die genannten Agnaten sind die Vertreter der drei gleichbenannten Linien, welche sich im XVII. Jahrhundert von der Hauptlinie Lippe (Detmold) abgezweigt haben. Sie alle entstammen dem alten Dynastengeschlechte der Edelherren zur Lippe, das wir bis in den Anfang des XII. Jahrhunderts zurückverfolgen können. Weiter hinauf lassen sich seine Spuren nur schwer nachweisen, da erbliche Geschlechtsnamen erst um diese Zeit im nordwestlichen Deutschland üblich wurden. Wenn die Vorfahren der Edelherren auch in Urkunden der früheren Zeit vorkommen mögen, an ihrem Namen sind sie jedenfalls nicht zu erkennen. Andere Umstände machen es aber sehr wahrscheinlich, daß der Edle Haholt oder Hoholt (um 948) ihr Ahnherr ist. Das erste urkundliche Vorkommen eines Edelherrn zur Lippe fällt in das Jahr 1123, wo Bernhard de Lippe als Zeuge in einer im Kloster Heerse ausgestellten Urkunde erscheint. Von da an kommt derselbe Edelherr Bernhard bis 1158 neben seinem Bruder Hermann häufig in Urkunden vor. Von den Lebensumständen beider wissen wir fast nichts, nur von letzterem erzählt uns der Chronist, daß er an dem vierten Römerzuge Kaiser Friedrichs I. teilgenommen hat und vor Rom einer ansteckenden Seuche zum Opfer gefallen ist.

Abb. 2. Fürst Woldemar zur Lippe, † am 20. März 1895, und seine Gemahlin Sophie, Prinzessin von Baden.
Nach Photographieen von Georg Zehnpfennig, Detmold.

Stammtafel der heute noch bestehenden Zweige des Lippischen Hauses.

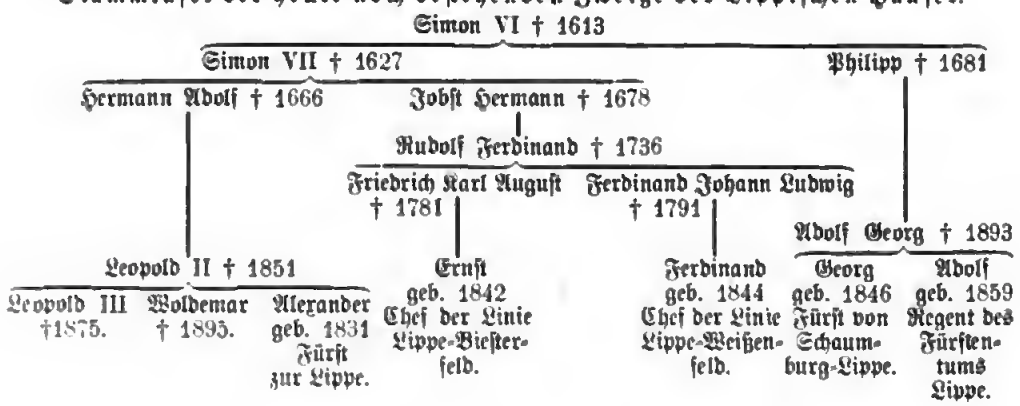


Abb. 3. Fürst Georg zu Schaumburg-Lippe und seine Gemahlin Marie Anna, Prinzessin von Sachsen-Altenburg. Nach Photographien.

Mit Hermanns Sohn und Nachfolger, Bernhard II., treten wir dann aber mit einemmale in das volle Licht der Geschichte ein. Der Lippstädter Magister Justinus (1270) hat in seinem „Lippiflorium" Bernhards Leben und Thaten in lateinischen Distichen besungen, und zahlreiche Chronisten aus allen Teilen des Reiches bringen Mitteilungen über sein Leben. So hebt sich seine ritterliche Gestalt leuchtend von dem dunkeln Hintergrunde der Geschichte ab.

In seiner Jugend zum geistlichen Stande bestimmt, war er Kanonikus im Domstifte zu Hildesheim, als der Tod eines älteren Bruders ihn zur Regierung berief und einem langen thatenreichen Leben voll von Kampf und Fehde, aber auch von segenbringenden Werken des Friedens entgegenführte. Er wurde einer der treuesten Anhänger Heinrichs des Löwen, an dessen Seite er kämpfte, und als dessen Feldherr er großen Kriegsruhm erwarb.

Mit kaiserlicher Erlaubnis gründete er auf seinem Gebiete die rasch aufblühende Stadt Lippstadt und wahrscheinlich auch Lemgo; er beteiligte sich ferner an der Gründung des Klosters Marienfeld, in das er später, nachdem er die Regierung in die Hände seines Sohnes Hermann II. gelegt hatte, selbst als Mönch eintrat, und in dem die Edelherren zur Lippe bis nach der Mitte des XIV. Jahrhunderts ihre letzte Ruhestätte fanden.

Mit dem Eintritt ins Kloster war indessen Bernhards Laufbahn nicht abgeschlossen, nachher beginnt ein zweites, nicht minder interessantes Kapitel seines Lebens. Die beschauliche Ruhe des Klosterlebens mochte dem an rastlose Thätigkeit gewöhnten Kriegsmanne auf die Dauer nicht behagen, als Greis zog er hinaus, um in Livland das Kreuz zu predigen. Dort wirkte er als Bischof von Semgallen während der letzten Jahre seines Lebens unermüdlich mit Wort und Schwert für die Ausbreitung des Christentums und für die Sicherung der neubegründeten Christengemeinden gegen die Einfälle der heidnischen Esthen. In einem Alter von wahrscheinlich mehr als achtzig Jahren starb er im Jahre 1224 auf seinem Bischofssitze Selburg. Im Kloster zu Dünamünde war er beigesetzt.

Von seinen fünf Söhnen hatten sich vier dem geistlichen Stande gewidmet, wie denn in den folgenden Jahrhunderten zahlreiche Kirchenfürsten und Domherren aus dem lippischen Hause hervorgegangen sind.

Durch Bernhard II. war das lippische Haus zu einem der angesehensten Dynastengeschlechter des nordwestlichen Deutschlands geworden, und er hatte seinen Nachfolgern ein ansehnliches Landgebiet hinterlassen, welches diese zu erhalten und zu erweitern verstanden, so daß Simon I., sein Ururenkel, der den kriegerischen Geist seines Ahnherrn geerbt hatte, am Ende seiner siebzigjährigen Regierung (1344) sich im

Abb. 4. Prinz Adolph zu Schaumburg-Lippe, Regent des Fürstenthums Lippe, und seine Gemahlin Victoria, Prinzessin von Preußen. Nach einer Photographie von W. Höffert, Berlin.

Abb. 5. Sarkophag des Grafen Bernhard VII. und seiner Gemahlin Anna, geb. Prinzessin von Schaumburg.

Besitze eines Gebiets sah, das weit über die gegenwärtigen Grenzen des Landes hinausreichte. „Damals," so meint ein neuerer Schriftsteller, „bedurfte es nur einer kleinen Begünstigung des Glücks, um das lippische Haus zu einem der mächtigsten Häuser Deutschlands zu erheben." Diese Begünstigung des Glücks blieb aber aus, und es traten Umstände ein, die zu langedauernden Kämpfen und zu einer Zersplitterung des Landes führten, so daß wenig an einer vollständigen Auflösung der Herrschaft fehlte. Simons I. Söhne hatten sich wieder zum größten Teile dem geistlichen Stande gewidmet, es wäre daher zu erwarten gewesen, daß ihm, wie es sonst in ähnlichen Fällen immer geschah, sein Sohn Otto, welcher allein nicht Geistlicher geworden war, in der Regierung folgen würde. Da trat Bernhard der Jüngere, Dompropst zu Paderborn, als Mitbewerber um die Herrschaft auf, und er wußte eine Landesteilung durchzusetzen, bei welcher ihm die Herrschaft „jenseits des Waldes," Otto die „diesseits des Waldes" zufiel. Die Nachgiebigkeit des Edelherrn Otto diesen Ansprüchen gegenüber findet vielleicht ihre Erklärung in der Devise seines Wappens: „Swighen is daz Beste" (Schweigen ist das Beste).

Die Folge dieser Landesteilung war die Tecklenburger Fehde, unter der das lippische Land und die umliegenden Gegenden Westfalens dreißig Jahre lang zu leiden hatten, und welche für Lippe mit dem Verluste

Abb. 7. Reitersiegel des Grafen Bernhard III. (1240).

Abb. 6. Thaler des Grafen Simon V. vom Jahre 1528.

fast sämtlicher Besitzungen auf der Südseite des Teutoburger Waldes endete. Ottos Sohne Simon III. gelang es mit zäher Ausdauer und unermüdlicher Tapferkeit, den Rest für sein Haus zu retten.

Um ähnlichen Vorkommnissen für die Zukunft vorzubeugen, schuf er in Übereinstimmung mit seinen Burgmannen und den

Städten des Landes das „pactum unionis“, eines der wichtigsten, wenn nicht das wichtigste Grundgesetz des lippischen Hauses, in dem die Unteilbarkeit der Herrschaft festgesetzt wurde. Jahrhundertelang hat dieses Hausgesetz seine Kraft bewährt, und ihm ist es in erster Linie zu danken, daß die Herrschaft Lippe noch heute fortbesteht.

Um seine Stellung weiter zu befestigen, schloß Simon III. mit den an der Weser reich begüterten Grafen von Everstein im Jahre 1403 eine sogenannte Erbverbrüderung ab, durch welche nach menschlicher Voraussicht die Eversteinschen Besitzungen dermaleinst an Lippe fallen mußten. Dafür waren die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, welche gleichfalls Absichten auf das Eversteinsche Gebiet hatten, aber nicht einverstanden, und sie fanden leicht einen Vorwand zur Fehde mit Lippe und Everstein. Herzog Heinrich brach von Hameln aus gegen die Herrschaft Lippe auf; Bernhard VI., ein Sohn Simons III. zog ihm entgegen, und es gelang ihm, den Herzog zu schlagen und zu fangen. Auf der Falkenburg, deren Trümmer noch heute eine Bergkuppe des Teutoburger Waldes krönen, wurde derselbe gefangen gesetzt, und erst nach sieben Monaten erhielt er gegen Zusicherung eines Lösegeldes von 100000 Gulden und die üblichen eidlichen Friedensversicherungen seine Freiheit wieder. Darauf wandten sich die Herzöge beschwerdeführend an Papst und Kaiser und erwirkten, daß Papst Gregor XII. den Herzog Heinrich von seiner eidlichen Verpflichtung entband, und daß das kaiserliche Hofgericht zu Heidelberg gegen die Edelherrn Simon III. und Bernhard VI., sowie gegen den Grafen Hermann von Everstein des Reiches Acht und Aberacht aussprach, auch an sämtliche umliegende Herrschaften und Städte Schreiben erließ, sie sollten die genannten „Echter und Oberechter weder husen noch hoven, etzen noch trenken, noch keinerley Gemeinschaft mit in haben,“ sondern sie als des Reiches ungehorsame Ächter ergreifen, wo man sie fände.

Abb. 8. Hof des fürstlichen Residenzschlosses zu Detmold
Nach einer Photographie von Th. Klein, Detmold.

Die Folge davon war, daß der noch rückständige größte Teil des Lösegeldes nicht bezahlt wurde, und daß die Herzöge die Herrschaften Lippe und Everstein aufs neue mit Krieg überzogen, Burgen eroberten und das Land verwüsteten, wozu sie sich, wie wir aus dem Urkundenbuche der Stadt Göttingen erfahren, von dieser deren große Büchse, um jene Zeit noch ein seltener Besitz, liehen. Die Eversteinsche Fehde endete mit dem Frieden zu Polle, in welchem die Lipper auf das Lösegeld und auf die Nachfolge in der Herrschaft Everstein zu Gunsten der Braunschweiger verzichteten.

Ein ähnliches Unheil traf das Land vierzig Jahre später unter dem Edelherrn Bernhard VII., welcher mit Recht den Beinamen bellicosus erhalten hat, als dieser in der bekannten Soester Fehde die Partei der Stadt Soest und des Herzogs von Cleve ergriff. Ein gegen Soest aufgebotenes Heer von Böhmen durchzog 1447 das Land, brach die Burgen und brandschatzte die Dörfer; Bernhard selbst gelang es nur mit knapper Not, aus seiner Burg Blomberg zu entkommen, als diese überwältigt wurde. Seine lange Regierungszeit — er starb im Jahre 1511 — ist von einer fast ununterbrochenen Kette von Fehden und Kämpfen ausgefüllt. In der Klosterkirche zu Blomberg hat er neben seiner Gemahlin Anna von Schaumburg nach einem vielbewegten Leben die ewige Ruhe gefunden. Über ihrem Grabe steht noch heute ein steinerner Sarkophag mit den lebensgroßen Figuren der beiden Ehegatten (Abb. 5). Bernhards Sohn und Nachfolger, Simon V., nahm im Jahre 1528 den Grafentitel an — seine Vorfahren hatten sich bis dahin stets nur Edelherren genannt — und änderte gleichzeitig das Wappen des lippischen Hauses. Das ursprüngliche Wappen ist eine rote, goldbesamte Rose im silbernen Felde, Simon führte den viergeteilten Schild ein, in dessen erstem und viertem Felde die Rose steht, während das zweite und dritte den Stern mit der Schwalbe, das Wappenbild der von Simons Vorfahren erworbenen Grafschaft Schwalenberg enthält (Abb. 6).

Abb. 9. Das fürstliche Residenzschloß zu Detmold. Nach einer Photographie von Wilhelm Lange, Detmold.

Simon machte auch zuerst Detmold zu seiner ständigen Residenz und begann „Haus und Veste" auszubauen. Die jetzige Schloßanlage verdankt ihm, wenigstens im Plane, ihre Entstehung, wenn sie auch erst von seinem Sohne Bernhard VIII. vollendet wurde. Ein stattlicher Renaissancebau mit vier Flügeln, war das Schloß, ehemals rings von Wall und Graben umgeben, in der That eine „Veste," die freilich niemals einen ernstlichen Angriff auszuhalten hatte (Abb. 1, 8 u. 9).

Zu Simons V Zeiten stand das lippische Haus auf zwei Augen, ein Fall, der sich bald darauf noch einmal wiederholte, und da der Graf Befürchtungen hegte, daß nach seinem Tode durch den Wettbewerb verwandter Häuser Unheil über das Land kommen würde, so suchte er dem dadurch vorzubeugen, daß er fast alle seine festen Schlösser dem Landgrafen von Hessen zu Lehen auftrug. Dieses Lehensverhältnis wurde in der Folge für das Land, wenn auch in ganz anderem Sinne, als Simon erwartet hatte, von erheblicher Bedeutung: ihm war die Einführung und rasche Durchführung der Reformation zu danken. Simon selbst hing der alten Lehre an und widerstrebte allen Neuerungen. Als die Reformation trotzdem in der Stadt Lemgo Eingang fand, hielt ihn nur der hessische Einfluß ab, mit Gewaltmitteln dagegen einzuschreiten; wenige Jahre nach seinem Tode war gleichfalls durch den Einfluß des Landgrafen die Reformation im ganzen Lande durchgeführt.

Simons, Sohn Bernhard VIII., (Abb. 11) erhielt seine Erziehung am Hofe zu Kassel und wurde dadurch ganz für die Lehre

Luthers gewonnen. Auch deſſen Sohn, Simon VI. (Abb. 10 u. 12), blieb dauernd mit dem heſſiſchen Hofe in Verbindung.

Simon VI. war einer der bedeutendſten Männer, welche das lippiſche Haus hervorgebracht hat. Wenn von einem, ſo kann man von ihm ſagen, daß er ſelbſt regierte. An alle Zweige der Verwaltung, der Juſtiz, des Kirchenweſens legte er ſeine beſſernde Hand; er wußte den geiſtigen Strömungen ſeiner Zeit zu folgen und verſtand es, wo es anging, ſchonend, wo es not that, mit rückſichtsloſer Energie mit Altem aufzuräumen und Neues aufzubauen. Ein thatkräftiger Beförderer aller kulturellen

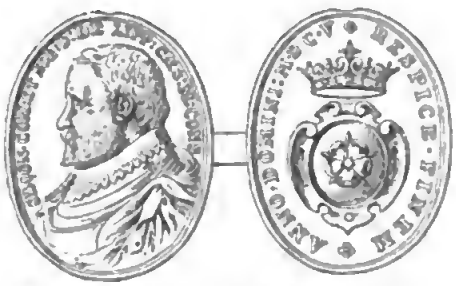


Abb. 10. Medaille des Grafen Simon VI.

Beſtrebungen, nahm er lebhaften Anteil an allen politiſchen, kirchlichen, wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Bewegungen ſeiner Zeit und ſtand in regem Verkehr mit auswärtigen Staatsmännern, Gelehrten und Künſtlern. Als Oberſt des weſtfäliſchen Kreiſes war er jahrzehntelang unermüdlich thätig, als kaiſerlicher Reichshofrat bewies er eine diplomatiſche Begabung, die allgemein anerkannt und vielfach in Anſpruch genommen wurde.

Im Lande erbaute er das Jagdſchloß zu Oeſterholz und die Schlöſſer zu Varenholz und Brake; in dem letzteren reſidierte er bis zu ſeinem 1613 erfolgten Tode, während ſeine ſämtlichen Nachfolger wieder in Detmold ihren Wohnſitz nahmen, ſo daß die regierende Linie in der Folge zum Unterſchiede von den übrigen Linien auch wohl „Lippe-Detmold“ genannt wurde.

Simon VI. iſt der gemeinſame Stammvater aller noch heute beſtehenden Zweige des lippiſchen Hauſes. Von ſeinen Söhnen folgte ihm in der Regierung Simon VII., Otto wurde der Begründer der Linie Lippe-Brake, die im XVIII. Jahrhundert erloſch, der jüngſte Sohn, Philipp, gründete die Linie Alverdiſſen, aus der die Fürſten zu Schaumburg-Lippe hervorgegangen ſind.

Abb. 11. Medaille des Grafen Bernhard VIII.

Simon VII. (1613—1627) hinterließ eine zahlreiche Nachkommenſchaft: von ſeinem vierten Sohne, Hermann Adolf, ſtammen die regierenden Fürſten zur Lippe ab, von dem achten, Jobſt Hermann, die erbherrlichen Linien Lippe-Bieſterfeld und Lippe-Weißenfeld, ſein älteſter Sohn und Nachfolger, Simon Ludwig, ſtarb in dem jugendlichen Alter von ſechsundzwanzig Jahren am 18. Auguſt 1636. Er hinterließ drei Söhne, welche ſich noch im zarten Kindesalter befanden, und über die ihre Mutter, Katharina von Waldeck, die Vormundſchaft führte. So lag die Regierung des Landes während der Wirren des dreißigjährigen Krieges in recht ſchwachen Händen. Dazu kamen Zerwürfniſſe innerhalb der gräflichen Familie. Drei Schwäger der Gräfin Katharine, die Brüder des verſtorbenen Grafen

Abb. 12. Siegel und Unterſchrift Simons VI.

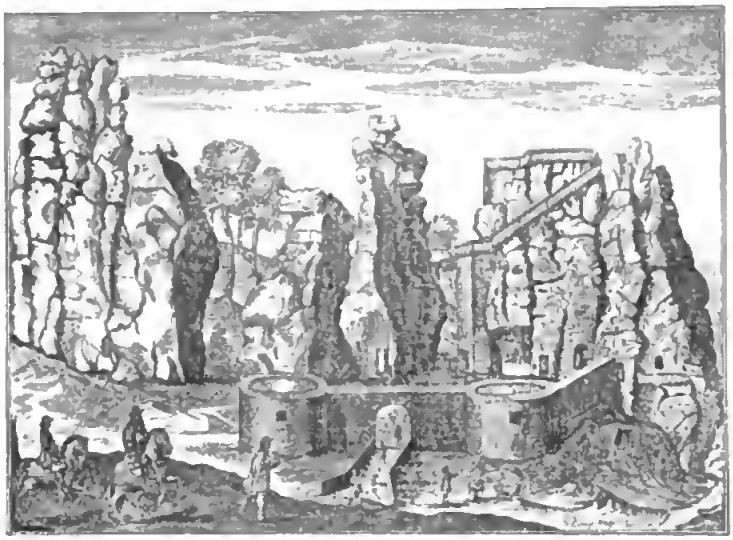


Abb. 13. Die Externsteine. Nach einem Kupferstich von E. von Kennep aus dem XVII. Jahrhundert.

Beim Abzuge ließ er zum Schutze der Gräfin eine Garnison von hundert Mann in Detmold zurück, und das genügte vollkommen, um die drei Grafen für die Folgezeit machtlos zu machen. Katharina, welche vier Jahre lang die Rechte ihres Sohnes heldenmütig verteidigt hatte, blieb von da an bis zu ihrer Wiederverheiratung im Jahre 1643 im unbestrittenen Besitze der Herrschaft. Ihr Kämpfen und Mühen war freilich umsonst gewesen, denn ihr ältester Sohn, Simon Philipp, starb im Jahre 1650 in Florenz, nachdem ihm seine beiden jüngeren Brüder schon vorher in den Tod vorangegangen waren; und die Regierung des Landes, nach der er mit so viel Listen und Ränken gestrebt hatte, fiel nun Johann Bernhard von selbst zu. Er sollte sich derselben aber nur zwei Jahre erfreuen. Ihm folgte sein Bruder Hermann Adolf, dessen Münzen den Wahlspruch tragen: ‚spes confisa deo nunquam confusa recedit' (die Hoffnung, die auf Gott vertraut, schlägt nimmer fehl), womit er vielleicht andeuten wollte, daß er nach vielen fehlgeschlagenen Hoffnungen endlich doch sein Ziel und mehr als das erreicht hatte.

Während seiner Regierung schwebten merkwürdige Verhandlungen mit dem Hofe

Simon Ludwig, erhoben Ansprüche auf die Vormundschaft und die Regentschaft, ja ließen durchblicken, daß sie eine Teilung der Grafschaft anstrebten, und es glückte Johann Bernhard, dem Ältesten unter ihnen, thatsächlich, sich zeitweilig der Regentschaft zu bemächtigen und die Gräfin Katharina zu verdrängen. Seiner Absicht, ihr auch die Kinder zu nehmen, kam sie zuvor, indem sie diese nach Hameln, später nach Waldeck und endlich nach Marburg an den Hof des Landgrafen von Hessen bringen ließ.

Dieser „lippische Prinzenraub" mit seinen begleitenden Umständen bietet einen nicht undankbaren Novellenstoff und hat als solcher auch Verwendung gefunden.

Nach mehrjährigem Martyrium gelang es der Gräfin Katharina, die trotz aller Bedrängnisse nicht vom Platze gewichen war, sich wieder zur Herrin der Lage zu machen. Sie rief im Jahre 1640 den kaiserlichen General, Grafen von der Wahl, welcher damals in Hamm an der Lippe stand, zu ihrer Hilfe herbei, und dieser wußte sich durch einen Handstreich in den Besitz des Detmolder Schlosses zu setzen und die gräflichen Soldner zu entwaffnen.

Abb. 14. Thaler des Grafen Simon Heinrich.

der Mediceer über die in Lippe liegenden Externsteine (Abb. 13). Es ist das eine Gruppe Sandsteinfelsen bei Stadt Horn, welche von Mönchen aus Paderborn im Anfange des XII. Jahrhunderts zu einer christlichen Kultusstätte umgewandelt worden war. In und auf den Felsen sind Kapellen angelegt, eine Kanzel, das heilige Grab u. a. ausgehauen, und eine geglättete Wand trägt in Hochrelief eine Darstellung der Kreuzabnahme Christi in lebensgroßen Figuren, eines der ältesten und bedeutendsten Skulpturwerke des nördlichen Deutschlands.

Graf Simon Ludwig mochte, als er sich in Florenz aufhielt, angeregt von dem kunstsinnigen Geiste des dortigen Hofes, von diesem Kunstwerke seiner nordischen Heimat erzählt und damit bei dem Großherzog Ferdinand II. von Toskana den Wunsch nach dessen Besitz wachgerufen haben; genug, es wurden Verhandlungen wegen des Ankaufs der Externsteine angeknüpft, und man bot dafür eine Summe von 50000 Florentiner Gulden.

Abb. 15. Das Fürstliche Palais zu Detmold.
Nach einer Aufnahme von Wilhelm Lange, Detmold.

Was der Großherzog mit den Steinen beabsichtigt hat, ist nicht ganz klar; höchst wahrscheinlich wollte er nur die Kreuzabnahme ablösen und nach Florenz bringen lassen. In Lippe aber scheint man die Befürchtung gehegt zu haben, daß der Ankauf der Externsteine benutzt werden sollte, um von Florenz aus dem Katholizismus im Lande wieder Eingang zu verschaffen. Das mag denn auch der Grund dafür gewesen sein, daß man die Verhandlungen abbrach. Bald nachher ließ Graf Hermann Adolf, wohl um den, wie er durch das Angebot erfahren hatte, wertvollen Besitz gegen Zerstörung zu schützen, vor den Steinen eine Befestigungsanlage herstellen, die jetzt längst beseitigt ist, und die wir nur noch aus einem Kupferstiche des XVII. Jahrhunderts kennen.

Hermann Adolfs Sohn, Simon Heinrich (Abb. 14), vermählte sich 1666 mit Amalie von Dohna, welche nach dem Tode ihrer Brüder die einzig Überlebende ihres Geschlechts blieb; der Familienbesitz, die Herrschaften Vianen und Ameiden nebst der Burggrafschaft von Utrecht, fielen an Lippe. Seit jener Zeit führten die lippischen Grafen den Titel: „Graf und Edler Herr zur Lippe, Souverän von Vianen und Ameiden, Erbburggraf zu Utrecht“ und nahmen das Wappen von Vianen und Ameiden als Mittelschild in ihr Wappen auf. Die verschuldeten Herrschaften wurden schon 1725 an die holländischen Generalstaaten veräußert, der Titel ist bis heute geblieben.

Graf Simon Heinrich Adolf wurde 1720 vom Kaiser Karl VI. in den Reichsfürstenstand erhoben, aber sowohl er wie sein Sohn Simon August führten auf Münzen u. s. w. nach wie vor den Titel Graf.

Es ist bekannt, wie der Einfluß des glänzenden Versailler Hofes zur Zeit Ludwigs XIV. ansteckend auf fast alle, auch die kleinsten deutschen Höfe wirkte; Lippe

blieb davon nicht verschont, auch hier kam gegen Ende des XVII. und im Anfange des XVIII. Jahrhunderts eine Prachtliebe zur Entfaltung, welche trostlose Finanzverhältnisse im Gefolge hatte und, außer zum Verkauf von Vianen und Ameiden, zur Verpfändung eines ganzen Landesteils an Kurhannover führte. In diese Zeit fällt die Erbauung des sogenannten Palais in Detmold (Abb. 15). Von ausgedehnten Schloß- und Parkanlagen in französischem Geschmack, Wasserkünsten, künstlichen Inseln und mit „Treckschiffen" befahrenen Kanälen, die im Anfange des 18. Jahrhunderts entstanden, sind nur einige wenige Spuren zurückgeblieben.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bemühte sich dann Graf Simon August mit Selbstverleugnung, die Schäden zu heilen, welche unter seinen Vorfahren entstanden waren.

Seinem Sohne, Leopold I., wurde im Jahre 1789 vom Kaiser Joseph II. die Reichsfürstenwürde erneuert und bestätigt. Das gab die Veranlassung zu einer abermaligen Änderung des Wappens. Das damals angenommene fürstliche Wappen ist neunfeldrig und enthält neben der lippischen Rose, dem Schwalenberger Stern mit der Schwalbe, den Mühleisen von Vianen und dem Querbalken von Ameiden auch den achtstrahligen Stern der um 1400 an Lippe gekommenen Grafschaft Sternberg.

Abb. 16. Pauline, Fürstin zur Lippe, geb. Prinzessin von Anhalt-Bernburg, † 1820.

Nach dem frühen Tode des Fürsten Leopold übernahm seine Gemahlin Pauline, eine geborene Prinzessin von Anhalt-Bernburg (Abb. 16), die Regierung als Vormünderin ihres minderjährigen Sohnes Leopolds II. Diese hochbegabte Frau, welche mit männlichem Geiste und unermüdlicher Thatkraft ausgestattet war, leitete die Geschicke des Landes in den Wirren der Napoleonischen Zeit mit fester Hand; ihr ist es zu danken, daß das Land seine Selbständigkeit behielt, als so viele von den deutschen Kleinstaaten fortgefegt wurden. Durch ihren persönlichen Einfluß bei Napoleon und der Kaiserin Josephine wußte sie es zu erreichen, daß ihr Land von Kriegsrequisitionen verschont blieb; daß zahlreiche ihrer Unterthanen zur kaiserlichen Armee ausgehoben wurden und in Spanien ihren Tod fanden, vermochte sie freilich nicht zu hindern.

Sie gehörte zu den ersten deutschen Fürsten, welche das Bedürfnis empfanden, eine neue, zeitgemäße Verfassung einzuführen; dabei stieß sie aber auf hartnäckigen Widerstand bei den alten Ständen und bei dem Fürsten zu Schaumburg-Lippe. Als sie trotzdem 1819 unter dem Jubel der

Bevölkerung eine für die damalige Zeit freiſinnige Verfaſſung veröffentlichte und Wahlen ausſchreiben ließ, wurde ſie durch einen Beſchluß der Bundesverſammlung zu Frankfurt gezwungen, die Sache ruhen zu laſſen, und erſt 1836 konnte ihr Sohn Leopold II. das begonnene Werk vollenden.

Es iſt hier nicht der Ort, im einzelnen auszuführen, was ihr das Land alles zu verdanken hat, es genügt, darauf hinzuweiſen, daß ihr Name noch heute, nachdem ſeit ihrem Tode ſechsundſiebzig Jahre verfloſſen ſind, in der dankbaren Erinnerung des Volkes fortlebt. Bezeichnend und wohl einzig in ſeiner Art daſtehend iſt es, daß die Stadt Lemgo, welche ſich in ſchwierigen Verhältniſſen befand, als 1818 der Bürgermeiſterpoſten frei wurde, die Fürſtin bat, das Bürgermeiſteramt zu übernehmen, und daß dieſe der Bitte nachkam und thatſächlich Bürgermeiſter von Lemgo wurde.

Abb. 17. Fürſtin Eliſabeth zur Lippe, geb. Prinzeſſin von Schwarzburg-Rudolſtadt.

Ihr Enkel Leopold III. regierte das Land, als die großen Ereigniſſe von 1864, 1866 und 1870/71 die Verhältniſſe Deutſchlands umgeſtalteten. Von Anfang an ſtand er treu zu Preußen, und im Jahre 1866 nahm das lippiſche Bataillon ruhmvollen Anteil am Mainfeldzuge. Später wurde ein Übereinkommen mit Preußen abgeſchloſſen, nach dem die lippiſchen Militärpflichtigen in das preußiſche Heer eingeſtellt wurden. Der Fürſt ſtarb kinderlos im Jahre 1875; ſeine Witwe, die Fürſtin Eliſabeth, geborne Prinzeſſin von Schwarzburg-Rudolſtadt (Abb. 17), lebt noch heute in Detmold, allgemein verehrt als eine ſelbſtloſe und aufopfernde Helferin der Armen und Kranken.

Sein Bruder und Nachfolger, Fürſt Woldemar, lebte gleichfalls in kinderloſer Ehe, ſo daß ihm bei ſeinem im vorigen Jahre erfolgten Tode der einzige noch lebende und unvermählte Bruder, Fürſt Alexander, folgte.

Fürſt Alexander iſt der letzte ſeines Stammes; mit ihm erliſcht der Hauptzweig eines Geſchlechts, das mindeſtens achthundert Jahre lang mit den Geſchicken des von ihm beherrſchten Landes verflochten geweſen iſt.

Manche der Nebenlinien ſind ſchon vor längerer oder vor kürzerer Zeit erloſchen, ſo Lippe-Pyrmont und Lippe-Brake; auch die Hauptlinie Schaumburg-Lippe exiſtiert nicht mehr. Von den noch heute beſtehenden zweigte ſich, wie oben erwähnt, zuerſt die Linie Lippe-Alverdiſſen von dem regierenden Stamme ab. Nach dem Tode ihres Begründers, des Grafen Philipp I., wurde der Beſitz geteilt; Friedrich Chriſtian, der ältere Sohn, erhielt Schaumburg-Lippe, Philipp Ernſt das lippiſche Amt Alverdiſſen. Die älteſte Linie Schaumburg-Lippe ſtarb im Jahre 1777 mit dem bekannten Grafen Wilhelm aus, der im ſiebenjährigen Kriege unter Ferdinand von Braunſchweig als Artilleriegeneral kämpfte, ſpäter Feldmarſchall in portugieſiſchen Dienſten war und die Feſtung Wil-

helmstein im Steinhuder Meere anlegte. Aus seiner Ehe mit Marie, geborenen Gräfin zur Lippe-Biesterfeld, ging nur eine Tochter hervor, die jung starb. Ihm folgte Philipp II. Ernst von Lippe-Alverdissen, von dem die späteren Grafen und Fürsten zu Schaumburg-Lippe abstammen.

Die beiden noch übrigen „erbherrlichen" Linien Lippe-Biesterfeld und Lippe-Weißenfeld führen auf Jobst Hermann, einen Sohn zweiter Ehe des Grafen Simon VII., zurück. Seine Enkel Friedrich Karl August und Ferdinand Johann Ludwig begründeten, der erstere die Linie Lippe-Biesterfeld, der andere Lippe-Weißenfeld. Beide hatten bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts ihre Wohnsitze im lippischen Amte Schwalenberg, traten aber 1762 ihre dortigen Besitzungen an das regierende Haus ab. Das Schloß Weißenfeld wurde im vorigen Jahrhundert abgebrochen, das zu Biesterfeld um das Jahr 1820; an der Stelle des letzteren steht jetzt eine Oberförsterei.

Abb. 19. Modeste, Gräfin zur Lippe, geb. von Unruh. Nach einem zeitgenössischen Gemälde.

Friedrich Karl August, der Begründer der Biesterfelder Linie, zog nach Lauenburg, siedelte sich im Sachsenwalde an und erbaute dort das nach ihm benannte und als Ruhesitz unseres großen Reichskanzlers allgemein bekannte Schloß Friedrichsruh. Ein Sohn, Graf Friedrich Wilhelm, vermählte sich mit Johanna von Meinertshagen und kam durch seine Heirat in den Besitz eines großen Vermögens, zu welchem unter anderen die Mechernicher Bleibergwerke in der Eifel, die Landgüter Oberkassel bei Bonn und Prinzenhof bei Cleve und mehrere Häuser in Köln gehörten. Da er kinderlos war, adoptierte er die Söhne seines älteren Bruders, des Grafen Karl, und auf diese, die Grafen Wilhelm Ernst und Johann Karl, gingen demnächst seine Besitzungen über.

Abb. 18. Wilhelm Ernst, Graf und Edler Herr zur Lippe-Biesterfeld. Nach einem zeitgenössischen Gemälde.

Wilhelm Ernst (Abb. 18) schloß im Jahre 1803 die vielbesprochene und jetzt angefochtene Ehe mit Modeste von Unruh (Abb. 19), einer Tochter des königlich preußischen Generalleutnants Freiherrn Philipp von Unruh. Sein Sohn Graf Julius verkaufte die Mechernicher Bleibergwerke und erwarb statt ihrer 1855 die Herrschaft Bentschen mit Schloß Neudorf in der Provinz Posen

Abb. 20. Karoline, Gräfin zur Lippe-Biesterfeld, geb. Reichsgräfin von Wartensleben.
Nach einer Photographie von C. Colberg, Oeynhausen.

Abb. 21. Ernst, Graf und Edler Herr zur Lippe-Biesterfeld.
Nach einer Photographie von C. Colberg, Oeynhausen.

(Abb. 22), welche nach seinem Tode auf den jetzigen Chef der Biesterfelder Linie, Grafen Ernst, überging.

Graf Ernst (Abb. 21) ist geboren am 9. Juni 1842 zu Oberkassel, besuchte das Gymnasium zu Wittenberg und machte dort im Jahre 1862 die Abgangsprüfung; er studierte dann in Bonn, Erlangen und Berlin und bestand in Berlin im Jahre 1865 die juristische Prüfung. Vermählt ist er mit der Gräfin Karoline von Wartensleben (Abb. 20), welche ihm Kohlenbergwerke in Pennsylvanien zubrachte. Der Ehe sind drei Söhne und drei Töchter entsprossen.

Die Linie Lippe-Weißenfeld hat sich in zahlreiche Zweige gespalten, von denen einer in Österreich ansässig und katholisch geworden ist. Chef der Linie ist gegenwärtig Graf Ferdinand, der in kinderloser Ehe mit Margarethe, geborenen von Winterfeld, lebt und seinen Wohnsitz zu Baruth im Königreich Sachsen hat.

Abb. 22. Schloß Neudorf in Posen.

Hinterm Deich.

Von

Guſtav Falke.

(Abdruck verboten.)

Hinterm Deich, weißt du, Schatz,
Hinterm Deich den Sonnenplatz?
Überm Ginſter, überm ſchwanken
Hafer hin das Spiel der blanken
Schmetterlinge. Jetzt ein Schrei:
Eine Möwe fliegt vorbei.
Einmal auch, wie weit, weit her,
Dumpfer Ruderſchlag vom Meer.

Hinterm Deich, menſchenfern,
Kleine Nelken, Stern an Stern,
Kleine rote Nelken ſtanden,
Die wir uns zu Sträußen banden,
Große Kinder, ich und du,
Lachten wir vergnügt dazu,
Sahn dann wieder ernſthaft drein:
Darf man denn ſo kindiſch ſein?

Hinterm Deich, weißt du, Schatz,
Hinterm Deich den Sonnenplatz?
Ja, da haben wir geſeſſen
Und die ganze Welt vergeſſen.
Zankte auch nachher zu Haus
Dich die Mutter tüchtig aus,
Ach, ſie hat wohl nie beglückt
Blumen hinterm Deich gepflückt.

Hunne. Von Erich Hösel.

Die amerikanische Präsidentenwahl vor und hinter den Kulissen.

Von

Ernst v. Hesse-Wartegg.

(Abdruck verboten.)

In den Vereinigten Staaten ist eine Präsidentenwahl von ganz anderer Bedeutung als in den europäischen Republiken. Hier wird außer der Person des Staatsoberhauptes und vielleicht auch der Minister nur sehr wenig geändert. In Amerika aber tritt gewöhnlich ein vollständiger Wechsel der ganzen Regierungsmaschine, ja mitunter des politischen und wirtschaftlichen Systems ein, von solcher Bedeutung und Tragweite, daß davon nicht nur alle Kreise der amerikanischen Bevölkerung, sondern auch die europäischen Mächte mehr oder minder empfindlich getroffen werden.

Nach dem Wortlaut der amerikanischen Konstitution sollte die Präsidentenwahl ziemlich einfach vor sich gehen: Das Volk wählt alle vier Jahre ebenso viele „Electors," als die beiden gesetzgebenden Körperschaften, das Repräsentantenhaus und der Senat zusammengenommen Mitglieder zählen, und diese „Electors" geben ihre Stimmen dem von ihnen bevorzugten Präsidentschaftskandidaten. Der Präsident des Senats in Washington zählt die Stimmen, und derjenige Kandidat, welcher die meisten auf sich vereinigt, wird Präsident.

So klar und einfach die Sache aussieht, so umständlich und verwickelt ist sie in Wirklichkeit. Statt daß sich die Wahl alle vier Jahre auf einige Tage oder Wochen beschränkt, werden siebzig Millionen des amerikanischen Volkes monatelang in fieberhafter Spannung gehalten, und während dieser Zeit wird das ganze geschäftliche und gesellschaftliche Leben von den Wahlen beeinflußt. Jeder einzelne Bürger des großen Landes hat ein bestimmtes direktes oder indirektes Interesse an dem Ausgang der Wahl. Dieselbe kann ihm je nach ihrem Ausfall großen Nutzen oder Schaden bringen, aber dennoch wird die große Bedeutung der Präsidentenwahl von der Masse der Bevölkerung nicht bei Zeiten berücksichtigt. Ihr eigner Beruf und Lebenserwerb, verschiedene andere näherliegende Dinge fesseln die Aufmerksamkeit und die Thätigkeit weiter Kreise, so daß sie sich mit der Wirtschaftspolitik nicht abgeben, den Folgen eines Regierungswechsels nicht die nötige Beachtung schenken und nicht in geschlossenen Reihen für den besten Präsidentschaftskandidaten stimmen. Erst einige Monate vor der Wahl werden die Wählermassen aus ihrer Lethargie aufgerüttelt, aber dann ist es zu spät, und das souveräne Volk, das es in seiner Hand haben sollte, die Geschicke des Landes zu leiten, ist gewöhnlich ein Opfer der Politiker und folgt den Ratschlägen der letzteren.

Diese Berufspolitiker sind der Hauptsache nach, gerade so wie die Massen des Volkes, in zwei große politische Parteien, die republikanische und die demokratische, gespalten. Die Grundsätze dieser beiden Parteien sind nicht immer die gleichen, sondern wechseln bei jeder Präsidentenwahl und werden dann stets in einer sogenannten „Platform" (d. h. Programm) zusammengestellt. Während des großen Sklavenkrieges z. B. waren die Republikaner für Aufhebung, die Demokraten für Beibehaltung der Sklaverei, und dementsprechend zeigte sich auch eine

örtliche Gruppierung der Staaten, jene des Nordens gegen den Süden, die sich im großen Ganzen auch noch bis heute erhalten hat. Nur ist in diese Gruppierung durch andere nationale Fragen und sogenannte „Side issues" hier und da Bresche gelegt worden. In diesem Jahre sind die großen Fragen, zu denen sich das Parteiwesen zugespitzt hat, und welche durch die Wahl ihre Erledigung finden werden, Schutzzoll und Goldwährung auf Seite der Republikaner, die Beibehaltung der bisherigen Zölle und Silberwährung auf Seite der Demokraten, und je nachdem die großen Erwerbsquellen der einzelnen Staaten sind, hat auch die geographische Gruppierung der letzteren dadurch eine Änderung erfahren. Heute stehen die finanziell starken und industriereichen Staaten des Ostens den Ackerbaustaaten des Westens und den an Rohsilber reichen Staaten der Felsengebirge gegenüber. Man sieht, die geschäftlichen Interessen sind die maßgebenden Faktoren in der amerikanischen Politik, auch für die großen Massen der Bevölkerung. Für die Politiker aber und die politischen Wire-puller, d. h. jene, welche die Fäden in ihren Händen haben, ist „the issue," das, was auf dem Spiele steht, immer dasselbe: die eine Partei will ihre Herrschaft und die Stellen, welche sie inne hat, behalten, die andere Partei will sie daraus verdrängen und sich selbst auf die fetten Posten setzen. „Ote-toi, que je m'y mette." Die großen Massen des Volkes sind es natürlich, welche durch die Wahlen darüber zu entscheiden haben, und deshalb machen die Politiker das Programm der Volksmassen zu ihrem eignen oder entwerfen vielmehr diejenige „Platform," von der sie glauben, daß sie die Mehrzahl der Stimmen gewinnen werde.

Allein auf diese „Platform" beschränken sie sich nicht. Sie dient wohl äußerlich als Köder, aber die Wähler müssen auf den Köder aufmerksam gemacht, gehörig bearbeitet, geführt und nicht aus dem Auge gelassen werden, bis sie endlich angebissen, das heißt gewählt haben. Zu diesem Zweck besitzen die Berufspolitiker der beiden großen Parteien eine so vollkommene Organisation, wie sie wohl in der Geschichte anderer Länder niemals auch nur annähernd erreicht wurde. Ja, die Politik hat sich in den Vereinigten Staaten zu einem Beruf herausgebildet, gerade so wie der Ackerbau, die Industrie ꝛc., einem Beruf, dem viele Tausende von Bürgern angehören, und durch den sie Lebensunterhalt, Wohlstand, ja Reichtum erlangen. Zur Ehre der Amerikaner sei übrigens gesagt, daß der Beruf der Politiker von ihnen keineswegs als besonders achtenswert anerkannt wird.

Würden sich die ehrlichen unabhängigen Bürger in den Städten und Dörfern mehr mit Politik beschäftigen, den Partei-„Meetings" in größerer Zahl beiwohnen und die „Wahlmaschine" nicht den politischen Hungerleidern und Abenteurern überlassen, die Zustände, die heute in Amerika herrschen, hätten niemals eine solche Ausdehnung erfahren können. In jedem Dorfe, jeder Kleinstadt gibt es Agenten der großen politischen Parteien, und in ihren Händen liegt die Organisation der „Primary Meetings," d. h. der ursprünglichen Besprechungen bezüglich der Präsidentenwahl. Ebenso ist auch jede größere Stadt in einzelne „Wards," d. h. Distrikte zu Wahlzwecken, abgeteilt, und in jedem „Ward" gibt es Berufspolitiker, welche die Agenten der ganzen Partei des Staates sind und sich der Mehrzahl nach aus recht zweifelhaften Elementen zusammensetzen. Sie finden bei Polizisten, Schenkwirten, Winkeladvokaten ꝛc. Unterstützung. Von jeder Partei, in jedem Ward und in jedem Landstädtchen, wird nun beizeiten ein „Primary Meeting" einberufen, dem die thätigen Politiker beiwohnen, und das zur Aufgabe hat, Delegierte für die politischen „Conventions," d. h. Versammlungen der Stadt oder der Grafschaft, zu wählen. Eine Hand wäscht dabei die andere; die Teilnehmer an den Meetings geben jenen ihre Stimmen, welche sie für die geriebensten und einflußreichsten Politiker halten, und von denen sie als Gegenleistung das meiste erwarten. Die Delegierten der „Primary Meetings" vereinigen sich nun zu „Conventions," denen es obliegt, die aussichtsreichsten Kandidaten für die städtischen oder Grafschaftswahlen aufzustellen, und handelt es sich um die Wahlen für die Gouverneurs- und Beamtenposten der einzelnen Staaten, so werden von diesen „Conventions" auch einflußreiche, findige Delegierte zu den „State Conventions," d. h. den Versammlungen der republi-

kanischen resp. demokratischen Politiker des Staates, gewählt. In diesen „State Conventions“ werden von beiden Parteien Kandidaten für die höchsten Staatsposten aufgestellt und zur Wahl durch das Volk vorgeschlagen. Außerdem wird über die Mittel und Wege beraten, wie die Wahl dieser Kandidaten am aussichtsvollsten unterstützt werden kann. Die Kandidaten sind dann nichts weiter als Werkzeuge in den Händen der politischen Agitatoren und müssen bei wirklich erfolgter Wahl nach deren Pfeife tanzen.

Fallen mit den Staatswahlen gleichzeitig auch die Wahlen für die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten zusammen, so ist es auch Sache der „State Conventions“ Delegierte für die „National Convention“ zu wählen. Nach der Organisation der beiden Parteien werden zu diesen „National Conventions“ doppelt so viele Delegierte entsandt, als der betreffende Staat Mitglieder im Repräsentantenhause und im Senat besitzt.

Als Orte für die „National Conventions“ werden gewöhnlich solche, welche dem geographischen Mittelpunkt der Vereinigten Staaten am nächsten liegen, gewählt, um allen Delegationen die Reise möglichst leicht zu machen. So z. B. wurde im Juni dieses Jahres die republikanische National Convention in St. Louis, die demokratische in Chicago abgehalten, und dort erfolgte die Aufstellung der betreffenden Kandidaten für den Präsidenten und Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten, sowie die Aufstellung der „Republican und Democratic Platform,“ d. h. des Wahlprogramms der beiden Parteien, von welchem vorhin schon die Rede war.

Man darf indessen nicht glauben, daß erst in diesen „National Conventions“ über die aussichtsreichsten Kandidaten verhandelt wird. Die Leiter der beiden Parteien beobachten die Stimmung im Lande unausgesetzt, sie stehen mit den hervorragendsten Mitgliedern ihrer Parteien in allen Staaten im lebhaften Briefwechsel, sind über die herrschenden Strömungen auf das genaueste unterrichtet und wissen lange zum voraus, welche Persönlichkeiten für die beiden hervorragendsten Ehrenämter der großen Republik in Vorschlag zu bringen sind. Unter den Umständen, welche dabei berücksichtigt werden, sind leider nicht immer die makellose Vergangenheit, Ehrenhaftigkeit und Fähigkeit der Betreffenden allein ausschlaggebend. Es handelt sich dabei auch darum, welcher Kandidat der bei den großen Massen populärste, und welcher der der eignen Partei gefügigste ist; denn obschon dem Präsidenten der Vereinigten Staaten viel mehr souveräne Rechte eingeräumt sind, als jenen anderer Republiken, durchläuft er seine Amtsdauer von vier Jahren doch stets mit gebundener Marschroute, d. h. ebenso wie jeder andere gewählte Beamte, sei es der Mayor einer Stadt oder der Gouverneur eines Staates, ist auch der Präsident der Union in vielen Dingen nur das Werkzeug derjenigen, die ihm zu seiner hohen Stellung verholfen haben, nämlich der Machthaber seiner politischen Partei, denen er sich selten widersetzen wird.

Noch ein weiterer Umstand hat auf die Nomination eines Kandidaten Einfluß: das Geld. Die Parteileiter gehen leider nur zu sehr Hand in Hand mit den „Ringen.“ Auch das hohe Bankwesen, die großen Verkehrsgesellschaften, die Großindustriellen sprechen mit, denn ihr Erfolg und Gewinn steht ja häufig mit der Politik in innigem Zusammenhang. Die genannten Gruppen bedürfen mitunter neuer Gesetze in Bezug auf das Zollwesen, auf den Verkehr, Konzessionen, Landschenkungen ꝛc., und die Geschichte der letzten Jahrzehnte hat an vielen Beispielen dargethan, daß sogar zahlreiche Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaften in den Einzelstaaten, wie in der Unionshauptstadt, sich finanziellen Einflüssen nur zu gefügig gezeigt haben. Um wieviel mehr erst die der direkten Verantwortung nicht unterworfenen politischen Wahlkomitees! Mit diesen Grundsätzen vor Augen, treten die Delegierten der beiden großen Parteien zu den „National Conventions“ zusammen.

Die größten verfügbaren Hallen, zuweilen fünfzehn bis fünfundzwanzigtausend Personen fassend, werden mit Flaggen, Lampions, Guirlanden, Porträts historischer Persönlichkeiten und berühmter Parteimänner geschmückt, und lange vor der Eröffnung der Sitzung sind die Galerieen und freien Plätze mit vielen Tausenden dicht besetzt, unter denen die „managers,“ d. h. Geschäftsleiter der verschiedenen Kandidaten, ihre Claque

verteilt haben. Gruppenweise treffen die Delegierten der einzelnen Staaten ein und werden von den „sergeants at arms“ und Sekretären auf die für sie bestimmten Plätze geführt. Zunächst werden die auf die Geschäftsordnung bezüglichen Berichte verlesen, und dann wird ein „chairman“ (Vorsitzender) gewählt, der die Verhandlungen leitet. Gewöhnlich haben sich die Delegierten der einzelnen Staaten für einen einzigen Kandidaten für jede Stelle geeinigt und geben deshalb nicht einzeln, sondern als ganze Gruppen ihre Stimmen ab. Nach ein paar Reden von populären, allgemein bekannten Rednern über das allgemeine Programm der Partei werden die Staatendelegationen nach der alphabetischen Reihenfolge der Staaten aufgerufen, und der Führer der betreffenden Gruppe nennt den Namen des von derselben aufgestellten Kandidaten. Je größer der Staat, desto größer ist auch die Zahl der Delegierten, der Freunde und Beifallsklatscher des betreffenden Kandidaten, und ist er allgemein bekannt, wie beispielsweise in der republikanischen Convention dieses Jahres Major Mac Kinley, so erfolgt bei der Nennung seines Namens ein Beifallssturm, der aller Beschreibung spottet. Die in der Halle befindlichen Musikcorps spielen patriotische Lieder, Hunderte und Tausende schreien Hurra, blasen Blechtrompeten, drehen wütend die mitgebrachten „Ratschen,“ schlagen mit Stöcken auf die Balustraden, stampfen, johlen, brüllen, daß einem Hören und Sehen vergeht. Selbst Damen werden von dem allgemeinen Enthusiasmus fortgerissen. Sie öffnen ihre Schirme, reißen ihre Hüte von den Köpfen, ihre Sacktücher aus den Taschen und schwenken sie; Hunderte von Fahnen und Standarten, mit riesengroßen Porträts der betreffenden Kandidaten werden entfaltet; die Delegierten der verschiedenen, dem Kandidaten freundlich gesinnten Staaten begeben sich mit ihren Staatsfahnen zu dem Glücklichen, über dessen Kopf sie diese Fahnen schwingen; endlich wird der Betreffende vielleicht noch von Verehrern auf die Schultern gehoben und in großer Prozession, begleitet von den Delegationen mit ihren Fahnen, im Saale herumgetragen. In dieser Weise werden die einzelnen Staaten um ihre Wahl befragt, und sieht man am Schlusse, daß einer der Kandidaten die weitaus überwiegende Stimmenzahl der Staatendelegationen besitzt, so wird seine Wahl gewöhnlich dadurch zu einer einstimmigen erhoben, daß die anderen Staaten ihre Kandidaten zurückziehen. Mit Spannung erwartet das ganze Land das Resultat der National Convention; viele Dutzende von Reportern haben hinter dem Präsidententische ihre Pulte und Telegraphenapparate, und die Vorgänge während der Sitzungen werden sofort nach allen Städten der weiten Union telegraphiert, wo die Zeitungen mehrere Seiten lange Berichte bringen. Nicht immer aber einigt man sich über einen Präsidentschaftskandidaten, und dies war auch auf den diesjährigen National Conventions der beiden Parteien der Fall. Wie es unter den der Majorität nach republikanischen Staaten viele Anhänger der freien Silberprägung gab, welche mit dem aufgestellten Programm der Goldwährung nicht einverstanden waren, so gab es umgekehrt unter den demokratischen Staatendelegationen Anhänger der freien Silberprägung, und es trat in beiden Parteien eine Spaltung ein. Immerhin wurden von der Mehrheit beider Delegationen populäre Kandidaten für den Posten des Präsidenten und des Vizepräsidenten aufgestellt, und was immer die Abtrünnigen beschließen mögen, die Kandidaten der republikanischen resp. demokratischen Parteimehrheit haben die größte Aussicht auf Erfolg.

Die kleineren politischen Parteien pflegen sich gewöhnlich einem oder dem anderen Kandidaten der größeren Parteien anzuschließen, d. h. sie versprechen unter ihren Anhängern für denjenigen Stimmung zu machen und jener Partei ihre Stimmen zuzuführen, welche ihnen dafür die meisten Versprechungen in Bezug auf die Berücksichtigung ihrer Parteiwünsche, dann auf Beamtenstellen, Gesetze und Konzessionen macht.

Bevor die Delegierten der National Convention in ihre Staaten zurückkehren, um dort die eigentliche Wahlagitation zu beginnen, wählen sie die Beamten der Nationalkomitees ihrer Partei, denen es obliegt, die ganze Wahlbewegung bis zum Tage der Wahl zu leiten. Ja sie sollen darüber hinaus bis zur nächsten Präsidentenwahl eine Art permanentes Komitee bilden, die „Power behind the throne,“ die Verkörperung der

betreffenden politischen Partei, der sich der gewählte Kandidat auf dem Präsidentenposten in vielen Dingen unweigerlich fügen muß. Der Chairman (Vorsitzende) des Nationalkomitees ist der eigentliche Präsidentenmacher, der Feldherr und Stratege der Wahlcampagne und der meistbeschäftigte Mann in den Vereinigten Staaten während der vier Monate, welche zwischen der National Convention und dem eigentlichen Wahltage, dem ersten Dienstag im November, liegen. Wie offen die Machinationen der Politiker, der Stimmenkauf, die Bestechung ꝛc. betrieben werden, geht schon daraus hervor, daß die großen Parteiblätter alle diesbezüglichen Einzelnheiten ohne viel Umschweife erzählen. So sagt beispielsweise die Daily Times (selbst ein republikanisches Blatt) vom 4. Juli 1896 wörtlich:

„Eine der hauptsächlichsten Verpflichtungen des Vorsitzenden ist es, Gelder für die Wahlcampagne aufzutreiben. Die Wahl des Präsidenten Harrison kostete eine Million Dollars. Der gleichzeitige Vizepräsident, Morton, steuerte einen beträchtlichen Teil dazu bei, aber die Hauptsache kam unzweifelhaft von Industriellen und anderen, welche an der republikanischen Schutzzollpolitik Interesse hatten, sowie von Patrioten, welche die Fortsetzung der republikanischen Herrschaft wünschten. Der Kandidat für die Vizepräsidentschaft soll nicht nur selbst ein Mann mit großem Geldsack sein, sondern auch reiche Freunde besitzen, welche bereit sind, zu dem ‚Campaign fund' beizusteuern."

Es gibt lokale ‚Campaign funds' und einen nationalen ‚Campaign fund.' Der größte Teil der für die Wahl erforderlichen Summen fließt in die Kasse des letzteren und wird von dem Vorsitzenden des Nationalkomitees verteilt, d. h. er sendet größere oder geringere Beträge an die Parteigenossen jener Staaten, wo sie am dringendsten benötigt werden. In vielen Wahlcampagnen wurde das Geld in einem Staat unnütz verschwendet, während es anderen Staaten, wo es nützlich gewesen wäre, vorenthalten wurde. Bei der letzten Präsidentenwahl hätten einige tausend Dollars in Missouri hingereicht, um einen republikanischen Gouverneur zu wählen, aber der Vorsitzende des Nationalkomitees verweigerte sie nicht nur, er forderte von Missouri sogar noch Beiträge zur Verwendung in anderen Staaten.

Aber nicht genug damit. Selbst die einflußreichsten und bekanntesten Politiker entblöden sich nicht, über die Machenschaften bei den Wahlen ganz offen zu sprechen. So hat sich u. a. der frühere Staatsminister Foster aus Ohio, der eine ganze Reihe von Wahlen geleitet hat, von einem Reporter darüber interviewen lassen. „In New York, Ohio und Indiana," so sagte er, „ist das System des ‚Canvassing' (d. h. des Anwerbens von Stimmen), sehr vollkommen durchgeführt. In Ohio gibt es 2600 Wahldistrikte. Lange vor der Wahl werden von den Politikern sämtliche Wähler der Reihe nach durchgenommen. Jede Partei führt über die letzteren und ihre politischen Neigungen Buch; die einen sind als demokratisch, die anderen als republikanisch, die dritten als ‚zweifelhaft' bezeichnet, und bei den letzteren sind die Gründe dafür und die Mittel und Wege angegeben, durch welche sie auf die Seite der betreffenden Partei gebracht werden könnten. Die ‚Zweifelhaften' der einzelnen Distrikte werden in die Bücher der Grafschaften und aus diesen wieder in die Bücher des Staatskomitees eingetragen. An alle diese Wähler, deren es in Ohio allein zwischen 10 000 und 20 000 gibt, wird vor den Wahlen ‚Campaign Literature' gesandt, und nach einer gewissen Zeit werden alle durch eigne politische Agenten persönlich bearbeitet, um sie auf die Seite ihrer Partei zu bringen. Alles das erfordert viel Geld. Es müssen die Reisekosten, Getränke, Drucksachen, die Gehälter der Agenten und der Wahlredner bezahlt werden; das Nationalkomitee, ebenso wie das Staatskomitee, subventioniert Zeitungen und unterhält eine ganze Anzahl von Journalisten, welche die republikanische Presse mit inspirierten Artikeln versehen ꝛc. Endlich gibt es auch andere Verwendung für die Gelder, nicht so ehrenvoll, aber von beiden Parteien in zweifelhaften Staaten als notwendige Mittel anerkannt, um sich die Wahl zu sichern."

Was darunter verstanden wird, ist jedem klar, der einen tieferen Einblick in das Wahlsystem der Republik gewonnen hat. In jedem der größeren Staaten gibt es Tausende von Wählern, deren Stimmen direkt gekauft werden können. In New

York beispielsweise wird die Zahl dieser käuflichen Wähler auf 40 000 angegeben, von den Irländern der untersten Klassen, die ihre Stimmen für ein paar Gläser Schnaps hergeben, bis zu geborenen Amerikanern, bei denen einige Dollars geopfert werden müssen. Um die zu Wahlzwecken erforderlichen Summen zu erhalten, müssen sich sogar die Beamten einen Teil ihrer Gehälter abzwacken lassen, ja sie erlangen ihre Stellen nur unter dieser Bedingung. So muß, um nur ein Beispiel anzuführen, der Hafenarzt von New York von seinen nicht weniger als hunderttausend Dollars jährlich betragenden Einnahmen*) dreiviertel an das Wahlkomitee in der Staatshauptstadt abliefern! Selbst die Polizisten sind von diesen Abgaben nicht ausgenommen.

Wenn die Wahlkomitees der Union und der einzelnen Staaten Hand in Hand miteinander arbeiten, so hat dies seine guten Gründe. Die Präsidentenwahlen werden in den einzelnen Staaten selbständig ausgeführt, und ist beispielsweise in einem Staate die demokratische Partei am Ruder, so haben der Staatsgouverneur und all die Tausende zu dieser Partei gehörigen Beamten unzählige Mittel, um auf die Wähler einen starken Druck auszuüben und die Wahlagitation nach Kräften zu fördern. Auch die Wahlurnen, die Zählung der Stimmen, mit einem Worte, der ganze Apparat liegt in ihren Händen, und es war ihnen bisher bei den Wahlen ein Leichtes, ein wenig „nachzuhelfen," zum Schaden der gegnerischen Partei. Ebenso ist bei den Präsidentenwahlen stets jene Partei von Anfang an im Vorteil, welche die Vereinigte Staaten-Regierung in Händen hat, denn obschon den Beamten derselben jede Einflußnahme direkt verboten ist, wird dieses Verbot doch stets nach Kräften beiseite gesetzt. Es liegt ja im Lebensinteresse jedes einzelnen dieses über hunderttausend zählenden Beamtenheeres, der eignen Partei zum Sieg zu verhelfen und nicht den Beamtenposten, den er inne hat, verlieren und an die Gegner abgeben zu müssen.

Mit solchen und anderen Mitteln wird auf die vielen Millionen Wähler in den Vereinigten Staaten während der vier Monate, welche zwischen den „National Conventions" und dem eigentlichen Wahltage liegen, eingewirkt. Die Blätter enthalten täglich seitenlange Berichte, Anpreisungen des eignen, Verurteilung des gegnerischen Wahlprogramms, Biographien und Abbildungen der Präsidentschaftskandidaten, Angriffe auf ihre Rivalen; in den Straßen und auf den Plätzen der Hauptstädte und Ortschaften bis in die kleinsten Dörfer sieht man überall Porträts der Kandidaten; in den Bier- und Schnapswirtschaften werden die Wähler von den Agenten bearbeitet, in allen verfügbaren Hallen, Theatern, auf Plätzen in Gärten und Parks unter freiem Himmel werden von den „Stump speakers" (wandernden Parteirednern) Wahlreden gehalten; Senatoren, Kongreßmitglieder, ehemalige Minister und Gesandte scheuen sich nicht, im Interesse ihrer Partei von Ort zu Ort zu reisen, um Reden zu halten, neue Wähler zu gewinnen; ja die Präsidentschaftskandidaten selbst durchreisen das ganze Land, um sich den Wählern zu zeigen, mit ihnen Händedrücke auszutauschen, zu sprechen, Paraden, Fackelzüge, Ansprachen, Diners über sich ergehen zu lassen; die Lokalkomitees in jeder Stadt sind in fieberhafter Thätigkeit; bis zu dem letzten Polizisten und Gerichtsdiener arbeitet alles mit Hochdruck, um die Zweifelhaften oder sogar die Wähler der anderen Partei auf die eigne Seite herüberzuziehen. Versprechungen von Beamtenposten, Bestechungen, kleine Freundschaftsdienste, alles muß mithelfen. Der Gläubiger wirkt auf seine Schuldner, der Fabrikherr auf seine Arbeiter, der Bankier auf seine Beamten, die Eisenbahngesellschaft auf ihre Angestellten und Kondukteure ein, und die kleinen Winke mit dem unsichtbaren Zaunpfahl verfehlen ihre Wirkung nicht. Die Betreffenden wissen, was auf dem Spiele steht.

Endlich ist der große Wahltag gekommen, und in allen Staaten, in allen Ortschaften wird an diesem einen Tage der Sieg der einen oder der anderen Partei entschieden. In größeren Städten werden in jedem „Ward" oder Distrikt geeignete Lokale, gewöhnlich Schulräumlichkeiten oder leere Parterrewohnungen, für die Wahlen eingerichtet; in den Landdistrikten ist es das Gerichtsgebäude oder eine Schule. Dort werden die Tische und Stühle für die Wahlbeamten

*) Hesse-Wartegg, „Curiosa aus der Neuen Welt," Leipzig, Carl Reißner 1893.

und ihre Sekretäre aufgestellt, und auf dem Mitteltische vor dem Beamten befindet sich die Wahlurne. In einem Vorraume liegen auf Tischen die Wahlzettel, etwa einen Quadratfuß große lange Streifen, auf welche die Namen der Kandidaten beider Parteien in langen Reihen gedruckt sind. In manchen Staaten besitzt jede Partei ihre eignen Zettel, in anderen sind die verschiedenen Kandidaten auf denselben Zettel gedruckt. Die Agenten der Parteien sind auf ihren Posten, bringen die Wähler, wenn nötig, in eignen Wagen und führen sie zum Wahllokal. Dort nimmt einer der Wähler nach dem anderen seinen republikanischen oder demokratischen Wahlzettel und tritt vor den Wahlbeamten. Hier wird er nach seinem Namen, seiner Wohnung ꝛc. befragt, und stimmen seine Angaben mit den großen Wahlregistern, welche die Sekretäre nachschlagen, so darf er seinen Zettel in die Wahlurne stecken; dann kommt der nächste an die Reihe. Besteht ein Zweifel über die Identität des Betreffenden, so müssen Politiker seiner Partei für ihn bürgen. Nur solche Wähler, welche wirklich seit längerer Zeit in dem betreffenden Ward oder Wahldistrikt wohnen, dürfen dort ihre Stimme abgeben. In keinem anderen Distrikt dürfen sie wählen, und so sind Reisende oder jene, welche sich gerade fern von ihrem Wohnsitz befinden, von der Berechtigung zu wählen, ausgeschlossen. Nur Bürger der Vereinigten Staaten mit vollendetem einundzwanzigsten Lebensjahre werden zugelassen. Um jede Umgehung des Gesetzes zu verhindern, haben die meisten Staaten in neuerer Zeit das australische Wahlsystem eingeführt. Bei diesem befinden sich in dem Wahllokale eine Reihe enger, von Polizisten streng bewachter Buden, gerade groß genug, um nur einen einzigen Wähler einzulassen. Im Hintergrunde der Bude liegen die Wahlzettel, welche die Namen der verschiedenen Kandidaten enthalten. Der Wähler kann also dort unbeaufsichtigt die Namen lesen, jene, die ihm nicht behagen, ausstreichen und durch andere ersetzen, und niemand weiß, für welche Partei er gestimmt hat. Gewöhnlich setzt er vor die Reihe jener Kandidaten, welche er zu wählen wünscht, ein kleines Kreuzchen, tritt dann heraus und schiebt den Wahlzettel in die Urne.

Vom Gesetz aus geschieht alles Erdenkliche, um Betrügereien zu verhindern, aber wo die Beamten mit den Politikern unter einer Decke stecken, finden massenhaft Unterschleife statt. Wenn es nicht anders geht, werden im letzten Moment Hunderten von Emigranten, welche noch nicht die vorgeschriebene Zeit in den Vereinigten Staaten weilen, die amerikanischen Bürgerpapiere ausgestellt, im letzten Moment den Wählern Geldsummen zugesteckt, ja die Wähler der gegnerischen Partei werden durch bewaffnete Banden mit Gewalt von den Wahlurnen ferngehalten. So geschah es beispielsweise im Jahre 1876 in Südcarolina und anderen Südstaaten, so daß Präsident Grant die Militärmacht aufbieten lassen mußte, um die Wähler zu beschützen. Auch zu dem sogenannten Kolonisationssystem wird in manchen Distrikten gegriffen. Gruppen von Wählern fahren in Wagen oder mittels der Eisenbahn von Ort zu Ort, um überall ihre Stimmen abzugeben und dadurch die Stimmenzahl ihrer Partei im Staate zu schwellen. Wohl ist durch Vereinigte-Staaten Gesetz am Wahltage der Ausschank geistiger Getränke überall verboten, aber dennoch fließen überall Wein und Whisky in Strömen, und niemals sieht man so viele Betrunkene, wie an diesem Tage.

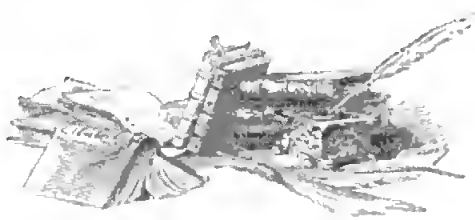
Zu einer bestimmten Stunde werden überall die Wahlurnen geschlossen. Dann erfolgt unter staatlicher Kontrolle die Zählung der Stimmen in den einzelnen Distrikten, und ein zweites Mal in der Staatskanzlei. Die Wahlzettel enthalten nicht etwa die Namen der Präsidentschaftskandidaten, sondern die Namen der durch die Vereinigte-Staaten-Konstitution vorgeschriebenen Zahl von Präsidentenwählern, den sogenannten Electors. Wie bereits eingangs erwähnt, hat jeder Staat das Recht, so viele Electors zu wählen, als er Senatoren und Repräsentanten im Kongreß besitzt; demnach wählt also New York beispielsweise 36 Electors, Colorado nur drei. Die verschiedenen Parteien lassen auf die Wahlzettel die Listen der von ihnen vorgeschlagenen Electors drucken, und ergibt sich bei der Zählung der Wahlzettel, daß beispielsweise in einem Staate die Liste der republikanischen „Electors“ die größte Menge von Stimmen erhalten hat, so ist die republikanische Liste erwählt, der Staat stimmt also für den republikanischen Präsident-

schaftskandidaten. Sobald die Wahlzettel gezählt sind und damit die Stimmenmehrheit entschieden ist, stellt in jedem Staat der Staatsgouverneur den erwählten „Electoren" Certifikate ihrer Wahl aus, und zwar in drei Exemplaren. Gleichzeitig meldet der Staatsgouverneur dem Staatssekretär der Vereinigten Staaten die Namen, Stimmenzahl und Partei der gewählten Electoren, und damit ist eigentlich die Präsidentenwahl vorbei. Allerdings ist es nun die Aufgabe der „Electoren," jenen Präsidentschaftskandidaten zu bezeichnen, welchen sie wählen, und diese Wahl dem Staatssekretär der Vereinigten Staaten bekannt zu geben. Allein es ist dies nur eine durch die Konstitution vorgeschriebene Formsache. In Wirklichkeit entscheidet die Erwählung der Präsidentenwähler auch die Präsidentenwahl, denn die verschiedenen politischen Parteien setzen auf die Wahllisten der Electoren nur solche Kandidaten, von welchen sie durchaus sicher sind, daß sie nur für ihren eignen Präsidentschaftskandidaten die Stimmen abgeben; eine gegenteilige Wahl von seiten eines Electors ist bisher niemals vorgekommen. Schon wenige Tage nach der Wahl weiß man, in welchen Staaten republikanische, in welchen demokratische Electoren gewählt worden sind; sie werden nun zusammengezählt, und ergibt es sich beispielsweise, daß die demokratischen Electoren in der Mehrzahl sind, so ist es sicher, daß auch der demokratische Präsidentschaftskandidat gewählt ist. Die Wahl ist vorüber, das öffentliche Leben wird wieder ruhiger, die Geschäfte leben auf, alles kehrt wieder in die gewohnten Geleise zurück.

Es ist aber nicht immer gesagt, daß die Mehrzahl der Electoren einer Partei auch die Mehrzahl der überhaupt abgegebenen Wählerstimmen für sich haben. In einem Staate geht beispielsweise die republikanische Electorenliste mit knapper Stimmenmehrheit durch, in einem anderen hat die demokratische Electorenliste mehrere tausend Stimmen Mehrheit. So wurde beispielsweise am 6. November 1888 Harrison durch die Wahl von 58 republikanischen gegen 42 demokratische Electoren zum Präsidenten der Vereinigten Staaten; aber die 58 republikanischen Electoren hatten nur 5 445 000 Wählerstimmen auf sich vereinigt, während die 42 demokratischen Electoren deren 5 539 000 erhalten hatten. Ähnlich wurde am 7. November 1876 Hayes durch die Wahl von 50 Electoren mit nur 4 033 000 Stimmen, gegen die Wahl von 49 Electoren mit 4 284 000 Stimmen zum Präsidenten. Wie man sieht, ist der Stärkeunterschied der beiden großen Parteien ein sehr geringer; bei der Wahl Clevelands 1885 vereinigten die Demokraten 4 911 000, die Republikaner 4 848 000 Stimmen; bei der Wahl Garfields 1881 war das Verhältnis der beiden Parteien 4 449 000 zu 4 442 000 Stimmen; die kleineren Parteien haben es bisher selten über je 100 000, und nur einmal auf 300 000 Stimmen gebracht.

In jedem Staate haben die Electoren am zweiten Montag des ihrer Erwählung folgenden Januars, also bei der gegenwärtigen Wahlcampagne im Januar 1897, zusammenzutreten und ihre Stimmen für die Wahl des Präsidenten und Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten abzugeben. Diese Wahl müssen sie, wie vorhin bemerkt, schriftlich durch einen eignen Boten dem Staatssekretär der Vereinigten Staaten mitteilen; ein zweites Exemplar dieser Wahl müssen sie dem Genannten durch die Post übermitteln, ein drittes in den Staatsarchiven deponieren.

Am zweiten Mittwoch des Februar (1897) versammeln sich in Washington die Mitglieder vom Senat und Kongreß; der Präsident des Senats öffnet die eingelaufenen Dokumente, zählt die Stimmen und verkündet das Ergebnis. Sollte die Stimmenzahl beider Parteien gleich sein, so entscheiden die gesetzgebenden Körperschaften durch ihre Stimmenmehrheit die Präsidentenwahl.



Meeresſchimmer.

Von

Helene Gräfin Walderſee.

Mit einer Originalzeichnung von **Albert Richter.**

(Abdruck verboten.)

Wer birgt die hehrſten Schätze,
Des lichtſten Kleinods Schein?
Und aller Schönheit Krone,
Wer nennt ſie ewig ſein?
Wer ſiegt ob allem Glanze
Hienieden eh und je? —
Du biſt's! Du Wunderbare,
Du ſchimmernd ſtolze See!

Wenn fahl im Morgenlichte
Der Sterne Leuchten ſchied,
Erglänzt in deiner Welle
Topas und Chryſolith,
Und ſinken Nebel nieder
Und Wolken ohne Zahl,
So ſcheint die Waſſerwüſte
Ein einziger Opal.

Ob perlenreicher Tiefe
Wogt die ſaphirne Flut,
Wenn drüber in Verſchwendung
Der Sonne Goldſchatz ruht;
Doch wandelt ſich der Himmel,
So glänzt ſmaragdengrün
Die weite Wellenwiege
Und licht aquamarin.

Die Sonne ſinkt; — da, purpurn,
Legt ſich Rubinenglanz
Auf amethyſtne Wogen
Zu einem Strahlenkranz;
Den löſt mit leiſem Finger
Die bleiche Mondesfee
Und ſchüttet Demantſchätze
Rings auf die ſtille See.

Der Edelſteine Leuchten,
Des Goldes Strahlenſchein,
Der feuchten Perle Schimmer,
Das alles ſchließt du ein,
O du, in Erdenſchöne,
Im Himmelslichte hehr,
Unnahbar herrſchend, — ſiegend,
Du wunderbares Meer!

„Kasper Rütentüt."

Hamburger Skizze

von

Ilse Frapan.

(Abdruck verboten.)

Zwischen Tag und Lichtanzünden, das ist die rechte Zeit zum Spazierengehen heut. Aber nicht draußen zwischen den tief verschneiten Gebreiten, wo man Harms' Rosenfelder nicht mehr von einem Kartoffelacker unterscheiden kann; wo das Seesalz schwarze gelbränderige Gassen in das Weiß gezeichnet hat, Gassen, über die sich mühselig kriechend, wie ein verwundeter Hornschröter, der braune Wagen der Straßenbahn bewegt; wo die schwerfällige Stille noch lastender wird unterm Krächzen der Krähen und fernem Hundegebell, wo die graue augenlose Nacht zwischen den schwarzen Weidenstämmen lauert.

Hinein in die Stadt, in das Wagengerassel, das Menschengewühl, in den Lichtkreis der früh beleuchteten Schaufenster, wo der blaue elektrische Mondschein schon aufgegangen ist, und wo auf den munter umschrieenen Karren Kokosnüsse und Datteln und Feigen wachsen. „Oot Wallnöt? Frische Wallnöt?" fragt der böhmische Händler im blauen Fuhrmannskittel und deutet auf die umgestülpte Tonne mit dem Lämpchen.

„Oh, Onkel Gustav, 'ne ganze Wassertonne voll Wallnüsse!" — Aber der Händler gähnt phlegmatisch. Nun da die Kinder kaufen wollen, zieht er die dürren Nüsse aus dem kleinen Sack hervor, der ihm von der Schulter hängt. Die Tonne ist nur Aushängeschild; Onkel Gustav lacht zu den enttäuschten Mienen der Kleinen. Aber schon schreit es hinter ihnen: „Allens echte Kamerunner! Stück man zehn Pfennig!" Und die schwarzen Püppchen mit den Wollköpfen und den roten Hemdchen sind doch zu drollig! Plötzlich ertönt eine laute heisere, aber unbeschreiblich lustige Stimme über den Platz:

„Hallo! Hallo! Hallo!"

Der kleine fünfjährige Felix fährt zusammen und greift unwillkürlich nach des Onkels Rockschoß.

„Wer schrett so, Onkel Gustav?"

„Das weißt nicht mal? Willst 'n Hamburger Kind sein und kennst nicht mal Kasper? Kasper Rütentüt, auch Kasper Suppenlepel? Sountags Potagelepel? Na, denn laß dir man dein Schulgeld wiedergeben, Felix, mein Jung!"

„Ich geh ja noch gar nicht zur Schule!" brummt der Kleine beleidigt, aber Mary an des Onkels anderer Seite drückt vergnügt seinen Arm und sieht verständnisvoll zu ihm in die Höhe: „Onkel, ich kenn' ihn. Und ich mag ihn auch so furchtbar gern leiden. Wir haben ganz dieselben Ideen, du und ich!"

Sie wird rot unter des Onkels lachendem Blick: „Sieh, sieh, Mary! Wirklich sehr schmeichelhaft! Na, denn wollen wir ihn mal in Augenschein nehmen! Stehen schon mehr dumme Jungens da herum, schließ dich an, Mary. Felix, pass' auf, daß du was profitierst, — werde deiner Mutter sagen, daß deine Erziehung vernachlässigt ist! Kennt nicht Kasper Rütentüt!"

Der kleine Bursch steht beschämt und beklommen vor der rot und weiß gestreiften Bude und mustert mißtrauisch seine Mitzuschauer. Gräßliche Jacken und Hosen haben diese Jungens und schmutzige Hände und Holzpantoffeln. Aber die bunte kleine Puppe, die oben ganz allein auf dem Brett reitet, guckt mit ihrer dicken roten Nase so komisch herunter und fragt mit grober Stimme:

„Jungens, sünd ji all dar?"

„Ja, Kasper, wi sünd dar!“ lachen die Jungens und klappern mit den Pantoffeln.

„Na, Jungens, kann 't nu losgahn?“

„Ja, Kasper, nu kann 't losgahn!“

Felix öffnet den Mund, er würde mit geantwortet haben, aber er kann ja kein Plattdeutsch, — das leidet doch Mama nicht, daß man Platt spricht!

„Onkel Gustav, was kommt da jetzt für einer, mit dem gelben Gesicht und den roten Augen?“

„Das ist der böse Geist Dasmodi, der will Kasper verlocken und in die diabiabolische Büchse sperren, paß auf!“

„Mein Freund, ich bin ein Mann —“ beginnt der Gelbe.

Kaspers große Nase nickt: „Je, dat seh ick woll!“

„Mein Freund, ich bin ein Mann —“

„Dat hest du mi nu all eenmal seggt!“

„Mein Freund, ich bin ein Mann —“

„Je, un en lütten aasigen Mann!“ grinst Kasper und gibt ihm unvermutet eine Ohrfeige. Drauf beugt er sich über den Rand und fragt in vertraulichem Ton: „Jungens, heff ick em drapen?“

„Ja Kasper! Nee! Ja!“ jubelt es durcheinander.

„Jungens, fall he noch een hebben?“

„Ja! Kasper! Ja!“ schreit es einstimmig, und begeistert klappern die Holzpantoffeln. Onkel Gustavs Augen blicken ebenso gespannt wie die der Kinder.

Kasper zielt: „He hett een — he kriggt een, — he hett een — he kriggt een — Jungens, heff ick em drapen?“

Aber „Ra—ra—ratata!“ singt der Gelbe und schraubt dabei seinen dünnen Hals länger und länger, fast bis zur Decke. Kasper ist verdutzt zurückgeprallt, aber gleichwohl äugelt er den unheimlichen Gesellen von unten an. Die Kinder lachen: dieser Kasper ist zu frech! Was für Antworten der gibt:

„Kasper, was treibst du?“

„Ossen!“

„Esel!“

„Nee, Ossen.“

„Wovon lebst du?“

„Von Buttermilch und große Butterbröte.“

„Ich frage dich, wovon du dich ernährst.“

„Von gebratene Aal aus unsere Wasserleitung.“ Zu dem Lokalwitz lachen auch die Großen. Aber Felix ist die ganze Geschichte unheimlich, denn nun kommt noch ein schwarzer Teufel mit roter Zunge und weißen Zähnen und setzt dem armen Kasper furchtbar zu.

„Wollen weggehn, Onkel,“ lispelt seine unterdrückte Stimme an Onkels Rockschoß.

„Weggehn? Bangbüx! Sieh, wie Mary sich amüsiert. Paß mal auf, was Kasper thut.“

„Ach nee, sie hauen sich so scheußlich.“

„Kasper, mein Kasper!“ läßt sich eine kreischend zärtliche Stimme vernehmen, und mit verschobener Tüllhaube und schreiendem Säugling erscheinen Mariken und Gregri auf dem Plan.

„Oha, nu kummt min Fro. Das's recht, Mariken, nu schell' se man düchtig wat ut!“ Und Mariken öffnet ihren Mund zum Schelten und Gregri seinen zum Schreien, daß den Teufeln Hören und Sehen vergeht. „Dat holl de Dübel ut!“ schreit der Schwarze und stürzt in die Versenkung. Dasmodis Hals wird kürzer und kürzer, und als ihm Mariken mit Augenauskratzen droht, verkriecht er sich selbst in die diabiabolische Büchse, in die er Kasper einsperren wollte. Mit Hohngelächter setzt sich das glückliche Ehepaar obendrauf, der Böse ist besiegt, Gregri kichert und kräht, Mariken schluchzt vor Rührung, und Kasper singt mit schmelzender Stimme:

„Wie schön ist doch die Thräne einer Braut,
Wenn sie an einem alten Kringel kaut!“

Mit dieser Scene des reinsten Familienglücks fällt der Vorhang, und da kommt die Frau mit dem Teller und sammelt, was zur Folge hat, daß sich der größte Teil der Zuschauer sacht auf die Seite drückt. Um so dringlicher klappert die Frau mit den paar Pfennigen auf dem Blechteller vor Onkel Gustav herum. Und er legt ein Markstück hin und lächelt gegen die Kinder: „For de twee Lütten mit.“

Die Alte macht eine verunglückte Verbeugung: „Lang nich gesehn, bester Herr. Er, was er is, hat sich all ümmer nach Sie umgeluckt.“

„He is heesch,*) he mutt nu Fierabend maken,“ sagt der Onkel und holt noch eine Mark heraus.

„In de Domtied**) — —“ beginnt die Alte achselzuckend.

*) heiser.

**) Hamburger Weihnachtsmarkt.

„Ick lat em seggen, he sall nu to Hus gahn.“ Onkel spricht sehr bestimmt und legt die dritte Mark auf den Blechteller.

„Ja, ja! Danke, min beste Herr!“ Die Alte schlurft wieder auf die Bude zu und verschwindet hinter dem gestreiften Vorhang. Und dann kräht es plötzlich ganz von neuem: „Hallo, hallo, hallo.“

Onkel Gustav kehrt sich ärgerlich um: „Na, nu doch?“

Die kleinen Holzpantoffelträger sind erwartungsvoll wieder herangeklappert: richtig, Kasper reitet schon oben und schreit: „Jungens, sind ji all dar?“

„Kuck den Kerl an!“ sagt Onkel Gustav verbissen, und die Jungen jubeln: All dar!“

Aber nun kommt's anders! Kasper nickt mit der roten Nase: „Na, denn gaht man wedder weg!“

„Nee, Kasper, nee!“ rumoren die Zuschauer, aber Kasper langt plötzlich mit einem kleinen Rohrstock herunter und suchtelt dem Nächststehenden sanft um die Ohren, während er vergnüglich singt: „Ich werde auch nich bange sein un geb dich 'n lütten Backs!*) Nämlich, wat ick seggen will, ‚für diesmal is' vorbei;‘ mich steckt 'n fixen Snuppen in die Glieder, Johanna geht, un morgen kommt sie wieder!“ Das Glöckchen an der Zipfelkappe bimmelt laut zu jeder Verbeugung, Onkel Gustav klatscht beifällig in die Hände, das Spiel ist wirklich aus.

„Armer Kerl, Dichtung und Wahrheit,“ murmelt der Onkel, während sie heimgehen.

Mary sieht ihn verwundert an: „Wer ist arm, du?“ Sie hat grade gedacht, wie herrlich es sein müßte, solch eine große Bude zu haben und den Leuten etwas vorzuspielen.

„Ein unbezahlbarer Kerl,“ sagt der Onkel, ohne auf das kleine Mädchen viel zu achten, „ein Künstler in seinem Fach! Hat einen Humor — —“

„Ist Kasper arm? Onkel Gustav, sag doch mal!“ Mary ist voll neugierigen Mitleids. „Er hat doch so viele Puppen, Onkel!“

Aber der Onkel hört sie nicht, er spricht vor sich hin von Theater und Kunst und solchen hohen Dingen, und Mary schweigt mit ehrfurchtsvollem Seufzen. Mama hat ihr eingeprägt, daß der Onkel ein berühmter Mann ist, den man nie unterbrechen darf, auch ein Künstler, natürlich nicht so wie Kasper Rütentüt, — er ist ja Kapellmeister. Aber als er sie an der Hausthür zum Abschiede so freundlich streichelt, kann sie's doch nicht zurückhalten: „Onkel Gustav, glaubst du, daß Kasper nichts zu Weihnachten geschenkt kriegt?“

Und fast wehmütig lacht der kleine Mann mit dem lebhaften Gesicht: „Sieh, sieh, Kind, es ist was dran mit den ‚gleichen Ideen,‘ wahrhaftig! Nee, der kriegt gewiß nichts. Aber 'n gottvoller Kauz, was? Schlaf wohl, Mary!“

Er küßt plötzlich die klugen braunen Kindesaugen, die schon so mädchenhaft nachdenklich blicken können mit ihren zehn Jahren.

„Und nun bin ich Weihnachten nicht bei Euch!“ er küßte sie noch einmal. „Grüßt eure Mutter, sagt nur, Sylvester, zu den Karpfen wär' ich wieder da. Gute Nacht, Kinder.“ —

Es war heute acht Tage vor Weihnachten, und klein Marys Augen sahen nicht nur so aus, als ob sie große Gedanken in ihrem Köpfchen trage; das Köpfchen war wirklich voll. Das Fest und die Vorbereitungen zur Bescherung armer Kinder bildeten ja das Hauptgespräch mit Mama und Tante Clemens, und sogar Felix hatte schon helfen müssen, die alten Baukastenhölzer mit Sandpapier abzureiben, damit sie wieder als Geschenke verwendet werden könnten, und die zerbrochenen Bleisoldaten aus den Schachteln wegzuthun, während Mary und ihre Cousine Charlotte unter Mamas Aufsicht Puppenkleider nähten und Tante Clemens mit ihrem Mädchen ganze Stapel Hemden und Strümpfe für die Vereinskinder fertig machte. Und nun hatten Onkels Begeisterung für Kasper Rütentüt und seine Bemerkung über Kaspers Armut ihr kleines bewegliches Herz in große Aufregung versetzt. Sie dachte und dachte, und es wurde ein herrlicher Plan daraus.

Sechs Tage nach dem Spaziergang in den Dom standen vier Geheimbündler in Wintermänteln um einen kleinen krüppligen Tannenbaum. Sie hatten bläuliche Nasen und verklamte Finger, denn in Clemens' Kathrins Dachkammer war es kalt, aber sie kosteten die Freude der Erwachsenen. Von ihrem zusammengelegten Gelde — fünfzig Pfennige bar — hatten sie diesen Baum

*) Ohrfeige, Klapps.

gekauft; sie waren es, die ihn jetzt auf-zierten, gleichfalls von ihrem Gelde, und sie waren es, die ihn verschenken wollten. Und kein Papa und keine Mama wußte von ihrem Unternehmen, einzig Clemens' Kathrin war ins Geheimnis gezogen worden, aber nur aus Gründen der Nützlichkeit, damit sie nämlich ihre Bodenkammer hergäbe, und dann auch wegen der dummen Paraffin-lichter, die durchaus nicht aufrecht an den Zweigen sitzen wollten.

Und schwören hatte sie müssen, daß sie „wahrhaftig bei Gott“ nichts nachklawern*) wolle. Mary wußte genau, wie es beim Schwören zugeht: Kathrin hatte mit beiden Händen Marys Katechismus anfassen und ohne zu zwinkern gerade in die Küchenlampe hinein sagen müssen: „Wahrhaftig bei Gott.“ Kathrins Augen hatten ordentlich gethränt, aber es war den Kindern sehr wichtig und feierlich zu Mute gewesen. Mary hatte immer Einfälle, zu denen die anderen ach-tungsvoll und verwundert ja sagten.

„Na, Kasper wird sich schön freuen! Solche feine gold'ne Konfekthalter hat er gewiß noch nie gesehn,“ bemerkte die kleine dicke Tine Timm.

„Kasper hat überhaupt noch nie 'n Tannenbaum gesehn, sonst wär' ja so wie so nichts dran,“ sagte Mary eifrig.

„Ich finde, jeder Mensch sieht doch mal 'n Tannenbaum —“ begann Lotte Clemens, unterbrach sich aber mit einem unwillkürlichen Schrei: „Pfui, Mary, dein Felix frißt schon wieder!“

Felix hatte von Anfang an nicht be-greifen können, warum man von den Kon-fektringeln nicht wenigstens die überstehenden Ecken abbeißen dürfe. „Ach, das sieht Kasper je gar nich, das is für ihn gut genug,“ brummte er verlegen. Er ward zur Strafe von Mary in den Winkel gestellt, weinte aber plötzlich auf: „Und ich hab' doch den Fingerhut für Kaspers Frau gekauft! Hier kriegt man je 'n Kribbel in' Zeh!“

Mary schüttelte ernsthaft ihre rötlichen Locken: „Ja, denk dir mal, der arme Kasper muß den ganzen Tag in 'ner Bude sitzen, wo Sommer und Winter nicht geheizt wird.“ Mary hatte unzählige schöne Jugendschriften gelesen, und in ihrem Köpfchen spukte es von lauter un-glücklichen geknickten Kindern, die finger-dünne Ärmchen nach prachtvollen Tannen-bäumen ausstrecken, welche von anderen wohlausstaffierten Kindern mit leutseligem Lächeln auf ihre Bettdecken gesetzt werden.

„O du, wo im Sommer auch nicht geheizt wird!“ kicherte Charlotte und stieß Tine an. „Wirklich im Sommer auch nicht, o Gott, wie merkwürdig.“

Mary wurde sehr rot. „Immer muß sie über alles lachen! Solche rechte alte Lachtaube! Schleich' dich lieber mal runter und ruf Kathrin rauf, daß sie die kleine Fahne oben festmacht.“

Mit Katzentritten und dem Ausdruck unendlicher Vorsicht in den braunen Schelmenaugen schlich die kleine Lotte hinunter bis ans Treppenfenster, das in die Küche ging. Mit unendlicher Vorsicht klopfte sie an die Scheibe. Und Kathrin kam sofort, lauter Neugier und Anteil auf den brennenden Backen; sie hatte Mama Clemens gesagt, daß sie noch schnell ein-mal zum Krämer müsse. O, Kathrin war ein reizendes Mädchen, und wie nobel hatte sie sich benommen, hatte sie nicht sechzig Pfennig mit zugelegt, damit sie etwas mehr Konfekt kaufen könnten!

„Süße Kathrin!“ schrieen alle Kinder ihr in der kalten Kammer entgegen, und Felix und Lotte hängten sich sofort an sie, um sie zu streicheln und zu küssen. Sie fühlten sich gleich so viel sicherer und wärmer, weil ein Erwachsenes bei ihnen war.

Kathrin schlug die Hände zusammen: „Nein, was en reizenden Baum! Aber den könnt ihr doch nich schleppen? Soll ich ihn nich lieber nehmen, Mary? Ich kann ja man sagen, ich müßt' meine Gummischuh abholen, das is ja weiter keine Sünde nich.“ — —

Einen Augenblick zögerten die Kinder mit der Antwort, Kathrin war wirklich so äußerst nett, und ganz bequem war der Baum nicht im Arm mit den spitzen Stachelzweigen um die Nase, und wenn es weht, kann man nicht mal die Mütze fest-halten. Aber in all den rührenden Ge-schichten waren es immer die Kinder selber gewesen, die wohlausstaffierten Kinder natür-lich, welche die Tannenbäume gebracht hatten.

„Nein, nein! Selber tragen! Ich allein!“ rief Mary voll Begeisterung.

„Oder wir wechseln ab, lassen Sie

*) ausplaudern.

man, liebe Kathrin," fiel der bedächtige Verstandskasten, Tine, ein.

„Und was denkt eure Mama, wo ihr hin seid?" fragte Kathrin.

„Weihnachtsarbeiten bei Mary! Weihnachtsarbeiten bei Tine! Weihnachtsarbeiten bei Notte!" schrie es übermütig durcheinander.

„Und ich hab' für mein eigen Geld noch ganz allein 'n Fingerhut für Kaspers Frau gekauft! Is es Silber, Kathrin? Guck mal, Kathrin! Kostet fünfundzwanzig Pfennig mit Schachtel!" schrie Felix' dünnes Stimmchen.

„Und wo is die Cigarrenspitze? Kathrin hat sie in ihrer Kommode. Geben Sie mal her, Kathrin, hübsche Cigarrenspitze, nich? Ordentlich in rosa Seidenpapier!"

Aber Kathrin war doch bedenklich: „Ochho, Mary, wißt ihr denn auch gut hinzufinden?"

„Pah! Ich bin schon dreimal vor Kaspers Thür gewesen, heute von der Schule wieder. Es ist Nummer zweiunddreißig, ganz das letzte Haus in dem Hof da, und denn dritte Etage."

„Dritte Etage ist noch ziemlich fein, wir wohnen zweite," sagte Tine Timm gedankenvoll.

„Und nachher kommi man mit alle Mann bei uns zum Kaffee, Braunkuchen haben wir 'n ganze Masse," empfahl Kathrin.

Die Treppen hinunter ging's. Clemens' Kathrin hatte sehr gern Besuch, obgleich es ihr nur Mühe verursachte, und die Besucher natürlich nicht bei ihr in der Küche, sondern bei der Herrschaft im Wohnzimmer saßen — es machte ihr Vergnügen, das Lachen und lebhafte Sprechen zu hören, wenn sie auf- und abdeckte. Dafür nannten sie auch die Kinder „süße Kathrin."

Mary zitterte vor Freude und Aufregung, als sie den Baum, fertig geschmückt, in den Händen hielt. Tine mit der Cigarrenspitze folgte eifrig, Felix sprang um sie herum, glücklich, daß es leise an zu schneien fing, und die Schachtel mit dem Fingerhut über den Kopf schwenkend. Nur Lotte sah ein bißchen wie das fünfte Rad am Wagen drein, sie beklagte sich, daß sie gar nichts zu tragen habe. Mary aber war voll Glück; der Baum wurde lästiger von Schritt zu Schritt, denn viele Leute drängten sich auf dem Trottoir, aber das kleine Mädchenherz schwoll hoch an, gerade weil es so schwer war, vorwärts zu kommen. Sie war eine kleine Heldin jetzt, ein ungeheuer gutes und starkes junges Mädchen, das auf kräftigen Armen eine schwere, schwere Last trug; ihre Finger waren schon so kalt, ordentlich tot vor Kälte und Anspannung, aber das machte nichts; gewiß sahen alle Leute sie an und wunderten sich über ihre Unermüdlichkeit und fragten sich: „Ist das nicht die kleine Mary Petersen? Wer hat dem feinen Kinde solchen großen Baum aufgebürdet? Den will sie gewiß zu armen Kindern bringen, daß sie doch auch eine Weihnachtsfreude haben!" Marys Herz klopfte, und sie hatte Mühe, nicht allen Leuten zuzunicken und ihnen im Vorübergehen zuzuschreien: „Ja, und wißt ihr, wo ich hingehe? Ich geh' zu Kasper Rütentüt oder Kasper Suppenlepel, oder wie er sonst heißt, der immer mit seiner Kasperbude auf dem Spielbudenplatz steht und nichts zu Weihnachten kriegt und sein kleiner Gregri auch nichts." Nein, die Mama hatte nichts wissen dürfen. Die war ja eigentlich entsetzt über diese Kasperbekanntschaft, denn Kasper war kein bißchen fein, und Onkel Gustav war ihr auch ein Rätsel mit seiner Vorliebe. Aber dann sagte sie, Onkel Kapellmeister wäre ein Sonderling, und das käme bei Künstlern öfter vor, aber kleine Mädchen hätten mit solchen derben Späßen nichts zu thun. Ist es nicht merkwürdig, daß die Mamas von dem Geschmack der kleinen Mädchen oft so gar nichts wissen?

Sie gingen durch allerlei wunderliche Straßen, die jetzt ganz anders aussahen als bei Tage. In den Höfen lag eine schwarzgraue unbestimmte Dämmerung; das holprige Pflaster stieg von den Häusern nach der Straßenmitte hinunter, und große Pfützen unterbrachen den schmalen Rinnstein; Felix freute sich, wie tief sie waren, es platschte prachtvoll, wenn man den Fuß recht so von oben hineinstieß. Frauen mit Wassereimern und aufgeschürzten Röcken standen vor triefenden, steilen Sahltreppen und guckten ihnen nach, — eine rief ihnen neugierig zu, wo sie hin wollten. Sie hatte ein gelbes langes Gesicht und in der Hand ein Brotmesser. Die Kinder erschraken und drängten sich zusammen wie ein Häuflein Schafe; Mary nahm allen Mut zusammen und antwortete mit dem

Namen der Straße und der Hausnummer. Ein kleiner Zuckerthaler fiel aus dem Tannenbaum in den Straßenschmutz; die häßliche Frau mit dem Messer hob ihn auf und begann ihnen nachzulaufen: „Ihr habt was fallen lassen.“ — „Wischen Sie ihn ab und essen Sie ihn auf,“ sagte Tine Timm, die sich wieder gefaßt hatte. Da schrie die Frau groben Tons: „Beholl din Aaskram!“ und warf den schmutzigen Zuckerthaler in den Rinnstein. Felix fing an zu weinen: „Wollen umkehren.“ Mary schüttelte stolz das Köpfchen: die erschreckende Begegnung erhöhte ihr Selbstgefühl. Weder durch böse Hexen, noch durch unendliche Mühsal würde sich das kleine Mädchen, Namens Mary Petersen, von ihrer edlen Absicht zurückbringen lassen. „Wie riecht es hier!“ klagte Lotte und hielt sich die Nase zu. — Ja, das ließ sich nicht leugnen, widrige Gerüche drangen aus den feuchten Kellerhöhlen, und Weihnachten schien es hier überhaupt nicht zu geben. Das war ganz hinter ihnen geblieben. Alles öde und schmutzig und halbdunkel; weder Karren, noch Buden, noch erhellte Läden, noch grüne Tannenbäume sah man hier. Und dort, aus einem großen Fenster dicht über dem Boden, leuchtete ein dunstigroter Schein, — was war das? „Kommt lieber auf die andere Seite hinüber,“ sagte Mary plötzlich kleinlaut. Tine Timm aber hatte unerschrocken in den Keller geguckt und lachte sie aus: „Päh, nu drehn sie alle die Nase nach der Wand, — is ja gar nichts los!“ Mary wagte einen scheuen Blick. Nein wahrhaftig, nichts als große dicke Käseköpfe, übereinander gestapelt vom Boden bis zur Decke, Käse, soweit man in den Keller hineinsehen konnte, Käse und kein Mensch und keine Toonbank, und über der sonderbaren Schatzkammer eine große dunkelrote Laterne, deren Licht wunderlich zuckte und schluchzte — einerlei, es sah nicht natürlich, nicht vertrauenerweckend aus. Und mitten in dieser Aufregung hörten sie lautes Schreien und Schelten, und plötzlich rannte mit schrillem Hohngelächter ein Mädchen gegen sie an, verfolgt von einer Frau, die blind in die Luft schlug und dazu keuchte:

„De will sin groote Deern nich stüern,*) Na, denn sind ich mir ja gezwungen, daß ich ihr selbst durchwamsen thu! Dat sall mi düer to stahn kamen? Dar heff ick dat Geld denn ook noch vör. Dar hest cen sitten!“

Schläge und Geschrei schollen aus einem niedrigen Thorweg, es war, als hänge die ganze Luft voller Prügel. Nein, das war noch über Märchenschrecken. „Lauft, lauft!“ schrie Mary, und wie gescheuchte Hühnchen flatterten die Kinder die krumme Straße entlang, unbekümmert um die herabfallenden Nüsse, die nach allen Seiten schief umsinkenden Lichtchen an ihrem Baum. Als sie still standen, fanden sie, daß sie an „Kaspers Haus“ vorübergelaufen waren und umkehren mußten.

Zwei ganz kleine Mädchen in lumpigen, schmutzgrauen Kleidern, aber mit zierlich gedrehten Locken kamen Hand in Hand eine Treppe herunter; sie waren noch so klein, daß sie immer erst beide Füße auf einer Stufe haben mußten, ehe sie weiter konnten. Mary streckte leutselig das Näschen empor.

„Hört mal, kleine Mädchen, wohnt hier Kasper?“

Die Lockenköpfchen guckten sie an, guckten den Tannenbaum an und preßten die Lippen zusammen, als hätten sie ewiges Stillschweigen gelobt. Hinter ihnen drein kam ein magerer Junge, etwa so groß wie Mary, mit einem ernsthaften, klugen Gesicht.

„Der Mann heißt nich Kasper, der Mann heißt Klintwort,“ sagte er in zurechtweisendem Tone, „drei Treppen rauf.“

„Faß mich am Kleid an, mein Felix,“ lispelte Mary beklommen. Sie stapften und schlürften über die ausgetretenen Stufen.

„Hier riecht es nach gebratenen Stint,“ flüsterte Lotte. Alle lachten.

„Pfui, nein, seid ruhig,“ rief Mary. „Tine, zieh mal an der Glocke.“

„Ich mag das nicht!“ winselte Felix. „Is ja keine Glocke! Päh! Mach du man selbst auf. Immer hat sie solche Einfälle.“

Mary seufzte. Aber war nicht auch Kolumbus treulos von seinen Gefährten verlassen worden? Sie stellte den Baum auf den Boden, spreizte die steifen Finger und drückte den Thürgriff nieder. Es war ganz dunkel drinnen, eine Bratpfanne zischte laut, es wurde gelacht und gesprochen.

„Guten Abend, Herr Kasper,“ sagte Mary mit zitterndem Tone.

*) Steuern, wehren.

Das Zischen am Herde hörte auf. Eine dicke Frau in einer hängenden Nachtjacke kam herangestolpert, die Pfanne am langen Stiel in der Hand. „Wat is dar nu all wedder los?" — Als sie im schwachen Schimmer von der Küche her den Baum erblickte, scheuchte sie mit der schwarzen Pfanne: „Is nicht recht hier, is nichs bestellt!" Damit schlug sie die Thüre zu.

Dies war schrecklich; dies kam in keiner der schönen Jugendschriften vor. Wie entzückt und dankbar nahm man dort die edlen Kinder auf! Nur vor armen Waisen und Bettelkindern schlug man die Thür zu. Hier mußte ein Irrtum vorliegen. Mary seufzte ratlos. Auch der Tannenbaum hatte seine schönste Zierde verloren, die Fahne war geknickt.

Da that sich irgendwo eine Thür auf, die sie nicht bemerkt hatten, und die kleine Lotte jubelte auf: „Karl Fensterglas!"

Alle drehten sich um und wollten ihm eine Hand geben und kümmerten sich kein bißchen um die Warnung, sich nicht schmutzig zu machen. „Denn nimmt man einfach 'n Torfsoden!*) Nein, dies ist aber günstig! Herr Fensterglas, wo kommen Sie denn her!"

Herr Fensterglas hatte nämlich fast ein Vierteljahr lang bei den verschiedenen Familien Thüren und Fensterbänke angestrichen und war zuletzt Clemens' Kathrins Bräutigam geworden. Kathrin hatte ihm unter Marys Anleitung — es war eine Scheibe eingestoßen beim Spielen — eine Postkarte geschrieben:

„Mein Herr, haben Sie auch Fensterglas? Nun wohl, so bringen Sie mich das!"

Mary hatte das *mich* in *mir* verbessert, und so war es gekommen.

Und nun stand er hier mit seiner Malleiter und den Farbentöpfen und dem bekannten vergnügten Gesicht in dieser schrecklichen Einöde vor der zugeschlagenen Thür, und er begriff gleich, was Mary ihm sagte.

„Na, nu wird's aber gut, das 'n Keierdje**) für Klintwort!" lachte er und riß die Thür auf: „Klintwort, kumm mal rut, hier sind Herrschaftenkinder." —

Nun entstand auf dem dunklen engen Vorplatz eine erwartungsvolle Stille, bis ein Mann herauskam, ein Mann, den Mary schon von Ansehen kannte, wie er sich bisweilen an der Kasperbude zu thun gemacht, sich den breiten Schlapphut verwegner auf den Kopf gedrückt oder den dicken roten Shawl höher um den Hals heraufgezogen hatte. Aber heute abend sah er noch viel magerer und schmaler aus, dünn wie ein Rohrstock, doch sein Gesicht mit der komischen, langen, beweglichen Nase und den zwinkernden Augen war rot vor Lachen. Die Hände in den Hosentaschen stellte er sich mit schiefem Kopfe vor den Kindern auf und rief: „Hallo, hallo, hallo! Junge, Junge, Junge — wat is nu los?"

Ihm über die Schulter guckte ein Kopf mit vielen kurzen hellen Locken und großen dunkelgeränderten Augen, die Backen waren so schön rot und weiß, wie bei Marys neuer Wachspuppe. „Kriegst was schenkt," sagte die Frau und klopfte Kasper mit ihrer dicken hellen Hand auf die Schulter. Sie hatte gar keine Ärmel und ein feuerrotes Sammtkleid an, gerade, als wenn sie zu Ball gehen will, dachte Mary.

„Sag es doch!" flüsterte Tine und stieß Mary mit der Fußspitze. Aber Mary konnte sich nicht besinnen, sie hielt mit langem Gesicht das Bäumchen noch immer an der geknickten Fahne fest.

„Na, sall ick dat hebben? As ick? Puh, wat sall ick dar denn mit? Sall ick dar en büschen mit spielen?" Kasper hockte sich plötzlich nieder, machte die merkwürdigsten Fratzen und tippte mit spitzen Fingern die Zuckerthaler an, daß sie schaukelten, während er sang:

„Min Vadder harr en Pudel mal,
Pudelah, pudelah, puh!
De löppt de Trepp woll op un dal,
Pudelah, pudelah, puh!
Wör dat nich eene groote Qual, —
Pudelah, pudelah, pulala — —"

Die Kinder lachten, sagten aber noch immer nichts. Da richtete er sich auf, that, als ob er sehr schüchtern und verlegen würde, kratzte sich hinterm Ohr und sagte: „Das is man — wir haben hier keine kleinen Kinder nich — dies is meine Jüngste!" Dazu kniff er die Sammetdame in den Arm, daß sie kreischte.

„Wullt du mal?" drohte sie zurückspringend.

Nun wandte er sich wieder den Kindern zu: „Kinners, das is hier woll nich recht. Das is nich für große Leute —"

*) Gegen die Ölfarbenflecke. **) Spaß.

Porträtſtudie. Nach einer Bleiſtiftzeichnung von Hans Looſchen.

Die Alte mit der Pfanne guckte aus der Küchenthür: „Kannſt em je opbrennen; Kienholt is düer.“

„Ihr kleiner Gregri iſt wohl ſchon zu Bett gebracht?“ ſtammelte Mary mit thränenerſtickter Stimme.

„Gregri! Mein Gregri!“ kreiſchte Kaſper aus Marikens Rolle und ſchlug ſich auf den Schenkel. „Aha, Gregri ſall dat hebben? Nee, wart man, mein Zuckerſnut, wart man 'n Augenblick, mein ſüße Deern, ich will ihn dir weiſen!“

Die Kinder ſtarrten die Dame an, die im Halbdunkel ſchrecklich große Augen machte und fragte: „Wer hat euch hergeſchickt?“

Da kam ſchon Kaſper mit der handgroßen Wickelpuppe, die ſie aus der Kaſperbude kannten, wiegte ſie im Arm und ſang: „Schlaf, Gregri, ſchlaf, und bäh nich as ſo'n Schaf!“

„Ach, weiter haben Sie keinen?“ riefen Mary und Tine aus einem Munde.

„Nee, Gott ſei Lob und Dank!“ Kaſper ſchüttelte den Kopf.

„O Gott!“ ſeufzten die kleinen Mädchen.

Die Sammetdame bog ſich über die Treppe und ſchrie: „Hannes, biſt du dar? Komm' mal rauf!“

Der Kopf des vernünftigen Jungen, der ihnen auf der Haustreppe begegnet war, erſchien unerwartet ſchnell. „Wullt du 'n Tannenbomm hebben, Hannes?“

Der Knabe blickte ungerührt auf die grünen Zweige, dann ſchüttelte er ruhig den Kopf: „Dat is wat for lüttje Kinner, wat ſall ick darmit?“

Kaſper aber machte einen Sprung auf ihn zu, faßte ihn an der Schulter: „Hal' de twee lütten Meiers rop,“ und wandte ſich zu Mary: „Si man ſtill, min lütt Zuckerſnut, mak man nich ſo'n ſuer Geſicht, ick weet wat! Olſch, giev mi mal 'n paar Sweden her, und du, Kantüffelſpint-mit-krumme Beene, hal' mal all de Poppen rut, alltoſam, alltoſam!“ Er grinſte ſeelenvergnügt die Kinder an, während er mit dem langen Daumen über die Schulter nach der Sammetdame wies, die ſich langſam in die Wohnung entfernte. „Kantüffelſpint-mit-krumme Beene*) heet ſe, is dat nich 'n lüttjen nüdlichen Nam'? Heff ick ehr toleggt, ſie erſcheint alle Tage zehnmal unter die Fontäne, kennt ihr ihr nich? Bei Umlauff in 'n Muſeum, da is ſie ganz natürlich abgebildert, da geht man mal hin.“ Er lachte mitleidig in die kleinen bedenklichen, verdutzten Kindergeſichter: „Sei man ſtill, min lütt' Deern, nu kamt de lütten Meiers, un nu kummt de ganſe Kaſperfamilie, nu wölt wi mal de Lichten anſteken, un denn geiht' los!“ Wie die kleinen Paraffinkerzen leuchten konnten! Es war erſtaunlich. Der winklige dunkle Vorplatz wurde feſtlich und freundlich, die naſſen, von Salpeter zerfreſſenen Wände glitzerten, die finſteren Ecken wurden noch ſchwärzer, und unten, auf den ausgetretenen Dielen und Treppenſtufen begann ein Klappern und Scharren von vielen Füßen. Und im Halbkreis, unter dem Tannenbaum, verſammelte Kaſper ſeine buntſcheckige beinloſe Geſellſchaft. Da nickte Kaſper Rütentüts rotſtrahlendes Antlitz, da reckte der hagere Werbeoffizier, unter dem der Teufel ſtak, ſeinen Giraffenhals, da ſchielte der gelbe Asmodi, der Fürſt der Hölle, nach Gregri, dem unſchuldigen ſchreienden Wickelkinde, da ſtand Mariken mit der Tüllhaube und den eingeſeiften Armen an der Waſchbalje, da klappte die diabiaboliſche Büchſe ihren geheimnisvollen Rachen auf und zu. Wie bunt und ſonderbar das alles ausſah, ſo überſpielt vom zitternden Licht und ganz nah, dicht zu Marys Füßen. Und um ſie und die mit ihr gekommen waren, drängte ſich's laut und voll lachender Neugier.

„Kiek, Kaſper! Kaſper hett 'n Tannenboom! O wie fein! All' de Zuckerſaken. Wer kriegt dat? Wer ſall dat hebben?“

Hannes, die ſorgenvolle Miene glatt und aufgehellt, führte mit väterlicher Vorſicht die zwei Lockenköpfchen an der Hand, die ihre eingebiſſenen Unterlippen freigegeben hatten und mit runden blauen Augen auf das Wunder ſtarrten. „De is for de twee Lüttſten, for de lütten Meiers,“ ſagte die ‚Kaloſpinthe,‘ die ganz eifrig beim Heraustragen und Zurechtrücken der Puppen geholfen hatte; dabei ſtreichelte ſie die friſierten Köpfchen: „Immer ſo ſchöne Locken! Macht euch Mutter im Bett, nich? Je, ihr könnt woll lachen.“

„Ihre Mutter is lahm, bloß die Hände kann ſie 'n büſchen bewegen,“ flüſterte ſie Mary zu, die ſich ſchüchtern zu den kleinen Mädchen niedergehockt hatte.

*) Kaloſpimthechromokrene.

„Hallo, hallo, hallo!“ begann Kaſper, beide Hände am Munde, mit gekreuzten Beinen und krummem Rücken an die feuchte Wand gelehnt.

„Hallo! Hallo! Hallo!“ ſcholl es von der Treppe wieder, ſo lang ſie war.

„Jungens, ſünd ji nu all dar?“

„Ja, Kaſper, wi ſünd dar!“

„Na, denn will 'k ji mal wat vertellen: Morgen is Wihnachenabend!“

„Ja, Kaſper, dat weet wi woll!“

„Wihnachenabend ſor de, de wat to biten hett!“

„Ja, Kaſper, ja!“

„Un'n lütten Sluck — kluck — kluck mutt dar ook bi ſin, nich, Jungens?“

„Ja, Kaſper, das' recht!“

„Jungens, weet ji wat? De Wihnachenmann is hier weſt! — Kaſper, ſeggt he, büſt dn auch ümmer artig geweſen?“

„Herr Klintwort! Herr Klintwort!“ rief es plötzlich von der unteren Treppe. „Hier is jemand! Herr Klintwort wohnt hier — je, ganz gewiß. Geh'n Sie man rauf, Madam. Jung, maak doch 'n beten Platz, de Madams wollt ja na Klintwort rop!“

Der Puppenſpieler hatte aufgehört, wie ſich das Rufen nach ihm unter den Kindern fortpflanzte, die auf den Stufen kauerten und am Geländer hingen.

„Wohnt hier Herr Klintwort?“ klang es jetzt ganz nah von einer Frauenſtimme. Die Trägerin fühlte ſich hier offenbar ſehr beklommen, — da drehten ſich die vier fremden Kinder der Ankommenden zu: „O, Mama! Mama iſt da! Und Tante Clemens! Seid nicht böſe! Bitte, bitte! Wir wollten nur —“

Na, das war nun eine Begegnung. Mama Peterſen und Tante Clemens wollten ihren Augen nicht trauen, ſie ſtanden geradezu ſprachlos, als ſie ihre vier Kinder hier erblickten. „Mary, du Unband, das iſt natürlich wieder von dir ausgegangen! Und wir wollten euch eine Freude machen, wollten Herrn Klintwort einladen — Aber nein, das iſt nun nichts! Sagt, ſie will bei Clemens Weihnachtsarbeiten machen! Was hab ich für Kinder!“

„Es war je weiter keine Bosheit nich,“ ſagte eine beſänftigende Stimme dicht neben der Zürnenden. Mama erblickte die Sammetdame, ſchrak zuſammen, warf einen ſchnellen Blick auf ihre Kinder und ergriff Marys Hand.

„Hier haben Sie auch Ihren kleinen Jung, Madam,“ bemerkte die auffallende Perſon unbefangen und ſchob ihr Felix zu.

Tante Clemens hatte indeſſen in ihrer reſoluten Art Lotte und Tine einen Puff verſetzt und unterhielt ſich nun mit dem Puppenſpieler, der halb verlegen, halb ſpitzbübiſch die Verdutztheit der Frauen beobachtete. „Alſo Sylveſterabend könnten Sie?“ ſagte ſie in unterdrücktem Ton. „Und der Preis?“

Klintwort ſchmunzelte. „Zwanzig Mark für'n Privatvorſtellung, Madam, aber auf'n Stunde kommt mir das denn auch nich an.“

„Ihr habt gar nicht die Ohren zu ſpitzen, Mary! So wegzulaufen! Na, wart, — nein, das geht euch nichts an; zu ſo unartigen Kindern kommt Herr Klintwort gewiß nicht,“ Mama ſchalt noch, aber auf ihrem behäbigen Geſicht ſaß der Ärger nie lange.

„Und das Stück?“ fragte ſie halb flüſternd.

Klintwort blies die hageren Backen auf: „Soll ich das vorher aufſetzen? Nee, nich? Is nich nötig; ich weiß je auch mit Herrſchaftenkinder umzugehen. Wenn ſie ſich all in einem dreiſteren frecheren Zuſtand befinden, wie dieſe hier, denn muß das je all 'n büſchen kompakter ſein, daß das auch knalli. Aber unanſtändig is das denn nich.“

Die beiden Frauen wechſelten einen beängſtigten Blick: „Na, es iſt wegen Onkel Guſtav, woll'n es nur wagen, nicht?“

Klintwort bedienerte ſie bis an die volle Treppe: „Alſo Sylveſter. Un' danke auch für den ſchönen Baum, Madam,“ ſagte er, ihnen nachſehend, „den ihre kleine Deern gebracht hat.“

„Den Baum haſt du gebracht, Mary? Das Erſte, was ich höre!“ Und auf der dunklen Straße wurde Mary eng in den Arm genommen und ſtumm und nachdenklich von den beiden Frauen abgeküßt, trotz ihres Kopfſchüttelns.

Alle Drehorgeln ſpielten Weihnachtslieder, und roſig im Laternenlicht flockte der Schnee.

„Was heißt eigentlich Kaſper Poiagelepel, Mama?“ lallte ſchläfrig neugierig der kleine Felix.

Die Hauptfront des Rathauſes.

Das Berliner Rathaus.

Von

Arend Buchholtz.

Mit elf Zeichnungen von Profeſſor **Anton Tewy** und einer photographiſchen Aufnahme.

(Abdruck verboten.)

Am 17. April 1871 öffneten die Gemeindebehörden von Berlin zum erſtenmal die weiten Hallen ihres neuen Rathauſes zu einem Feſt für die Mitglieder des erſten Deutſchen Reichstages, die ſoeben die Verfaſſung des Deutſchen Reiches angenommen hatten. Die glänzende Feſtlichkeit erhielt dadurch noch eine beſondere Weihe, daß das Kaiſerpaar erſchienen war, mit ihm der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl und neben ihm der Feldherr und der Kanzler: das einzige Mal, von dem die ſtädtiſchen Annalen zu berichten wiſſen, daß der Ehrenbürger Fürſt Bismarck das Parkett des Berliner Rathauſes betreten hat, und auch das einzige Mal, wo die Beziehungen zwiſchen dem Reiche und ſeiner Hauptſtadt zu ſchönem ſichtbarem Ausdruck kamen. Un-

vergeßlich ist den Teilnehmern jenes Abends vor allem jene Ansprache des Präsidenten Simson geblieben, die er aus dem Stegreif hielt, in unnachahmlicher Würde, geistvolle Gedanken in vollendeter Form, gerichtet an die Berliner Bürgerschaft, der der Redner einen reichen Anteil zuwies an der immer gesteigerten und beschleunigten Entwickelung der Stadt aus dürftigen Anfängen zu staunenswerter Größe und Bedeutung, auf dem Grunde der Freiheit und Selbständigkeit ihres Gemeindelebens. Er feierte aber auch die Hoheit jener Tage, deren Gehalt kein Mitlebender ganz zu durchschauen vermochte, wo nach Kämpfen und Siegen ohnegleichen endlich die Erfüllung, „die schönste Tochter des größten Vaters" segnend zu uns niedergestiegen war.

Seit jenem feierlichen Aprilabend hat Berlin das inhaltreichste Vierteljahrhundert seiner langen Geschichte durchlebt. Wie anders stand es um die Stadt, als sie den Bau ihres vornehmsten Hauses plante! 1871 die Hauptstadt des mächtigen Deutschen Reiches, mit einer Bevölkerungszahl, die der ersten Million nahe war, fünfzehn Jahre zurück, wo zuerst vom Rathausbau die schüchterne Rede ging, die Hauptstadt des preußischen Staates mit knapp der Hälfte der Einwohnerzahl von 1871, weit von dem Ehrgeiz entfernt, sich zu einer Großstadt aufschwingen zu wollen! —

Der Neubau des Berliner Rathauses hat eine lange Geschichte.

Als Berlin noch aus mehreren Städten bestand, hatten vier von ihnen, Berlin, Köln, Friedrichswerder und Dorotheenstadt, ihre eignen Rathäuser. Das Friedrichswerdersche Rathaus, an der Unterwasserstraße, ging 1794 in Flammen auf, das Dorotheenstädtische, an der Ecke der Friedrichs- und Dorotheenstraße, wurde verkauft, als Friedrich Wilhelm I. das Berliner Rathaus zum alleinigen Sitz des Magistrats bestimmt hatte. Das Kölnische Rathaus an der Breitenstraße steht heute noch an seiner alten Stelle.

Urkundlich nachzuweisen ist ein Berliner Rathaus seit 1313. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat es schon damals an der Ecke der Spandauer- und Königsstraße gestanden. Fünf Jahrhunderte lang ist viel an ihm herumgebaut und geändert worden. Noch heute kann man seinen ältesten Überrest, den Sitz des städtischen Gerichts, die Gerichtslaube, im Park von Babelsberg sehen, wo sie nach ihrem Abbruch auf Kaiser Wilhelms I. Wunsch neu aufgerichtet wurde.

H. F. Waesemann, der Erbauer des Rathauses.
Nach einer Aufnahme von H. Rudolphy, Berlin.

Alter und Brandschäden hatten das vielfach erweiterte und notdürftig geflickte Rathaus immer baufälliger werden lassen, so daß es schon zu des Großen Kurfürsten Zeiten der Residenz zur Unzierde gereichte, aber die Stadt war nicht reich begütert, und die „schweren Zeitläufte" verboten jeden größeren Aufwand für Neubauten.

Immer enger wurden die Räume für die sich vergrößernde Verwaltung. Nach Einführung der Städteordnung von 1808, die den Geschäftskreis des Magistrats beträchtlich erweiterte, machte sich der Raummangel noch fühlbarer, aber trotzdem kamen mehrmals entworfene Pläne für den Umbau und Ausbau des Rathauses nicht zur Ausführung. Sie scheiterten, einer

nach dem anderen, an der altpreußischen Sparsamkeit, dem Erbteil aus Friedrich Wilhelms I. oder noch früheren Zeiten; kaum daß so viel bewilligt wurde, den baufälligen Rathausturm, der einzustürzen drohte, abzubrechen. Als Schinkel gar einen durchgreifenden Umbau und die Herstellung eines würdigen Rathauses plante, lehnte der König im Jahre 1818 die auf 90 000 Thaler veranschlagten Kosten als durchaus unzulässig ab und wollte sich nur dazu verstehen, ein Sechstel dieser an sich schon geringfügigen Summe zu bewilligen.

Das Rathaus mit der notdürftigen Überdachung seines Turmunterbaues und mit seinem unregelmäßigen Nebenbau an der Königsstraße bot einen so garstigen Anblick, daß sich im Laufe der Jahre doch die Einsicht Bahn brach, es müsse diesem kläglichen Zustande ein Ende gemacht und durch einen Neubau der fernen Zukunft Rechnung getragen werden. Erfolgreich halfen dabei mit die seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. anhebende freiere geistige und politische Richtung und die wachsende Bedeutung, die Berlin als Centralstätte für Industrie und Handel gewann, sowie die außerordentlich schnelle Zunahme der Bevölkerung. Im Jahre 1852 glaubte man noch, durch einen vollständigen Umbau des Rathauses jedem Bedürfnis abhelfen zu können, aber während der Verhandlungen hierüber siegte doch die Erkenntnis, daß einzig und allein ein Neubau zum Ziele führen könne. Das neue Rathaus sollte an der alten historischen Stätte, im Herzen von Berlin, errichtet werden. Für einen großartigen Bau bot aber die Grundfläche des alten Rathauses keinen genügenden Raum. Zu den vorhandenen 183 Quadratruten mußten benachbarte Grundstücke mit einem Flächenraum von 716 Quadratruten hinzuerworben werden für 2 730 000 Mark, wodurch man in den Besitz des ganzen von der Königs-, Jüden-, Spandauerstraße und Nagelgasse (jetzt Rathausstraße) gebildeten Häuservierecks kam.

Im Jahre 1856 wurde ein öffentlicher Wettbewerb für den Rathausbau ausgeschrieben. Im Mai 1858 liefen achtzehn Entwürfe ein, von denen drei mit Preisen gekrönt wurden: mit dem ersten Preise der gemeinsame Entwurf Friedrich Schmidts, des späteren Erbauers des Wiener Rathauses, und des Baumeisters Strauch, mit dem zweiten das Projekt des Baurats Knoblauch, mit dem dritten dasjenige des Architekten Klingenberg in Bremen. Alle drei Entwürfe hatten ein Rathaus mit Kauf-

Eckbalkon an der Jüdenstraße.

läden im Erdgeschoß projektiert. Neben ihnen wurden noch drei andere Projekte prämiiert, die keine Läden vorgesehen hatten, darunter mit dem ersten Preise der Entwurf Friedrich Adlers.

Aber keiner von den gekrönten Baumeistern wurde seines Erfolges froh: man erkannte wohl bereitwilligst den hohen künstlerischen Wert ihrer Projekte an, verkannte aber nicht, daß den praktischen Bedürfnissen der Verwaltung nur in beschränktem Maße Rechnung getragen war. Man glaubte, am besten und schnellsten zum Ziele zu kommen, wenn man einem bewährten Baumeister die Aufgabe übertrug, unter Benutzung der durch die Konkurrenz erworbenen Pläne ein neues Projekt auszuarbeiten. Die Wahl fiel auf den Baumeister Hermann Friedrich Waesemann.

Im November 1859 legte er seine Baupläne vor, die eine heftige Zeitungspolemik hervorriefen, hauptsächlich wegen zweier Bedenken, die man gegen das Bauprojekt hatte: einmal war der Raum vor dem Rathause zu beengt, um eine vorteilhafte Ansicht der Hauptfassade zu gewähren, dann aber war auch die nicht zum Abbruch kommende andere Seite der kleinen, engen Nagelgasse ein Hindernis für die Wirkung des monumentalen Gebäudes. Beiden Übelständen wurde dadurch abgeholfen, daß man den Platz vor und die Gasse hinter dem Rathause durch Hinzukauf von Grundstücken erweiterte. Nachdem sich noch Strack, Langhans und Hitzig über die Fassade des neuen Hauses in anerkennender Weise ausgesprochen hatten, erteilten die Gemeindebehörden ihre Genehmigung zum Bau; die alten, baufälligen Gebäude wurden abgerissen, und am 11. Juni 1861 wurde feierlich der Grundstein gelegt, wobei König Wilhelm die ersten drei Hammerschläge mit den Worten that: „An Gottes Segen ist alles gelegen. Er spende ihn auch auf diesen Bau, auf daß derselbe eine Stätte altpreußischen Bürgersinnes und altpreußischer Bürgertugend werde."

Die Treppenhalle im ersten Stock.

Der Bau des Rathauses wurde in zwei Hälften ausgeführt. Der östliche Teil kam zuerst an die Reihe, wurde im Jahre 1865 vollendet und noch im Sommer desselben Jahres bezogen, während die zweite Hälfte erst fünf Jahre später fertig wurde. Ihre ersten Sitzungen haben die Mitglieder des Magistrats im neuen Hause am 30.

Juni 1865 und die Stadtverordneten am 6. Januar 1870 abgehalten.

Ein knappes Dutzend Jahre hat der Rathausbau in Anſpruch genommen. Gekoſtet hat der Bau, den Wert der Grundſtücke abgerechnet, noch nicht $6^1/_2$ Millionen Mark. Die Ausſchmückung und die Ausſtattung des Inneren, die Anlage der elektriſchen Beleuchtung, die erſt vor ſechs Jahren installiert wurde, ſind hierin nicht eingeſchloſſen.

Wie eine feſtgefügte Burg ſtand nunmehr inmitten des alten Teiles von Berlin das neue vornehme Bürgerhaus da. Aus dem Häuſermeer ragte zu ſchwindelnder Höhe ſein ſchlanker Turm hervor, der fortan zum Wahrzeichen der Stadt wurde, weithin erkennbar auch in der Nacht an den erhellten Zifferblättern der von Johann Mannhardt in München erbauten kunſtvollen Uhr.

Vorhalle des Magiſtratsſitzungsſaales.

Das Rathaus ſteht auf einem Sockel von grauem ſchleſiſchem Granit. Die Faſſaden des 25,9 Meter hohen Baues ſind mit dunkelroten Backſteinen und Terrakotten von Laubaner und Hermsdorfer Thon verblendet, die Geſimſe mit Granit abgedeckt, die Fenſtereinſätze aus Sandſtein hergeſtellt, die Fenſtergitter des Erdgeſchoſſes, wo die ſtädtiſchen Kaſſen untergebracht ſind, aus Schmiedeeiſen. Reich ausgebildet iſt der Mittelbau der Hauptfaſſade: über der hohen Thür aus Schmiedeeiſen ſteigt eine mächtige bis zum zweiten Stockwerk reichende Niſche auf, zu deren Seiten die Bronzeſtandbilder Kurfürſt Friedrichs I. von Encke und Kaiſer Wilhelms I. von Keil Wache halten, dahinter ſchließt ein hohes und breites Fenſter mit Glasmalereien die Niſche ab. Darüber erhebt ſich der hohe Turm mit durchbrochenen fünfſeitigen Eckvorſprüngen zu einer Höhe von 97 Metern über dem Straßenniveau.

In ſeinem Äußeren erinnert das Berliner Rathaus an die Terrakottenbauten Oberitaliens und Toskanas. So ſtark und maſſiv auch die Mauern des monumentalen Bauwerks ſind, ſo fein und faſt zierlich iſt die Ornamentik im kleinen. Ihren ſchönſten Schmuck hat die Außenſeite des Rathauſes in den in Thon ausgeführten, an den Balkonbrüſtungen des erſten Stockwerkes angebrachten Reliefs erhalten, einem gemeinſamen Werke der Bildhauer Calandrelli,

Geyer, Schweinitz und Brodwolf. Sie stellen in 23 Platten die geschichtliche Entwickelung der Stadt dar: in der Rathausstraße die Urzeit, die Bekehrung der Heiden, die Urbarmachung des Landes, die ersten Ansiedelungen; an der Jüdenstraße Ausschnitte des häuslichen Lebens der Stadt, Erziehung, Gerechtigkeitspflege (Gerichtslaube, Kaak, Roland), Gottesfurcht; an der Königsstraße verfolgen wir in einzelnen zur Darstellung gebrachten geschichtlichen Momenten die

Der Magistratssitzungssaal.

Entwickelung Berlins bis in die Zeit der Befreiungskriege: Bilder aus dem geselligen und gewerblichen Leben, dem Marktverkehr und dem Großhandel, aus der Schule, aus der Armen- und Krankenpflege, die Abwehr räuberischer Überfälle, den Schloßbau, die Einführung der Buchdruckerkunst, die Aufnahme der Refugiés, die Gründung der Akademie der Wissenschaften, welche durch die Gestalten Sophie Charlottens und Leibnizens dargestellt wird, das Erblühen der Künste unter Friedrich I., Kunstindustrie, Porzellanfabrikation, Seidenbau unter Friedrich dem Großen, die Verleihung der Städteordnung unter Friedrich Wilhelm III., das Wiedererwachen des nationalen Bewußtseins verkörpert durch Schleiermacher, Fichte, Jahn, den Aufruf zum Kampf, die Einholung der Viktoria auf dem Brandenburger Thor. Die Reliefs an der Spandauerstraße geben die letzten fünfzig Jahre wieder: den Aufschwung in Kunst, Wissenschaft und Industrie, die Freude über Deutschlands Einigung.

Die äußere Ausschmückung des Rathauses war schon lange vollendet, als man über seine innere Ausschmückung zu bindenden Beschlüssen kam. Allerdings hatte Waesemann schon 1865 Vorschläge dafür gemacht, und der Magistrat den Rat von Historikern, Künstlern und Kunstverständigen eingeholt. Neben Menzel, der ein halbes Jahr an einem Plan der Rathausausschmückung gearbeitet hat, wurden Schnaase, Eggers und Stüler befragt, Droysen als Historiograph des Hauses Brandenburg nicht

übergangen, und selbst beim Verfasser der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ klopfte man nicht vergeblich an. Sicherlich nicht ohne mit den gefiederten Sängern seines Gartens Zwiesprache gepflogen zu haben, schickte Gustav Freytag aus Siebleben eine echt Freytagsche Antwort. In den vergilbten Akten des Rathausbaues kann man sie lesen. „Die Phantasie ist eine launische Göttin und weigert sich leicht in eng gezogenen Grenzen zu fliegen,“ schreibt der Dichter und Kulturhistoriker. Deshalb solle man dem Künstler nur bei wenigen Hauptbildern die gebotene Idee geben, im übrigen nur das Stoffgebiet vorschreiben, aus dem er zu wählen hat. Die Ideen aber, die Freytag gibt, sind alte Lieblinge von ihm, die uns oft aus seinen Werken entgegentreten. Als Thürwächter denkt er sich Vertreter der deutschen Volksstämme, einen Wenden, einen Sachsen, einen Franken und einen Sueven, so groß wie möglich, und da „Berlin eine Kolonistenstadt auf Slawengrund“ sei, so soll in einem Hauptbilde der Kampf des deutschen Kolonisten mit den slawischen Bewohnern des Bodens dargestellt werden. Über die Zeit des späteren Mittelalters, den so bedeutungsvollen Kampf mit den Landesherren, schreitet der kühne Dichter mutig hinweg, um für ein Marktbild aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts Stimmung zu machen, auf dem Tetzel nicht fehlen dürfe und die Opposition der Bürger von Berlin gegen seinen Ablaßkram, die, historisch nicht beglaubigt, nur in der Phantasie des Dichters gelebt hat. Noch mancher andere wunderliche Vorschlag schließt sich an, worüber wir hinweggehen, denn wie Gustav Freytags Ideen, so haben auch die der anderen Sachverständigen nur historische Bedeutung für die vorliegende Frage gehabt, die erst nach den großen Erfolgen unseres Heeres und unserer Politik entschieden wurde.

Teil der Innendekoration des Magistratssitzungssaales.

Von der Königsstraße treten wir durch das imposante Hauptportal in die durch drei Stockwerke aufsteigende Turmhalle, deren reich ornamentiertes Sterngewölbe auf vier Riesenpfeilern aus rötlichem Granitstuck ruht. In den Nischen der Turmhalle haben die von Geyer, Herter, Breuer und Brütt modellierten marmornen Verkörperungen des Ackerbaues, der Schiffahrt, des Handels und der Fischerei Platz gefunden. Eine breite Paradetreppe von 39 Granitstufen führt zum ersten Stockwerk hinauf; durch einen riesigen, die oben erwähnten Weiheworte Kaiser Wilhelms „An Gottes Segen ist alles gelegen“ tragenden Rundbogen wird das erste Treppenhaus von dem zweiten geschieden.

Wir wenden uns zunächst nach links, um an den Fenstern, welche die farbigen Wappen der preußischen Städte zeigen, vorüber in die Vorhalle des Magistratssitzungssaals einzutreten. Sie hat in den letzten Jahren in den Wandgemälden Bleibtreus, Scheurenbergs, Simmlers und Hugo Vogels einen kostbaren Schmuck erhalten, dessen leitender Gedanke ist, daß sie solche

geſchichtliche Momente in der Entwickelung der Mark Brandenburg und des preußiſchen Staates zur Darſtellung bringen, die auf die Entwickelung der Stadt Berlin nähere Beziehung haben. Die ſchönen Bilder ſind reife Werke des ſchöpferiſchen Geiſtes ihrer Meiſter. Über der Thür des Sitzungsſaales hat Scheurenberg die Vereinigung von Berlin und Köln im Jahre 1307 dargeſtelli, auf den Wandflächen zuſeiten des Eingangs: die Verurteilung des Berliner Bürgermeiſters Tyle Wardenberg, übrigens einen urkundlich nicht belegten Vorgang, und die Niederwerfung des Raubrittertums in der Mark durch Kurfürſt Friedrich I. Bei den Rathausbeſuchern haben ſich Hugo Vogels Gemälde die größte Beliebtheit erworben: „Die Räte von Berlin und Köln nehmen am 1. November 1539 das Abendmahl in beiderlei Geſtalt“ und „Die Refugiés werden von dem Großen Kurfürſten empfangen.“ Auf den letzten beiden Bildern ſind mit beſtem Geſchick die Porträts einiger heute noch lebender Magiſtratsmitglieder angebracht.

Die lange Wandfläche des ſchmalen Ganges iſt von folgenden Gemälden eingenommen: Friedrich Wilhelm I. beſichtigt die Bauten in der auf ſein Betreiben erweiterten Friedrichſtadt (von Hugo Vogel), Friedrich der Große zur Zeit, als er auf der Höhe ſeines Ruhmes und ſeiner Popularität ſtand, unter den Linden reitend und von Moſes Mendelsſohn, Leſſing und Nicolai ehrfurchtsvoll begrüßt, die Rückkehr Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luiſe nach Berlin im Jahre 1809 (die beiden letzten von Simmler gemalt), die Berliner auf dem Schlachtfeld von Großbeeren, die Soldaten erquickend, den Verwundeten helfend (von Georg Bleibtreu) und Friedrich Wilhelm IV. bei der Enthüllung des Friedrichdenkmals, dem Bildhauer Rauch dankbar die Hand reichend (von Simmler).

Der Bibliotheksaal.

Scheurenberg hat noch zwei Supraportenbilder geſchaffen, die Handel und Verkehr verkörpern ſollen, und Hugo Vogel zwei andere, die das Andenken Schlüters und Schinkels verherrlichen.

Dieſer bildneriſche Schmuck der Vorhalle wird in nächſter Zeit noch eine Bereicherung erfahren durch die Statue der „Spree,“ deren Anfertigung Jeremias Chriſtenſen übertragen worden iſt. Sie findet in der Niſche unter der Verherrlichung Schlüters ihren Platz und wird dieſer überaus gefälligen Loggia unſeres Rathauſes noch größeren Zauber verleihen.

Aus der Vorhalle führen zwei Doppelthüren in einen der ſchönſten Räume des Rathauſes, den Sitzungsſaal des Magiſtrats,

Turm und Hoffassade.

Digitized by Google

dessen fünf hohe, mit Grisaillemalerei versehene Fenster zu dem größten der drei Rathaushöfe hinausgehen. Ein niedriges Eichenholzpaneel zieht sich an den Wänden hin, deren oberer Teil mit einer gepreßten Tapete, braun und gold, bekleidet ist; darüber bildet ein Fries von buntfarbigen Wappen der brandenburgischen Städte den Abschluß zur kassettierten Decke hin. Die stolzeste Zier des Saales sind die Bildnisse der Landesfürsten, in Lebensgröße und ganzer Gestalt, vom Großen Kurfürsten bis auf Kaiser Friedrich, in prunkvollen schwer vergoldeten Rahmen, seit Friedrich Wilhelm III. Geschenke der Herrscher an die Stadt, diejenigen früherer Zeit auf Verfügen der Gemeindebehörden gemalt, wie es in den Akten heißt, „aus allerunterthänigster Devotion," zu Preisen, die uns heute über die Maßen winzig vorkommen. Das wertvollste ist Falbes Bild Friedrichs des Großen, das aus dem Jahre 1752 stammt und einschließlich des Rahmens auf ganze 150 Thaler zu stehen kam. Als der Magistrat um die Genehmigung hierzu nachsuchte, „zumalen deßfalß annoch ein leerer Platz vorhanden," erteilte der König sie, aber erst nachdem ihm nachgewiesen worden war, daß die Stadt die Mittel hierzu besäße.

Die Mitte des Saales ist von dem ovalen Sitzungstisch ausgefüllt, dessen Inneres offen ist. Der Sitz des Oberbürgermeisters ist erhöht. Den Fußboden bedeckt ein kostbarer Teppich.

Die halbe Front des ersten Stockwerkes an der Königsstraße und die Ecke der Spandauer- und Königsstraße nimmt der Bibliothekssaal ein, eine fast neun Meter hohe, vierschiffige Halle, deren anmutige architektonische Formen schon den Eintretenden gewinnen. Die gewölbte Decke ruht auf Pfeilern und Säulen; die Pfeiler sind mit Stuccolüster bekleidet, die Säulenreihen, welche die Mitte des Saales einnehmen, aus Gußeisen hergestellt, bemalt und vergoldet und in ihrem unteren Teile in einem Gehäuse aus Bronze fußend. Kreuzgewölbe und Gurtbogen sind in dunkeln Farbentönen bemalt nach altitalienischen Vorbildern. Die Bogenfelder unter den Deckgewölben hat Ernst Ewald mit Gemälden gefüllt, die Minerva, Äskulap und Allegorien der Wissenschaften darstellen.

Die kostbaren eichenen Bücherschränke sind mit eingelegten Holzarbeiten geziert und tragen an ihrem oberen Teile die bronzenen Medaillonreliefporträts bedeutender Staatsmänner, Gelehrter, Künstler und Industrieller, meist solcher, die das Schwergewicht ihrer Thätigkeit in Berlin gehabt haben. Leider sind die Fensternischen durch alte, abgenützte Repositorien verunstaltet, die diejenigen Teile der insbesondere für die Stadtgeschichte wertvollen Bibliothek aufgenommen haben, welche sich in den Schränken nicht unterbringen lassen.

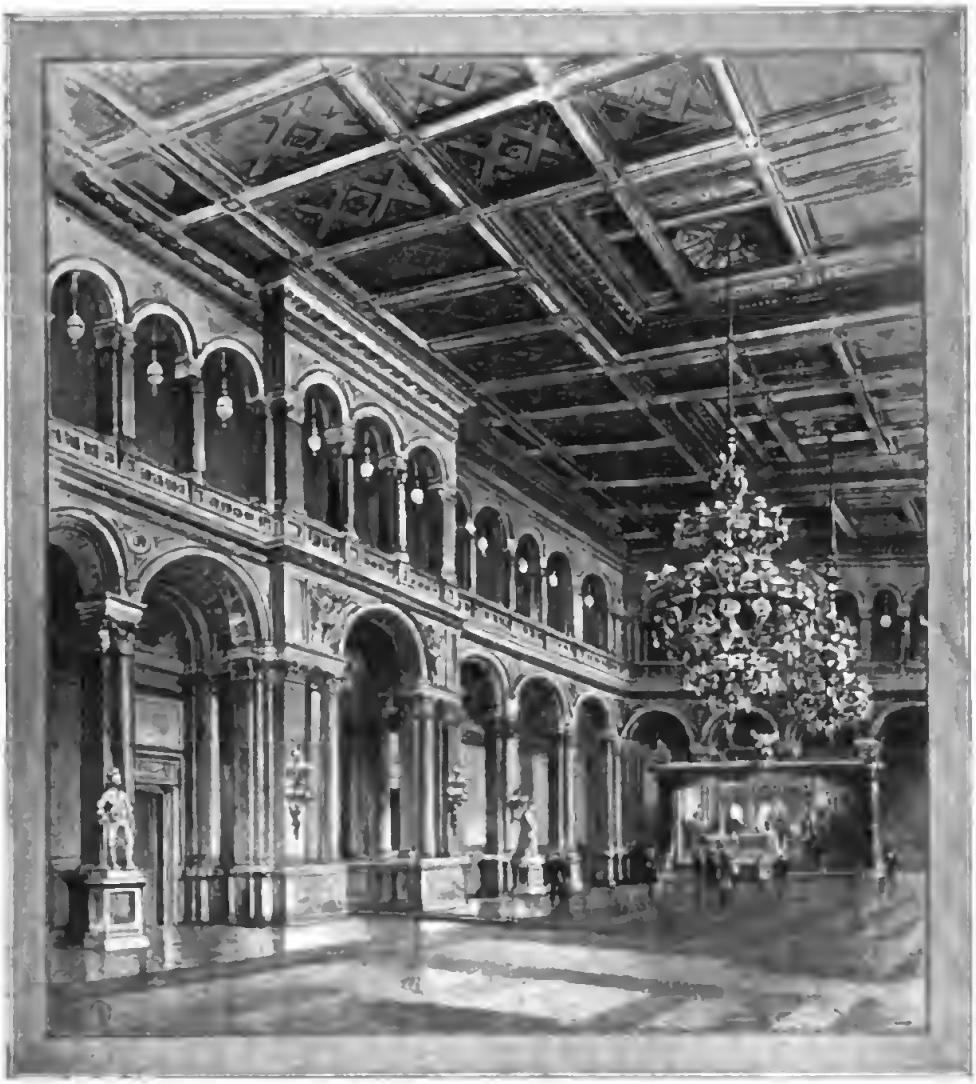
Am Eingang des Saales steht das Modell des Begasschen Schillerdenkmals, am Ausgang die Porträtbüste des Rathausbaumeisters.

Durch ein Gitter aus bronziertem Schmiedeeisen treten wir in einen nahezu viereckigen Raum, der ursprünglich als Lesezimmer gedacht war, jetzt aber keine bestimmte Verwendnng hat. Nach den Gestalten des deutschen Märchens, die Ludwig Burger in die drei- und viereckigen Felder der muldenförmig gewölbten Decke gemalt hat, führt er den Namen „Märchensaal."

Im Märchensaal stehen auf Sockeln aus bayerischem Syenit die Marmorbüsten der Ehrenbürger Fürst Bismarck und Graf Moltke, beide von Drake modelliert, und Rankes und Schliemanns, die Grüttner geschaffen hat, sowie die bronzierten Gipsmodelle der von Boese und Unger ausgeführten Standbilder Albrechts des Bären und Waldemars. Auch der Tafelaufsatz aus vergoldeter Bronze, der bei festlichen Gelegenheiten zur Verwendnng kommt, zum Teil ein Geschenk des verstorbenen Stadtrats Löwe, hat hier Platz gefunden.

Aus dem Märchensaal führen in den Festsaal zwei Thüren, die gleich den fünf anderen Thüren reich in Eichenholz geschnitzt sind und von Calandrelli modellierte Bekrönungen in weißem Marmor tragen: drei Putten, die Laubgewinde in den Händen halten.

Der Festsaal geht durch zwei Stockwerke und hat die ansehnliche Höhe von fast sechzehn Metern, ist gegen dreißig Meter lang und 18½ Meter breit. Bei der Ausstattung des Saales ist nur wenig echtes Material verwendet worden. Die Pfeiler, Säulen und Wände sind aus gelbbraunem, violettem und weißem Marmorstuck hergestellt, nur



Der große Feſtſaal.

für die Sockel iſt dunkelgrauer Prieborner Marmor und für die Fußplatten und für die Plinthen weißer karrariſcher Marmor gewählt worden. Das obere Stockwerk des Saales wird von einem Arkadengang gebildet; die reich ornamentierte Decke iſt aus Kiefernholz. Blau, Rot und Gold ſind die herrſchenden Farben der Bemalung. Die Wappen von Brandenburg und Preußen, im Mittelfelde der Decke von Knaben getragen, hat Burger gemalt, während die auf Goldgrund gemalten Bilder in den Halbkreisbogen des Saales von Oskar Begas herſtammen: es ſind die Freuden des geſelligen Lebens, Tanz, Mahl, Muſik, Geſang, die er über vier Thüren in anmutiger Weiſe zur Darſtellung gebracht hat. Nicht minder gelungen ſind Berolina und Boruſſia, zwei Frauengeſtalten, die eine mit dem Wappen von Berlin, die andere mit einem ſchwerttragenden Knaben zur Seiie. Von bezaubernder Anmut aber und von prächtiger Farbenwirkung ſind die ſieben Bilder an der Längswand; auf dem einen, in deſſen Mitte die Uhr geſtellt iſt, umſchweben zwei geflügelte Knaben das Zifferblatt, Vergangenheit und Zukunft bedeutend; die ſechs anderen ſtellen die Monate des Jahres dar, je zwei auf einem Felde: liebliche Kindergeſtalten von unendlichem Reiz.

Drei Kronleuchter aus Goldbronze hängen von der Decke herab. Als Geſchenk

des Kommerzienrats Flatau zieren den Saal die Marmorstandbilder Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III. von Sußmann-Hellborn und als Darbringung des Stadtverordneten Diersch aus jüngster Zeit die Marmorbüste Kaiser Wilhelms II. von W. Schott. Die weltgeschichtliche Bedeutung des Berliner Kongresses von 1878 ruft Anton von Werners berühmtes Kongreßbild wach, das der Künstler im Auftrage der Stadt gemalt hat.

Neben dem Festsaal liegt ein vielbenutztes langes, schmales Sitzungszimmer, mit vier Fenstern zur Spandauerstraße, einfach und doch geschmackvoll ausgestattet, ohne den Prunk der Repräsentationsräume des Rathauses: die Wände sind mit pompejanischem Rotbraun getüncht, die Decke ohne Stuck und Täfelung, in der Mitte ein Tisch, um den eichene Lehnstühle stehen, die mit dem Bronzewappentier der Stadt bezeichnet sind. Der Name „Donatorensaal," den das schlichte Zimmer trägt, ist etwas anspruchsvoll und nicht ganz zutreffend. Eher könnte man es eine Bildergalerie im kleinen nennen, die uns die Entwickelung Berlins an den vielen hier aufgestellten Büsten und Bildnissen der um sie hochverdienten Männer in der Zeit städtischer Selbstverwaltung veranschaulicht. Jedes Jahrzehnt hat seinen Vertreter gestellt. Auf schlanker Granitsäule steht die Büste Friedrich Wilhelms III., ein Werk Friedrich Tiecks: es ist der jugendliche König, so schön, wie er niemals gewesen ist, mit wirrem Lockengekräusel im Haar. Nebeneinander hängen in schmalen Goldrahmen die Brustbilder der beiden ersten Oberbürgermeister von Berlin: des Präsidenten Leopold von Gerlach, des Vaters dreier bekannterer Söhne, und seines Nachfolgers Büsching, des Sohnes eines bekannteren Vaters. An der Wand gegenüber den Fenstern hängt das von Eduard Magnus gemalte Porträt des Oberbürgermeisters Krausnick, der in den Märztagen 1848 von seinem Amte hatte weichen müssen, bis ihn, einige Jahre später, die Bürgerschaft von neuem an die Spitze der Stadt stellte. Zu beiden Seiten hängen die Bildnisse der Stadtverordnetenvorsteher Humbert, des ersten nach Einführung der Städteordnung, und Desselmann. Das Andenken beider ist unter uns schon so sehr verblaßt, daß es kaum noch möglich ist, sich ein Bild ihrer einstigen Bedeutung zu machen. Um so frischer aber ist das Gedächtnis der beiden Männer, deren wohlgetroffene Büsten davor stehen: des mehrjährigen stellvertretenden Vorsitzenden der Stadtverordnetenversammlung Franz Vollgold und des Stadtverordnetenvorstehers und Ehrenbürgers Heinrich Kochhann.

Ihnen gegenüber, vor dem Spiegel, stehen in einer Reihe die Marmorbüsten dreier Vertreter des neuen Berlin: des Stadtrats Halske, Mitbegründers der sich nach ihm und Siemens nennenden Weltfirma, des Stadtverordnetenvorstehers Dr. Straßmann und des Stadtkämmerers Heinrich Runge, der unter den dreien wohl das bewegteste Leben geführt hat: mit Leidenschaft hatte er an der Revolution von 1848 teilgenommen, hatte aus Deutschland fliehen müssen und war nach jahrelangem Flüchtlingsdasein voll Not und Entbehrung nach Berlin zurückgekehrt, wo ihn das Vertrauen der städtischen Vertreter in den Magistrat berief, dem er bereits 1848 angehört hatte und nunmehr bis an seinen Tod treu blieb.

Rechts vom Eintritt aus dem Festsaal hängen zwei Meisterwerke Hugo Vogels: die lebensgroßen Bildnisse des Bürgermeisters Hermann Duncker und Rudolph Virchows, beide von der Stadt bei festlichem Anlaß gestiftet. Minder gelungen ist das gleichfalls lebensgroße und in ganzer Figur gemalte Porträt Forckenbecks, das von Lenbach herrührt. Viel mehr Reichstagspräsident, als Oberbürgermeister! Das unnatürlich fahle Gesicht trägt eine so strenge Amtsmiene, als ob Forckenbeck die Glocke in der Hand hielte und einen Ordnungsruf erteilen wollte.

In keinem anderen Raume des Rathauses tritt uns die unvergleichliche fortschreitende Entwickelung Berlins so sehr vor Augen, wie, dank diesem beziehungsreichen Bilderschmuck, hier, im Zimmer 55.

Nebenan ist das Zeitungslesezimmer des Magistrats. Von hier wie aus dem Donatorensaal führen Thüren auf den schmalen langen Korridor, an dem die Bureauräume für Magistrat und Stadtverordnetenversammlung und die Zimmer der Bürgermeister und Stadträte liegen, die meisten eines ansprechenden Schmucks entbehrend. Nur das Arbeitszimmer des Oberbürger-

meisters macht eine Ausnahme: hier hängen Karl Graebs vortreffliche Ölbilder des alten Berliner Rathauses und ein recht originelles Gemälde, das Berlin vom halliſchen Thor aus geſehen darſtellt, aus der Zeit Friedrichs des Großen, deſſen Bild uns daneben entgegenblickt. Auf den Wandſpinden ſtehen die Büſten Luthers und des Freiherrn vom Stein, des intellektuellen Urhebers der Städteordnung von 1808.

Aus dem Feſtſaal führen drei Thüren in den Sitzungsſaal der Stadtverordneten, einen etwas ſehr düſteren, quadratiſchen Raum, deſſen Wände und Decke in dunkelbraunen Tönen gehalten ſind. Seinen prächtigſten Schmuck hat der ſtattliche Saal in den Wandgemälden Ludwig Burgers erhalten, welche die einzelnen Zweige der ſtädtiſchen Verwaltung in lebensvollen Bildern zum vollendeten Ausdruck bringen: Armen- und Krankenpflege, Schulweſen und Kirchenpatronat, öffentliche Sicherheit und ſtädtiſches Bauweſen, Sparſamkeit und Gerechtigkeit. Leider ſind die Gemälde nur bei künſtlichem Licht recht ſichtbar.

An der Fenſterwand, von der die Marmorbüſten Kaiſer Wilhelms I. und Kaiſer Friedrichs herabſchauen, ſteht auf einer Erhöhung der Tiſch des Präſidiums, davor ſteigen terraſſenförmig die eichenen, mit dunklem Leder bezogenen und mit dem Berliner Bär geſchmückten Armſtühle und die Pulte der 126 Stadtverordneten auf. Zu beiden Seiten des Präſidiums nehmen an den für ſie beſtimmten Tiſchen die Kommiſſare des Magiſtrats und die Referenten der Verſammlung Platz. Dem Präſidium gegenüber befindet ſich die Zuhörertribüne, deren erſte Reihe den Vertretern der Preſſe zugewieſen iſt.

Aufgangstreppe zum zweiten Stockwerk

Aus dem Stadtverordnetenſaal treten wir in einen Vorraum, der zu dem zweiten Stockwerk hinaufführt. Neuerdings hat er in ſieben Landſchaftbildern Hertels, die zugleich die ſieben Werke der Barmherzigkeit zur Darſtellung bringen, ſeinen abſchließenden Schmuck erhalten. Durch eine Glasthür führt der Weg zum zweiten Stockwerk, deſſen Treppenhaus durch Johann Mühlenbruchs Wandgemälde geſchmückt ſind, Hiſtorienbilder, die die Reihe der Gemälde in der Vorhalle des Magiſtratsſitzungsſaales zum Abſchluß bringen. Zwei ſind vollendet, ein drittes iſt im Entſtehen begriffen.

Das Wandgemälde zur Linken der Treppe ſtellt in der Mitte den Tempel der Eintracht dar. Eine noch größere Wirkung hat das große Bild der Aufgangstreppe gegenüber: die Gründung des Deutſchen Reiches.

Das noch zu erwartende Gemälde wird sich hier anschließen, die Erhebung Berlins zur Reichshauptstadt.

Von den Räumen des zweiten Stockwerkes erwähnen wir nur noch des Bürgersaales mit seinem Friese von Darstellungen aus dem städtischen Leben, die August von Heyden auf die Wand gemalt hat. —

Noch einen Gang dürfen wir nicht verabsäumen. Schon die Berliner des Mittelalters haben kein geringes Gewicht auf den auch einen kostbaren Eingang dazu machen zu lassen." Als man das neue Berliner Rathaus baute, blieb man den alten Anschauungen treu: wenn auch keine Ratsweine mehr verschenkt werden, wie es sich Lübeck und Bremen noch leisten, so ist für einen guten Trunk doch stets gesorgt, und in dem kühlen Gemach des Magistrats schafft nach aufregenden hitzigen Debatten Traubenblut stets frohen Mut.

Der Ratskeller nimmt die ganze Front

Der Ratskeller.

Besitz eines reichgefüllten Ratsweinkellers gelegt, und die Nachkommen haben diese gute Tradition gewahrt. Im Jahre 1687 beschloß der Magistrat, „daß der Rathauskeller nicht nur mit guten Weinen versehen, sondern auch wie in anderen großen Städten vornehme sowohl einheimische als fremde Leute bequeme Logementer dabei haben können, ihre Geschäfte vermittelst einer Ergötzlichkeit abzuthun, und dazu unter anderen das größte Gewölbe zu gebrauchen, der Königsstraße ein und noch die der benachbarten Straßen bis an den Mittelbau. August von Heyden hat die Wandfelder der geräumigen in der Mitte gelegenen Halle mit lustigen Gemälden geschmückt, die in launigster Weise das Zechen in alter und neuer Zeit darstellen. Rudolph Löwenstein aber hat die witzigen Trinksprüche voll unverwüstlicher Kraft und Frische teils selbst verfaßt, teils ausgewählt, die Wände und Bogen zieren.

An der norwegischen Küste. Nc
(Mit Genehmigung der Photogra

ach dem Gemälde von Hans Gude.
aphischen Gesellschaft in Berlin.)

Eine Melodie.

Von

M. Virbig.

(Abdruck verboten.)

„Sehr verehrter Freund!

Sie haben in der letzten Nummer Ihrer Musikzeitung so überaus günstig über mein Opus und mich berichtet, daß ich mich Ihnen zu herzlichem Dank verpflichtet fühle. Ich freue mich über den Beifall von Kritik und Publikum; sie alle heben einstimmig die Schönheit des leitenden Motivs im letzten Satz meiner Symphonie hervor — ‚Diese einfache, ergreifende Sehnsuchtsmelodie!‘ — Ich habe sie nur entlehnt. Der Lorbeer gebührt nicht mir, er gebührt einer Toten. Lesen Sie die folgenden Zeilen!“

* * *

„Möbliertes Zimmer mit Kabinett“ stand auf dem angegrauten Pappzettel über der Hausthür, der sich leise schaukelnd im Zugwind hin und her bewegte. „Zu erfragen: Vorderhaus, drei Treppen links bei Zöllner.“

Mehrere Tage war Gustav Heinrich Hartmann schon umhergeirrt nach Wohnungen. Er war fremd in Berlin; was ihm gefiel, war zu teuer, und wo es sein Portemonnaie gestattet hätte, lugte die Sonne kaum in den schmutzigen Hof, und ein Rudel lärmender Kinder trieb dort sein Wesen. Die eleganteren Straßen wurden längst nicht mehr in Betracht gezogen, aber anständig war's ja hier auch — also en avant!

Er stieg die drei gewundenen Treppen hinan — ah! „Freifrau von Zöllner“ stand über der Klingel. Es dauerte eine ganze Weile, bis geöffnet wurde. Erst zeigte sich ein Auge an dem runden Guckloch und musterte den Draußenstehenden — endlich ging die Thür auf.

„Sie wünschen?“

„Guten Tag! Hier sind Zimmer zu vermieten, nicht wahr? Ich möchte sie gern ansehen.“

„O bitte!“

Über das Antlitz der hageren, ältlichen Dame mit dem abgesetzten Rot auf den Backenknochen und dem sorgfältig auftoupierten spärlichen Haar unter der bebänderten Morgenhaube glitt ein plötzliches Lächeln. Aber es verschwand gleich wieder unter der angenommenen Miene vornehmer Gleichgültigkeit.

„Bitte, treten Sie näher!“

Sie eilte vor ihm her durch den stockdunklen Flur, er tappte hinterdrein — nun stieß sie eine Thür auf und machte eine einladende Handbewegung: „Hier ist das Zimmer und hier das Kabinett — bitte!“

Eine dumpfe Luft schlug den Eintretenden entgegen, es war offenbar lange nicht gelüftet worden. Die Fenster waren mit Rouleaux verhängt, und über dem Sofa und den zwei Polstersesseln lagen weiße gehäkelte Schutzdecken.

„Sie entschuldigen!“ Die Frau eilte auf das erste Fenster zu und zog das Rouleau in die Höhe: „Wir halten immer sorgfältig geschlossen, das Licht zieht die Möbel so aus — aber, sehen Sie nur, diese Aussicht! Die finden Sie in ganz Berlin nicht mehr!“

Sie stieß das Fenster auf, ein Strom freierer Luft wehte herein — er blickte über einen schmalen Hof, rechts und links hohe Giebelwände, aber dann kam ein Gewirr von Bäumen und Büschen; es sah

aus wie ein verwilderter Park, ein wüster unordentlicher Garten, graue Steinklumpen schienen darin umherzuliegen und halb aufgehöhte Grashügel. Er konnte es nicht deutlich erkennen.

Die Dame drängte ihren bebänderten Kopf neben den seinen. „Sehen Sie," wies sie stolz, „wie wundervoll! Das ist der alte Begräbnisplatz der **Gemeinde, aber begraben wird schon seit Ewigkeiten niemand mehr hier. Vor ein paar Jahren floß hinterm Hof noch die Panke — wir mußten auf einem Brett übersteigen — aber die ist jetzt zugeschüttet, wir haben die beste Luft. Jetzt ist es ja noch Winter, aber in ein paar Monaten sollten Sie sehen! Da blüht der Flieder unten im Garten in Bündeln. Das ist ein Duft, und einmal hörten wir auch eine Nachtigall. Meine Tochter sitzt viel unten, Sie können auch da sitzen — es ist wirklich wundervoll!"

„So," sagte der junge Mann und zog den Kopf zurück. Still würde es hier sein, sehr still, gut zum Arbeiten — er sah sich im Zimmer um. Alles mit einer gewissen schäbigen Eleganz; der Pfeilerspiegel im breiten Goldrahmen, die kleinen Porzellanfigürchen auf Sims und Konsole, der große Chinesenschirm in der einen Ecke mit den darunter an die Wand drapierten Fächern und künstlichen Blumen. Nebenan das Kabinett, durch einen grünen Vorhang abgeschlossen. Platz war noch, sein Klavier würde gut stehen können. Er fragte nach dem Preis; der war mäßig, ganz für ihn passend, und doch und doch — er konnte sich nicht entschließen. Die Dame hatte so wenig Angenehmes für ihn.

„Es lag gar nicht in unserer Absicht, zu vermieten," bemerkte sie so nebenbei, den Kopf höher aufreckend, „aber seit mein Mann, der Freiherr, tot und mein Sohn ins Ausland gereist ist, ist uns die Wohnung wirklich zu groß, wir verlieren uns in den ausgedehnten Räumen. Wir geben dies Zimmer nur zu so billigem Preis ab, um nicht ganz allein zu sein. Sie finden kein besseres unter diesen Bedingungen — nicht wahr, sehr hübsch? Der Morgenkaffee ist mit eingerechnet — eine große Tasse und zwei Brötchen mit Butter — und alles comme il faut, nicht wahr?"

Er nickte stumm. Es war ihm peinlich, fortzugehen, und doch — verlegen drehte er sich hin und her. Da — ein Schließen des Entrees, ein müder gleichgültiger Schritt im dunklen Flur — — Frau von Zöllner riß die Thür auf: „Helene, bist du's?"

„Ja."

Ein Mädchen stand auf der Schwelle, eine überschmächtige Figur. Hinter ihr war das Dunkel, vom Fenster fiel ihr das Licht grell ins Gesicht — noch nicht alt und doch keine Jugend mehr, die Wangen schmal, die schön geformten Lippen blaß. Es durchzuckte den jungen Mann fast schmerzlich — das war eine Blume, an der ein Wurm nagte, eine Kirchhofsblume; unwillkürlich sah er sie unten sitzen zwischen den Fliederbüschen, auf dem eingesunkenen Grabhügel, und dem Gesang der einzigen Nachtigall lauschen.

Sie neigte den bleichen Kopf zum Gruß, ihre melancholischen Augen sahen ihn einen Augenblick an. Sie hatte eine Notenrolle in der Hand und noch eine Musikmappe am Arm.

„Meine Tochter Helene," sagte die Freifrau vorstellend. „Sie ist sehr musikalisch, spielt und singt viel zu ihrem Vergnügen."

„Wird es Sie stören?" Das Mädchen hob ängstlich bittend den Blick. „Ich gebe Klavier- und Gesangstunden, aber die meisten außer dem Hause und —"

„Helene!" Der Ton der Mutter hatte etwas ungemein Scharfes. Über das Gesicht der Tochter flog eine jähe Röte.

„O bitte, bitte, im Gegenteil," beeilte sich der junge Mann zu versichern — er wußte selbst nicht, warum er so log — „es stört mich durchaus nicht. Wenn ich Sie nur nicht störe, ich bin vom Fach. Mein Name ist Gustav Heinrich Hartmann, Musiker!"

* * *

Und so hörte er sie manchmal in der Dämmerung spielen. Den ganzen übrigen Tag rannte sie draußen herum in Regen und Naßkälte und gab schlecht bezahlte Stunden an Begabte und Unbegabte, an Liebenswürdige und Unliebenswürdige. Er traf sie oft, wenn er zum Mittagstisch ging — wie abgespannt und matt kehrte sie heim!

Am liebsten hörte er sie singen. Dann saß er still, den Kopf in die Hand gestützt, und lauschte. Sie sang meist, wenn die Mutter nicht zu Hause war, es fiel ihm

auf, und dann so oft und oft dasselbe Lied. Wie eine wehmütige Klage schien es durch die Thür der Berliner Stube zu ihm hereinzudringen. Die Berliner Stube war der einzige Wohn- und Schlafraum, den Mutter und Tochter besaßen — halbdunkel, vollgepfropft mit möglichen und unmöglichen Sachen; da stand auch ihr Klavier.

Er sah sie im Geiste eben, da er wieder lauschte, am Instrument sitzen, die durchsichtigen Hände auf die Tasten gelegt, die großen Augen weit aufgeschlagen, starr ins Leere gerichtet. An was dachte sie? — — —

„Drunten auf der Gassen
Stand ich, fein zu passen —"

Er kannte die Heyseschen Verse, aber die Melodie kannte er nicht; sie schmiegte sich den Worten an wie ein Gewand dem Körper.

„Doch ich blieb alleine
Bei der Blitze Scheine —"

Gott, wie das Mädchen sang! Wieviel Vorwurf, wieviel Schmerz lag in den verschleierten, gleichsam tastenden Lauten!

— — „Nacht gewichen" — — „frierend heimgeschlichen" — — er verstand nur immer die letzten Worte. — „Stille" — — „Locken Fülle" — — Aber jetzt, horch! War das dieselbe halbgebrochene Stimme? Wie ein Verzweiflungsschrei, wie das gewaltige Aufschluchzen bittersten Jammers gellte es durch die Stille:

„Daß ein Sturm erginge,
Sich darin verfinge —
Mich zum Himmel trüge —
Weit hinweg
Aus dieser Welt der Lüge!"

O diese Sehnsucht! — —

Gustav Heinrich Hartmann neigte den Kopf tiefer; er fühlte, wie es ihn überlief.

Nebenan war es ganz still geworden, kein Accord mehr, kein Rücken des Stuhls — doch nun ein Wimmern, ein unterdrücktes Stöhnen! Sie weinte.

Daß sie Kummer hatte, wußte er längst. Hinter dem großartigen Gethue der Freifrau von Zöllner steckte blutwenig, das hatte er bald erfahren. Sie hielt keinen Dienstboten, nur ein halbwüchsiges spillriges Ding von Mädel kam des Morgens für eine Stunde; das übrige schaffte sie selbst. Wenn sie auch mit alten Glacéhandschuhen in der Küche wirtschaftete, man sah ihren Fingern die Arbeit doch an. Der verstorbene Zöllner, von dessen Freiherrnkrone und Ahnengalerie die Witwe gern sprach, war nichts mehr und nichts weniger als ein bankerotter Gutsbesitzer, und der ins Ausland gereiste Herr Sohn — ?!

Gustav Heinrich Hartmann wußte es genau, sie hatten ihn mit Aufwand der letzten Mittel nach Amerika spediert, von dort kam ein Bettelbrief nach dem anderen — Geld, Geld und wieder Geld! Das war alles sehr traurig und doch: war es die Thränen wert, die da nebenan flossen? Woher dieser Schrei der Verzweiflung — einzig darum?!

„Drunten auf der Gassen
Stand ich fein, zu passen — —"

Hatten diese blassen Lippen nie geglüht, hatten sie nicht auch einmal sehnsüchtig dem Kuß der Liebe entgegengelechzt?

Warum denn sie nicht, wie so viele andere!

Ein paar Tage später begegnete er Helene auf der Treppe. Sie sah noch blasser aus als sonst, merkwürdig verwelkt.

Er redete sie an, er konnte es nicht lassen, zu fragen: „Von wem war das Lied, Fräulein, das Sie letzthin sangen? Ich glaube, Donnerstag war's, am Abend — ja, ja — richtig! Donnerstag!"

Sie erschrak und wurde noch bleicher. „Sie waren zu Hause?" stammelte sie. — „Ich — ich — dachte — dachte, ich wäre ganz allein!"

„Ja, ich war zu Hause." Er ergriff ihre Rechte und schüttelte sie herzhaft. „Ich danke Ihnen! Es ist eine wunderbare Melodie. Von wem ist sie?"

„Von mir," sagte sie leise, und er fühlte, wie ihre Hand in der seinen zitterte. Dann sah sie ihn an wie verloren, zog ihre kalten Finger ohne Druck zurück und schritt mit langsamem Nicken an ihm vorüber die Treppe hinauf.

Er mußte den ganzen Tag an den verlorenen Blick ihrer Augen denken, ihr Ton in dem „Von mir" lag ihm immerfort in den Ohren; er wurde beides nicht los, auch den nächsten Tag nicht und den übernächsten. In der dritten Nacht schlief er unruhig. Ächzend lag er in seinem Bett hinter dem grünen Vorhang, wälzte sich nach rechts und links und schlug mit den Armen um sich — der Alb drückte ihn — da ging langsam die Thür seines Zimmers auf, er fühlte den eisigen Zug über sein

Kiſſen hinwehen — — der Vorhang rollte zur Seite — — — ſie ſtand da mit bloßen Füßen im langen Nachthemd, bleich wie weißes Wachs! Nur ihre Lippen waren rot wie Blut und ſehnſüchtig geöffnet — —

Drunten auf der Gaſſen
Stand ich, ſein zu paſſen —
Doch ich blieb alleine. —

O! — o! — — — Hatte das jemand geſagt?! Nein, nein, niemand! — Sie ſtand ſtumm und rang die Hände — aber ganz unten von dem alten Kirchhof kam's wie eine Melodie herauf, eine Nachtigall ſang dazwiſchen, es klimperte über Taſten.

Er richtete ſich halb auf, er mühte ſich zu ſprechen und konnte doch nicht. Langſam — langſam glitt ſie näher. Er ſah deutlich das tiefe Brennen ihrer Pupille und den dürſtenden Ausdruck ihrer Züge — jetzt — jetzt faßte ſie ihr langes Haar und ließ die Strähnen durch die dünnen Finger gleiten, ein herzzerreißendes Lächeln verzog ihren Mund —

Daß ein Sturm erginge,
Sich darin verfinge —
Mich zum Himmel trüge —
Weit hinweg
Aus dieſer Welt der Lüge! —

Sie ſtreckte die Arme hoch empor — —

Ein markerſchütternder Schrei ließ ihn erwachen. Fahl grau ſchimmerte das Morgenlicht durch die Fenſter, verſtört taumelte er auf. Nebenan im Berliner Zimmer lautes Schluchzen — „Helene, meine Helene!"

Was iſt, was gibt's?!

Er fuhr in die Kleider, wie ein Trunkener ſtolperte er hinüber, klopfte an — keine Antwort.

Er trat ein. Auf dem Tiſch ein flackerndes Licht — Frau von Zöllner auf den Knieen vor dem Schlafſofa der Tochter, und dieſe ſelbſt im weißen Nachthemd darauf ausgeſtreckt — lang, ſchlank und tot, ein Lächeln um den Mund.

* * *

Verehrter Freund, meine Geſchichte iſt zu Ende, und doch war es keine Geſchichte — nur eine Melodie.

Wichtelmann.

Von

Ernſt Muellenbach (Tenbach).

(Abdruck verboten.)

Weißt du noch, wie wir im Wald
Erſte Liebesroſen brachen?
Wichtelmännchen grau und alt
Saß verſteckt im Felſenſpalt
Und belauſchte, was wir ſprachen.

Wo wir dort gewandelt ſind,
Wo wir küſſend uns umſchlangen,
Kommt des Herbſtes rauhes Kind,
Kommt vom Norden jetzt der Wind
Heiſchend durch den Forſt gegangen.

Reißt das dürre Laub vom Baum,
Wirft die welken Hageroſen
Nieder an des Weges Saum;
Weithin durch den öden Raum
Hallt ſein ſiegberauſchtes Toſen.

Tief im dämmernden Geſtein
Birgt ſich Wichtelmann am Grunde,
Träumt bei ſeinem Feuerlein,
Lieb, von deiner Äuglein Schein,
Lieb, von deinem roten Munde.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Aus den Erinnerungen eines Dragomans.

Von

E. Frhr. von Ungern-Sternberg.

(Abdruck verboten.)

Am 15. Oktober langte ich, von Varna kommend, in Konstantinopel an. In Berlin hatte man mir, da gerade kein anderer da war, den freigewordenen Posten eines dritten Dragomans an der Norddeutschen Gesandtschaft daselbst angeboten: da es mir zu jener Zeit an passender Beschäftigung fehlte, so war ich auf den Vorschlag eingegangen, und nun galt es, der übernommenen Aufgabe gerecht zu werden. Welcher Art sie sei, davon wußte ich, aufrichtig gesagt, nicht viel. Daß man in einer Stellung wie dieser türkisch verstehen und auch mit dem Französischen vertraut sein müsse, war mir zwar bekannt. Wie ich es aber anfangen sollte, ein Amt zu verwalten, für das mir die nötigen Vorkenntnisse, wenigstens was das Türkische betraf, vollständig fehlten, davon verstand ich mir kein Bild zu machen. In Berlin, wo das alles natürlich eingehend besprochen worden war, hatte man mir gesagt, daß ich, wie die Dinge nun einmal lagen, auf Nachsicht würde rechnen dürfen. Ein orientalisches Seminar, wie jetzt, wo sich die Dragomanatsanwärter für ihre künftige Stellung hätten vorbereiten können, gab es in Deutschland damals noch nicht. Man mußte sich seine Leute unter den wenigen jungen Gelehrten suchen, die sich dem Studium der orientalischen Sprachen aus eignem Antriebe gewidmet, oder eingeborene levantinische Kräfte heranziehen, so gut es ging. In der einen wie in der anderen Richtung lagen gute Erfahrungen vor; allein das so gewonnene Beamtenmaterial reichte der Zahl nach nicht aus. Man mußte sich nach anderen Elementen umsehen, und so kam ich, obwohl vollständiger Laie, dank zufälligen Umständen, die hier nichts zur Sache thun, an die Reihe. Ich stand damals schon im 31. Jahre und sah sehr bald, daß es reichlich spät sei, um im Sinne der Dragomanatslaufbahn ein „neues Leben" anzufangen. Denn ein Dragoman muß, um es kurz zu sagen, in Konstantinopel alles wissen, und ich wußte nichts. Das Amt ist in drei Stufen geteilt. Es beruht auf den von der Pforte zuerst mit Frankreich (1540), sodann aber auch mit den übrigen europäischen Mächten abgeschlossenen Kapitulationsverträgen, welche die Unterthanen und Schutzgenossen jener Mächte, soweit es sich um ihre eignen Angelegenheiten handelt, der Gerichts- und Verwaltungshoheit der türkischen Regierung gänzlich entziehen, während sie da, wo sie sich gegen die Landesgesetze vergehen oder mit Angehörigen des türkischen Reiches in Rechtsstreitigkeiten irgendwelcher Art geraten, auf den Beistand ihres Vertreters, eben des Dragomans, Anspruch haben. Ohne dessen Zustimmung erlangt kein türkisches Urteil und keine auf dem Verwaltungswege getroffene Maßregel Gültigkeit. Daß diese Zustimmung nur dann versagt werden darf, wenn erwiesenermaßen ungerechte Behandlung vorliegt, versteht sich zwar von selbst, da aber die Meinungen in diesem Punkte weit

auseinander gehen können und es thatsächlich häufig thun, so ist der Dragoman in den Augen der türkischen Behörden eine wichtige Person, mit der sie sich gut zu stellen wissen müssen. Wie groß andererseits die aus dieser Machtstellung hervorgehende Versuchung zum Mißbrauche ist, sieht jedermann nicht minder. So manchem „Kollegen" wurden zu meiner Zeit schlimme Dinge nachgesagt; vielleicht mit Recht. An mich selbst ist nie ein ungehöriges Angebot gelangt. Ich darf mich meiner „Tugend" deshalb auch nicht rühmen.

Der erste Dragoman vermittelt ausschließlich den diplomatischen Verkehr der Botschaften und Gesandtschaften mit der Pforte. Nur ausnahmsweise thun das die Vertreter der Mächte selbst. Die Aufgabe des zweiten Dragomans ist hauptsächlich handels- und zollpolitischer Natur. Der dritte endlich ist Rechtsbeistand der Unterthanen und Schutzgenossen im engeren Sinne. Seine Sache ist es, sie vor allen Behörden, mit denen sie persönlich zu thun haben, zu vertreten. Überall muß er dabei sein, auf der Munizipalität zu Pera, wenn sich jemand mit seinem Hauswirt über die fällige Miete streitet, auf der Polizei in Stambul, falls ein Schutzgenosse, — was übrigens zu meiner Zeit nicht häufig war — wegen nächtlichen Unfugs oder Betrunkenheit in deren Hände gefallen sein sollte; in zahllosen Kanzleien der Pforte, wo bald diese, bald jene Förmlichkeit zu regeln ist, vor allem im Handelsgericht endlich, das sich mit den Geschäftsstreitigkeiten zwischen türkischen Unterthanen und Europäern befaßt. Von alledem wird des weiteren ausführlich geredet werden; denn hier eben lernt man die Dinge kennen, die kein „Touristenauge" erblickt; hier sieht man das türkische Leben, wie es wirklich ist.

Als mir Art und Umfang meiner neuen Thätigkeit zuerst von sachverständiger Seite, d. h. von den Kollegen selbst, angedeutet wurde, war ich erschreckt. Etwas französisch Sprechen hatte ich in Berlin in aller Eile noch gelernt; sonst wußte ich, wie gesagt, von dem, was mir oblag, nichts. Die türkische Amtssprache war mir völlig fremd, und doch kam es darauf an, sie gründlich zu beherrschen. Viele türkische Beamte verstanden auch damals schon französisch und sprachen es oft sogar recht gut. Im Dienst war der Gebrauch des Französischen aber nur auf der Munizipalität in Pera gestattet. Alle übrigen Behörden mußten sich amtlich des Türkischen bedienen, und die meisten kleineren Beamten konnten auch nichts anderes reden. Das alles war sehr schlimm, man wußte mich jedoch zu trösten. Hatte man mich mit sehenden Augen zu einer Arbeit herangezogen, der ich nicht gewachsen sein konnte, so mußte man auch Geduld mit mir haben und abwarten, wie ich mich hineinzufinden wüßte. Der erste Dragoman, Dr. B..., der dem deutschen diplomatischen Dienst im Jahre 18.. als Gesandter in X... allzu früh durch den Tod entrissen wurde, und der zweite, Karl T..., ein in Deutschland erzogener Perote, der nun schon lange an der ersten Stelle steht, thaten beide alles, was Amtseifer und persönliches Wohlwollen irgend vermochten, um mir über die Schwierigkeiten des ersten Schrittes hinwegzuhelfen, so gut es irgend ging. Dr. B..., der seiner hervorragenden Kenntnisse der orientalischen Sprachen wegen im Jahre 1860, wie ich glaube, von dem damaligen Vertreter Preußens bei der Pforte, Herrn v. d. G..., als dritter Dragoman nach Konstantinopel berufen worden war und sich dort inzwischen bis zum ersten aufgeschwungen hatte, war freundlich genug, meinen ersten Unterricht im Türkischen selbst zu übernehmen; T... aber, der die Geschäfte des dritten Dragomans neben denen des zweiten stellvertretend zu besorgen hatte, fing damit an, daß ich ihn auf seinen verschiedenen Geschäftsgängen begleiten mußte. Er stellte mich den leitenden Beamten vor und machte mich ihnen persönlich bekannt. Behaglich war die stumme Rolle, die ich dabei notgedrungen spielte, nicht. Namentlich den Türken gegenüber, mit denen ich kein Wort reden konnte, kam ich mir oft lächerlich vor; denn auch die zeremoniösen Begrüßungsformen, auf die im Orient der größte Wert gelegt wird, mußten den Ungeübten peinlich berühren. Überall hatte ich die Empfindung: du sollst etwas thun, was du nicht kannst, und dieses Unbehagen nahm in der ersten Zeit nicht ab, sondern beständig zu. Die ungeheure Fülle ungewohnter Eindrücke wirkte betäubend. Halb verzweifelt sagte ich mir oft: es ist umsonst, den Faden in diesem Labyrinth wirst du niemals finden. Dann aber war es immer wieder das Muß, das hier befreiend wirkte. Es wurde ja auch nicht alles auf einmal verlangt. Nachdem ich mir die Dinge etwa ein halbes Jahr angesehen und dabei so viel türkisch gelernt hatte, daß ich das Notdürftigste verstehen und sagen konnte, wurden mir zunächst die Geschäfte der Munizipalität zu Pera selbständig übertragen.

Ehe ich aber in medias res eintrete, will ich einige Worte über meine persönlichen Erfahrungen einfließen lassen, soweit sie die neue Umgebung, in die ich gekommen war, charakterisieren. Als ich mich am Tage meiner Ankunft bei dem Gesandten meldete, empfing mich der kleine, verbindlich lächelnde Greis mit den in solchen Fällen üblichen wohlwollenden Worten; in dem alten wackligen türkischen „Konak," den er mit einem Teil des Personals bewohnte, hatte er für mich indessen keinen Platz, und da ich nur „diätarisch" angestellt war, so konnte ich auch auf Wohnungsentschädigung keinen Anspruch erheben, sondern mußte mich nach einer Privatbehausung umsehen und dafür teures Geld bezahlen. Ebensowenig wurde mir der kostspielige Unterricht vergütet, den ich, um mich im Türkischen zu vervollkommnen, zuerst bei einem Ungarn, später bei einem Armenier nahm. Beklagen durfte ich mich nicht. In Berlin hatte man mir, alles in allem, drei Thaler täglich zugestanden, und damit nach den zu jener Zeit herrschenden Begriffen ein Übriges gethan; denn auch die Vertreter des preußischen Volkes im Landtage erhielten damals nicht mehr.

Der erwähnte Gesandtschaftskonak, in dessen unmittelbarer Nähe ich bald ein Unterkommen fand, lag in einer engen, schmutzigen Straße seitwärts von dem steilen treppenartigen Wege, der von Galata hinauf nach Pera führt, in der Nähe des berühmten Genueserturms, der dessen uraltes

Wahrzeichen bildet. Unmittelbar dahinter kam man auf einen wüsten, schuttbedeckten Platz, wie man deren mitten in Konstantinopel viele findet, und die den Eindruck trostlosen unabwendbaren Verfalles machen. An sich wäre das noch nichts Besonderes gewesen; daß es aber gerade die deutsche Gesandtschaft war, die an diese unheimliche, von Menschen gemiedene Stätte grenzte, konnte den Eindruck des äußerlich Kümmerlichen und Dürftigen nur erhöhen, den mir unsere Vertretung in Konstantinopel zunächst machte. Alles gemahnte noch an die Zeit vor 1866, wo nur die diplomatischen Männer von Fach Deutschland und Preußen kannten, und die größte „Bescheidenheit" Freund und Feind gleichmäßig als die größte „Zier" erschien. Um so empfindlicher aber mußte der Druck des kleinlichen äußeren Zuschnitts empfunden werden, je mehr der innere Abstand zwischen der Bedeutung des neuaufstrebenden Staates und der der alten Großmächte inzwischen schon geschwunden. Als ich nach Konstantinopel kam, war Bismarcks Name längst auf aller Lippen, ein jeder beugte sich bereitwillig vor ihm. Und neben diesem hell erstrahlenden Ruhm, der täglich wuchs, die Verborgenheit seiner Vertreter in diesem düstern Winkel! Der schreiende Gegensatz wurde dadurch noch verstärkt, daß der Gesandte teils aus Sparsamkeitsrücksichten, teils aus anderen, die nicht hierher gehören, ein völliges Einsiedlerleben führte, fast niemand bei sich sah, auch nicht das eigne Personal, das nur zu Königs Geburtstag eingeladen wurde, um sich dann mit den Offizieren des Wachtschiffs und den angesehenen Vertretern der deutschen Kolonie zu einem nicht eben üppigen Festmahl zu versammeln. Zum Stil des Ganzen paßte es denn auch, daß der Legationsrat, der den Gesandten bei dessen Abwesenheit von Konstantinopel als Geschäftsträger vertrat, fast nur die Diplomaten minderen Ranges bei sich sah, Holländer, Belgier, Italiener, während mit Österreichern, Engländern, Russen und Franzosen fast kein Verkehr bestand und nur förmliche Staatsbesuche mit ihnen ausgetauscht zu werden pflegten. Im übrigen denke ich an dieses Haus sehr gern zurück. In der ungastlichsten Stadt der Welt bin ich dort stets freundlich aufgenommen worden. Sonst war die Junggesellenseinsamkeit in Konstantinopel groß, und wie konnte es bei der unbarmherzigen Abgeschlossenheit des dortigen Lebens anders sein? Nur äußerlich stellt Konstantinopel etwas Einheitliches dar; in Wahrheit schließt das Häusermeer, das sich von S. Stephano am Marmarameer oder doch von den „Sieben Türmen" meilenweit über Bujukderes hinaus bis nah an den Ausgang des Bosporus erstreckt, hundert verschiedene Städte ein, die nichts miteinander gemein haben und überdies für sich wieder in viele Einzelgruppen zerfallen. Nicht nur gleichgültig aber sind die Bewohner dieser Ortschaften gegeneinander; sie hassen sich von Herzen. Daraus erklärt es sich allein, wie mir jeder Kundige wird zugeben müssen, daß während der Tage vom 24. bis 27. August 1896 auf den Straßen von Konstantinopel Tausende von Armeniern abgeschlachtet werden konnten, ohne daß es ihren Mitchristen in den Sinn gekommen wäre, zu ihrem Schutze auch nur einen Finger zu erheben. Wenn sich der türkische Pöbel heute gegen die Griechen kehrte, so würde sich dasselbe Schauspiel wiederholen; dann sähe man die Armenier u. s. w. ebenso kalt beiseite stehen, als jene bei der Todesnot der Armenier es gethan. Lieber türkisch als griechisch, lieber türkisch als armenisch — werden auch heute trotz allem Furchtbaren, was sie erlebt, die einen wie die anderen sagen. Nicht viel wärmer stehen die „Levantiner," d. h. die in Pera geborenen und aufgewachsenen Europäer den Einwanderern, d. h. den „Franken" gegenüber, und ebensowenig lieben diese sich wiederum untereinander. Das einzige Band, das sie anerkennen, ist das Geschäft; sonst leben die Stämme und Familien starr und streng für sich. Auch in den Beziehungen der Diplomaten spiegelte diese kalt gemütlose Art sich wieder. Obwohl ich als dritter Dragoman nur ein „kleines Licht" war, so gehörte ich doch zum „diplomatischen Corps" und mußte die „Kollegen," hohe wie niedere, besuchen. Die Mühe war aber sehr gering, da ich ebensowenig wie sonst jemand bei solchem Anlasse empfangen wurde. Mit einer oder zwei Karten, je nachdem der Betreffende verheiratet war oder nicht, die ich beim Pförtner abgab, war der Form genügt. Viele von den so Besuchten habe ich mit Bewußtsein nie gesehen, obwohl die zur Karnevalszeit von den Botschaften abwechselnd gegebenen Bälle und Gesellschaften alles zusammenführten, was sich zum „engern Kreise" zählen durfte; denn damals wenigstens ward nur dieser zugezogen. Die Geschäftswelt war ausgeschlossen und sah mit tiefem Neid auf uns, die wir uns selber keineswegs beneidenswert erschienen, da die Öde des geselligen Verkehrs keine Grenzen hatte und mit nichts Ähnlichem auf Erden verglichen werden konnte, im Abendlande wenigstens ganz sicher nicht, wo es doch bei aller persönlicher Abneigung der Leute, die sich treffen, meist einen gemeinsamen Boden gibt, auf dem sich das Interesse, wenn auch in allgemeinster Form, zusammenfindet. In Konstantinopel aber gelten nur der Stammeshaß und das eigene Ich, um das sich alles ohne jede Rücksichtnahme dreht. Ideal angelegte Naturen mögen hier deshalb leicht verzweifeln; in diesem greulichen Völkerbabel gibt es nichts, was sie erheben könnte, nichts, was sich über klägliche Ränkesucht hinweg nach großen und edlen Zielen streckte. Darin gleichen sie sich alle, Türken, Griechen, Armenier und Europäer, wie sie immer heißen. Insgesamt fast sind sie sich nur des „einen Triebes bewußt": Ehrgeiz und Geschäft; wer nach Besserem trachtet, hat das durch tiefe Vereinsamung zu büßen, und dem vermag nicht jedes Gemüt zu widerstehen.

Unter den geselligen Veranstaltungen der diplomatischen Kreise standen die der Österreicher in der allgemeinen Wertschätzung voran. Glänzend waren die Räume des Internuntius, damals Graf Prokesch-Osten, nicht; alles aber trug dort den Charakter eines gewissen Behagens, einer freundlichen Gemütlichkeit, die in der Hochburg der eisigen Eigensucht sonst völlig fehlte. Graf Prokesch-Osten war selbst nicht der Mann, dazu viel beizutragen, aber seine beiden Schwiegertöchter, von denen die eine als „Friederike Goß-

mann" einen europäischen Namen erworben hatte, während die andere, Frau van R., durch ungewöhnliche Schönheit anzog, brachten einen warmen Ton in den Verkehr, der selbst das kalte Levantinertum wohlthuend berührte.

Ganz anderer Art war der Empfang in den großartigen Räumen des russischen Palastes. Voll unnachahmlicher Würde, das mußte man gestehen, stand Frau van J..., damals eine jugendlich prachtvolle Erscheinung, da und nahm die tiefen Verbeugungen ihrer Gäste entgegen, als ob sie selbst die Souveränin sei, die sie vertrat. Dazu paßte das gesucht harmlos vertrauliche Wesen des Botschafters nun freilich nicht, der jedermann verbindlich lächelnd auf die Schulter klopfte und den jüngsten Dragoman behandelte, als wäre er sein bester Freund. Der unheimliche Eindruck seines kalten Auges ließ sich dadurch nicht verwischen.

Ging bei den Festen der Russen ja das Imponierende mit dem Streben, persönlich zu gewinnen, Hand in Hand, so herrschte bei dem der Engländer die gähnendste Langeweile. Wie eine Festung, von einer hohen Mauer umgeben, lag das Botschaftsgebäude am Westabhange des Perahügels da, und so schien es sich auch von jedem freundlichen Luftzug von außen abzuschließen. Kalt, hart und unnahbar fühlte sich hier alles an, wie es sich für die symbolische Verkörperung der britischen Politik geziemt, die damals am „Goldenen Horn" übrigens nur die zweite Rolle spielte. Weitaus voran stand der Einfluß der Franzosen, die den Türken, trotz Sadowa, noch immer als die Herren Europas galten und deshalb auf die unterwürfigste Haltung Anspruch hatten. Gesellschaftlich zwar trat das nicht sonderlich hervor. Der Botschafter, der einem wohlhäbigen Schlächtermeister glich, samt seinem peinlich jüdisch aussehenden weiblichen Anhang, konnte keinen Anspruch auf besondere Repräsentationsfähigkeit erheben, und auch das Personal ließ von dem berühmten „französischen Schliff" sehr wenig merken. Der erste Botschaftssekretär, der einen bekannten orleanistischen Namen trug, war unter den Cancantänzern der öffentlichen Bälle in Pera sehr bekannt und sah einem beurlaubten Oberkellner zum Verwechseln ähnlich.

Unter den schon genannten Vertretern der kleineren Mächte gab es vergleichsweise viel mehr Leute von angenehmem Ton, und deshalb gingen wir mit ihnen vorzugsweise um. Einige nahmen sogar an unserer gemeinschaftlichen Tafel teil, die wir in einem kleinen französischen Gasthof in Pera eingerichtet hatten. Im ganzen und großen aber blieben wir doch, gleich den anderen allen, für uns. Sie sind fast alle tot, an die ich dabei denke. Der eine ist bei St. Privat gefallen, der zweite bei Sedan, der dritte im vorigen Jahre begraben worden. Ihn habe ich, weil sein Name der Oeffentlichkeit angehört hat, andeutungsweise genannt. Die anderen sind in der Blüte der Jahre hingegangen und der Welt draußen unbekannt geblieben. Daß sie dem vaterländischen Dienst aber zur Zierde gereichten, darf ich kühnlich sagen, wie sie mir als Menschen unvergeßlich bleiben. Nicht oft ist eine Erinnerung dieser Art so rein; ich sehe sie als den einzigen Lichtblick jener Jahre an, die mir sonst nur trübe, unfreundliche Eindrücke hinterlassen haben. —

Die Munizipalität in Pera, die mir als erster Schauplatz meiner neuen Thätigkeit angewiesen wurde, mußte sich mit nichts weniger als großartigen Mietsräumen behelfen. Dem Generalsekretär C... Effendi, der die Geschäfte im Auftrag des Präsidenten, eines hohen türkischen Beamten, führte, standen, insoweit ich mich erinnere, nur zwei ziemlich enge Zimmer zu Gebote, in denen sich während der Dienststunden eine laut schreiende, knoblauch-duftende Menge wahllos drängte. In sechs bis sieben Sprachen schrie alles durcheinander und auf den Beamten los, ohne sich um Ordnung und Reihenfolge der Sachen im geringsten zu bekümmern. Wie es gerade kam, wurde auf jede Anfrage erwidert; erschöpfen ließ der Gegenstand sich nicht, und Constant Effendi, ein geriebener Armenier, wenn es je einen gab, machte nicht einmal den Versuch, zu Ende zu gelangen. Als Abschlagszahlung wurden bald diesem bald jenem ein paar beruhigende Worte hingeworfen, und damit gaben sich die Leute meistens auch zufrieden, denn von dem Wert der Zeit hatten sie alle miteinander keine Ahnung. Es kam ihnen nicht darauf an, auf diese Weise viele Stunden, ja oft halbe Tage zu vertrödeln. Nur eines mußte der Beamte durchaus können: allen in ihrer Sprache Rede zu stehen, und dieser Aufgabe war er, der das ganze Sprachtalent seines Stammes besaß, vollauf gewachsen. Auf einen türkischen Satz ließ er unmittelbar einen griechischen, italienischen, armenischen, ja wohl auch einen persischen folgen, wie es gerade kam, und allen wurde er mit gleicher Gewandtheit und Sicherheit gerecht.

In dieses dunstige Gewühl, in dieses sinn- und zwecklose Durcheinander nun mußte ich mich als vollkommener Neuling stürzen, um darin, wie es mir zuerst vorkam, hilflos zu versinken. Vor dem Geschrei rings um mich her verstand ich zunächst kein Wort, und von den Dingen, die dabei verhandelt wurden, konnte ich ebensowenig eine Ahnung haben. Daß ich meist mit Mietstreitigkeiten zu thun haben würde, hatte man mir gesagt, und daß ich mich dabei nach dem „Code Napoleon" in Verbindung mit dem in Pera geltenden Gewohnheitsrecht zu richten hätte, auch. Da ich aber keine juristische Vorbildung genossen, so war mir der „Code Napoleon" vollkommen fremd und das bewußte „Gewohnheitsrecht" mit seinen zahllosen Besonderheiten natürlich erst recht. Was blieb mir da übrig, als mich auf mein bißchen gesunden Menschenverstand und mein Augenmaß zu verlassen, und sehr bald in der That wurde mir klar, daß ich damit das Richtige getroffen. Was „Gewohnheitsrecht" war, lernte ich sehr bald, da es sich der Hauptsache nach immer um dieselben Fragen drehte; nicht minder konnte ich leicht ergründen, daß die streng juridische Form den Orientalen gleichgültig, ja selbst unverständlich sei, während das Moment der Billigkeit ihnen, wie man zu sagen pflegt, ohne Mühe „eingeht." Von diesen Gesichtspunkten ließ ich mich fortan leiten; im Zweifelsfall aber nahm ich immer an, daß mein Klient im Recht sein müßte, und bin damit sehr gut gefahren. Wenn C... Effendi

eine mir ungerecht scheinende Entscheidung treffen wollte, machte ich von dem mir als Dragoman zustehenden Veto rückhaltlos Gebrauch. Dem Generalsekretär blieb dann nichts übrig, als nachzugeben, und er that es stets. Nur eines Falles kann ich mich erinnern, wo er unter dem Einflusse eines übelberüchtigten armenischen Rechtsanwalts hartnäckig blieb, was meinen Klienten nicht unbedeutend zu schädigen drohte. Ich erhob mich von dem Sitze, der mir neben dem Generalsekretär angewiesen war, und fragte ihn in Gegenwart vieler gespannt zuhörender Zeugen noch einmal in scharfem Ton, ob er bei seiner Meinung bleiben wolle. Als er dies gereizt bejahte, kehrte ich mich auf dem Absatz um, ging hinaus und schlug die Thür hinter mir zu, daß das Haus erdröhnte. Meine Wohnung war nicht weit. Auf dem flachen Dach, von dem ich eine unvergleichliche Aussicht beherrschte, hatte ich Zeit, über das Vorgefallene nachzudenken. Daß es einen Konflikt mit den türkischen Behörden geben würde, sah ich voraus. In der Person ihres Generalsekretärs hatte ich die Munizipalität von Pera öffentlich verletzt; nicht als Privatmann überdies, sondern als amtlicher Vertreter der Norddeutschen Gesandtschaft hatte ich es gethan. Nach den geltenden Anschauungen konnte sich die Munizipalität das nicht gefallen lassen, sondern mußte sich bei der Pforte über mich beschweren. Welche Folgen das aber haben würde, ließ sich nicht übersehen. Es dauerte auch gar nicht lange, so erhielt ich die Aufforderung, vor dem Gesandten zu erscheinen. Vorher jedoch wurde ich von Dr. B... empfangen, und aus seinen Äußerungen sah ich sogleich, daß ich nichts zu besorgen hätte. „Sie haben ganz richtig gehandelt," sagte er mir lächelnd, nachdem er meine Darstellung des Falls gehört, „von dieser Gesellschaft darf man sich nicht zu viel gefallen lassen, sonst ist mit ihr bald nicht mehr zu leben." Er teilte mir dann mit, daß die Klage der Munizipalität bereits eingegangen sei, und daß ich vom Gesandten selber hören würde, was nunmehr zu thun. Der Gesandte nahm mich ebenfalls sehr freundlich auf und gab mir die Anweisung, eine Art Promemoria in französischer Sprache auszuarbeiten, das der Pforte unterbreitet werden solle. In der That wurden über den an und für sich unbedeutenden Vorgang auf der Munizipalität ziemlich weitläufige Verhandlungen geführt, wobei der damalige Großvezier Fuad Pascha Dr. B... gegenüber sogar anfangs mit dem „Abbruch der diplomatischen Beziehungen" drohte! Dr. B..., der seine Leute kannte, hatte für diesen durchsichtigen Einschüchterungsversuch natürlich nur ein Lächeln, und wirklich wurde eine Einigung erzielt, die der Gesandtschaft — denn um meine Person handelte es sich dabei gar nicht — selbst jeden Schein einer Demütigung ersparte. Es wurde verabredet, daß ich in Gegenwart des Präsidenten der Munizipalität und des ersten Dragomans der Norddeutschen Gesandtschaft mit Constant Effendi einen stummen Händedruck austauschen solle. Dies vollzog sich in programmmäßiger Weise. Constant Effendi war leichenblaß und ersichtlich sehr erregt. Das aber hatte wenig zu besagen. Unsere Beziehungen waren seitdem besser als zuvor. Er hat mir, soweit ich mich entsinnen kann, nie wieder eine Schwierigkeit gemacht. Trotzdem sind mir die Donnerstage, die ich auf der Munizipalität verbrachte — das war mein Tag —, in nichts weniger als angenehmer Erinnerung geblieben. Unter drei bis vier Stunden kam ich fast niemals ab; diese aber wurden wegen der herrschenden Unordnung und dem gänzlichen Mangel an geschäftlicher Organisation meist zwecklos vergeudet; etwas zu Ende zu bringen, gelang kaum je, und das alles bei entsetzlicher Luft, von einem Knoblauchgeruch umgeben, vor dem ich einen angeborenen tiefen Abscheu habe. Denn Knoblauch ißt dort alles; Christen und Türken sind sich darin gleich. Namentlich um die Osterzeit, während der Fasten, ist Konstantinopel geradezu verpestet. Es war schwer zu ertragen, aber es mußte sein, und noch mehr kam bald dazu. Als ich im Türkischen weit genug war, um das Notwendigste zu sagen und namentlich auch zu verstehen, was andere sagten, mußte ich auch die Geschäfte auf der Polizei drüben in Stambul, den Kanzleien der Pforte und den übrigen Ministerien übernehmen, soweit dies dem Umfang meiner Zuständigkeit entsprach. Diese Wege wurden bei den weiten Entfernungen gewöhnlich zu Pferde abgemacht. Ich stieg den steilen Treppenweg nach Galata hinab; dort rannten mir die Pferdevermieter schon entgegen; ich schwang mich auf das erste beste Tier und ritt, von dem Führer zu Fuße gefolgt, langsam durch das Menschengewühl über die ungeheure Holzbrücke, die mehr als 1 km lang sich über das Goldene Horn nach Stambul hin erstreckt. Auf dieser Brücke kommen sich zwei Weltteile entgegen. Abend- und Morgenland in allen ihren Erscheinungsformen strömen hier zusammen; aber die Begegnung ist teils gleichgültig, teils feindselig kalt. Zu freundlichem Grüßen wäre übrigens auch kein Raum. Zu jeder Zeit, namentlich aber morgens und abends, wenn die Geschäftsleute nach Stambul ziehen oder von dort kommen, war das Gedränge auf dem engen, schlecht gezimmerten Bauwerk so entsetzlich, daß jeder sich genötigt sah, sorgfältig aufzupassen, um nicht zu fallen, sonst wehe ihm! Fußgänger und Reiter würden ihn erbarmungslos zertreten haben. Besonders gefährlich sind die armenischen „Hamals" (Lastträger), die mit ihren langen Stangen laut: guarda, guarda schreiend, vorwärts drängen und alles niederwerfen, was nicht weicht.

Bei dem scheußlichen naßkalten Winterwetter, das in Konstantinopel häufig herrscht, machten mich diese Geschäftsritte oft innerlich erschaudern; in den engen Holzbaracken, wo die türkischen Behörden zu jener Zeit meist hausten, konnte mein Behagen sich nicht steigern. Mühsam mich durch einen Haufen aufgeregter Menschen drängend, mußte ich mich oft genug überzeugen, daß der Lehnsessel neben dem Beamten, zu dem mein Weg mich führte, von einem „Kollegen" eingenommen war, der dort ebenfalls zu thun hatte; da blieb nichts übrig, als stundenlang zu warten, entweder draußen auf dem zugigen vollgespuckten Gange oder in irgend einem Winkel der Kanzlei, inmitten einer Luft zum „Schneiden." Unhöflich waren die Beamten, namentlich die Türken, dabei

nie; in den engen Räumen konnten sie es indessen selbst nicht ändern.

Auch Geduldsprüfungen anderer Art fehlten nicht. War es mir nach unendlicher Mühe getungen, das Ohr des in seinem roten Sessel mit halb untergeschlagenem Bein sitzenden Beamten zu gewinnen, dann wollte es nur zu oft mein „böser Stern," daß eine türkische Frau erschien, um ihre Sachen selbst zu führen, und alles war für mich vorüber. Der Mann hatte nur noch Auge und Ohr für sie und schien mich gar nicht mehr zu sehen. Die „Hanum" aber hörte er an mit unendlicher Geduld, und die Unterhaltung dauerte meist sehr lange, denn von dem Wert der Zeit wissen die Orientalen alle miteinander nichts. War die Türkin dann schließlich mit ihrem Anliegen zu Ende, so zog der Beamte getassen seine schmucke goldene Uhr (die hat dort jeder —, woher sie kommt, mag Allah wissen,) und erklärte trocken, nun sei es zu spät, wir müßten unsere Sache wohl vertagen. Aufschieben, vertagen, hinschleppen — darauf kam und kommt dort alles heraus; das ist des Daseins ganze Kunst. So ging ich denn und kehrte wieder, bis die vergeblichen Bemühungen zu Dutzenden sich häuften. Ich habe Sachen der unbedeutendsten Art gehabt, die ich von meinem Vorgänger überkommen hatte, und die mein Nachfolger in demselben hoffnungslosen Zustande von mir erbte. Vielleicht sind sie noch heute in der Schwebe. Am Bosporus würde das niemand wundern. Auch die Europäer gewöhnen sich an die nutzlose Zeitvergeudung bald und nehmen sie als Schicksalsfügung ruhig hin. In der Türkei hat die Geduld deshalb längst aufgehört als eine Tugend zu gelten; sie ist zur eisernen Notwendigkeit geworden, der man sich blindlings unterwirft.

Ueber die eben gestreifte Stellung der türkischen Frau bliebe noch zu sagen, daß die hergebrachten Vorstellungen zu der Wirklichkeit in keiner Weise passen. Die türkische Frau ist in ihrer Freiheit nur insoweit beschränkt, als sie sich auf die Gesellschaft ihres eignen Geschlechtes angewiesen sieht und genötigt wird, ihre Züge zu verschleiern. Im übrigen ist ihre Selbständigkeit fast unbegrenzt. Das Gesetz gesteht ihr die Verfügung über ihr Vermögen zu und berechtigt sie, ihre Geschäfte vor Gericht und anderswo selbständig zu führen. Des ehelichen Beirats bedarf sie nicht. Desgleichen kann sie sich in der Öffentlichkeit zeigen, wo sie will, und bei der ängstlichen Zuvorkommenheit, mit der sie von Behörden wie von Privaten behandelt wird, macht sie davon rücksichtslos Gebrauch. Wer ihr in den Weg kommt, den stößt sie weg und geniert sich durchaus nicht, ihre Faust zu gebrauchen. Ich habe dos mehrfach gesehen und selbst einen Fall erlebt, bei dem es mir leicht schlecht hätte gehen können. Auf einem Spaziergang, den ich mit meinem armenischen Lehrer in einem Türkenviertel von Pera machte, geschah es, daß der junge Mann in eine Kotlache trat und eine vorübergehende Türkin bespritzte: „Ungläubiger Hund," schrie diese ihn wutschnaubend an und schlug aus Leibeskräften auf ihn tos. Leichenblaß und zitternd rief mir der Armenier zu: „Um Gottes willen fort! Wenn die Türken das sehen, sind wir verloren!" Da ich ihm nicht beweisen konnte, daß er im Unrecht sei, so mußte ich ihm folgen, und wir entfernten uns, so rasch es irgend ging. Heute würde ein solcher Vorgang nichts Auffallendes haben und kaum der Erwähnung wert erscheinen. Für jene Zeit aber war er bezeichnend genug; vor allem für das außerordentliche Selbstgefühl der türkischen Frau, das sich sogar Europäern gegenüber keinen Augenblick verleugnen wollte. Überall sah sie sich ja auch als ein Wesen höherer Art behandelt. Besonders lästig wurde das auf den Bosporusdampfern empfunden. Hier war das ganze „Achter"schiff den „Hanums" vorbehalten, ein Vorhang schloß sie gegen das übrige meist dichtgedrängte Publikum der Dampfer ab, und dieser Vorhang wurde je nach Bedürfnis nach der Mitte vorgeschoben, so daß die männlichen Mitreisenden oft nicht wußten, wo zu bleiben. Hier aber sah man keine Rücksicht walten — wenn die „Hanums" an Bord kamen, wurde Platz geschafft um jeden Preis. Wenn man die, meist aus fünf bis sechs Frauen bestehenden Harems „im Gänsemarsch" durch die Straßen ziehen sah, wich ihnen alles sorglich aus. Die Führung fiel dabei stets der Ältesten zu, vor der man sich besonders hüten mußte. Mit der jüngsten und hübschesten dagegen haben wir bei der Begegnung in stillen Straßen so manches harmlose Wort gewechselt. Den Yjaschmack lüftend, wies sie dann wohl lächelnd auf die elegante fränkische Toilette, die sie unter dem türkischen Mantel heimlich trug. Auch bei den Freitagsfahrten, welche die Haremsdamen an diesem Tage, dem dortigen Sonntag, auf dem weiten Platz vor dem Kriegsministerium in Stambul bei schönem Wetter regelmäßig unternahmen, fehlte es an dem verstohlenen Austausch kleiner Liebenswürdigkeiten nicht. Einmal ist mir dabei ein Blumensträußchen zugeflogen, dessen Sinn mir freilich dunkel bleiben sollte. Die rasende Eifersucht der Türken durfte man dabei nicht reizen, so unschuldig das alles, wie schon bemerkt, an sich war. In diesem Punkt verstanden sie auch damals keinen Spaß. Im übrigen war die Sicherheit der Frauen, wenn man sie mit den Verhältnissen der Gegenwart vergleicht, golden zu nennen. So oft ich, einer alten Lieblingsneigung folgend, das Riesenwirrsal von Stambul ganz allein durchstreifte, nie hat mir ein erwachsener Türke ein unangenehmes Wort gesagt. Nur einmal ist mir das Wort „giaür" von Kindern nachgerufen worden. Ein anderes Mal allerdings, als ich mit den Herren der Gesandtschaft bei einem der häufigen Ausflüge, die wir zusammen machten, an der, für besonders heilig geltenden Moschee von „Ejub", die den Säbel des Propheten birgt, vorüberritt, wurde einer der Herren von einem, uns zu Pferde begegnenden Türken beleidigt. Wegen des, als besonders fanatisch bekannten Charakters der Bewohner dieser Gegend mußte die Kränkung ungerügt gelassen werden, so schwer dies dem Betroffenen, einem äußerst schneidigen jungen Herrn, auch fiel. Von allgemeinerer Bedeutung aber war der Vorgang nicht. Nichts Ähnliches ist uns, so oft wir die Umgebung von Konstantinopel auch durchstreiften, wieder geschehen. Mitunter brach, ehe wir die Stadt erreichten, tiefe Nacht herein; einmal hatten

wir uns in dem wirren Ufergelände des Bosporus gründlich verirrt; gefährlich in dem Sinn wie jetzt war das indessen nicht. Wenn wir den letzten Ausläufern von Pera nahe kamen, fanden wir unsere Pferdejungen stets geduldig wartend vor. Wer wir waren, wußten sie nicht; dem „Franken" aber wurde zu jener Zeit bedingungslos vertraut. Ihm gegenüber kamen sich die Eingeborenen wie Kinder vor, die wohl schreien und lärmen, daß die Ohren gellen, Böses aber nicht im Schilde führen und sich, wenn sie freundlich behandelt werden, gern in alles fügen. Anfangs hat man dieses Gefühl voller Unbefangenheit noch nicht; von lauter „Galgengesichtern," vielmehr von Mördern und Spitzbuben glaubt man sich umgeben; so schwarz und finster sehen die Leute, gleichviel welchem Stamme sie angehören mögen, sämtlich aus. Wenn man sie aber erst näher kennen lernt, in ihrer ganzen individuellen Richtigkeit ergründet, fürchtet man sie bald nicht mehr, sondern bewegt sich unter ihnen wie ein Herrscher unter Sklaven, die sich vor angeborener Demut willig beugen, auch wo es ihr Vorteil nicht einmal erheischt. Mit diesen Naturmenschen harmlos zu plaudern, wenn man nur ihre Sprache kann, ist ein Genuß. Wer diese nicht versteht, dem freilich wird der Osten stets ein „Buch mit sieben Siegeln" bleiben. Daraus erklärt es sich ja auch mit, daß unsere Staatsmänner mit der orientalischen Frage meist so wenig anzufangen wissen; doch gehe ich auf den Gegenstand hier nicht näher ein.

Vergessen darf ich freilich nicht, daß meine Eindrücke aus Tagen stammen, die der Gegenwart in vieler Hinsicht wenig gleichen. Heute, wo in Stambul der „Knüppeltürke" herrscht, wo auf den Straßen noch das Blut zahlloser armenischer Opfer raucht, wird niemand das Behagen mehr empfinden, mit dem ich durch die eigne Welt des Riesenbazars von Stambul schritt oder auf den grünen Wogen des Bosporus im leichten „Kajik" mich wiegte. Der damals fast schlummernde Fanatismus ist unheilvoll erwacht, wer dran schuld ist, untersuche ich hier nicht; der Umschwung jedoch ist da, und ich sehe nicht, wie die freundliche Strömung der Vergangenheit je wieder die Oberhand gewinnen könnte. Der Grundzug des türkischen Wesens ist nun doch einmal Gewalt. Selbst die Reformära des Sultan Machmud ist durch ein Gemetzel eingeleitet worden. Der Halbmond hat zu jeder Zeit von Blut getrieft, in einem Meer von Blut wird er, wenn nicht alles trügt, versinken. —

Zu meiner Zeit wirkten noch der imponierende Eindruck der europäischen „Civilisation," die Eindrücke des rettenden Krimkrieges fort. Daß sie vor allem dem Franzosentum und seinem Einflusse zu gute kamen, da dieses in den verhängnisvollen Jahren von 1853—1856 das meiste zur Erhaltung der Türkei gethan, wurde schon gesagt. Französisch war damals alles gefärbt. Pera zumal war einer französischen Mittelstadt zu vergleichen; daß es sich nicht zu einem „kleinen Paris" entwickeln konnte, lag nicht an seinem Willen. Die Nacheiferung aber wurde bis zum Komischen getrieben und erschien deshalb in fratzenhafter Form. Englisch wurde trotz der Weltstellung Großbritanniens sehr wenig verstanden und noch weniger gesprochen; das Deutsche galt trotz Bismarck noch als eine Sprache dritten Ranges. Den Franzosen, die ja auch in dem Lyceum von Galata Serai eine eigne Erziehungsanstalt für das türkische Beamtentum gegründet hatten, mußte sich äußerlich wenigstens alles beugen. Man kann aber nicht sagen, daß sie sich uns gegenüber viel herausgenommen hätten; daß sich zwischen Deutschland und Frankreich ein Weltkrieg zusammenbraute, davon merkte man im Verkehr von Pera nichts. Die Beziehungen der Dragomans unter sich, die amtlich häufiger in Berührung kamen als das sonstige Gesandtschaftspersonal, waren, wie ich mich wohl erinnere, sogar ganz gut; den Russen und Engländern dagegen standen wir auch in diesem Sinn sehr fern, während uns mit den Österreichern wenigstens das Band der Sprache einte.

Ich weiß, es geht mit mir zu Ende —

(Abdruck verboten.)

Ich weiß, es geht mit mir zu Ende —
Die Welt ist voll von Glanz und Duft,
Und segnend seh' ich weiße Hände
Und hör' es rauschen durch die Luft.

Ich kann nun ruhig dich verlassen,
Ich weiß es, Welt, wie schön du bist,
Doch mein' ich, daß es in den Gassen
Der goldnen Stadt noch schöner ist.

Rauscht nur hernieder, Gottesboten!
Die Welt ist schön, doch ist ihr Glück so klein —
Ich bin so müd' und droben bei den Toten,
Um Gottes Thron wird doch der Frieden sein!

Peter Henning.

Der Sohn seines Vaters.

Novelle

von

Paul Heyse.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Der alte Freund der Liebenden, der Zufall, erbarmte sich seiner.

Er war kaum hundert Schritt gegangen, da sah er den hellen, weißen Weg herauf eine schlanke Gestalt sich ihm entgegenbewegen, von deren Hut ein blaues Schleierchen in dem frischen Lufthauch wehte.

„Fräulein Luise!“ rief er, hastig auf sie zueilend. „Sind Sie es endlich? Seit drei Stunden habe ich Sie vergebens gesucht. Warum haben Sie mir das angethan, da ich so gern den Cicerone hier in der Umgegend gemacht hätte, und sind allein hergekommen! Sie haben gewiß nicht die Hälfte gesehen und sind nun schon gründlich erschöpft.“

„O,“ sagte sie, „ich habe alles gesehen, was ich zu sehen wünschte. Aber wenn ich von etwas Neuem den richtigen Eindruck haben soll, muß ich allein sein. Die anregendste Gesellschaft hindert mich, ein reines Verhältnis zu allem zu gewinnen. Jetzt, da ich über diese weltberühmten Naturwunder mir meinen Vers gemacht habe, freut es mich in der That, mich darüber aussprechen zu können.“

Sie gestand ihm nun offen, daß sie denn doch von allem, was sie heut gesehen, ein wenig enttäuscht worden sei. Vor hundert Jahren mögen dies Felsennest auf der hohen Meerwarte und zu seinen Füßen das tiefeingebettete Montecarlo einen überwältigenden Eindruck gemacht haben. Aber die Künste der Kultur hätten an dieser herrlichen Natur nicht herumpfuschen sollen, kein Operettenmonarch seine lächerlichen Bastionen oben hinpflanzen, das halbe Dutzend Kanonen auf dem Schloßplatz und den Kugelpark so prahlerisch zur Schau stellen, bewacht von einer Handvoll theatralisch uniformierter Soldknechte. Und die schöne ehemalige Wildnis am Strande von Montecarlo — wie anders müsse sie Augen und Herz entzückt haben, ehe diese elegante Villenstadt und das doppeltürmige geschmacklose Spielhaus den Zauber zerstört und eine zweideutige Bevölkerung hergelockt hätten, die einem die Schöpfung Gottes auf Schritt und Tritt durch den Anblick menschlicher Laster und Thorheiten entstelle und in der paradiesischen Landschaft einem den ewig wiederholten Sündenfall als Staffage vor Augen bringe.

„Halten Sie mich nicht für eine philisterhafte Sittenrichterin,“ sagte sie, über ihren eignen Eifer lächelnd. „Ich würde wahrscheinlich nicht so in Hitze geraten, wenn ich nur mehr ästhetische Befriedigung an diesem Menschenkehricht fände, etwas wirklich Schönes, Reizendes, wenn auch noch so Sündhaftes darin erblickte. Aber all diese geputzten Damen in den auffallenden Toiletten, auf dem Hute ganze Treibhäuser bunter Blumen — finden Sie irgend ein Gesicht darunter, das auch nur den Zauber der Sünde an sich trüge? Und die alten und jungen Gecken, die ihre Kavaliere machen, dazwischen die konfiszierten pergamentenen Masken der Spieler von Beruf — und vollends grauenhaft die Kinder in überladenen Toiletten, die schon so bleich und nervös aus den Augen schauen! O wenn ich an die edlen Gestalten auf Anacapri oder die Arbeiterfamilien in Amalfi denke — das ist die würdige Staffage für eine wilde Küstengegend, und den ganzen Tag habe ich Mignons ‚Dahin, dahin!‘ mir im Ohre summen hören.“

Er hatte sie reden lassen, ohne anders als mit einem Kopfnicken sich zu äußern.

Alles, was sie sagte, schien ihm außerordentlich klug und richtig, der glücklichste Ausdruck für das, was er selbst immer nur dunkel empfunden hatte. Dabei konnte er kein Auge von ihr wenden, so reizend fand er sie gerade heute in ihrer einfachen Kleidung unter all dem Affenputz der Halbweltdamen. Als eine große, sehr gepuderte und geschminkte Person ihnen entgegenkam und erst den eleganten schönen jungen Mann herausfordernd anblickte, dann einen verächtlichen Blick auf seine Begleiterin warf, ließ er sich sogar fortreißen zu einer höhnischen französischen Bemerkung, die ihm einen Wutblick der Fremden eintrug. Er aber fühlte eine besondere Genugthuung, neben diesem schlichten deutschen Fräulein dahinzuwandeln in der Haltung eines Kammerherrn, der eine junge Fürstin begleitet.

Um doch endlich auch wieder zu Worte zu kommen, fragte er, ob sie nicht hungrig sei und irgendwo zu frühstücken wünsche. — Sie habe das schon besorgt, erwiderte sie, unten in dem Stadtteil, der Condamine genannt werde. Da habe sie ein bescheidenes Restaurant gefunden und Kräfte gesammelt, um die Höhe von Monaco zu erklimmen. Nun sei sie fertig mit allen Touristenpflichten, bis auf die Hauptsache, einen Blick in die Spielsäle. Wenn er sie dorthin begleiten wolle, werde sie ihm dankbar sein. Sie fürchte, ohne einen Führer in diesen Bolge des irdischen Inferno vom Schwindel befallen zu werden.

Ob sie damit sagen wolle, daß sie fürchte, am Ende auch vom Spielteufel gepackt und zu Trente et Quarante verführt zu werden?

Sie schüttelte lächelnd den Kopf.

„Davor glaube ich ganz sicher zu sein. Ich verehre das Geld viel zu sehr, um es zu einem bloßen Spiel zu mißbrauchen."

„Sie und eine Verehrerin des Geldes? Das werden Sie mir nicht einreden."

„O doch! Ich weiß, wie sauer es erworben wird, wieviel Menschenglück daran hängt. Es erscheint mir geradezu ruchlos, daß es hier so händevoll auf einen grünen Tisch geworfen wird, bloß um Leidenschaften zu schüren. Ich kann das so wenig ertragen, als wenn ich leichtsinnig mit Brot spielen sehe."

„Und Sie fühlen nicht das geringste Verlangen, wie man so sagt, auch einmal ‚Ihr Glück zu versuchen?' Wenn es Sie nun begünstigte und Sie in einer Viertelstunde reich machte!"

„So würde ich den Gedanken nicht los werden, reich geworden zu sein auf Kosten eines anderen, der jetzt vielleicht zum Bettler geworden. Sie sehen, der Gewinn könnte mich nicht glücklich machen. Verlöre ich dagegen selbst eine geringe Summe, das würde mich doch verdrießen. Ich würde denken, wie hübsch der neue Hut gewesen wäre, den ich für das Geld meiner Ella hätte kaufen, oder was ich den Brüdern dafür aus Mailand hätte schicken können. So philisterhaft bin ich zu rechnen gewöhnt. Da werde ich unter den Viveurs und Cocotten, die Tausende auf eine Nummer setzen, eine sehr spießbürgerliche Figur machen."

Er fühlte sich versucht, zu erwidern, daß sie in seinen Augen den wahren Menschheitsadel repräsentiere, aber etwas, das als ein Kompliment gedeutet werden konnte, hätte er um nichts in der Welt über die Lippen gebracht. Inzwischen hatten sie das Kasino wieder erreicht und stiegen die Freitreppe hinauf.

„Haben Sie eine Visitenkarte, Fräulein?" fragte er.

„Nein."

„So müssen Sie sich's gefallen lassen, daß ich Sie für meine Frau ausgebe. Ohne einen Ausweis über ‚Namen, Stand und Charakter' wird niemand eingelassen außer ein notorischer Schuft oder Schwindler. Man hält etwas darauf, daß in diese edle Gesellschaft keine namenlosen Proletarier eindringen."

Sie wartete in der Vorhalle, und er erschien bald wieder, ihr eine blaue Karte vorhaltend, auf welcher Mr. Schmidtlein ‚et Madame' der Eintritt in den Cercle des Étrangers gestattet war. Dann nahm er ihren Arm und führte sie in die weiten, reich dekorierten Säle, in deren vorderem die fünf bis sechs Roulettetische schon von ihrem Publikum dicht umdrängt wurden, während die Elite der Spieler in den letzten Räumen sich dem feineren, aber gefährlicheren Trente et Quarante zugewendet hatte.

Eine schwere, dunstige Luft erfüllte die Räume, ein ekles Gemisch von Staub, Modeparfüms und menschlicher Ausdünstung, das nie durch einen frischen Windhauch zu

den kleinen hohen Fenſtern hinausgejagt zu werden ſchien. In dem Brodem, der eine geſunde Lunge gleich beim Eintritt überfiel, ſollte ſie ſofort die Anſteckung des Laſters einatmen, die ſich den feinſten Gehirnnerven mitteilt, je länger die Einwirkung dauert. „Iſt es möglich," flüſterte Luiſe ihrem Begleiter zu, „daß Menſchen ganze zwölf Stunden in dieſer Atmoſphäre aushalten? Und dieſe Croupiers, deren tägliches Geſchäft es iſt, ſind ſie nicht nach einer Saiſon zu Greiſen verwelkt?"

Sie ſtand nur kurze Zeit hinter der drei- und vierfachen Reihe, die einen Roulettetiſch umgab, und verfolgte den Lauf der Kugel und das Hin- und Herrollen der Goldſtücke über die abgeteilte und numerierte Fläche mit abweſendem Geiſt, während er ihr das Spiel zu erklären verſuchte. „Sehen Sie da drüben," ſagte ſie leiſe, „die alte dürre Dame in dem ganz weißen Kleide, an der nichts lebendig iſt als die kohlſchwarzen Augen in dem aſchfarbenen Geſicht und die kleine magere Hand, die den Rechen bewegt, um die Goldhäufchen auf die Nummern zu ſchieben — ſieht ſie nicht aus wie eine längſt Begrabene, die nur jeden Mittag aus ihrem Sarge heraufſteigt, weil ihre arme Seele keine Ruhe hat, bis ſie wieder das Faites votre jeu und Rien ne va plus hört? Und vier Plätze von ihr, das ganz junge blühende Mädchen, dem die runden Wangen ſo fieberhaft brennen, ſehen Sie, wie ſie ihre Kärtchen mit der Nadel bearbeitet, als handle ſich's um eine tiefſinnige Wiſſenſchaft und ſie ſchriebe bei irgend einem Profeſſor ein Heft nach? Kommen Sie, führen Sie mich hinaus. Mir wird körperlich übel in dieſem Irrenhauſe."

„Nur noch einen Augenblick," bat er. „Ich möchte doch nicht gehen, ehe ich Ihr Glück verſucht habe. Bitte, ſagen Sie mir, wann iſt Ihr Geburtstag?"

„Er war ſchon vor acht Tagen."

„An welchem Datum?"

„Am 17. März. Aber was haben Sie vor? Sie wollen doch nicht etwa —"

Er hatte ihren Arm losgelaſſen, und ſich durch den lebendigen Wall der Spieler und Zuſchauer an den Tiſch vorgedrängt. Sie ſah nur noch, wie er eins der großen Hundertfrankſtücke aus der Weſtentaſche zog und auf den Tiſch warf. Dann rollte die Kugel, die Spieler

Aus unſerer Studienmappe:

Deutſche Madonna. Nach einer Federzeichnung von Otto Seltz.
Probebild aus: „Den Deutſchen Oſterreichs." J. F. Lehmann's Verlag, München.

hasteten sich, ihre Einsätze zu machen, die Kugel hielt an.

„Rouge. Dix-sept!“ hörte sie den Croupier sagen. Gleich darauf tauchte ihr Begleiter aus der Menge wieder hervor, in der Hand ein paar Tausendfrancsbillette und einige Goldstücke.

„Voilà!“ sagte er mit einem glücklichen Lächeln. „Sie haben richtig, wie alle, die auf das Glück zu lästern pflegen, die launische Göttin auf Ihre Seite gebracht. Da nehmen Sie, ich gratuliere.“

„Mir? Aber wozu? Dies Geld gehört mir doch nicht. Ich habe ja nicht gespielt.“

„Nein, aber ich für Sie . . . Ich habe hundert Francs auf Ihre Siebzehn gesetzt, en plein, und richtig ist die Siebzehn gekommen und hat Ihnen das Fünfunddreißigfache eingetragen. Wieviel ist 17 mal 35? Jedenfalls ein kleines Vermögen, das Sie hoffentlich mit der garstigen Lust in diesem Inferno ein wenig aussöhnen wird.“

Er hielt ihr immer noch lachend die Banknoten und das Gold hin, sie aber trat einen Schritt zurück!

„Sie haben es ganz freundlich gemeint,“ sagte sie, „aber dies Geld nehme ich auf keinen Fall. Meine Ansichten über Spielgewinn kennen Sie, und hätten Sie mir Zeit gelassen und sich näher erklärt, so hätte ich es nicht erlaubt, daß Sie für mich spielten. Da auch Sie das Geld nicht für sich werden verwenden wollen, so finden Sie gewiß einen wohlthätigen Zweck, vielleicht eine arme Familie in Bordighera, der Sie damit aushelfen können. Nun aber habe ich genug von diesem Schauspiel, und mich verlangt nach einem Atemzug in unverfälschter Gottesluft.“

Sie ging ihm voran, dem Eingang zu, und er folgte ihr auf dem Fuße, von neuem voll Bewunderung für die schlichte, selbstverständliche Art, in der sie eine Summe ausschlug, die mehr als ein Jahresgehalt für sie bedeutete und ihr so manchen Wunsch für sich und andere hätte erfüllen können. Als er in der Garderobe ihr das Mäntelchen umhing, fühlte er sich in seinem Entschlusse unerschütterlich befestigt, aus der Fiktion auf der blauen Karte eine schöne, tröstliche Wahrheit und mit dem Mr. Schmidtlein „et Madame“ so schnell als möglich Ernst zu machen.

* * *

Aber seltsam: so fest er überzeugt war, mit diesem entscheidenden Vorgehen den ersten Schritt in ein menschenwürdiges Leben zu thun, auch nicht zweifelte, daß sie ihm gern dabei behilflich sein würde, da sie ihm bis jetzt so viel Vertrauen und Geneigtheit bewiesen hatte, — so oft er nur einen Anlauf nahm, das Gespräch zu diesem Ziele hinzulenken, überfiel ihn eine unüberwindliche Scheu, die er sich nicht zu erklären vermochte.

Er hatte oft genug, wenn er die Möglichkeit erwog, dieses oder jenes Mädchen zu befragen, ob sie seine Frau zu werden wünsche, sich den Eindruck ausgemalt, den ein so fabelhaftes Glück, den Sohn seines Vaters an sich zu fesseln, selbst auf ein verwöhntes Kind eines reichen Hauses machen müßte. War er sich doch seiner persönlichen Vorzüge hinlänglich bewußt, um selbst ohne den Goldgrund, auf dem sie erschienen, jedes junge Ding damit bezaubern zu können. Zum Überfluß hatte ihm die eitle Mutter mehr als einmal hinterbracht, diese oder jene reiche Erbin warte auf nichts sehnlicher, als daß der einzige Sohn der Gebrüder Schmidtlein & Co. ihr das Schnupftuch zuwerfen möchte.

Und jetzt, da er diesem nicht mehr ganz jungen, nicht blendend schönen, in den bescheidensten Verhältnissen lebenden Fräulein gegenüber saß, zagte und zauderte er, sich zu erklären, doch nicht in der Sorge eines jungen Gottes, ob diese Erdentochter ein so überirdisches Glück auch ertragen, oder wie Semele zu Asche verglühen werde. Nein, die ganz menschliche Furcht übermannte ihn, ob er selbst eines solchen Glückes auch würdig befunden werden möchte.

Er hätte es, um die Probe zu machen, nicht bequemer wünschen können.

Sie saßen sich in einem Coupé zweiter Klasse — seine erste Klasse hatte er verleugnet, um mit ihr zusammen zu bleiben — ganz einsam gegenüber, an der Fensterseite, die nach dem Meere zu lag. Wenn der langsame Zug in einen der vielen Tunnel eintauchte, sah er ihr feines Gesicht, von dem Schein der Lampe an der Decke leicht gerötet, sinnend gegen die dunkle Scheibe gerichtet. Er hätte sich nur ein Herz zu fassen gebraucht, um ihre Hände zu ergreifen, die ineinander gelegt in ihrem Schoße ruhten, und im Schutz des Halb-

dunkels die verhängnisvolle Frage an sie zu richten. Aber das Herz klopfte ihm so stark, daß er das Wort nicht über die Lippen brachte, oder doch immer erst den Mund öffnete, wenn sie aus der Finsternis wieder auftauchten und nun der Glanz der Meeresbläue wieder zu ihnen heraufschlug. Dann, während sie ein paar Worte des Entzückens tauschten über die herrliche Fernsicht, nahm er sich in tiefer Beschämung vor, in der nächsten Galerie nun gewiß kühner zu sein, um dann richtig wieder so blöde und fassungslos zu verstummen, wie all die früheren Male.

So waren sie in Ventimiglia angekommen, der Grenzstation zwischen dem Fürstentum Monaco und dem Königreich Italien, und das erlösende Wort war noch nicht gesprochen.

„Es ist lästig, daß man hier eine halbe Stunde warten muß, ehe man sich wieder in Bewegung setzt," seufzte das Fräulein. „Indessen, ich hätte Lust eine Tasse Kaffee zu trinken. Wenn Sie mit mir gehen wollen, wir finden wohl ein Café in dem kleinen Nest, wo es behaglicher ist als in dem öden Wartesaal."

„Das Gescheiteste wäre, einen Wagen zu nehmen und die halbe Stunde bis Bordighera auf diese Weise zurückzulegen, ohne auf den Zug zu warten."

Sie besann sich einen Augenblick.

„Halten Sie es nicht für eine engherzige Prüderie," sagte sie, „wenn ich das nicht annehme. „Eine Mailänder Familie ist mit im Zuge, die mich erkannt hat. Ich möchte alles überflüssige Gerede vermeiden, das daraus entstehen könnte, wenn man mich mit Ihnen fortkutschieren sähe, als ob wir zusammengehörten. In meiner Stellung muß ich mich hüten, den geringsten Schatten auf meinen guten Ruf fallen zu lassen."

Er begriff das und bot ihr auch nicht wieder den Arm. So schlenderten sie durch den kleinen unansehnlichen Ort und fanden ein Café, vor dessen Thür sie sich an einem Tischchen niederließen. Ein Kellner brachte ihnen die Tassen heraus, einige Neugierige aus dem geringeren Volk begafften sie, von den Mitreisenden war niemand zu sehen.

Nach einer etwas beklommenen Stille, da auch sie in ihre Gedanken versunken war, faßte er sich endlich ein Herz.

„Gedenken Sie noch lange in Ihrer Mailänder Stellung zu bleiben?" sagte er.

Sie sah ihn unbefangen an.

„Solange man mich darin lassen will. Und ich hoffe mich so aufzuführen, daß man keinen Grund hat, mich wegzuwünschen. Ich hänge so sehr an den Kindern, und auch sie, besonders der kleine Vittorio — erst gestern schrieb er mir, er könne die Zeit nicht erwarten, bis ich ihn wieder ausschelten würde. Nun, morgen abend wird er seine Signorina Gigia ja wiederhaben, wenn auch die Schelte noch auf sich warten lassen wird."

„Morgen abend? Sie gedenken morgen schon —?"

Das Wort stockte ihm in der Kehle. Er starrte sie mit einem so ehrlichen Ausdruck des Erschreckens an, daß es auch ihr auffallen mußte.

„Ich bin dann gerade vier Wochen hier gewesen," sagte sie, „und länger darf ich die Güte meiner Padroni nicht mißbrauchen. Es ist ein so bequemer Zug. In aller Frühe fahre ich ab und bin nachmittags zu Hause."

Nun erst schien er zu begreifen, daß Gefahr im Verzuge war.

„Mein teures Fräulein," sagte er etwas stotternd, „ich begreife ja — Sie werden in jener Familie sehr geschätzt und geliebt. Aber am Ende — es ist doch immer eine harte Arbeit — drei Zöglinge in verschiedenem Alter — ich wünschte Ihnen — das heißt, wenn es mit Ihrem Wunsche übereinstimmte —"

Sie sah ihn fragend an.

„Ich meine nämlich," fuhr er fort, ihrem Blick ausweichend und mit einem gezwungenen Lächeln — „wenn sich Ihre Aufgabe vereinfachte, wenn Sie nur einen einzigen Zögling hätten, der freilich schon ein wenig reifer wäre, aber sehr davon durchdrungen, daß er eigentlich von vorn anzufangen hätte, und sehr dankbar sein würde, wenn seine Erziehung — wie soll ich es ausdrücken — vielleicht verstehen Sie, was ich meine —"

Eine dunkle Röte war ihm ins Gesicht gestiegen, er saß in so hilfloser Haltung da, daß man wohl Mitleid mit ihm haben konnte, wenn man ihn verstand. Das aber war nicht der Fall des sonst so klugen Fräuleins.

Weiblicher Studienkopf. Nach dem Gemälde von Franz Stuck.
Probebild aus „Den Deutschen Österreichs“, Verlag von J. F. Lehmann, München.

Sie hielt ihre schönen hellen Augen ruhig auf ihn geheftet und sagte endlich kopfschüttelnd: „Ich weiß wirklich nicht, was Sie meinen.“

„Nun denn, mein teures Fräulein,“ — er rückte auf dem Stuhl hin und her und warf einen finsteren Blick auf die Gassenbuben, die sich zu nahe gewagt hatten — „ich fühle zwar, es ist eigentlich hier nicht der Ort. Aber wenn Sie wirklich morgen früh schon abreisen wollen — sehen Sie, ich bin, seit ich das Glück hatte, Ihnen zu begegnen, ich darf noch nicht sagen ein anderer Mensch geworden, aber ich fühle die dringende Notwendigkeit, es zu werden. Sie haben mir's so einleuchtend gemacht, woran mir's fehlt! Mein Gott, ich wußt' es ja auch vorher, aber ich ergab mich darein, wie in ein Schicksal, mit einem wahrhaft türkischen Fatalismus. In Ihrer Nähe ist ein Gefühl von Thatkraft über mich gekommen — ein Bedürfnis, der Schmied meines Glückes zu werden. — Sie glauben nicht, wie ich mich hinter Ihrem Rücken vor Ihnen geschämt habe, was für Entschlüsse ich gefaßt habe!“

Er verstummte und wagte mit einem raschen Blick in ihren Zügen zu forschen, welchen Eindruck seine Beichte auf sie gemacht habe. Er konnte mit dem Ergebnis zufrieden sein.

„Ich freue mich,“ sagte sie ganz herzlich, „wenn ich wirklich etwas dazu beigetragen haben sollte, Sie zu einem thätigen Leben zu bewegen.“

„Ja,“ fuhr er sichtbar ermutigt fort, „das haben Sie, und dafür werde ich Ihnen ewig danken. Aber es ist erst ein schwacher Anfang. Sie müssen bedenken, wie lange meine Erziehung vernachlässigt worden ist, und daß es zu viel verlangt wäre, dies alles nun über Nacht zu reparieren, geschweige mit meinen eignen unerfahrenen Kräften. Nein, mein teures Fräulein, wenn es mit meiner Ermannung oder Menschwerdung Ernst werden soll, so dürfen Sie Ihre Hand nicht von mir abziehen, so müssen Sie mich zu Ihrem Zögling annehmen und all Ihr pädagogisches Talent aufbieten, daß ich Ihnen dermaleinst Ehre mache.“

Nun war sie vollends ratlos, was sie davon denken und dazu sagen sollte.

„Sie überschätzen mich sehr,“ sagte sie endlich. „Ich würde mir nie das Talent und den Mut zutrauen, die Erziehung eines Menschen zu übernehmen, der so viel älter ist als ich. Auch ließe sich nicht denken, wie ich überhaupt einen Einfluß auf Sie ausüben könnte, da ich nicht an demselben Orte lebe und wir uns schwerlich je wiedersehen.“

Seine Stirn rötete sich noch mehr. Er nahm von der kleinen Schale die Stückchen Zucker, die noch übrig geblieben waren, und warf sie in die Straße hinaus über die Köpfe der Kinder weg, die nun fortsprangen, sich darum zu balgen.

„Das ist es ja eben,“ sagte er leise. „Ich habe allerdings wenig Aussicht, Sie wiederzusehen, und eben der Gedanke peinigt mich. Es ist ordentlich lächerlich, oder vielmehr ungeheuer ernsthaft — wie sehr es mir zum Bedürfnis geworden ist, wenigstens ein paar Stunden am Tag in Ihrer Gesellschaft zuzubringen. Ich bin nie einem weiblichen Wesen begegnet, das mir — dem ich — um so merkwürdiger bei unseren so verschiedenen Verhältnissen und Gewohnheiten — aber warum sehen Sie nach der Uhr? Sie haben noch eine Viertelstunde Zeit, nein, zwanzig Minuten.“

„Ich leide immer am Eisenbahnfieber. Bitte, rufen Sie den Kellner, ich möchte meinen Kaffee bezahlen.“

„Nein,“ sagte er, „Sie müssen mich hören, teures Fräulein. Es handelt sich für mich um Sein oder Nichtsein, und daher dürfen Sie nicht zürnen, wenn ich — so kurz unsere Bekanntschaft ist — ich freilich glaube, Sie bis in den Grund Ihrer Seele zu kennen — aber Sie, von mir wissen Sie nicht viel. Werden Sie mir auf mein ehrliches Gesicht glauben, wenn ich Ihnen sage: das schlimmste, was mir nachzusagen ist, habe ich Ihnen bereits gebeichtet! Und werden Sie es nicht für eine — nun, für eine kolossale Unverschämtheit halten, wenn ich Sie frage, ob Sie den Mut fassen könnten, es mit einem solchen Menschen zu wagen — ich meine auf Lebenszeit — in Hoffnung, daß noch einmal ein ganz reputierlicher und respektabler Mann aus ihm werde mit Gottes Hilfe und der — seiner lieben Frau?“

So, nun war's heraus; er atmete tief auf und sah jetzt in ängstlicher Spannung auf das Gesicht des Fräuleins, welche Ant-

wort auf seine Lebensfrage darauf zu lesen sein möchte.

Was er sah, war tief entmutigend.

Sie war erst hoch errötet und gleich darauf völlig erblaßt, bis in die Lippen hinein, und diese Lippen zitterten, als sie sich jetzt zu der hastig hervorgesprudelten Rede öffneten:

„Ich bedauere, mein Herr, daß unser freundliches Beisammensein ein so unerfreuliches Ende nehmen sollte. Was Sie mir eben gesagt haben, kann ich nicht als einen Scherz nehmen, wie ich's gern thäte; denn wenn es Ihnen Ernst damit ist, so ist's noch beleidigender. Nein, lassen Sie mich ausreden. Ich will die mildeste Deutung gelten lassen: Sie haben wirklich ein näheres Interesse an mir gefaßt, und da Sie sich in Ihrer Selbstherrlichkeit nicht glücklich fühlen, in meiner Gesellschaft aber die Leere und Langeweile Ihrer zwecklosen Existenz weniger empfinden, ist Ihnen der Gedanke fatal, das nun wieder entbehren zu sollen. Leider ist es unseren Sitten zuwider, daß ein junger Mann sich eine Gesellschafterin engagiert, oder meinetwegen, wenn er fühlt, daß seine Erziehung noch nicht vollendet ist, eine Gouvernante. Wenn Sie also meine Unterhaltung nicht verlieren sollen, müssen Sie sich schon entschließen, mich zu Ihrer Frau zu machen, auch ohne sonderliche Liebe oder gar Leidenschaft, bloß für die Langeweile. Warum auch nicht? Warum sollte ein junger Millionär sich irgend einen Wunsch versagen? Bereut er nachher seine Übereilung, so kann er sich bequem von seiner Gemahlin trennen und ihr einen eignen Haushalt einrichten, Geld spielt ja bei ihm keine Rolle. Und das Mädchen, auf das er es abgesehen hat — das kommt ja erst recht nicht in Betracht. Eine arme Erzieherin — wenn er die zu sich heraufhebt, muß sie ja überglücklich sein und Gott auf ihren Knieen danken, daß ihr eine so überschwängliche Gnade widerfahren ist."

Sie stand auf und machte Miene, in das Café hineinzugehen, um den Kellner zu suchen. Er haschte aber nach ihrem Arm und hielt ihn fest.

„Das habe ich nicht verdient, mein Fräulein," sagte er mit dumpfer Stimme. „Nein, Sie thun mir bitter unrecht. Mag sein, daß es ungehörig war, Ihnen diese übereilte Erklärung zu machen, hier auf offener Straße, ohne daß ich nur den leisesten Anhalt hatte, wie sie aufgenommen werden würde. Aber wenn Sie in mein Herz hätten sehen können — mit Zittern und Zagen habe ich meinen kühnen, allzu kühnen Wunsch vorgebracht; Ihr kleiner Zögling kann nicht schüchterner Sie bitten, ihm eine freie Stunde zum Spielen zu gewähren. Und wahrhaftig, ich bildete mir nicht ein, Sie würden meine Werbung so ohne weiteres annehmen, höchstens antworten, Sie wollten sich's überlegen. Sie kennen mich ja noch nicht, vielleicht wenn wir eine Zeitlang korrespondiert hätten, oder Sie wären auf Besuch zu meiner Mutter gekommen — ist das wirklich so frevelhaft, daß ich nun auf ewig Ihre gute Meinung verscherzt haben soll und wir in bitterer Verstimmung auseinander gehen müssen?"

Es bebte etwas in seiner Stimme, was sie augenblicklich entwaffnete.

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen Unrecht gethan habe," sagte sie, „aber Sie werden gestehen, eine so ungewöhnliche Situation — und da ich durchaus nicht daran gewöhnt bin, rasche Eroberungen zu machen — ich mußte ja glauben, es sei nur eine Laune, die Sie angewandelt, wie ein verzogenes Kind eben alles haben will, was ihm zum Spielzeug dienen kann. — Nein, ich sehe jetzt, daß Sie es anders gemeint haben, und nochmals: verzeihen Sie mir meine heftige Erwiderung. In der Sache freilich — eine andre Antwort, so sehr ich Sie schätze und Ihnen bei Ihrer Selbsterziehung gern helfen möchte — Sie müssen aber einsehen, unsere Lebenskreise sind zu verschieden — die Tochter meiner Mutter würde niemals zu dem Sohne Ihres Vaters in ein unbefangenes Verhältnis kommen, immer kleinbürgerlich und engherzig erscheinen —"

„Nein, mein teures Fräulein," fiel er ihr lebhaft ins Wort, „suchen Sie mich nicht zu täuschen. Wenn etwas in Ihrem Herzen für mich spräche, würden all diese Bedenken nicht in Betracht kommen. Aber ich bin Ihnen ganz gleichgültig, vielleicht noch schlimmer, widerwärtig oder verächtlich, und so entschuldigen Sie, daß ich einen Augenblick — — O, ich hätte es denken können, ich eitler Thor! Sie, so reizend,

so liebenswürdig —! Gewiß ist Ihr Herz längst nicht mehr frei, und selbst wenn ich ein ganz anderer wäre — —"

„Sie irren sehr," unterbrach sie ihn, jetzt wieder mit dem freundlichen Ernst, mit dem sie gewöhnlich zu ihm zu sprechen pflegte, „ich bin vollkommen frei. Ich leugne nicht, daß es mir ein paarmal schwer geworden ist, mich nicht innerlich zu binden. Ich erkannte aber zu klar, daß ich's den Meinigen schuldig war, keine eignen Zukunftspläne zu machen. Erst wenn meine Ella verheiratet ist — und ich glaube, es kommt bald dazu — aber ich kann Sie versichern, ich wünsche mir vorläufig nichts Besseres, als in einer so liebenswürdigen fremden Familie ferner meinen Platz auszufüllen. Da wir nun aber doch einmal unsere letzten Gedanken austauschen — es darf Sie nicht kränken, was ich jetzt sage, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß ich je die Frau eines Mannes werden möchte, der nicht redlich arbeitet, nicht ein Tagewerk zu vollbringen hat, das ihn ausfüllt und befriedigt."

„Ein Mensch von meinem Schlage also wäre von vornherein dazu verurteilt, als Hagestolz sich begraben zu lassen?"

Sie mußte ein wenig lächeln. „Wie Sie übertreiben!" sagte sie. „Sie sehen ja überall in Ihren Kreisen Frauen, denen es gerade recht ist, daß ihre Männer keinen anderen ernstlichen Beruf haben, als jeden ihrer Wünsche zu erfüllen. Und wieder andere sind unglücklich, daß ihren Männern der Beruf so wenig Zeit für sie läßt. Wenn ich aber die Wahl hätte, ich wäre zufriedener an der Seite eines Arztes oder vielgeplagten Beamten, der sich seiner Familie kaum an Sonn- und Feiertagen widmen kann, als neben einem noch so vortrefflichen Ehemann, der den Anspruch macht, meine Liebe und sein häusliches Glück sollten ihn ganz ausfüllen. Sie z. B. — soweit ich Sie kennen gelernt, haben Sie einen edlen Charakter, nicht kleinlich, nicht frivol oder egoistisch, mit einem Wort: Sie sind gewiß, was man liebenswürdig nennt. Aber das, was Ihnen fehlt, was Sie selbst ja klar genug erkennen, wäre für mich gerade die erste Bedingung, ohne die eine Frau, die nicht der bloße Schatten ihres Mannes wäre, nicht zu ihm hinaufblicken könnte. Und darum — Sie erkennen in meiner Offenherzigkeit, wie sehr ich Sie achte, wie von Herzen ich wünsche, Sie möchten noch einen Weg finden."

„Wenn Sie das wirklich wünschen, geben Sie mich noch nicht auf!" sagte er, lebhaft ihre Hand ergreifend. „Lassen Sie das nicht Ihr letztes Wort sein, gehen Sie morgen nicht auf Nimmerwiedersehen fort, sondern gewähren Sie mir noch ein paar Tage Frist, mir über diese Schicksalsfrage den Kopf zu zerbrechen. Vielleicht — da jetzt das Herz mithilft — finde ich doch noch eine Lösung. Nicht, daß ich dächte, auch wenn dies geschähe, würden Sie nun gleich in die dargebotene Hand einschlagen. Aber ich dürfte dann doch hoffen, daß nicht alles zwischen uns aus wäre, daß Sie sich's noch überlegten, ob Sie mich nicht bloß was man so nennt, liebenswürdig, sondern ihrer Liebe wert finden möchten. Wollen Sie mir das nicht zuliebe thun, mein teures, teures Fräulein?"

Sie sah nachdenklich zu Boden.

„Sie wissen, daß ich zu Hause erwartet werde," sagte sie. „Ich habe mich auch schon angemeldet."

„So telegraphieren Sie, daß Sie erst drei Tage später kommen würden. Auf drei Tage kann es ja nicht ankommen. Erlauben Sie, daß ich das gleich selbst hier besorge! Wenn das Lebensglück eines Menschen daran hängt, von dessen redlichem Willen Sie doch überzeugt sein müssen —"

Sie sann einen Augenblick nach. Dann schlug sie die Augen ernst zu ihm auf und sagte: „Ich will mich fügen, obwohl ich kaum glaube, daß Ihnen in diesen drei Tagen eine Erleuchtung kommen werde, auf die Sie so viele Jahre vergebens gewartet haben. Und wenn sie wirklich käme — ich muß darauf bestehen, daß ich dadurch von meiner Seite zu nichts verpflichtet wäre. Alles andere, was Ihnen dabei vorschwebt, müßte der Zeit überlassen bleiben, und Sie dürften mir nicht grollen, wenn doch alles anders käme, als Sie heute sich's vorgestellt haben. Auf diese Bedingung hin will ich noch drei Tage bleiben."

„Ich danke Ihnen," sagte er, in freudiger Bewegung. „Ich werde Ihnen ewig danken. Sie sind ein Engel, mein guter Engel. Sie sollen sich hoffentlich einmal mit Freude an diese Stunde zurückerinnern."

Er neigte sich und drückte einen ehrerbietigen Kuß auf ihre Hand.

„Adieu," sagte sie, ihm freundlich zunickend. „Es ist die höchste Zeit, wenn ich meinen Zug nicht versäumen soll."

* * *

Als sie dann einsam wieder in ihrem Coupé saß und auf den leeren Platz blickte, den er vorhin eingenommen hatte, war ihr wunderlich zu Mute. Im Leben eines Mädchens ist es immerhin ein Ereignis, das eine tiefe Spur zurückläßt, wenn ein Mann ihr Herz und Hand angetragen hat, auch der ungeliebteste, unliebenswürdigste. Und dieser Mann — sie liebte ihn nicht, obwohl sie ihn liebenswürdig genannt hatte, mit gutem Recht, das er durch sein Betragen bei der schwierigen Aktion seiner Herzensbeichte wahrlich nicht verscherzt hatte. Und indem sie sich während der kurzen Fahrt nach Bordighera jedes seiner Worte zurückrief, überlief es sie mit einer Art von süßem, ängstlichem Erschrecken, daß sie doch am Ende ihn lieben lernen möchte, daß das Herzklopfen, mit dem sie seine Erklärung angehört, wohl gar schon der Gefahr gegolten habe, der sie kaum würde entrinnen können.

Was aber dann? Noch war sie besonnen genug, nicht daran zu glauben, daß er ihre „erste Bedingung" würde erfüllen können. Sich redlich darum bemühen würde er gewiß, aber wenn es doch nicht gelänge, wenn er doch bliebe, der er war, zu dem sie, nach ihrer Versicherung, nie würde hinaufblicken können — und sie bliebe Zeugin seines vergeblichen Ringens und Mühens, und unvermerkt nistete sich die Teilnahme an seinem Geschick immer tiefer in ihr Herz, bis das gute Herz endlich schwach genug wäre, allen feierlichen Grundsätzen zum Trotz sich ihm bedingungslos hinzugeben —

Nein! Dahin durfte es nie und nimmermehr kommen, das gelobte sie sich. Diese drei Tage würde sie als erfahrene Pädagogin ihr unerzogenes Herz, das in der Wissenschaft der Liebe noch ein Neuling war, schon zu zügeln wissen, und ihr weiblicher Stolz würde mithelfen, sich von dem verwöhnten jungen Schoßkind des Glückes nicht auf einer zärtlichen Schwäche ertappen zu lassen. Er sollte sehen, daß es ihr voller Ernst gewesen war, daß sie nicht, wie er, sich von jedem Gelüsten irre machen ließ in dem, was sie als das Rechte erkannt hatte. Und am Ende würde er gar meinen — so sehr er von seinen persönlichen Vorzügen überzeugt sein mußte — es sei doch nur wieder das alte Lied, das unzählige ihrer Schwestern verstohlen zu singen pflegen: Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles. Ach wir Armen!

So stieg sie in ganz heiterer Stimmung in Bordighera aus und beschloß den ereignisvollen Tag still auf ihrem Zimmer mit Schreiben an Vater und Schwestern, denen sie von Monaco und der Spielhölle Montecarlos eine humoristische Schilderung machte, das interessanteste Abenteuer aber sorgfältig verschwieg. Und mit einem kurzen Briefchen kündigte sie ihrer Herrin in Mailand an, daß man sie erst in drei Tagen erwarten dürfe.

Sie schlief denn auch einen festen, gesunden Schlaf ohne bedenkliche Träume und mußte sich beim Erwachen erst langsam darauf besinnen, daß sie die aufregende Scene vor dem Kaffeehause in Ventimiglia wirklich nicht bloß geträumt hatte. Als sie aber vor dem Spiegel ihr Haar strählte, betrachtete sie sich mit einer unschuldigen Neugier, wie die Person eigentlich aussähe, die einen glänzenden jungen Millionär so rasch zu bezaubern vermocht hatte. Es ist ganz verrückt! sagte sie laut vor sich her. Ich bin ja so weit nicht übel, aber ein solcher Kenner, der in aller Herren Ländern sich umgeschaut hat — Nun, die Augen werden ihm schon noch aufgehen!

Dabei konnte sie sich doch eines angenehmen kleinen Triumphgefühls nicht erwehren, wie ein junges Mädchen, das am Morgen nach dem Ball das Dutzend Cotillonsträußchen auf dem Tische liegen sieht, das es nachts mit heimgebracht hat. Und immer sah sie die schwärmerischen Augen auf sich gerichtet und hörte die leidenschaftliche, traurige Stimme, gegen die sie heute sich wehrloser fühlte als gestern.

Eben überlegte sie, was sie nun mit dem Tage anfangen sollte und ob er wohl versuchen würde, ihr wieder zu begegnen, da brachte ihr Senosonte, mit Aminto und Dante in ihr Zimmer hereinstürmend, ein Billet, das ein Diener vom Hotel für sie abgegeben habe, ohne auf Antwort zu warten.

Sie eilte, durch Verteilung von etwas Reiſechokolade ſich die ungewaſchene kleine Bande vom Halſe zu ſchaffen, und las dann, wieder mit ſtarkem Herzklopfen, folgende kurze Zeilen:

„Über Nacht iſt guter Rat gekommen. Ich habe Ihnen ſehr Wichtiges mitzuteilen. Wollen Sie die große Güte haben, ſich wieder an unſerm Platz im Ölwald einzufinden, gegen zehn?

Ihr ewig ergebener
neugeborener
A. S.“

Sie ſtarrte lange auf das feine Blatt mit der ſchönen, ſchlanken, etwas weiblichen Handſchrift. Ihr erſtes Gefühl war ein heftiger Schrecken geweſen, wie bei einem lange vorbereiteten Gewitter, das nach dumpfem Grollen in der Ferne plötzlich einen flammenden Blitz herabſendet. Alſo ſollte es doch Ernſt werden mit dieſem unerhörten Schickſal? Das Netz wurde ihr über den Kopf geworfen, ſo eifrig ſie ſich dagegen wehren mochte! Doch nein, wenn ſie ehrlich ſein wollte, ſie dachte nicht mehr daran, ſich zu wehren. Sie ging dieſem

Aus unſerer Studienmappe:

Tiroler. Studienkopf von Franz von Defregger.
Probebild aus: „Das Deutſchen Öſterreichs.“ J. F. Lehmann's Verlag, München.

immerhin nicht allzu grausamen Schicksal mit einer Ergebenheit entgegen, die fast heimliche Wünsche zu verraten schien.

Wenigstens wurde ihr die Stunde bis zu der erbetenen Zusammenkunft unerträglich lang. Und doch dehnte sie selbst die Frist noch hinaus, da sie, schon im Begriff, fortzugehen, noch einen Blick in ihren Spiegel warf und errötete, als sie sah, daß sie ihr schönstes Kleid angelegt und ihren Sonntagshut aufgesetzt hatte. Wenn er denken könnte, sie habe recht absichtlich sich herausputzen wollen — eine Art Verlobungstoilette! — Nein, in größter Hast zog sie das seidene Fähnchen wieder aus und das schlichte Reisekleid an, in dem er sie zuerst oben bei ihrer Malerei begrüßt hatte. Dann nahm sie auch ein Skizzenbuch mit und schlug, ihren Schritt nicht beschleunigend, den Weg nach dem Olivenwäldchen ein.

Schon von fern erblickte sie ihn, an ihrem Platz auf dem Mäuerchen, den Kopf in die Hand gestützt, augenscheinlich in tiefe Betrachtung versunken. Sie blieb ein paar Minuten stehen, ihn unbemerkt zu betrachten. Auch er hatte einen unscheinbaren Anzug gewählt; nichts erinnerte an den glänzenden Zögling der Pariser und Londoner Gesellschaft, nur das hübsche blasse Gesicht und die weiße Hand mit dem blitzenden Ring konnten schwerlich einem Mann der harten Arbeit gehören. Alles in allem — er gefiel ihr heut besser, als an all den früheren Tagen.

Und nun vollends, als er ihren leichten Schritt über das dürre Olivenlaub und die harten Steine vernahm und so strahlend ihr entgegenblickte.

„Wie schön, daß Sie kommen!“ rief er, indem er aufstand und ihr entgegenschritt. „Was haben Sie zu meiner Botschaft gesagt? Gewiß, daß ich prahlte und eine Fata Morgana für eine solide Perspektive angesehen hätte. Aber nein, ich versichere Sie, es ist eine förmliche Offenbarung, dabei so einfach, wie das Ei des Kolumbus. Kommen Sie, setzen Sie sich auf Ihren angestammten Platz, und heute wird nicht gezeichnet, nicht wahr? Ich mache Anspruch auf Ihre ausschließliche Aufmerksamkeit, wenn ich Sie auch ein wenig langweilen sollte. Aber, mein Gott, ein ernster Beruf ist ja überhaupt kein Spaß. Hier habe ich Ihnen mein Plaid hingebreitet, einen bescheidenen Thronsitz, und Ihr ergebener Unterthan wird sich sogar erlauben, sich auch noch eines Eckchens desselben zu bedienen. Wie haben Sie geschlafen? Gut? Wie mich das freut! Ich fürchtete schon, ich wäre Ihnen mit meinen Schicksalsfragen allzu beschwerlich geworden.“

Sie brachte kein Wort hervor, während sie sich niederließ, sie nickte ihm nur freundlich zu, doch da sie ihn so heiter sah und er die Herzenssache vorläufig nicht berührte, kehrte ihr die unbefangene Sicherheit zurück, und sie sagte endlich nur: „Beisammen sind wir. Fanget an!“

„Ja,“ sagte er und störte mit dem Stöckchen in dem Moose zu seinen Füßen herum, „mir ist's nicht so gut gegangen, wie Ihnen. Ich konnte mich bis nach Mitternacht nicht entschließen, zu Bett zu gehen, ich wußte, daß an Schlaf doch nicht zu denken wäre. Zuerst bin ich in meinem Zimmer ein paar Stunden lang auf und ab gegangen, wie ein wildes Tier in seinem Käfig, dem der Wärter vergessen hat sein Fressen zu bringen. Eine Leere in mir, die mich zur Verzweiflung brachte. Oder um ein schmeichelhafteres Bild zu brauchen: wie Faust, als er alle Fakultäten durchstudiert hatte und keinen anderen Ausweg sah, als sich der Magie zu ergeben. Nur daß ich keine anderen Geister zu beschwören wußte, als immer wieder den Ihren, der mich auch ratlos ließ, und nur die tröstliche Botschaft klang mir ins Ohr:

> Wer immer strebend sich bemüht,
> Den können wir erlösen.

Nun, am Bemühen und Streben fehlte es nicht, und endlich kam auch die Erlösung. Ich erinnerte mich, daß ich in meinem Koffer eine Mappe mit alten Manuskripten mitschleppte, allerlei Anläufe zu wissenschaftlichen Arbeiten, die meist wieder ins Stocken geraten waren, aus dem Grunde, den Sie ja kennen — da ich's nicht nötig hatte. Nur die Doktordissertation war — der Not gehorchend — fertig geworden, übrigens wohl die unfertigste von allen, ein Versuch zur Lösung der socialen Frage mit einer Einleitung über volkswirtschaftliche Theorien der Griechen und Römer. Das klingt sehr gelehrt, nicht wahr? Es ist aber eine ganz dilettantische Zusammen-

stoppelung. Am meisten von eignen Gedanken, so schwebte mir's vor, fanden sich in einem ästhetischen Essay über die Präraffaeliten, erst vor einem halben Jahre in Paris niedergeschrieben. Ich hatte diese sonderbaren Schwärmer und phantastischen Reaktionäre in London gründlich studiert, einer meiner Freunde hatte sich's in den Kopf gesetzt, mich zu dieser Sekte zu bekehren, und erließ mir keinen William Blake, Dante Gabriel, Charles Rossetti, Medox Brown und Burne Jones, der irgend erreichbar war. Es gelang ihm wirklich, mich in diesen kränklichen Nebel einzuspinnen, daß ich glaubte: aus der Not eine Tugend zu machen, wenig Fleisch, sehr viel Gemüt zu zeigen sei höchst verdienstlich. Hernach, eines schönen Tages vor den herrlich gesunden Meisterwerken im Louvre, wich der Spuk plötzlich von mir, die Schuppen fielen mir von den Augen, und ich erkannte das Hysterische, Affektierte dieser freiwilligen Armut, die genau so verheerend wirkt, wie der Fanatismus einer asketischen Weltflucht bei Mönchen und Einsiedlern. Da fing ich an, einen Aufsatz zu schreiben, um mir die letzten Nachwehen dieser künstlerischen Influenza aus dem Blute zu schaffen — und natürlich bracht' ich ihn nicht fertig. So eine einzelne Stimme eines nicht zünftigen Kunstfreundes, sagt' ich mir, wer hört auf sie? Und ich legte diese Blätter zu den übrigen.

„Aber in der vorigen Nacht, als ich sie wieder hervorzog und durchlas — plötzlich strahlte mir ein Licht daraus entgegen, das in das Chaos meiner Zukunftsgedanken eine ungeahnte Ordnung brachte. Von Blatt zu Blatt bestärkte ich mich in der Überzeugung, mein eigentliches Talent — Sie werden lächeln, Fräulein, aber wenn Sie nur eine kleine halbe Stunde zuhören wollen — ich habe das Heft mitgebracht, Sie selbst sollen mir sagen, ob Sie nicht auch glauben, ich hätte das Zeug dazu, über Kunstwerke mich klar und bündig auszusprechen. Wollen Sie?"

Sie nickte mit einem ernsthaften Lächeln, und sofort zog er ein eng beschriebenes Heft von sechs bis sieben großen Briefblättern aus der Tasche und fing an zu lesen.

Seine Stimme klang erst etwas unsicher, bald aber verlor sich seine Befangenheit, und er trug sein Glaubensbekenntnis über das, was der Kunst not thue, was krank und gesund in ihr sei, was selbst am Kränklichen liebenswürdig genannt werden müsse, gleichwohl aber Bedenken errege, da es oft künstlich aus zweiter Hand gepflegt und überschätzt werde, — all diese Betrachtungen trug er mit so ruhigem Nachdruck vor, als bestände sein Auditorium nicht aus einer einzelnen jungen Malerin und einer Corona junger und alter Ölbäume, sondern aus einer gedrängten Schar lernbegieriger Akademiker, denen er die rechten Wege zu weisen berufen sei.

Sie saß, während er im Moose zu ihren Füßen an dem Mäuerchen lehnte, auf ihrem erhöhten Platz, die Hände wieder im Schoß ineinander gelegt, den Blick auf seinen Kopf mit den kurzen braunen Haaren und den oberen Teil seiner Stirn geheftet, da sein Gesicht ihr abgewendet war. Als er fertig war — mitten im Satze hatte er die Feder weggelegt — wandte er sich nach ihr um.

„Ecco!" sagte er. „So weit war ich gekommen. Was halten Sie nun davon? Scheint es Ihnen der Mühe wert, daß ich den Faden wieder aufnehme und zu Ende spinne?"

Sie antwortete nicht sogleich. Es war, als hätte sie, während er las, sich in ganz andere Gedanken verloren.

„Wie können Sie fragen?" sagte sie endlich. „Soviel ich's verstehe, ist alles, was Sie vorbringen, höchst überzeugend, für den, der von dieser Influenza nicht selbst befallen ist. Aber selbst, wenn Sie unrecht hätten — mein Vater bestand immer darauf, daß ich alles, was ich anfing, fertig machen mußte. Selbst aus einer nicht richtig begonnenen Arbeit, meinte er, lerne man mehr, wenn man den Irrweg bis zu Ende gehe, als wenn man mittendrin davon abstehe. Ich habe nichts von all den Bildern gesehen, um die sich's hier handelt. Aber Sie bringen sie einem so deutlich vor Augen, Sie haben ein unbestreitbares Talent, dergleichen klar zu machen."

„Meinen Sie?" rief er erfreut und haschte eine ihrer Hände, die er küßte. „Sehen Sie, liebe Freundin, in aller Bescheidenheit meine ich es auch. Und darauf habe ich meinen Plan gegründet."

„Ihren Plan?"

„Ja, meinen Lebensplan. Ich bin lange genug in Galerien, Kirchen und Paläſten herumgeſtrichen, ich dachte, ich ſei nur ſo eine Kunſtdrohne, aber ich ihat mir Unrecht, ich habe, ohne es ſelbſt zu wiſſen, einen beträchtlichen Vorrat an äſthetiſchem Honig und Wachs in meinem trefflichen Gedächtnis eingeſammelt, den ich nun verwerten kann. Mit einem Wort: ich will noch auf meine alten Tage Ernſt machen mit der Kunſtgeſchichte. Ganz pedantiſch berufsmäßig, mit allem Schnickſchnack von Urkunden, diplomatiſchem, hiſtoriſchem Material, was heutzutage gefordert wird. Ob dann eine Profeſſur an einer Univerſität oder Akademie dabei herauskommt oder eine Konſervatorſtelle an einem Muſeum — das letztere wäre mir das Erwünſchteſte und, wie ich glaube, auch am leichteſten zu erreichen. Den Regierungen pflegt es nicht unlieb zu ſein, wenn ein ſolcher Beamter die Mittel hat, große Reiſen zu machen, auf Entdeckungen auszugehen, Ausgrabungen auf eigne Koſten zu veranſtalten. Und ich thäte damit niemand weh, nähme keinem armen Teufel das Brot vom Munde weg. Hatt' ich nicht Recht, zu ſagen, es ſei das Ei des Kolumbus?"

„O, mein teures Fräulein," fuhr er lebhaft fort, da ſie nur mit einem verſonnenen Kopfnicken antwortete, „ſeien Sie doch auch ein bißchen vergnügt. Sie dürfen es ja ſein, da Sie es ſind, der dieſe Lebensrettung gelungen iſt, und die gute That — ich hab' es Ihnen ja feierlich zugeſagt — verpflichtet Sie ja zunächſt zu nichts weiterem. Der Gerettete, Ihr Geſchöpf, iſt Ihnen ja ſchon dankbar, wenn Sie auch fernerhin ſich ein wenig für ihn intereſſieren wollten. Alles andere überläßt er der Zeit. Aber in dieſen drei Tagen, die Sie ihm noch geſchenkt haben, iſt er feſt entſchloſſen, alles daran zu ſetzen, um die angefangene Arbeit abzuſchließen. Sie ſollen nicht von hier weggehen, ohne die Überzeugung mitzunehmen, daß der müßige Flaneur wirklich entſchloſſen und beharrlich den Weg zu ſeinem Ziele verfolgt. Was an dem Aufſatz noch fehlt, ſteht mir klar vor dem Geiſte, und in zwei Tagen getraue ich mich ſelbſt mit der ſchwierigen Charakteriſtik des höchſt merkwürdigen Burne Jones fertig zu werden. Dann — zur Belohnung für meinen Fleiß — nicht wahr, Sie laſſen ſich dann hier wieder finden und hören meine kritiſche Plauderei geduldig mit an, und wenn ich fertig bin, ſagen Sie mir, ob Sie mir geſtatten wollen, dieſe Erſtlingsſchrift, die ja Ihnen ihr Daſein verdankt, in dankbarer Verehrung Ihnen zu dedizieren."

Er war aufgeſtanden, und auch ſie hatte ſich erhoben und, um ihr Erglühen zu verbergen, ſich mit ihrem Strohhut zu ſchaffen gemacht.

„Sie überſchätzen meinen Anteil an dieſem erfreulichen Ereignis," ſagte ſie. „Früher oder ſpäter wäre es Ihnen auch ohne mich zum Bewußtſein gekommen, daß es unrecht wäre, Ihre Kenntniſſe und Ihre Begabung für dies Fach unfruchtbar brach liegen zu laſſen. Aber freilich freut es mich herzlich, ein kleines Verdienſt dabei zu haben, und ich bin höchſt geſpannt, wie Sie nun bei dem Bedeutendſten dieſer Künſtler die Summe Ihrer Betrachtungen ziehen werden. Bis Sie fertig ſind alſo werden wir uns aus dem Wege gehen. Dann ſenden Sie mir wohl wieder eine Botſchaft."

„Es wird mir nicht leicht werden, Sie ſo lange gar nicht zu ſehen," ſeufzte er und lächelte. „Ich werde mir vorkommen wie ein Schüler, der im Karzer eine Strafarbeit machen muß. Aber es geſchieht mir ſchon recht. Warum bin ich bisher ſo faul geweſen! Ich begleite Sie nicht einmal nach Ihrer Wohnung, ſo jucken mir die Schreibfinger, um geſchwind wieder an die Arbeit zu kommen. Heute nacht aber werde ich ſchlafen, den Schlaf des Gerechten! Ein bißchen von Ihnen zu träumen, wird mir ja wohl erlaubt ſein!"

Er ſchüttelte ihr treuherzig die Hand und eilte dann die Terraſſenwege durch den Olivenhain hinab, eilig ſein Hotel wieder aufzuſuchen.

* * *

Sie aber blieb noch eine Weile ſitzen, ſich ungeſtört ihren Gedanken hinzugeben.

So war's nun doch gekommen, wie ſie's geſtern noch kaum für möglich gehalten hatte. Sie hatte geglaubt, ihm nur den kleinen Finger zu bieten, um ihn aus ſeinen Irrwegen herauszuführen, und er hatte ihre ganze Hand ergriffen und — ihr Herz

Aus unſerer Studienmappe:

Eine Unterhaltung auf gut Deutſch. Nach einer Bleiſtiftzeichnung von Oskar Gräf.
Probebild aus: „Den Deutſchen Öſterreichs.“ J. F. Lehmann's Verlag, München.

dazu. Denn ſie konnte ſich's nicht verhehlen: während er las, hatte er ſich ihrer Sinne und ihrer Phantaſie mehr und mehr bemächtigt, und wie er eben ſo beſcheiden vor ſie hintrat, von ihr erwartend, daß ſie ſein Urteil ſpräche — ſie wäre kein Weib geweſen, wenn ſo viel ritterliche Hingebung ſie nicht gerührt hätte. Und wie feine, geiſtreiche Worte hatte er gefunden, wie beredt ſeine Sache geführt! Es bedurfte wahrlich nicht einmal ſo viel, um ihr das Gefühl zu erwecken, ſie habe ſchon jetzt allen Grund, „zu ihm hinaufzublicken.“

Dieſe Erkenntnis überſtrömte ſie mit einer ſüßen, ſchauernden Wonne, der ſie ſich, da es ihre erſte Liebeserfahrung war, mit unſäglichem Dankgefühl überließ. Sie ſchloß eine Weile die Augen und rief ſich ſein Bild zurück, und indem ſie ihn noch ſchöner und reizender fand als früher, über-

legte sie, wie schwer es ihr werden würde, zwei Tage lang, vielleicht gar drei, seinen Anblick und sein Gespräch zu entbehren. Denn daß er Wort halten und die Quarantäne, die er sich selbst auferlegt, nicht brechen werde, bezweifelte sie keinen Augenblick.

Ein junges Paar, das den Ölwald heraufkam, störte sie auf. Sie schritt den schmalen Pfad langsam hinab, wandte sich unten der Straße zu, die ans Meer führte, und wanderte bis zu dem Vorgebirge mit dem grauen Kirchlein, wo sie sich auf eine Klippe setzte und dem wilden Spiel der Brandung, die dort hoch am steilen Ufer aufschäumt, in seliger Träumerei zuschaute. Doch war sie sich bei aller Süße ihrer Empfindung bewußt, daß ihr Gefühl für ihren großen Zögling nichts diesem elementaren Aufruhr Verwandtes war. Keine leidenschaftliche Regung zog sie zu ihm hin, nur das Glück, von ihm geliebt zu werden, der Wunsch, in seiner Nähe zu sein, zugleich eine Art Reue darüber, ihn früher nicht nach seinem Werte erkannt zu haben, machten, daß sie an nichts anderes denken konnte als an diesen Freund, von dessen Dasein sie noch vor wenigen Tagen keine Ahnung gehabt hatte.

Sie verbrachte den übrigen Tag in einem ziellosen Hin- und Herdenken, und lange Stunden lag sie auf den harten Kieseln am Strande und sah den Fischern zu, die ihre Netze mühsam hereinzogen. Die Nacht brach ein. Sie sah den Mond über der weiten dunklen Fläche des Meeres aufgehen und das unstete Wogen und Wallen der Flut unter seinem Schimmer sich beruhigen. Da wurde es auch stiller in ihrem Innern; eine wunschlose Ruhe überkam sie, eine stille Ergebung in den rätselhaften Willen der Mächte, die das Leben regieren, wie die himmlischen Elemente Ebbe und Flut.

Als sie ihr Zimmer wieder betrat und ihr Licht anzündete, sah sie ein Briefchen auf dem Tische liegen. Das Herz klopfte ihr doch wieder, als sie es öffnete. Es enthielt nur einen kurzen Gruß:

„Ich muß Ihnen doch noch eine gute Nacht wünschen, teure Freundin. Um die meine ist mir nicht bange. Sechs Stunden Arbeit — ich denke, ich habe mir meinen Schlaf verdient. Morgen abend hoff' ich Ihnen melden zu können, daß ich übermorgen wieder um Ihr geneigtes Gehör bitte. Ehe ich fertig bin, habe ich mir gelobt, Sie nicht einmal aus der Ferne wiederzusehen. Ihr treu ergebener

A."

* * *

Auch sie hatte einen sanften Schlaf. Als aber die Sonne zu ihrem Fenster hereinschien und die letzten heiteren Träume verscheuchte, bedachte sie, daß sie mit dem langen Tage schwer zu Ende kommen würde, wenn sie nicht ein redliches Stück Arbeit unternähme.

Also packte sie ihr Malgerät zusammen und wanderte in die alte Stadt hinauf, wo ihr schon früher ein malerischer Winkel ins Auge gefallen war, ein Stück eines verwahrlosten Hauses, an dessen Rückseite ein Pfeilergang sich schloß, von wilden Ranken umwuchert. Ein Wassergraben floß mit träger Welle daran vorbei, das gelbliche Gemäuer spiegelnd, und über der ganzen verfallenen Herrlichkeit hob eine einzelne Palme ihren langgefiederten Wipfel.

Hier ließ sie sich auf ihrem Feldstühlchen nieder und vertiefte sich dergestalt in die Arbeit, daß sie erst durch die Glocke des Kirchturms daran erinnert wurde, der halbe Tag sei vergangen. Sie fand es unbequem, zur Colazione wieder hinunterzusteigen und ihre Skizze so lange zu unterbrechen. In einer der engen Gassen nahe bei ihrem Standort fand sie eine dürftige Osteria, wo sie sich Brot und Wein geben ließ, um nach einer kurzen Mittagspause zu ihrer Arbeit zurückzukehren. Es ging ihr heute so glücklich von der Hand, daß sie wirklich das kleine Bild bis zu einem gewissen Punkt vollendete, noch ehe die Sonne gesunken war. Nur der Wechsel der Beleuchtung war mißlich gewesen. Doch hatte sie ihren Hauptzweck erreicht, sich über die Stunden einer unruhigen Erwartung hinwegzubringen.

Langsam, ihr Malzeug und den Feldstuhl in der Linken, den Schirm als Stütze brauchend, kletterte sie die steile Felsenhöhe hinab und betrat aufatmend die breite Via Romana. Vielleicht, dachte sie, ist auch er jetzt schon fertig geworden und kommt dir hier entgegen. Und jedenfalls wird wieder ein Blatt von ihm zu Hause auf dich warten. — Sie war sehr fröhlich.

Daß sie so gut gearbeitet hatte, nun auch auf eine Belohnung Anspruch hätte, machte sie vergnügt und beflügelte ihren Schritt. Auf einmal aber, da sie schon die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, blieb sie wie angewurzelt stehen.

Auf der Schattenseite an den schmucken Landhäusern vorbei, sehr langsam und nach allen Seiten umschauend, wie Fremde, die eine Straße zum erstenmal betreten, kamen zwei Damen, eine ziemlich schwerfällige bejahrte und eine schlanke junge Blondine, beide in Trauerkleidern. Neben der alten Dame aber, sie am Arme führend und eifrig zu ihr hinsprechend, ging kein Geringerer als der Sohn von Gebrüder Schmidtlein & Compagnie, im Glanze seines elegantesten Anzugs und seiner vollen Liebenswürdigkeit. Er zeigte den Damen, die sich seiner Führung anvertraut hatten, die malerischsten Punkte, denen sie begegneten, und schien besonders bemüht, die Aufmerksamkeit der jüngeren Dame zu erwecken, die mit ziemlich teilnamloser Miene vor sich hin sah.

Unsere Malerin hatte gerade noch Zeit gehabt, in eine Olivenhalde zur Seite zu flüchten und hinter einen breiten, dicht verschatteten Stamm zu schlüpfen. Ungesehen konnte sie aus diesem Versteck die Vorbeiwandelnden betrachten. Die alte Dame stützte sich schwer auf den Arm ihres Begleiters und nickte beständig zu seinen Worten, stand von Zeit zu Zeit einen Augenblick still, da die Straße, die sanft anstieg, ihr das Atmen erschwerte, und ließ sich einmal von der Zofe, die mit Plaids und Schleiern ihnen folgte, ein wärmeres Tuch reichen. Die Tochter überließ es dem jungen Manne, der Mutter dabei behilflich zu sein. Sie wandte währenddessen ihr Gesicht dem Olivenwäldchen, zu und die Malerin hatte Muße, zu sehen, daß es ein ungewöhnlich schönes, nur etwas zu volles, ganz junges Gesicht war, mit hellen, aber untiefen Augen. Sie war mit ausgesuchtem Geschmack gekleidet, und unter dem Florhütchen drängte sich eine Fülle glänzender aschblonder Locken hervor, die sie noch wie ein Backfisch frei über den schlanken Nacken herabwehen ließ.

Der kleine Zug war längst um eine Krümmung des Weges verschwunden, und noch immer stand die Späherin hinter ihrem Ölbaum und starrte die Straße hinab.

Als sie sich endlich ermannte und auf die Straße zurückkehrte, hatte sie Mühe, ihre Glieder zu regieren. Es war kein scharfer Schmerz, was sie empfand, eine Art Betäubung, eine Schwere auf Herz und Sinnen, und über die sonnige Scenerie, die sie umgab, war wie ein grauer Schleier gefallen. In der Dumpfheit ihrer Empfindung bemühte sie sich auch durchaus nicht, für das Rätsel, das ihr eben begegnet war, eine Lösung zu finden. Sie dachte nicht einen Augenblick, daß alles mit rechten Dingen zugehen könne, daß er vielleicht früher, als er berechnet hatte, fertig geworden und nun seinen Feierabend in dieser Gesellschaft genösse. Nur daß sie ihn sich in Gedanken bereits völlig angeeignet hatte und nun neben einer anderen so guter Dinge sehen mußte, neben *solch* einer anderen — — —

Aber sie war zu tapferen Gemüts, um sich dieser peinlichen Enttäuschung wehrlos hinzugeben. Sie hob den Kopf, und ein entschlossener Zug trat an ihrem Munde hervor, als wollte sie sagen: „Mag er doch thun und lassen, was er will! Habe ich mich nicht streng gehütet, ihm irgend ein Recht über mich einzuräumen? So habe auch ich kein Recht auf sein Leben. Wir können auseinander gehen, ohne uns das Geringste schuldig geworden zu sein."

Gleichwohl zitterte ihre Hand leise, als sie sie nach dem Briefchen ausstreckte, das richtig wieder auf ihrem Tische lag, und einen Moment konnte sie die Schrift nicht entziffern, da sich ein trüber Flor über ihre Augen gebreitet hatte. Dann aber schüttelte sie diese Schwäche ab und las langsam Wort für Wort, was er geschrieben hatte:

„Was werden Sie sagen, meine teure Freundin! Aus unserer stillen Vorlesung morgen vis-à-vis Ihrem Olivengreise soll nichts werden. Ich stand eben vom Lunch auf, um wieder an meinen Schreibtisch zu gehen — heute der richtige Achtstundenarbeitstag — da kommt eine alte Dame vor das Hotel gefahren, die mir einen Brief meiner Mutter bringt, ihrer Jugendfreundin. Der Gatte dieser Dame ist erst vor acht Wochen gestorben, die Witwe hat sich von der Krankheit, in die sie der

Trauerfall geworfen, nur so weit erholt, um in den Süden reisen zu können. Nun hat meine gute Mama ihr nichts Besseres zu raten gewußt, als sich nach unserem Bordighera zu wenden, das ich ihr so gepriesen hätte, natürlich in der Meinung, ich hätte nichts Besseres zu thun, als den Tröster einer trauernden Witwe zu machen. Von unseren Präraffaeliten ahnt sie ja nichts. Unter anderen Umständen würde ich das Werk der Barmherzigkeit ja auch ohne Murren auf mich genommen haben. Aber gerade jetzt, mitten in der Vorbereitung für meinen Beruf! — Und zu allem übrigen besteht die sehr verwöhnte gute Dame darauf, gleich morgen wieder aufzubrechen, da im Hotel kein passendes Unterkommen für sie und ihr Gefolge ist. Sie will es zunächst in Nizza versuchen, vielleicht auch in Cannes sich umsehen und hält es für selbstverständlich, daß ich ihren Reisemarschall mache. Ein Mensch ohne Amt und Beruf muß ja froh sein, denkt sie, wenn man ihn zu irgend etwas brauchen kann! —

„O, mein teures Fräulein, beklagen Sie mich! Wir waren so schön im Zuge, nur noch vierundzwanzig Stunden, und ich war geborgen. Das heißt, es handelt sich ja nur um einen kurzen Aufschub. Sobald ich meinen Kourierdienst gethan habe, kehre ich nach Bordighera und zu meinem Manuskript zurück. Aber werde ich Sie dann noch finden, mein bestes, einstweilen noch einziges Publikum? Kaum darf ich es hoffen, Ihnen kaum zumuten, die mir so gütig bewilligte Frist noch um das Doppelte, vielleicht Vierfache zu verlängern. Aber so sehr mich das schmerzt — „ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!"

„Sagen Sie mir, ob Sie mich meines Gelübdes entbinden, vor Vollendung der Abhandlung Sie nicht wiederzusehen. Wir reisen morgen gegen Mittag. Bestimmen Sie mir die Stunde, wann ich vorher zu Ihnen kommen darf. Ich habe noch so viel auf dem Herzen, vor allem muß ich auch Ihre Mailänder Adresse wissen, um Ihnen schreiben, die Ihnen gewidmete Schrift Ihnen schicken zu können. Von anderem haben Sie mir zu sprechen verboten. Es bleibt darum nicht minder lebendig in dem Herzen Ihres Ihnen in ewigem Dankgefühl ergebenen

Alfred S."

Sie sann, nachdem sie gelesen hatte, nur einen Augenblick vor sich hin. Dann nahm sie ein Blatt aus ihrer Schreib-

Aus unserer Studienmappe:

Großmutter und Enkelin. Nach einer Zeichnung von Karl Hartmann.
Probebild aus: „Den Deutschen Österreichs." J. F. Lehmann's Verlag, München.

mappe und warf die folgenden Zeilen rasch auf das Papier:

„Ich sage Ihnen heute schon Lebewohl, da ich morgen mit dem ersten Zuge die Heimfahrt antrete und Sie Ihre Zeit nötig haben zu Ihren eignen Reisevorbereitungen. An unser freundliches Begegnen werde ich gern zurückdenken und mich freuen, wenn ich gelegentlich aus der Ferne vernehme, daß Sie in Ihrer wissenschaftlichen Laufbahn erfolgreich fortgeschritten sind und das gewünschte Ziel erreicht haben.

Ihre sehr ergebene
L. H."

Sie überlas, was sie geschrieben, und ein bitteres Lächeln überflog ihr Gesicht. „Ich denke, es ist hinlänglich im Gouvernantenstil," sagte sie, „eine mäßig gute Zensur, ‚zur Aufmunterung.' Er hat jetzt freilich an ganz anderes zu denken, als an Schulaufgaben, eine trauernde Witwe zu trösten und daneben wohl auch — ihre Tochter, die er freilich in seinem Briefe verleugnet hat. Würde er's gethan haben, wenn sie ihm ganz gleichgültig wäre?"

Sie saß noch eine Weile, dann fuhr sie mit der Hand über die Stirne und stand auf, ihr Köfferchen zu packen. Als dies geschehen, ging sie zu ihrer Hausfrau hinunter, ihr aufzutragen, daß sie den Brief morgen erst, wenn sie abgereist wäre, in das Hotel hinaufschicken möchte.

* * *

Fünf Jahre später, an einem Hochsommernachmittage, wanderte ein junges Ehepaar auf einer der breiten, wohlgepflegten Straßen dahin, die im bayerischen Gebirge das Reisen zu Fuß so angenehm machen,

Aus unserer Studtenmappe:

Bauer. Nach einer Zeichnung von C. Karger.
Probebild aus: „Das Deutschen Österreichs." J. F. Lehmann's Verlag, München.

wenn man, wie dieses Paar, ein Kind, das noch nicht marschfähig ist, gleichwohl nicht zu Hause lassen mag.

Der etwas schmächtige, aber rüstig dahinschreitende Mann, der den Vortrab bildete, zog nämlich einen leichten Korbwagen die sanft ansteigende Berglehne hinauf und trug überdies einen schwer gefüllten Rucksack, so daß ihm wohl etwas schwül unter dem breitrandigen Filzhut werden mochte. Es focht ihn das aber nicht an, denn er wandte sich zuweilen mit einem Scherzwort zu seiner Gefährtin um, die das Wägelchen zu schieben sich bemühte, und seine heiteren Augen glänzten dabei aus dem feinen, ein wenig schmalen Gesicht hervor, das von einem rötlichblonden Bart umrahmt war.

Die junge Frau nickte nur träumerisch zu den Worten ihres Mannes, da sie ganz in den Anblick der Berge versunken war, die im Sonnenduft drüben jenseits der dunklen Wälder lagen, während helle Som-

merwölkchen leise durch die schimmernde Bläue schwebten. Von diesem Bilde schien die Frau die Augen nicht wegwenden zu können, so daß sie fast Mann und Kind darüber vergaß. Ihre Wangen waren vom Steigen und der Mühe des Schiebens gerötet, was ihr gut stand, und unter dem Strohhut waren ihre braunen Flechten losgegangen, so daß sie über die leichte Sommerblouse herabhingen und ihr einen mädchenhaften Anstrich gaben.

Die Straße hatte eben die steile Höhe erreicht, als sich unter dem grünen Dach des Wägelchens hervor eine ungebärdige helle Kinderstimme vernehmen ließ.

„Hörst du ihn, Luise?" sagte der Mann lachend, „oder hat deine landschaftliche Begeisterung dich auch für die Stimme der Unschuld taub gemacht, wie für die Unterhaltung deines teuren Gatten? Wir werden hier wohl Station machen und uns nach den Wünschen des jungen Herrn erkundigen müssen."

„Verzeih'," sagte sie, „wenn ich zerstreut und einsilbig war. Es ist so lange, daß ich nicht hinausgekommen bin und mich an schöner Natur einmal wieder erquickt habe. Mich hier mit meinem Farbenkasten hinzusetzen, würde mir nicht einfallen, auch wenn er nicht längst eingetrocknet wäre und ich keine dringenderen Pflichten hätte. Es ist alles viel zu groß und gewaltig für so eine Pfuscherin. Aber des Anschauens kann ich nicht satt werden. Nun verlangt der Hans sein Recht, der von anderen Naturgenüssen als nahrhaften und trinkbaren noch nichts weiß."

Sie lenkte das Wägelchen ein wenig von der Straße ab zu einer Lichtung unter den hochwipfligen Eschenbäumen, wo gerade eine Bank an der Waldlehne stand, und hob das Kind heraus, ein derbes rosiges Bübchen von anderthalb Jahren, das, sobald es die Mutter erblickte, zu weinen aufhörte und mit den großen, noch halb verschlafenen Augen sich ernsthaft umsah. Dann, ein Milchfläschchen und einen kleinen Becher unter der Wagendecke hervorziehend, machte sie sich daran, den Kleinen, den sie auf den Schoß genommen hatte, unter zärtlichem Geplauder zu tränken.

Der Mann stand, auf seinen Stock gelehnt, dabei und weidete sich an dem lieblichen Bilde. „Du siehst nun," sagte er, „wie recht ich hatte, als ich es bedenklich fand, den Buben mitzunehmen. Wir hätten ihn für die acht Tage der Tante anvertrauen sollen, zumal das Mädchen so zuverlässig ist, damit auch du einmal Mutterferien hättest."

„Heuchle doch nicht!" sagte sie scherzend. „Gestehe nur, daß auch du kein Vergnügen hättest ohne den Schreihals, der sich ja übrigens so manierlich aufführt, wie nicht jeder Reisegefährte. Er will nicht einmal bei jedem Wirtshaus einkehren und trinkt nie über den Durst."

„Aber er plagt seine guten Eltern, daß sie ihre liebe Not mit ihm haben, ihn bergauf zu schleppen."

„O," sagte sie, „das ist den Eltern nur gesund. So ein Gymnasialprofessor, der mit mehr Recht von Überbürdung reden könnte, als seine Schüler, der sollte Gott danken, einmal Pferdchen spielen zu können. Und ich — meinst du, daß ich nur einen Augenblick vergnügter wäre, wenn ich in Gesellschaft von Bonne und Kinderfrau reisen könnte, statt unterwegs als Mädchen für alles dienen zu müssen?"

Sie sah wieder auf das blühende Kindergesicht herab mit jenem Ausdruck hingerissener Zärtlichkeit, der nur auf dem Gesicht einer glücklichen Mutter zu erblicken ist.

„Er scheint nicht weiterschlafen zu wollen," sagte sie. „Ich werde ihn nun eine Strecke weit tragen müssen, bis er wieder nach dem Wagen verlangt."

„Gib ihn mir," sagte der Mann. „Wir zwei Männer vertragen uns sehr gut. Komm, Hansel! Ich will dir ein Stück von deinem Vaterland zeigen."

Er hob das Kind auf den Arm und war eben im Begriff, sich mit ihm in Bewegung zu setzen, als von der Straße herauf Peitschenknallen und das Stampfen von Pferdehufen erscholl. Ein vierspänniger Wagen, auf dessen Bock ein Diener in reicher Livree einsam thronte, da der Kutscher nebenher ging, erklomm langsam die letzte Höhe. Im Wagen saß ein elegantes Paar, das durch die schaukelnde Bewegung des Wagens und die Sonnenglut in einen Halbschlummer gewiegt worden war. Wenigstens wankte das rosaseidene Schirmchen, das die junge Dame über sich hielt, im Takt hin und her, und der Herr hatte den Kopf auf die Brust sinken lassen. Auf dem Rücksitz ruhte eine stattliche Amme in

einem bunten Kostüm, die ein schlafendes Püppchen, ganz in Spitzen gewickelt, auf dem Schoß hielt und gleich ihrer Herrschaft eingenickt zu sein schien.

Der Ruck, mit dem der schwer mit Koffern beladene Wagen auf der Höhe des Weges hielt, da der Kutscher sich wieder auf den Bock schwang, rüttelte die Schlummernden auf. Die Dame strich die Fülle ihres blonden Haares, die ihr über die Wangen geglitten war, zurück und ließ einen müden Blick in die Runde schweifen, wobei sie herzhaft gähnte und die schönsten weißen Zähne sehen ließ. Auch ihr Gemahl richtete sich auf. Sein regelmäßiges, etwas blasses Gesicht hatte einen Zug von Verdrossenheit, und er hob eben die Hand nach dem Munde, um ein Gähnen zu verbergen, als seine Augen auf die Gruppe in der Waldblöße fielen, wo der junge Vater mit dem Knäbchen stehen geblieben war, während die Frau sich vor das Kinderwägelchen gespannt hatte und ihrerseits mit einer Gebärde der Überraschung das vornehme Paar betrachtete.

In diesem Augenblick zogen die Pferde lebhaft wieder an, da richtete sich der Herr im Wagen unwillkürlich auf, wandte sich nach den Fußgängern um und griff, während sein Gesicht eine leichte Röte überflog, höflich grüßend an den Hut. Die junge Frau hatte sich lächelnd verneigt und sah dem davonrollenden Gefährt, in welchem der Herr immer noch aufrecht stand, mit einer seltsamen Lustigkeit nach, zuletzt noch freundlich mit der Hand winkend, bis der Wagen ihr aus den Augen war.

„Was hast du denn da für eine vornehme Bekanntschaft begrüßt?“ fragte der Mann. — Sie antwortete nicht sogleich. Dann, wie wenn sie die Frage überhört hätte: „Du bist zwar nur Historiker, Heinz,“ sagte sie, „aber die neueren Werke über Kunstgeschichte begegnen dir doch auch wenigstens in Katalogen. Ist dir ein Kunstforscher Alfred Schmidtlein vor Augen gekommen, mit einer Abhandlung über die Präraffaeliten?“

„Ich wüßte nicht.“

„Nun, es war auch eine überflüssige Frage. Ich wäre doch die Nächste dazu, etwas davon zu wissen, da die Schrift mir dediziert werden sollte. Ja diese armen Reichen! Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr geht, als ein Millionär zu einer ordentlichen Arbeit kommt.“

„Was redest du für rätselhafte Sachen, Luiserl?“

„Rätsel? Aber du kennst ja mein Abenteuer von Bordighera. Der Herr im Wagen war mein großer Zögling, an dem meine Erziehungskunst sich so schlecht bewährt hat.“

„Der wird einen schönen Begriff von deinem jetzigen Berufe bekommen haben, da er dich vor das Wägelchen gespannt sah!“

„Meinst du, es hätte mich geniert, daß dieser junge Krösus, der noch immer keinen anderen Lebensberuf zu haben scheint, als vierspännig spazieren zu fahren, uns hier begegnet ist und gesehen hat, wie wir auf Zigeunermanier durch die Berge wandern? Im Gegenteil. Ich habe ihn so fröhlich angelacht, daß er wohl merken konnte, ich bereute es nicht, damals nicht zugegriffen zu haben. Aber gib mir den Buben. Ich fühle ein Verlangen, ihn zu küssen. Komm, Hansel! Du hast keine so schön aufgeputzte Kinderfrau, aber ich denke, du sollst dir's doch einmal anders als gewisse Leute zur Ehre rechnen, ‚der Sohn deines Vaters‘ zu sein!“

Eine Gabe für Suchende.

(Abdruck verboten.)

Der Konflikt zwischen Religion und Wissenschaft ist, seitdem die wissenschaftlichen Errungenschaften gewaltig in die Lebensführung der Menschen eingriffen und infolgedessen das Interesse zumal an der sogenannten exakten Forschung sich in den weitesten Kreisen von Jahr zu Jahr steigerte, nicht mehr ausschließlich der Denkgegenstand Hochgelehrter, sondern beschäftigt die große Zahl der Gebildeten, die dem bloßen Nachsprechen pomphafter Lehrmeinungen abhold sind. Freilich hat die Behauptung, daß die von den Naturwissenschaften mitgeteilte Art von Erfahrung die einzige Grundlage des Wissens sei, die Folgerung nach sich gezogen, daß nichts Wissen genannt zu werden verdient, was nicht in das Bereich der Naturwissenschaft gehört, so daß Karl Vogt seiner Zeit in Wandervorträgen kühn verkündete: „Das Spektroskop und das Fernrohr haben den lieben Gott exmittiert, wir finden ihn nirgends.“ Aber trotzdem ist das Wissen von gött-

lichen Dingen nach wie vor Objekt der Forschung geblieben, wie das von irdischen. Nur ward ihm nicht die Teilnahme entgegengebracht, wie den Arbeiten auf dem Gebiete der Naturerkenntnis, von denen trotz des bekannten Ignorabimus die Lösung aller Probleme erhofft wird, die vorläufig undurchdringlich erscheinen.

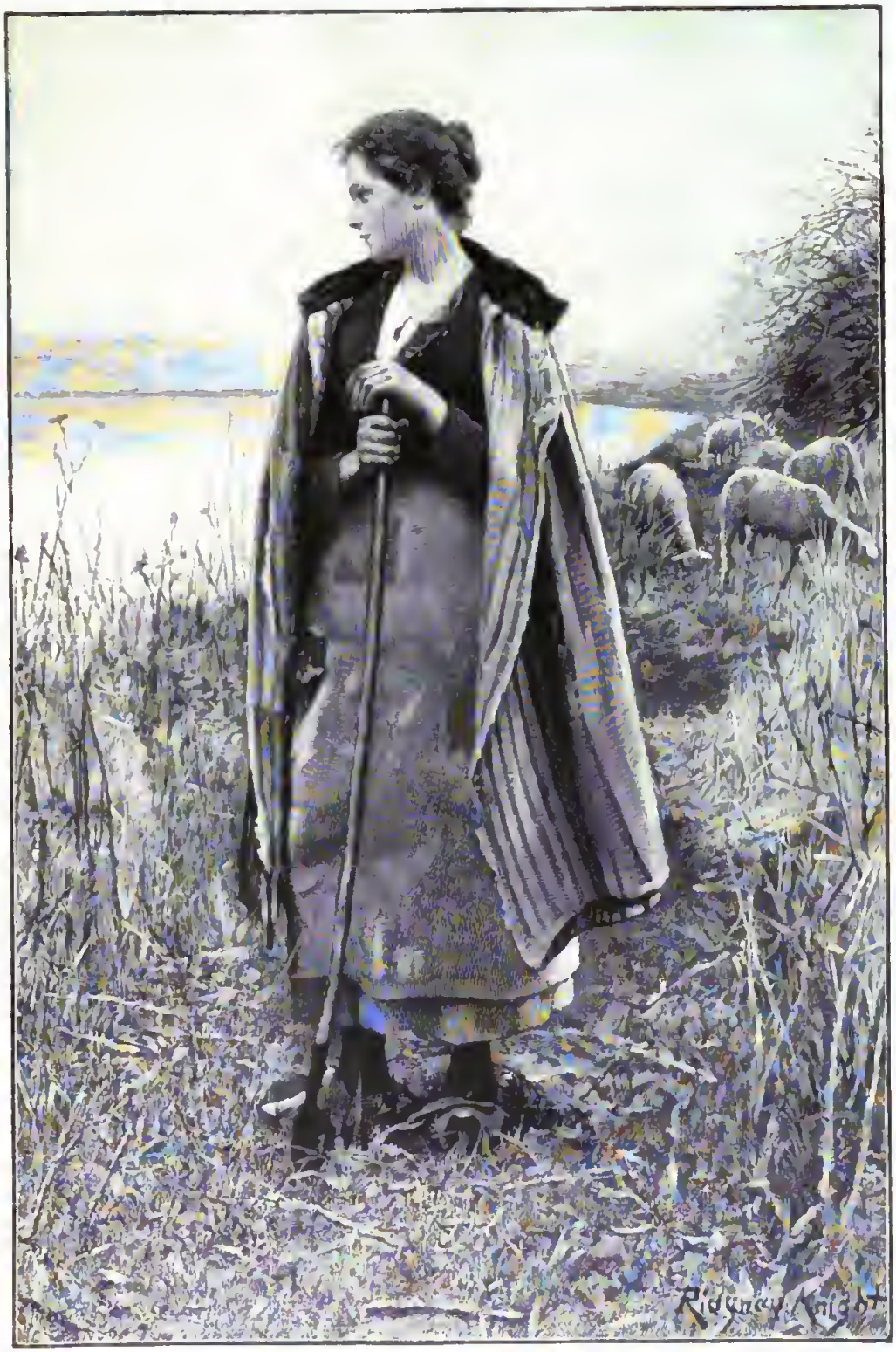
In neuerer Zeit mehren sich die Zweifel an der Unfehlbarkeit des Materialismus. Wenn auch gedankenlos nachsprechende Oberflächlichkeit sich laut der Gottesleugnung rühmt, mehrt sich doch die Zahl derer, die sich religiösem Denken zuwenden und Fragen stellen, deren Beantwortung die exakten Wissenschaften abweisen. Diese Fragen, die so alt sind wie die Menschheit, können auf die Dauer nicht unterdrückt werden und machen sich um so lebhafter geltend, je rücksichtsloser sie zurückgedrängt wurden. So werden sie immer zahlreicher, die Suchenden, die nach Wahrheit über die höchsten Fragen des Daseins verlangen und auch von den modernen verneinenden Geistesströmungen nicht unberührt geblieben sind, die einen Weg erstreben aus den Zweifeln und sich nach Führung umsehen.

Diese zu übernehmen taugt nur jemand, der in den exakten Wissenschaften wie in der Theologie gleich fest steht und die Gabe besitzt, seine Untersuchungen klar und überzeugend auszusprechen, der ohne Vareingenommenheit nur ein Ziel im Auge hat: die Wahrheit. Ein solcher Mann ist Arthur Balfour, der englische Minister, der in seinem bedeutenden Werke: „Die Grundlagen des Glaubens“ kraft seines Wissens auf beiden genannten Gebieten sich als der Führer erweist, dem auch der Nichttheologe, dem der gebildete Laie zu folgen vermag.

„Die Grundlagen des Glaubens“ (deutsch von Robert Koenig, Verlag van Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig) erregte bei seinem Erscheinen in England ungeheures Aufsehen. Balfour bezeichnet sein Buch als einleitende Betrachtungen zum Studium der Theologie, es sind jedoch die darin behandelten Gegenstände zumeist weltlicher, als es der Titel vermuten läßt. Aus dem naturalistischen Getriebe leitet er den Leser bis dahin, wo die Theologie einzusetzen hat, bis an die Schwelle der christlichen Theologie, und da Naturalismus und moderne Lebensanschauungen sich vielfach decken, so ist es selbstverständlich, daß der Autor der Grundlagen des Glaubens auch den Grund und Boden einer sorgsamen Prüfung unterzieht, in dem der Unglaube wurzelt. Zunächst erörtert er das Verhältnis des Naturalismus zur Ethik, das aus dem Naturalismus folgerecht entwickelte Sittengesetz, das sich als ein Mißverhältnis zwischen dem sittlichen Gefühl und der naturalistischen Darstellung seiner Entstehung ergibt. Daran schließen sich die Beziehungen des Naturalismus auf die als ästhetisch bekannten Empfindungen, ein Kapitel, das reich ist an glänzenden Aufschlüssen über die wissenschaftlichen Theorien der schönen Künste, namentlich der Musik und der Farbenwirkung. Wie Naturalismus und Vernunft zu einander stehen, erläutert das folgende Kapitel, das eines gewissen Humors nicht entbehrt. „Ich bekenne,“ sagt der geistreiche Verfasser, „daß meine eigene persönliche Befriedigung bei der Aussicht durch die Überlegung etwas getrübt wird, daß die gleichen Ursachen, welche das Gewissen überflüssig machen, uns zugleich der Notwendigkeit jeglicher intellektueller Anstrengung überheben, so daß, wenn wir erst alle vollkommen gut sind, wir auch alle vollkommene Idiaten sein werden.“

Im weiteren Verlauf werden die wichtigsten Glaubensmeinungen vom Gesichtspunkte ihrer praktischen Notwendigkeit, von dem des philosophischen Beweises und von dem ihres wissenschaftlichen Ursprunges betrachtet, und langsam, aber sicher, wird der Schluß gezogen, „daß der Theismus, ob er nun im strengsten Wortsinn als durch die Wissenschaft bewiesen hingestellt werden kann oder nicht, ein Prinzip ist, das die Wissenschaft aus einem doppelten Grunde nicht entbehren kann. Ein geordnetes System der Phänomena fordert eine Ursache. Unsere Kenntnis dieses Systems ist unerklärbar, wenn wir nicht einen vernünftigen Urheber dafür annehmen. In diesem Punkt wenigstens sollte kein Konflikt zwischen Wissenschaft und Religion vorhanden sein.“ Daraus folgt jedoch noch keineswegs, daß nun auch die von der Wissenschaft in Vorschlag gebrachte Gottesidee sich mit der von der Theologie entwickelten Gottesidee verträgt. Aber vereinbar müßten sie doch wohl sein, wenn Naturwissenschaft und Religion miteinander harmonieren sollen. Die von Balfour gemachten Vorschläge zu einer provisorischen Vereinheitlichung gehören zu dem Tiefsten und Befriedigendsten, was zur Beseitigung des Konfliktes zwischen Wissenschaft und Religion geschrieben wurde. Es ist jedoch nicht thunlich, Einzelnes aus dem Ganzen zu lösen, den Zusammenhang zu lockern, der zum vollen Eindringen und Verstehen erforderlich ist. Wir können daher nur hinweisen auf diesen Schatz, auf die Gabe für Suchende. Keine bessere Gabe wüßten wir für Ernstdenkende als „Die Grundlagen des Glaubens“, ein Buch, das in der vortrefflichen Verdeutschung des sprachkundigen Übersetzers sich wie ein Original liest, das dem Geistlichen außerordentliche Dienste zu leisten bestimmt ist in der Förderung des religiösen Lebens derer, die, vom Credo der Wissenschaft unbefriedigt, den Frieden suchen. Und das Weihnachtsfest ist nahe.

Dr. J. Stinde.



Hirtenmädchen. Nach dem Gemälde von D. Ridgway-Knight.

Portugiesische Muleta.

Segelschiffahrt.

Text und Illustrationen von

Hans Bohrdt.

(Abdruck verboten.)

Wer hat das Segel erfunden? — Die Männer der Wissenschaft geben darauf keine bestimmte Antwort. Wohl tauchen sie hinab in die tiefsten Tiefen der Vergangenheit des Menschengeschlechts, beweisen an Bildwerken, Kameen, Papyrusrollen und dergleichen das Vorhandensein der Segelschiffahrt im grauesten Altertume, — die Uranfänge derselben können sie nicht feststellen. Und doch ist meine erste Frage leicht zu beantworten. Setze Menschen, unkundig jeglicher Kultur, heute auf eine einsame Insel, so werden sie bald den treibenden Baumstamm, darauf das zusammengebundene Floß als Fahrzeug benutzen; auch werden sie sofort beim Fortbewegen dieser die treibende Kraft des Windes bemerken müssen. Große Blätter,

geflochtene Matten oder Binſen werden die erſten Segel ſein. Die gleichfalls notwendigerweiſe erfolgende Erfindung des Webens geſtattet dann, größere Flächen Stoffe an Stangen zu befeſtigen. Die Segelſchiffahrt iſt alſo eine Erfindung, auf welche jeder Menſch, der in die Lage verſetzt wird, ſich auf dem Waſſer fortbewegen zu ſollen, notgedrungener Weiſe kommen muß. Vom Floß mit Blätterſegel bis zum ſtolzen Fünfmaſtklipper iſt allerdings ein himmelweiter Weg. Menſchlicher Geiſt hat Jahrtauſende lang an der Vervollkommnung der Schiffahrt gearbeitet, und die Erfindungen, die Kraft des Windes auszunutzen, ſind noch lange nicht abgeſchloſſen.

Die Grundgeſetze der Segelkunſt ſind durch die wirkenden Naturkräfte gegeben. Jedes Schiff hat in der Höhenachſe, alſo der Richtung des Maſtes, einen Punkt, um den es ſich ſeitlich dreht. Der Maſt oberhalb wie unterhalb dieſes Punktes zerfällt dadurch in zwei Hebelarme. Wirkt auf den oberen eine Kraft ein, in dieſem Falle das windgefüllte Segel, ſo muß der untere, ſei es durch die Form des Fahrzeugs oder Ballaſt, geſtützt werden, ſonſt ſchlägt dasſelbe um.

Schiff des XVII. Jahrhunderts.

Weiter dreht ſich das Schiff um einen Punkt in der Längsachſe. Jede Kraft, die vor oder hinter dieſem Punkte einwirkt, wird dasſelbe nach der entſprechenden Richtung herumdrängen. Dieſe beiden Punkte bedingen bei einem Schiffe die Form desſelben reſp. das Gewicht des Ballaſtes, ſowie die Größe und Stellung der Segel. Um die ſeitliche Abtrift zu verhindern, dient ſeit uralten Zeiten der Kiel, ein Brett oder eine Bohle, welche mit der ſchmalen Kante leicht durch das Waſſer gleitet, deren breite Seite dieſem jedoch Widerſtand leiſtet, ſo daß das Schiff leicht nach vorn in der Längsachſe, ſchwer dagegen ſeitlich ſich bewegt.

Die Grundprinzipien der Takelage ſind auch heute noch dieſelben wie zu Urzeiten. Stangen und Maſten, an denen die Segel befeſtigt und hochgezogen werden, Taue, welche dieſe ſtützen, jene bewegen, ja die Formen der Segel haben ſich der Hauptſache nach nicht geändert.

Die römiſchen und griechiſchen Schiffe waren in vieler Beziehung unſeren heutigen Fahrzeugen ähnlich. Die Schifffahrt des Mittelalters dagegen befindet ſich vielfach im Rückſchritt gegen das Altertum. Auf die ſchnellfüßigen Trieren und Wikingerboote folgten durch Belaſtung der Fahrzeuge mit Kaſtellen und Plattformen für kämpfende Krieger dickbauchige, ſchwerfällige Konſtruktionen, deren zweifelhafte Segeleigenſchaften faſt nur ein Treiben vor dem Winde geſtatteten. Als ſpäterhin durch die Einführung der Kanonen dem Überwaſſerteile noch größere Gewichte zugefügt wurden, wuchſen die Schiffe zu jenen unförmigen Koloſſen heran, welche ſich noch in der Form der dreideckigen Linienſchiffe bis in unſer Jahrhundert hinein erhalten haben.

Linienſchiff. Anfang des XIX. Jahrhunderts.

Auch die Form der Segel war überaus unpraktiſch. Beim Segeln am Winde ſoll die Leinwand eine ſchiefe Ebene bilden, auf welche die Moleküle der bewegten Luft ſchräg von vorn oder ſeitlich einfallen, daran entlang und abgleiten. Das Schiff wird dadurch nach vorn gedrängt, ſegelt alſo mehr oder weniger gegen den Wind. Je praller das Segel ſteht, deſto leichter werden die Luftmoleküle abgleiten können und nicht durch Stauung eine nach rückwärts wirkende Kraft ausüben. Merkwürdigerweiſe aber hegte man bis in unſer Jahrhundert hinein den Aberglauben, das Segel müſſe möglichſt windgefüllt ſein, ſchnitt daher die Form derſelben ſo bauchig als möglich und freute ſich der in großen Kurven ſich blähenden Leinwand. Es ſah dies wohl ſehr maleriſch aus, hemmte aber jeden Fortgang des Schiffes, ſobald die Briſe ſeitlich oder von vorn einſetzte. Dazu kam, daß der Druck des Windes auf die hohen Seitenwände und Aufbauten der alten Fahrzeuge den Druck auf die zumal bei ſchwerem Wetter ſtark verkleinerten Segelflächen vollkommen paralyſierte.

Die Sage vom fliegenden Holländer ſoll einer Verſion nach dadurch entſtanden ſein, daß ein gewiſſer van der Decken ein niedrigbordiges Schiff mit praller ſtehenden Segeln gebaut hatte, welches gegen den Wind kreuzend die Seeleute in Erſtaunen verſetzte. Wenn die anderen Schiffe bei ſtürmiſchem Wetter hilflos umhertrieben, drängte der Holländer mit ſcharf angeholten Segeln ſein Fahrzeug gegen Wind und Wellen, ein Manöver, welches nach dem

Schooner „America."

gelangte man zu einen praktiſcheren Segelſchnitt, und wenn auch die Leinwand noch immer ſich ſtark bauſchte, ſo erzielte man doch beſſere Amwindeigenſchaften. Die engliſchen und franzöſiſchen Linienſchiffe manövrierten leidlich gut, obwohl ſie in unſerem heutigen Sinne keine hervorragenden Segler waren. Wenn auch meiſt nur die Not erfinderiſch macht, ſo war es bei der Segelei erſt das Vergnügen, der Sport, welcher eine Wandlung in der Schiffahrt hervorrufen ſollte. Der Sportsmann, dem die Galle in das Blut ſteigt, wenn ſein Mitſegler ihn überholt, ſann auf Verbeſſerungen ſeines Fahrzeugs. Schnellfüßige Kutter und Schooner entſtanden und probten ihre Kräfte in zahlreichen Wettfahrten. Noch immer aber ließ die Schiffs- und Segelform zu wünſchen übrig. Da erſchien im Jahre 1851 der von Commodore Stevens erbaute Schooner „America" an der engliſchen Küſte und ſetzte die ganze Sportswelt, ſowie Schiffbauer und Seeleute in Aufregung. Scharf im Vorſchiffe, in feinen Linien nach dem Heck zu verlaufend, ſah das niedrigbordige Fahrzeug gegen die engliſchen Konkurrenten aus wie ein Hecht gegen eine Quappe. Die aus Baumwolle gefertigten Segel ſtanden prall wie ein Brett. Faſt ſpielend überwand der Schooner alle Gegner und heimſte alle Preiſe, unter denen ſich der noch heute ſo heiß

Hexenglauben der damaligen Zeit nur durch Zauberei zu erzielen war. Dazu kam, daß auf dies Schiff gerichtete Schüſſe, dank ſeiner ſchnellen Fahrt, meiſt fehl gingen und ſo der Holländer noch den Ruf der Unverwundbarkeit erlangte. Als er ſpäter mit ſeinem Schiffe verſchollen war, wob die Sage um ihn jene graulichen Geſchichten, die noch heute im Munde der Seeleute leben.

Erſt Ende des vorigen Jahrhunderts

San Franzisco Clipper.

umstrittene Americapokal befand, ein. Das Auftreten des Schooners „America“ bildete einen Wendepunkt in der Segelschiffahrt. Wie Schuppen fiel es den Schiffbauern beider Welten von den Augen. Die erste Folge davon war die Konstruktion jener berühmten ‚Clipper‘, welche den Paketdienst zwischen New York und San Francisco versahen. Die Fahrzeuge wurden lang, scharf, schmal und tief gebaut, so daß sie ohne Ballast umkippen mußten. Daher stammt auch der Name Clipper (d. h. Umkipper). Erst die Ladung schaffte die nötige Stabilität. Die

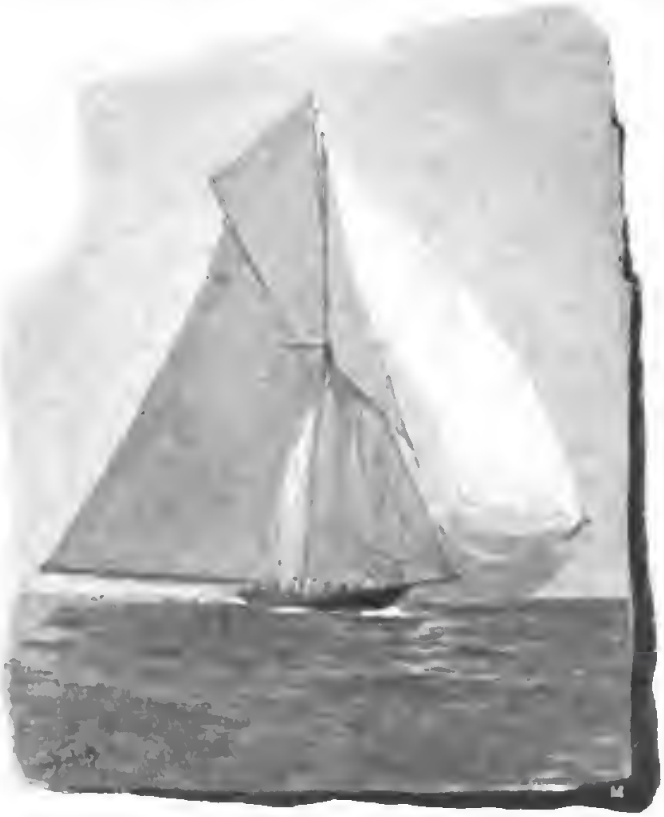
Fünfmastiger Clipper „Potosi.“

Raaen wurden breiter, die Segel standen prall und wurden, da die früheren alten Marssegel zu große Flächen darboten, welche viel Bedienungsmannschaften verlangten, in zwei gesonderte Segel geteilt. Der Sport wurde nun im großen betrieben. Eine Reihe hervorragender Kapitäne nennt das Goldene Buch der San Franciscofahrer, welche in edlem Wettstreit gegeneinander ihre stolzen Clipper durch Wind und Wetter dem Ziele zujagten. Mehr und mehr Segel packte man den Fahrzeugen auf; oftmals schoß die Sucht, möglichst viel Leinwand zu tragen, über das Ziel hinaus, und viele, damals angewendete Segel sind heute als unpraktisch verworfen worden.

Dann entbrannte der Kampf zwischen den Dampfern und Segelschiffen. Wenn auch die ersteren schließlich als Sieger hervorgehen sollten, so haben sie doch die edlen Segler nicht verdrängen können, ja in neuester Zeit konkurriert der schnelle Clipper hinsichtlich der Reisedauer und Sicherheit sogar wieder erfolgreich mit den Dampfern mittlerer Maschinenkraft. Mancher Kapitän eines Postdampfers hat schon in seinem Kielwasser am Horizonte einen solchen schnellfüßigen Segler auftauchen sehen, der ihm im Laufe des Tages schlankweg vorbeirauschte und ihm abends vor seinem Buge wieder verschwand. Die fortgeschrittene Technik im Schiffsbau bei Anwendung des Stahls und Eisens hat es ermöglicht, wahre Riesen von Seglern herzustellen. Rumpf, Masten, Raaen und Tauwerk sind von Stahl. Zierlich wie eine Jacht liegen die gewaltigen Fahrzeuge auf dem Wasser. Die praktische Konstruktion der Takelage erspart eine zahlreiche Mannschaft. Viermastclipper mit achtundzwanzig Raaen werden bequem

von vierundzwanzig Matrosen bedient. Vielfach hat man auch den Schiffen kleine Hilfsmaschinen beigefügt, welche teils für die Bedienung der Segel, teils zur Fortbewegung in Windstillen gebraucht werden. Das größte Segelschiff der Welt, die „Potosi," trägt die deutsche Flagge und befindet sich im Besitz des Rheders F. Laisz zu Hamburg. Das Riesenfahrzeug mißt 4—5000 Tons, hat fünf Masten, von denen die ersten vier voll, das heißt mit sechs Raaen, der fünfte als Besahn getakelt sind.

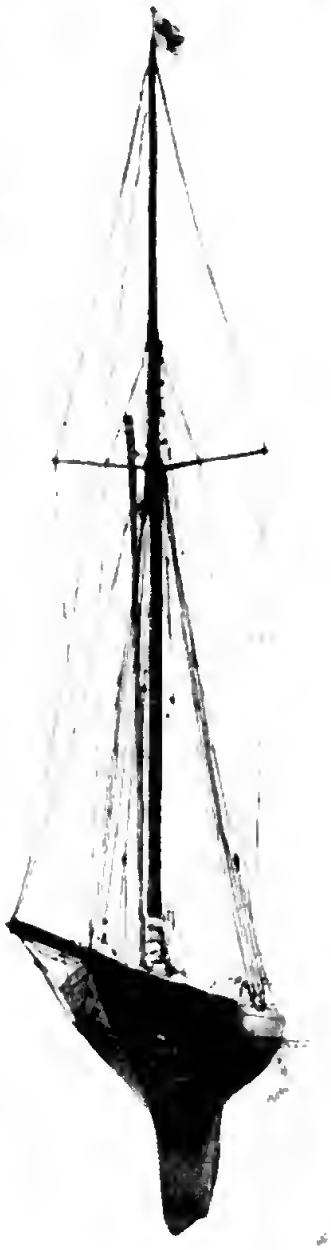
Die deutschen Rheedereien sind bei der Segelschiffahrt der Welt nächst den Engländern am meisten beteiligt. Firmen wie Rickmers in Bremen und F. Laisz setzen ihre Ehre darein, die besten, schnellsten und schönsten Fahrzeuge der Welt zu unterhalten. Kapitäne von hervorragenden seemännischen Eigenschaften führen die Renner, und ihre Erfolge lassen mancher Dampfschiffahrtsgesellschaft keine rechte Ruhe mehr, da die Unkosten eines gutgeführten Segelschiffs, welches seine Reisen fast in derselben Zeit wie ein Dampfer mittlerer Schnelligkeit ausführt, erheblich geringer sind als die des letzteren. Das Segelschiff braucht allerdings zur Fortbewegung Wind, und die Fahrten können nicht mit gleicher Präzision hinsichtlich der Zeitdauer gemacht werden. Neuerdings hat jedoch die Meteorologie große Fortschritte gemacht. Seit der Amerikaner Kapitän Maury seine berühmten Windkarten herausgab, ist man imstande, die Reisedauer der Segler erheblich zu verkürzen. Der Seemann sucht jetzt den ihm passenden Wind auf, vermeidet möglichst die Region der Stillen und kommt häufig auf großen Umwegen viel schneller zum Ziele, als auf direktem Kurse. Ein von Europa nach Indien um das Kap der guten Hoffnung bestimmtes Schiff wird, statt an der westafrikanischen Küste entlang zu fahren, mit Benutzung des Nordostpassats die Ostküste Südamerikas aufsuchen, darauf südlich haltend den Kurs bis zur Region der westlichen Winde ausdehnen und mit Hilfe dieser, nach Osten steuernd, das Kap umschiffen. Was die Schnelligkeit der modernen Clipper anbelangt, so sind bei frischer straffer Passatbrise schon vierzehn bis sechzehn Seemeilen in der Stunde geloggt worden (vier deutsche Meilen), eine Geschwindigkeit, welche die der meisten Handelsdampfer bei weitem übertrifft. Freilich sind solche Records Festtage für den Segler. Die mittlere Schnelligkeit des Clippers wird auf weiter Reise zehn Seemeilen (zwei und eine halbe deutsche Meilen) in der Stunde nicht übersteigen.



S. M. Jacht „Meteor."

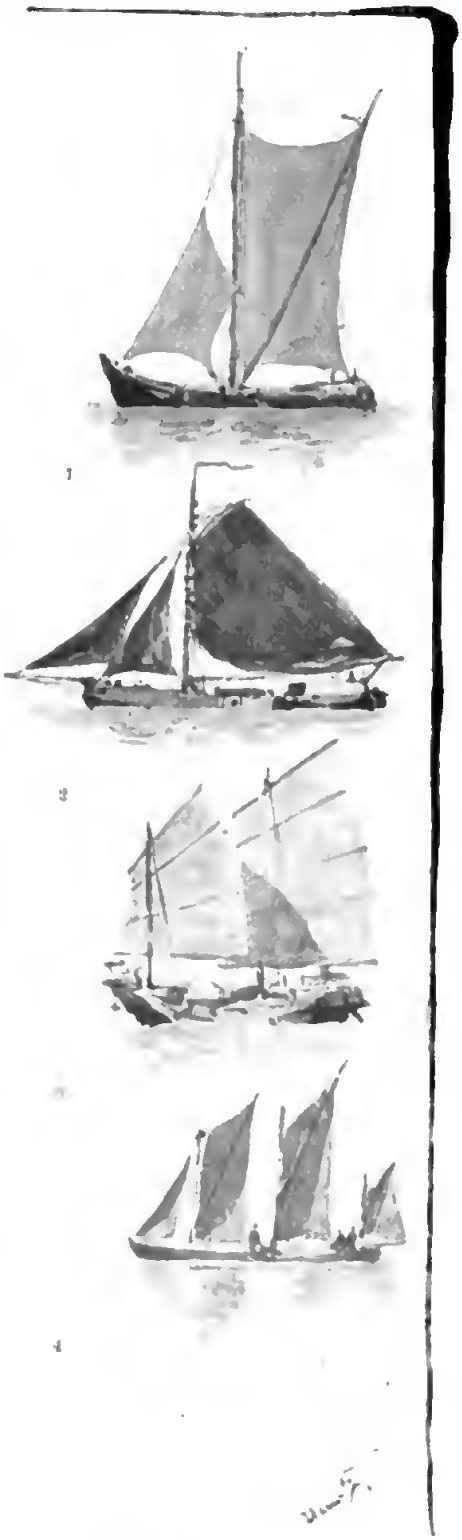
Hatte der Sport einst auf die Entwickelung des modernen Segelschiffes epochemachend eingewirkt, so ist er doch in neuester Zeit Wege gewandelt, auf denen das Handelsfahrzeug nicht mehr folgen kann.

Die heutige Jacht ist eine Rennmaschine, ein Erzeugnis menschlichen Scharfsinns, welches wohl eine schneidige Waffe ist, den früheren Gegner spielend zu schlagen, jedoch wegen Mangel an Rauminhalt nicht geeignet ist, dem Handelsschiffe, welches ja nicht zum Vergnügen, sondern, um Geld zu verdienen, gebaut wird, als Muster zu dienen. Die frühere Rennjacht hatte einen tiefgehenden, schmalen, im Durchschnitt etwa wie ein V aussehenden Rumpf. Am Kiel waren schwere Bleimassen angebolzt, welche das Fahrzeug tief in das Wasser zogen, so daß nur geringer Freibord übrigblieb. Der Amerikaner Herreshof kam nun auf die Idee, daß vom eigentlichen Schiffe so viel weggeschnitten werden kann, daß nur noch genügend Tragkraft für Ballast und Takelage übrigbleibt. Dagegen vermehrte er die Tiefe des Fahrzeugs dadurch, daß es statt des Kieles eine schmale, hohe, breite Stahlplatte, welche den Bleiballast, in Form einer Cigarre horizontal im unteren Ende angebracht, trug. Die Tieflagerung des Ballastes gestattete es, die Segel bedeutend zu vergrößern, diese wiederum brauchten nur einen viel kleineren Schiffskörper durch das Wasser zu drängen, und so ist es erklärlich, daß derartig konstruierte Fahrzeuge die besten Segeleigenschaften haben müssen. Die Engländer verbesserten die Form wiederum etwas und konstruierten statt der Platte mit Bleicigarren einen, an verhältnismäßig kleinem Schiffe, angebrachten Bleikiel. Das neueste Wunder dieser Konstruktion hat der Engländer L. Watson für Seine Majestät den deutschen Kaiser gebaut. Die neue Rennjacht „Meteor" ist bisher unbesiegbar gewesen, trotzdem seine Konkurrenten ähnliche Konstruktionen aufweisen. Der Rumpf mißt in der Länge (Wasserlinie) 27,14 m, in der Breite 7,40 m, in der Tiefe (inclusive Bleikiel) 5,2 m. Die Takelage hat ungeheure Dimensionen. Ein einzelner Mast mit Stänge in Höhe von 38,5 m trägt die gewaltigen Segel, von denen das Großsegel, an einen Baum von 30 m gereiht, 550 qm Leinwand enthält. Die am Winde geführten Segel messen 1137 qm. Dazu kommen Leesegel, von denen das größte, der Spinaker, über 500 qm Fläche zeigt. Bei achterlichem Winde breitet sich über dem verhältnismäßig winzigen, nur wenig über Wasser ragenden Schiffe eine Leinwandmasse von gegen 1700 qm aus.



S. M. Jacht „Meteor."

Um diese ungeheure Segellast zu tragen und dem Fahrzeuge die nötige Stabilität zu geben, sind im Kiel etwa sechzehnhundert Centner Blei enthalten. Zur Bedienung der großen Segel sind bei einer Regatta gegen vierzig Mann erforderlich. Kapitän Gomez, einer der erfahrensten englischen Jachtsegler, handhabt das Ruder, und das stolze Fahrzeug gleitet unter seiner Leitung wie ein Fisch durch das Wasser. Seine Majestät der Kaiser ist mit Leib und Seele Sportsmann. An Deck einer modernen Rennjacht gibt es keine behaglichen Ruheplätze, dennoch sind es für den hohen Herrn wohl die schönsten Tage im Jahre, wenn er, auf harten Deckplanken



Segeltypen.
1. Spreekahn. 2. Holländische Kuff. 3. Chinesische Djonke. 4. Ellerbecker Fischerboot.

des die grünen Wogen der Ostsee pflügenden „Meteor“ ausgestreckt liegend, sich dem edlen stärkenden Sport hingeben und mit seinen Unterthanen in heißem Rennen um den Siegespreis streiten kann.

Trotzdem diese modernen Rennmaschinen nicht direkt der Segelschiffahrt nützen, so bringen sie ihr doch indirekt Vorteile. Die großen Fortschritte der Segelmacherei, der Drahttaufabrikation, der Schmiedearbeit, welche dem Sport zum großen Teile zu verdanken sind, kommen auch den Handelsfahrzeugen zu gute.

Es ist auch der Vorschlag gemacht worden, große Schiffe nach den Rissen einer Jacht wie „Meteor“ für den Passagierdienst zu bauen. Die Schnelligkeit eines Segelfahrzeugs wächst mit den vergrößerten Dimensionen. Läuft „Meteor“ bei günstigem Winde vierzehn bis sechzehn Seemeilen, so müßte ein zehnfach größeres Fahrzeug derselben Konstruktion mindestens fünfundzwanzig Seemeilen in der Stunde loggen, also jeden Schnelldampfer schlagen. Ob Gelegenheit dazu sein wird, ein derartiges Fahrzeug zu bauen, ist aber zweifelhaft, da Rheeder bekanntlich sehr vorsichtig mit neuen Versuchen sind und auch die zu erwartenden Passagiere sich skeptisch gegen ein Segelfahrzeug verhalten würden. —

Die Fluß- und Küstenschiffahrt hat merkwürdigerweise wenig oder gar keinen Vorteil aus den neuen Erfindungen gezogen. Die meisten Fahrzeuge dieser Gattung haben noch Form und Besegelung wie vor Hunderten, ja Tausenden von Jahren. Da kreuzt an der Mündung des Tajo ein wunderlich aussehendes Schiff, die Muleta. Die Bauart weist antike Form auf. Der Vorsteven ist rund, mit bronzenen oder eisernen Buckeln versehen, und läuft oben in eine nach vorn gerichtete breite Spitze aus. Der Rumpf ist bunt bemalt, vorn glotzt ein großes Auge dicht über der Wasserlinie. Der Mast steht mittschiffs und trägt eine mächtige aus drei Teilen bestehende Raae, an welcher ein lateinisches Segel befestigt ist. Beim Fischen setzt die Muleta am Bugspriet einige merkwürdige Dreiecksegel und am Heck ein Schratsegel, um seitwärts treiben zu können. Die Muleta ist ein Überbleibsel der römischen Schiffahrt. In China hat sich die Form und Besegelung der Djonken wohl seit Jahr-

tausenden nicht geändert. Die alten Bilder zeigen dieselben hohen Aufbauten und Mattensegel der Fahrzeuge, wie sie noch heute im fernen Osten üblich sind.

Auf eine jahrhundertealte Geschichte können auch die holländischen Kuffs sowie die meisten deutschen Fischerfahrzeuge und, last but not least, die biederen Oder-, Spree- und Elbkähne blicken.

Jedes dieser Schiffe ist für besondere Wasserverhältnisse gebaut. Die holländische Kuff ist für flaches Wasser sowohl als für hohe See konstruiert. Mit breitem, vollem Buge gleitet sie über die schlammigen Watten und Flüsse ihrer Heimat hinweg, ist aber auch imstande, dem schwersten Wetter auf der Nordsee die Stirn zu bieten. Trotzdem die breite Bauart ihr große Stabilität verleiht, ist die Besegelung doch sehr klein. Der Grund hierfür wird wohl in dem Wunsch, möglichst an Mannschaft zu sparen, zu suchen sein.

Die Fischerfahrzeuge der Ostseeküste führen vielfach das Sprietsegel, so benannt nach der Stange, welche das am Maste geheißte, viereckige Segel ausspreizt.

Eine gleiche Besegelung, nur in größerem Maßstabe, treibt den deutschen Flußkahn vorwärts. Die Konstruktion dieser schwerfälligen Schiffe hat sich gleichfalls seit Jahrhunderten nicht geändert, nur hat man neuerdings den Spreekähnen statt des breiten flachen Buges einen spitzeren, schärferen Vorsteven gegeben.

Der Dampf hat das Segel nicht verdrängen können, ihm zum Trotz entfalten mehr und mehr flinke Renner die weißen Schwingen und werden es hoffentlich so lange thun, als der liebe Herrgott den Wind wehen läßt.

Ein Kirchlein —

von

Frida Schanz.

(Abdruck verboten.)

Ein Kirchlein hab' ich getragen
Im Herzen, voll Glocken und Lieder.
Ein Blitz hat eingeschlagen,
Und niemand baut es wieder.

Es standen die Schalen, die reinen,
Voll Blumen, voll süßer, wilder;
Mild blickten aus goldenen Schreinen
Die lieben Heiligenbilder.

O duftiges Weihrauchwallen!
O Schimmer von Gold und Kerzen —
Es ist in Trümmer zerfallen,
Das Kirchlein in meinem Herzen!

Alexander von Roberts.

† den 9. September 1896.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Als 1815 nach Abschluß des Pariser Friedens Elsaß-Lothringen für immer dem Deutschen Reiche verloren zu sein schien, sahen viele in Luxemburg mit seiner flurmsicheren Feste das natürliche, weit vorgeschobene Bollwerk des Deutschtums gegen das andringende Romanentum. Heute droht auch das altgermanische Kernland, das sich zu beiden Seiten der Sauer erstreckt, zu verwelschen. Bis 1867 aber war dafür gesorgt, daß die Luxemburger die Mahnung an ihre deutsche Herkunft stets deutlich vor Augen hatten. In der Feste lag eine Besatzung von viertausend Preußen. Dieser Avantgarde des Deutschtums verdankt es das Städtchen an der Alzig — heute natürlich Alzette genannt — daß es auch in der deutschen Litteratur eine zwar kleine, immerhin aber eine Rolle spielt. Am 23. August 1845 wurde einem der preußischen Besatzungsoffiziere, dem Baron Roberts, ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Alexander erhielt. Nur eine Art Zufall war es mithin, daß der Dichter in Luxemburg das Licht der Welt erblickte, aber dieser Zufall hat sein Schaffen in Form und Richtung wesentlich bestimmt. Alle seine Kindheits- und Jugendeindrücke empfing er in dem Grenzlande, um das so oft Deutsche und Franzosen gekämpft, innerhalb der Felsenmauern einer Stadt, die nur ein paar Wegstunden der französischen Grenze fern liegt. Die Anschauungen und Vorstellungen aber, die dem einzelnen in den Jugendjahren zuwachsen, bilden gleichsam die Kette zum Gewebe des Geisteslebens; alle späteren Erfahrungen und Empfindungen liefern nur den Einschlag. Schon früh wird Roberts, der seine Schulbildung auf dem Luxemburger Athenäum empfing, durch die französische Litteratur beeinflußt gewesen sein, denn bereits seine ersten litterarischen Arbeiten zeugen deutlich von solchem Einfluß. In diesem Falle freilich weder zum Nachteil des Autors, noch zum Schaden der deutschen Litteratur. Unter den Schriftstellern, welche unsere Erzählungslitteratur mit den wertvolleren Errungenschaften des neueren französischen Romanstils bereichert haben, ist Roberts der bedeutendste. Unserer Dichtung hat es an Geist und Empfindung, an allen Vorzügen, welche das Inhaltliche, Innerliche und Ideelle einer Schöpfung angehen, niemals gemangelt; wohl aber haben selbst bessere deutsche Schriftsteller im Formellen und Stilistischen vielfach gesündigt. Unser Lesepublikum war es gar nicht gewohnt, auf Rhythmik des sprachlichen Satzbaues, auf Grazie des Ausdrucks sonderlichen Wert zu legen. Ebenso ungefestigt aber wie das Sprachgefühl und der Sprachstil, war die Technik des deutschen Romans, die jeder subjektiven Auffassung der Lebenserscheinungen freiesten Raum ließ, nur ausnahmsweise jedoch auf objektive „Wahrheitsdarstellung“ abzielte. In der Formsicherheit wie in der realistischen Technik hatte die französische Litteratur ohne Frage die deutsche überholt. Inzwischen haben wir, was sich lohnte von drüben zu übernehmen, übernommen. Roberts aber war bei diesem „Handelsgeschäft“ der geborene Mittelsmann. Selbst seine äußere Erscheinung hatte etwas Französisch-Deutsches. Die zierlich schmächtige Gestalt, der Gliederbau, die Stirnbildung, und der feine Bart, der das Gesicht umrahmte, erinnerten an romanische Art; germanisch aber war der Blick des Auges, der Gesichtsausdruck, das Lächeln des Mundes. Die gleiche Doppel-

natur zeigen seine Werke. Französische Grazie in Stil und Sprache, französisches Temperament im Empfindungsausdruck, sowie eine von Balzac, Daudet, Zola beeinflußte streng realistische Technik, paaren sich durchaus harmonisch mit deutscher Gemütstiefe, deutschem Idealismus und deutscher Romantik. Auf geistige Größe machte sein Schaffen keinen Anspruch, kaum irgendwo rührt es an die höchsten Probleme, die im Religiösen oder Philosophischen unser Wollen und Denken bewegen. Nicht im Ideellen, sondern im Leidenschaftlichen hat Roberts seine Stärke. Daneben war ihm das Launige nicht versagt, das sich hier und da zu einem Sprühfeuer ausgelassener Fröhlichkeit und Scherzlust steigert. Diese Vereinigung von Laune und Temperament trägt rheinisches Gepräge. Aber nicht alles, was Roberts geschaffen, ist litterarisch wertvoll. An vielen seiner Arbeiten hat der Feuilletonist, der in Roberts steckte, größeren Anteil als der Dichter. Immerhin erfreuen auch die feuilletonistischen Kleinigkeiten durch Form und Sprache.

Seiner äußeren Erscheinung nach hatte Roberts nichts Soldatisches an sich. Und doch ist er lange Jahre, wie sein Vater, preußischer Offizier gewesen. Er trat 1865 in das Heer ein, machte den böhmischen Feldzug und ebenso den Krieg von 1870 mit; beidemal zeichnete ee sich in jeder Hinsicht aus, holte sich aber wohl auch den Keim zu jenee Körperschwäche, die seinen verhältnismäßig frühen Tod herbeigeführt hat. 1873 nahm er einen längeren Urlaub und machte eine Wanderfahrt in den Süden hinab, durch Italien und die Türkei. Nach seiner Heimkehe schrieb und veeöffentlichte er seine litterarischen Erstlinge, Erinneeungen an das große Kriegsjahr, Helgoländer Novellen und Genrebilder. Diese Erstlingswerke tragen als Verfassernamen das durchsichtige Pseudonym Robert Alexander; kurz nach ihnen gab er „Tüekische Interna" unter der Maske Nuredin Aga heraus. Sein wahrer Name drang erst in die Öffentlichkeit, als seine Skizze „Es" den ersten Preis in dem novellistischen Wettbewerb erhielt, den eine Wiener Zeitung 1883 veranstaltet hatte. Diese kleine Arbeit zeigt in engem Rahmen alle Vorzüge der Robertsschen Kunst, schlichte Grazie des Stils, Innigkeit der Empfindung. Wie in den meisten Erzählungen des Dichters umschließt auch in „Es" die Handlung einen ethischen Keen. Ein kinderloses Ehepaae, das sich entzweit hat und in Gefahr steht, sich einander ganz zu entfremden, adoptiert, da sich die Gelegenheit bietet, ein liebenswürdiges „Es." Beide Gatten vernarren sich in das Kind, und in dem Bemühen, es mit eitel Sonnenschein zu umgeben, erschließen sich auch die Herzen der Gatten von neuem gegeneinander. Kaum abee hat das Kind seine Sendung erfüllt und die lang Getrennten wieder veeinigt, da stirbt es. Der gemeinsame Schmerz um das Verlorene festigt noch, wie natürlich, das neugeknüpfte Band. Die kleine Erzählung trug, da eine ganze Reihe von Zeitungen die preisgekrönte Arbeit veröffentlichte, den Namen Roberts schnell in weite Kreise. Und er selbst, der inzwischen Lehrer an der Kriegsschule in Erfurt geworden war, wurde durch den überraschenden Erfolg ermuntert und ermutigt, sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Ee nahm seinen Abschied und ließ sich zunächst in Dresden, später in Berlin nieder. Die Schaffensmuße, die er gewonnen, nutzte er mit erstaunlicher Energie aus; Buch folgte auf Buch, die Werke überstürzten sich fast, aber von den umfangreicheren gediehen nur wenige zur vollkommenen Reife, wenn sie auch sämtlich in Einzelheiten bezauberten.

Mit den beiden Erzählungen, die zunächst an die Öffentlichkeit traten, mit „Lou" und der „Pensionärin," geriet Roberts allzu weit in das französische Fahrwasser hinein. In beiden entfaltet die Phantasie des Dichters ihre Schwingen weiter und farbenprächtiger, als in irgend einem anderen seiner Werke; Reizvolles und Ergreifendes wechselt anziehend miteinander ab, doch in der Sucht nach bizarrer Erfindung, in Stil und Sprache gibt sich der Dichter ganz als Franzose und opfert fremden Mustern allzu viel Eigenart. Bezeichnend ist es denn auch, daß sogar den Schauplatz beider Erzählungen nicht Deutschland, sondern Frankreich abgibt. Wie ein zarter, ein mahnender Wink des Schicksals nimmt sich das kleine Erlebnis aus, das sich für Roberts an die Herausgabe der „Pensionärin" knüpfte. Einem Franzosen kam der Roman so echt pariserisch vor, daß er mit wahrer Hast sich daran machte, die Erzählung ins Französische zu übertragen. Diese Übersetzung wurde in Deutschland fast ebenso früh bekannt, wie das Original. Und da sie den Namen des deutschen Verfassers ehrlich verschwieg, so kam Roberts bei dee Kritik in den Verdacht, ein Plagiat begangen und die Erzählung des ungenannten Franzosen ausgebeutet zu haben. Ein Plagiatoe seiner selbst, — dieser Luftspielscheez war für Roberts sehr eegötzlich, aber er konnte ihn doch auch leise auf die Gefahr hindeuten, die eine allzu enge Annäherung an französische Mache für die Sonderart des Dichters heraufbeschwoe. Eine Gefahr alleedings nur nach stilistischer und technischer Seite hin; in den Gemütstönen, die Roberts anschlug, offenbarte sich auch in „Lou" und in der „Pensionärin" das echt deutsche Heez. „Lou" ist die Geschichte eines jungen Negers, den ein Pariser Lebemann in Kairo gekauft und als Diener mit nach Paris genommen hat. Durch den Tod seines Herrn wird der unerfahrene Fremdling nach kurzer Zeit allem Elend preisgegeben. Ein einziges lebendes Wesen verläßt ihn nicht und macht mit ihm als treuer Kamerad alle Not und Soege durch, der Hund Zeppa. Um seinetwillen, um ihm zu besseren Mahlzeiten zu verhelfen, entschließt sich Lou denn auch, bei einem Menageriebesitzer in Dienst zu treten. Er produziert sich als Kannibale, führt mit Springen und Heulen den Kriegstanz auf und wehrt sich nur gegen die eine Forderung, lebenden Tauben den Kopf abzubeißen. Mit Verwunderung sieht der Tierbändiger, „was doch diese wieklichen Wilden für absonderliche Schrullen haben. Bei den gebildeteren Vorgängern Lous war man auf so zarte Bedenken nie gestoßen." Schließlich kommt Lou in die Lage, nicht nur seine Neigungen, sondern auch sein Leben für den treuen Begleiter opfern zu müssen. Und sein letzter Blick ist auf Zeppa gerichtet; den Menschen, von

denen er nur Bitteres erfahren, entrinnt er gern für immer. Die Tendenz der Erzählung ergibt sich von selbst. Es regt sich bei Roberts etwas von der Anschauung Rousseaus, daß in der Kultur das Herz verkümmere; und so stellt er dem kulturlosen Neger mit seiner Empfindungszartheit die Pariser Bildungswelt gegenüber, die nichts mehr ernst nimmt, alles Reine in den Kot zieht und, was sie noch an Gemüt aufweist, in Spott und Ironie zu verhüllen sucht. Eine Illustration zu dem Seumeschen Vers: „Seht! Wir Wilden sind doch beff're Menschen." Daß diese Tendenz nur durch sehr einseitige Betrachtung zu stützen und zu halten ist, braucht heute kaum noch hervorgehoben zu werden. Künstlerisch gipfelt die Erzählung in einigen glänzenden Natur- und humoristischen Lebensschilderungen. Besonders die Bilder „Gewitternacht im Walde" und das „Spezialitätensouper in der Menagerie" entschwinden dem Leser nicht so leicht aus dem Gedächtnis. Origineller noch im Vorwurf, als „Lou," ist die „Pensionärin." Dort ein tragisches Idyll, hier eine Komödie mit herb satirischer Zuspitzung. Ein reicher Pariser Partikulier besitzt, außer seinem Mammon, einen Sohn und eine — Schildkröte. Mit dem Sohne ist er zerfallen, die Schildkröte aber liebt er derart, daß er das Tier, um es in guter Pflege zu wissen, einer Beamtenfamilie „im fünften Stock" in Obhut gibt. Zugleich stellt er den guten Leuten, die ihre Armut mit fröhlicher Heiterkeit tragen, als Lohn sein ganzes Vermögen in Aussicht. Kaum aber hat die Schildkröte als Pensionärin bei der Familie ihren Einzug gehalten, da stiftet sie auch Unheil über Unheil an. In der Sorge, das teure Wesen gesund und am Leben zu erhalten, erregen sich, ängstigen sich, quälen sich und entzweien sich schließlich alle Mitglieder des kleinen Haushalts. Wo bisher nichts als Sonne und Lebenslust war, da schleicht jetzt der Geist der Habgier umher und sät Unfrieden und Verbitterung aus. Zu guter — oder vielmehr zu schlechter letzt steigert sich die allgemeine Aufregung bis zur Verrücktheit. Nur ein tapferer Entschluß kann dem unerträglichen Zustand ein Ende machen. Glücklicherweise rafft man sich noch im rechten Augenblick dazu auf. Der reiche Sonderling wird mit seinem Sohne versöhnt und der fünfte Stock verzichtet auf Pensionärin und Erbschaft zugleich; er kehrt zur Armut und zur Freude zurück. Wie man sieht, bildet die Erzählung ein eigenartiges Seitenstück zur Geschichte von „Johann, dem muntern Seifensieder"; schade nur, daß sie nicht auf dem Hintergrunde deutschen Lebens sich abspielt.

In „Lou" und in der „Pensionärin" hatte Roberts die Schwungkraft seiner Begabung erprobt. Jetzt wagte er sich kühn an eine Aufgabe großen Stils. Er unternahm es, gleichwie Zola, in einer Reihe von Romanen die charakteristischen Leidenschaften unserer Zeit zu schildern, und gab dem Cyklus den bezeichnenden Gesamttitel: „Götzendienst." Künstlerisch hätte die Kraft des Dichters vielleicht ausgereicht, die Aufgabe im höchsten Sinne zu bewältigen. Geistig aber faßte er sie nicht tief genug, und daher trat das Charakteristische der Gegenwart nur in Einzelheiten, nur abgeblaßt in Erscheinung. In dem Roman: „Um den Namen" zeichnet der Erzähler eine Närrin von Mutter, deren Ehrgeiz dahin strebt, ihre Töchter mit Männern von altadeligem Namen zu verheiraten. Für die Ältere gelingt es ihr denn auch einen verlumpten Grafen zu kapern oder vielmehr zu kaufen. Ehe jedoch der Hochzeitstag herankommt, begeht der Entartete einen so schändlichen Streich, daß selbst die verblendete Mutter gezwungen ist, den Auserkorenen fallen zu lassen. Nun bleibt noch die jüngere Tochter. Diese aber hat für den Adelsrang gar keinen Sinn, um so weniger, als sie in einen Hauptmann von bürgerlicher Herkunft verliebt ist. Gegen den Hauptmann hat die Mutter nichts einzuwenden, entsetzlich aber ist ihr sein ebenso einsilbiger wie prunkloser Name „Eff." Zu ihrem Glücke kennt sie einen alten Freiherrn, der bereit ist, den Offizier zu adoptieren, um auf diese Weise seinen Geschlechtsnamen lebendig zu erhalten. Mit allen Mitteln sucht nun die Närrin den wackeren Eff zur Aufgabe seines Vatersnamens zu verleiten. Schließlich willigt er in die Adoption. Von dem Tage an wird sein Leben zu einer Kette von Verlegenheit, Peinlichkeit und Reue. Er atmet nicht eher wieder auf, als bis er mit kühnem Entschluß den Freiherrn von sich geworfen hat und der Welt wieder als Eff entgegentritt. Die Schwiegermutter aber „sinkt" schmerzbewegt in die Tiefen der Bürgerlichkeit zurück. Allzu reizvoll ist diese Fabel nicht; sie streift überdies, ebenso wie die Charakteristik des Romans, bedenklich nahe an die Grenzen der Karikatur. — Die zweite Stelle in dem Cyklus „Götzendienst" nimmt die Erzählung „Preisgekrönt" ein. Es handelt sich hier um eine preisgekrönte Schönheit, deren wechselvolle Schicksale Roberts schildert. Die Tendenz richtet sich gegen den einseitigen Kultus der sinnlichen Schönheit, mit welcher der „Held" des Romans Götzendienst treibt. In Darstellung und Gestaltung erhebt sich die Erzählung weit über den ersten Teil des Cyklus. Bedenklich ist nur, daß sie allzu deutlich an Zolas „Nana" gemahnt, daß „Paula" im Grunde genommen nichts als eine aus dem Pariserischen ins Berlinische, aus dem Gemeinen ins Sittige übertragene Nana ist. Die Scene, in welcher der Baron der Schönheit seiner Frau auf den Knien huldigt, erinnert lebhaft an die Scene, die sich zwischen Nana und dem Minister am Kamine abspielt. Die Art und Weise, wie Roberts der Versündigung alsbald das Strafgericht folgen läßt, gibt der Handlung einen stark romantischen Anstrich, der das Ganze künstlerisch nicht gerade hebt. Andererseits wird durch den Vergleich mit Zola die sittliche Zartheit, aber auch der feine Poetensinn des Deutschen in helles Licht gestellt. Seine Sinnlichkeit hat nichts Philiströses, Ängstliches an sich, sie äußert sich überall frisch und gesund, nirgendwo aber sinkt sie ins Pikante, Lüsterne hinab; sie hält sich ebenso fern von Prüderie wie vom Sinnenkitzel. Die Sprache des Romans erhebt sich hier und da in die Sphäre höchster Poesie. Wegen der Fülle lebensvoll gezeichneter Charaktere gebührt der erste Rang unter den Romanen des Cyklus dem dritten Teil: „Revanche," wenn auch seine Handlung noch romantischer und unwahrscheinlicher sich ausnimmt, als die Fabel in

„Preisgekrönt.“ Daß eine Ehe, die ein Franzose mit einem deutschen Mädchen schließt, nach und nach durch den Dämon Revanche zu Grunde gerichtet wird, nicht das ist das Unwahrscheinliche. Aber die Art und Weise, wie sich die Zerstörung vollzieht, hat doch etwas Seltsames in einer Stadt, in der noch heute Zehntausende von Deutschen meist ungestört ihren Geschäften nachgehen. Nicht in der Handlung jedoch, die allzuwenig Typisches hat, liegt die Bedeutung des Romans, sondern in den Gestalten und in der Kraft, mit welcher Roberts die französische Revancheleidenschaft vor Augen führt. Das Gemisch von Komödianterei, Eitelkeit, Ehrgeiz, Vaterlandsliebe, Rachsucht, Fremdenhaß, Unwissenheit, das der Franzose unter der Marke Revanche als Rauschmittel zu sich nimmt, hat wohl noch Niemand so fürchterlich lebensvoll geschildert, wie Roberts. Gleich dem indischen Götzen Dschagannaut, der auf sechzehnrädrigem, hundert Fuß hohem Riesenwagen durch die Fluren dahinzieht, „thront der nationale Mordgötze, die Revanche. Fort und fort strömen die vom Wahne des Götzenkultus erregten Pilger herbei, um an dem Wagen des Allgewaltigen ziehen zu helfen und ihm ihre Verehrung und ihre Opfergaben darzudringen. Übermächtig lodert die Begeisterung, lavaartig wälzt sich die fanatische Wut. Und so ziehen und zerren sie im Schweiße ihres Angesichts — gilt es doch, unter der Wucht des Ungetüms die Macht und Blüte Deutschlands zu vernichten. Aber der Weg dahin ist weit, und die Sonne brennt, und der Sand wird immer unergründlicher. Dschagannaut zürnt und verlangt nach seinen Opfern — er ist unersättlich. Sie sind ja bereit, ihm alles vor die Räder zu werfen — Glück und Wohlstand und Frieden und Zukunft — ihre Wissenschaft, ihre Kunst, ihre Industrie — Ehre und Ruhm — und die Urgebote der Sitte und Menschlichkeit ... Dschagannaut! evoë Dschagannaut!“ So kraftvoll Roberts die nationale Wut, so fein und sicher zeichnet er die einzelnen Träger der Revancheidee, den geckenhaften Phrasendichter Boularède, den Phantasten Armand Jaminet, den verbohrten Lasosse. Man merkt es an dem Reichtum der Linien, an den Abstufungen der Schattierung, daß der Dichter bei der Mehrzahl der Charaktere ein lebendes Modell vor Augen hatte.

Trotz aller Vorzüge aber, welche die Revancheerzählung aufweist, erreicht der Dichter nicht in ihr, sondern in den beiden Romanen: „Die schöne Helena“ und „Majestät“ die Höhe seines Könnens. Diese Werke ergänzen einander. Der eine trägt ein mehr realistisches, der andere ein mehr idealistisches Gepräge, jener nimmt seine Gestalten aus der breiten Masse des Volkes, dieser aus dem abgeschlossensten Kreise der heutigen Gesellschaft. In dem einen ist die Sprache derb und sinnlich frisch, in dem anderen vornehmer und vergeistigter; ja, hier erhebt sie sich an einzelnen Stellen zum rhythmischen Wohllaut, zur Bilderfülle der Versdichtung. Beide Romane aber zeigen in der Charakteristik und in der Wirklichkeitsschilderung gleicherweise die Reife der Meisterschaft ... Die neueste „schöne Helena“ ist ihrem Berufe nach Köchin. Ihren Namen aber führt sie mit Recht, weil sich um ihre Gunst blutige Kämpfe zwischen der Reiterei und dem Fußvolk der Garnison Köln entspinnen, nicht ganz so ernsthaft, wie die Kämpfe der Griechen und Trojaner um die spartanische Helena, aber doch grimmig und erbittert genug. Schließlich siegt die Infanterie. Und die schöne Köchin hat nun die Wahl zwischen dem kernhaft tüchtigen, aber im Dienste verknöcherten Streber Hubert und dem immer fröhlichen, leichtsinnigen Funk, vulgo Fünkchen, — beides Unteroffiziere im Kölner Füsilierregiment. Ihr Herz zieht sie zu dem Übermut, aber ihr Verstand hält es mit dem Pedanten. Und da in Heiratssachen der Verstand ebenso despotisch entscheidet, wie in Liebessachen die Leidenschaft, so schwankt die kochherdmüde Lene nicht allzulange und vermählt sich mit dem Streber. Die Ehe wird ihr jedoch bald durch die ewig mürrische, mit Eifersucht durchwachsene Laune ihres Gatten zum Fegefeuer, in dessen Glut freilich die Lust zur Sünde eher zu- als abnimmt. Noch einmal auf kurze Zeit sieht Lene gute Tage, als sich die Sehnsucht ihres Eheherrn erfüllt und er zum Feldwebel vorrückt. Aber dies Glück ist nur wie eine dünne Schale, es birgt den Keim zur Katastrophe in sich. Hubert scheint seine neue Stellung bloß deshalb zu schätzen, weil sie ihm Gelegenheit gibt, seinen alten Nebenbuhler Funk bis aufs Blut zu quälen. Als er ihn wieder einmal in Lenes Gegenwart beleidigt, vergreift sich der leicht erregte Rheinländer thätlich an dem Vorgesetzten. Lene sucht den Gatten zu beschwichtigen, aber der — in dem Triumphgefühl, seinen Gegner nun ganz vernichten zu können — schleudert sie von sich und eilt davon, den Untergebenen zu denunzieren. Funk sucht sein Heil in der Flucht, Lene schließt sich ihm an. Aber der Deserteur wird gefangen genommen. Von da an hat Lene nur noch das eine Ziel im Auge, den Gefangenen, der mit zehnjähriger Festungsstrafe eine augenblickliche Zorneswallung büßen soll, zu befreien. Nach langen Mühen gelingt ihr auch die Befreiung. Aber nur eine Minute winkt den beiden Liebenden die Hoffnung eines neuen Lebensglückes. Fast zu gleicher Zeit werden Beide ein Raub des Todes; das Weib, getroffen durch die Kugel der Verfolger, der Mann, erwürgt von den Wellen des Rheinstroms ... Es ist ein düsteres, zum Teil peinlich beklemmendes Bild, das Roberts, der ehemalige Offizier, von dem Soldatenleben im Frieden entrollt. Eine Gestalt, die in jeder Hinsicht sympathisch zu nennen wäre, findet sich in dem ganzen Buche nicht. Nur hier und da wird der herbe Eindruck durch einen lichten, frischen Zug, durch eine launige Schilderung gemildert. Von dem Realismus, mit welchem Roberts malt, gibt die Entscheidungsscene zwischen Funk und Hubert die deutlichste Anschauung. Ein paar Sätze, die bezeichnendsten, seien angeführt. „Eine ungeheure Wut bäumte in Funk auf. So soll er sich vor Lenas Augen maßregeln, bedrohen, besudeln, wie ein Hund behandeln lassen?! ... ‚Nennen Sie das Wachtdienst? Lodderei! Niederträchtige Bummelei! Wart, ich werde Ihnen das anstreichen, Sie ... Sie ...‘ Hubert schüttelte drohend die Hand gegen ihn ... Vor ihr das! Das war zu viel! ‚Hundsfott!‘ brüllte Funk außer sich

‚Was, mir drohen!? Hundsfott, infamer!‘ Mit einem Wutgeheul, seiner Sinne nicht mehr mächtig, stürzte er gegen Hubert an. Seine krallenden Fäuste saßen an dessen Gurgel. ‚Was? Du hast mir den Hals drechen wollen? — Wart', wart', Kanaille! . . .‘ Hubert erdleichte unter den entsetzlich würgenden Händen. Gleich aber raffte er sich aus der ersten Überraschung empor, riß die Hände mit einem Rucke los, und dann hatte er, der Nüchterne, überdies Stärkere, ein leichtes Spiel gegen den Haldtrunkenen. Nur noch ein kurzes Ringen, von Flüchen begleitet, dann schleuderte er seinen Angreifer gegen die Thüröffnung, wo Funk der Länge nach hinschlug, von dem Lärm der aufspringenden Gäste umtobt. Hubert stürmte hinaus, den vom Flackerschein der Biwakfeuer erleuchteten Weg hin, nach dem Lager zurück. ‚Hubert! So hör' doch!‘ flehte Lena, an seine Seite eilend. ‚Wo willst du denn hin?‘ ‚Laß mich! Sofort wird es gemeldet. Ich lass' ihn sofort arretieren!‘ ‚Du bist von Sinnen! Komme doch zu dir! Lass' mit dir reden!‘ Er schüttelte ihre Hände, die seinen Arm umfingen, heftig ab. ‚Lass', sag' ich dir!‘ schrie er sie an. Erschrocken fuhr sie zurück vor dem wahnsinnigen Geflamm seiner Bicke.“ . . .

Erquicklicher als dieser Soldatenroman liest sich der Königsroman „Majestät,“ obwohl es ihm an tragischer Stimmung nicht fehlt. Diese Tragik wird jedoch nirgends quälend. Roberts versucht in seiner Dichtung die Entwicklung eines modernen Königs zu zeichnen. Die Demokratie des Jahrhunderts hat den heutigen Monarchen nicht nur vieler Rechte und Pflichten beraubt, sie hat dem Königtum überdies einen wesentlichen Teil seines Nimbus genommen. Und doch wandelt auch der moderne König noch immer auf einsamer Höhe, noch immer bleibt es ihm versagt, Mensch mit Menschen zu sein, noch immer muß er, wenn er es ernst mit seiner Aufgabe meint, darauf verzichten, nach eignem Gefallen zu leben und die Sehnsucht des eignen Herzens zu befriedigen. Es ist im Grunde ein Märtyrer seiner Stellung, — der König, den Roberts schildert. Seine Kindheit hat als Sonnendlicke nur jene Stunden, in denen er die Würde vergessen und Kind wie alle anderen sein darf. Als Knabe wird er von Empörung bedroht und von Erziehern aller Art ohne Aufhören geschulmeistert. Als Jüngling muß er der Liebe entsagen, die ihn zu der frischen Bauermaid hinzieht, und die wohlerzogene Prinzessin heiraten, die für alle Dinge in der Welt den immer gleichen Empfindungsausdruck „reizend!“ hat. Aber die Heirat bringt dem Lande einen Zuwachs an Stärke und Sicherheit, und so opfert sich der König mit blutendem Herzen, doch ohne Murren. Und schließlich gelingt es ihm, über die bloße Resignation hinweg zu wirklichem Seelenfrieden, zur Harmonie zu gelangen. Das Schicksal der Königinmutter, die ihr leidenschaftliches Herz nicht bezwingen kann und sich selbst den Tod gibt, als sie den Tod des Geliebten erfährt, wirkt auf den jungen König wie eine Offenbarung. Es lehrt ihn, daß es nicht der Beruf der Könige ist, beglückt zu werden, sondern andere zu beglücken. Mit dieser Gewißheit findet er den Weg, der über das Verzweiflungswort der Mutter: „Was ist eine Krone in der Hand des Allmächtigen? Flitterstaud, den ein Lufthauch dahinführt! Sind wir Königlichen nicht ärmer als die Ärmsten, die Zuflucht suchen unter dem Mantel unserer Gnade?“ der über dies Wort hinaus zu positiven Zielen, zur inneren Ruhe führt. Die Handlung des Romans ist mit großem Geschick aus allerlei Hofgeschichten zusammengewirkt, welche in neuerer Zeit in die Öffentlichkeit gedrungen sind und die Gemüter erregt haben. Das Geschick des Kronprinzen Rudolf, die Ereignisse, die mit dem Namen Johann Orth verknüpft sind, das Jugendleben des serbischen Königs Alexander, — das alles hat einzelne Züge zu der Romanfabel beigesteuert. Aber in der Verknüpfung dieser Momente, in ihrer psychologischen Durchdringung und Vertiefung, in ihrer Läuterung und idealistischen Verklärung, in ihrer lebensvollen Färdung zeigt sich Roberts als der rechte Poet, dem es nirgends um Sensation, sondern einzig und allein um Wirklichkeitsgestaltung, um Lösung eines dichterisch anregenden Zeitprodlems zu thun ist.

Diese Theatralik erklärt sich leicht. Als „Majestät“ erschien, war Roberts bereits unter die Dramatiker gegangen und hatte mit seinem Schauspiel „Satisfaktion“ die Bühne erobert. Das Drama, das sich gegen die falschen Ehrdegriffe einzelner Gesellschaftskreise wendet, hatte einen starken Erfolg. Aber der Beifall galt wohl hauptsächlich der Tendenz, dichterisch erhod das Schauspiel sich nur in Einzelheiten zu der Höhe, die Roberts in seinen Romanen erreicht hatte. In der theatralischen Technik zeigte es noch Spuren der Anfängerschaft, aber die dramatische Begadung des Dichters wurde doch schon aus diesem Erstlingsstück klar ersichtlich Und so konnten wir hoffen, daß uns Roberts noch manche Überraschungen bereiten werde. Aber er bereitete uns nur noch eine, die schmerzvolle seines Todes. In Schreiberhau in Schlesien, wo er hoffte neue Stärkung und Schaffenskraft zu gewinnen, raffte ein Herzschlag den kaum Einundfünfzigjährigen dahin. Am 12. September wurde er zur Ruhe bestattet. Eine würdige Totenfeier aber rüstet das „Theater des Westens“ in Berlin, indem es die Aufführung des Schauspiels „Treue,“ das der Heimgegangene vollendet hinterließ, vorbereitet. Eine Totenfeier nur zum Teil. Wird es uns doch bei der Aufführung sein, als ob der Lebende noch einmal vor uns hintrete, denn in seinem Werke lebt er ja selbst und lebt er noch. Wie lange die Gesamtheit der Dichtungen, die Roberts geschaffen, in unserm Volke lebendig bleiben wird, — wer vermöchte das zu sagen? Fortdauern werden jedenfalls die Anregungen, die unsere Litteratur ihm verdankt. Und ebenso gewiß ist es, daß wir mit ihm aus der Zahl unserer Schriftsteller einen der wenigen verloren haben, die mehr als nur Schriftsteller, die — Dichter sind.

Vignette aus: „Den Deutschen Österreichs." J. F. Lehmann's Verlag, München.

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Einer der leitenden redaktionellen Gesichtspunkte bei der Auswahl und Zusammenstellung des bildlichen Schmucks einer Zeitschrift wird stets die Rücksicht auf Mannigfaltigkeit sein müssen. Der Leserkreis einer Zeitschrift, wie unsere „Monatshefte," setzt sich aus so verschiedenen Kreisen zusammen, daß dies gar nicht anders sein kann. Innerhalb dieser Mannigfaltigkeit aber muß doch ein Gemeinsames sein, soll die Illustration nicht bilderbuchartig wirken. Für die „Monatshefte" ist dies Gemeinsame gegeben durch die künstlerische Richtung, die von Anbeginn an in ihnen gepflegt wurde, und durch die sie nicht zuletzt ihre eigenartige Stellung unter der Fülle der ähnlichen Erscheinungen sich errungen haben. Ihr Bilderschmuck soll nicht in erster Linie unterhaltend wirken, nicht lediglich das Auge flüchtig fesseln; er soll an Musterleistungen einen Überblick geben über Kunstrichtungen und künstlerisches Schaffen sowohl der Vergangenheit, wie der Gegenwart; er soll endlich unsere Leser auch über die Fortschritte der technischen Herstellung der neueren Reproduktionsmethoden auf dem Laufenden erhalten.

Um letzteres vorweg zu nehmen, ist es interessant, das farbige Titelbild des vorliegenden Heftes: „Im Hinterhalt" von Wilhelm Räuber, den Holzschnitt des Bildes „Hirtenmädchen" von D. Ridway-Knight oder der Plastik: „Hunne" von Erich Hösel und eine der Autotypien, etwa den wundervollen Studienkopf von Franz Stuck, vergleichend zu betrachten. Jede dieser Reproduktionsmethoden hat ihre Vorzüge und ihre Nachteile. Der Buntdruck, eine Errungenschaft der letzten Jahre, soweit er für unsere Zwecke in Betracht kommt, wahrt den Reiz der Farbe des Originals, ohne — das läßt sich nicht verhehlen, das letztere voll erreichen zu können. Die Autotypie gibt die Zeichnung oder die Pinselführung des Künstlers am unmittelbarsten wieder. Bei ihr steht nicht, wie bei dem Holzschnitt, ein dritter zwischen Maler und Drucker, sie kommt unleugbar den Intentionen des Künstlers am nächsten, und so erklärt es sich denn auch, daß gerade unsere modernen Maler ihre Werke häufig am liebsten in Zinkätzung wiedergegeben sehen. Andererseits übertrifft der Holzschnitt diese mechanische Vervielfältigungsart wieder an Klarheit und an Tiefe. Achtet man auf all dies Für und Wider, so kommt man schließlich gern zu dem Schlusse, daß man sich der einen wie der anderen Methode freuen darf, wenn sie nur richtig, mit Verständnis angewendet wird.

Wir bringen in dem vorliegenden Hefte ausnahmsweise kein Bild eines klassischen Meisters, nachdem wir unseren Lesern unter anderem in dem Medizeerartikel eine ganze Periode der älteren italienischen Kunst vorführten. Jean François De Troy wird man wenigstens nur noch sehr bedingt den Klassikern der Malerei zuzählen dürfen. Geboren 1679 zu Paris und Schüler seines Vaters, der ebenfalls ein bekannter Porträt- und Genremaler war, gehört er zu den zahlreichen jungen Künstlern jener Zeit, die fast ihre ganze künstlerische Fortbildung der Unterstützung des Königlichen Hauses verdankten. Er studierte auf Kosten des Königs, als Königlicher Pensionär, in Italien; 1738 wurde er Direktor der französischen Akademie zu Rom, wo er 1752 starb. Weit wertvoller als seine zahlreichen mythologischen, geschichtlichen und religiösen Gemälde sind seine Genrebilder, in denen er meist anmutige Ausschnitte aus den geselligen Sitten seiner Zeit gibt. Am bekanntesten dürften das „Austernfrühstück," im Besitze des Herzogs von Aumale, und „Im Garten" (die Liebeswerbung) im Schlosse zu Berlin sein, die wir heute wiedergeben.

Dem älteren französischen Meister sei das

Werk des Amerikaners Ridway-Knight angereiht, der aber so völlig unter französischem Einflusse steht, daß man ihn füglich als französischen Künstler rechnen muß. Sein „Hirtenmädchen" ist bis auf die Holzschuhe hinunter französischen Ursprungs, wie seine ganze Technik.

Norweger von Geburt ist Hans Frederik Gude, und auch er zog als Jüngling in die Fremde, nach Deutschland, um in Düsseldorf unter Andreas Achenbach und Schirmer zu studieren; hier und in Berlin blieb die Stätte seines künstlerischen Wirkens. Aber trotzdem wahrte er seinen Schöpfungen den nationalen Charakter. Fast alle seine Gemälde deuten auf den norwegischen Ursprung des Meisters hin; immer wieder malte er die Schiffer und Fischer seiner Heimat, die Küstenlandschaften Norwegens, dessen pittoreske Gebirgsgruppen, die tief eingeschnittenen Fjorde und die stillen Binnenseen. Und wie viele ihm auch nachfolgten auf seinen Pfaden, keiner reichte an ihn heran.

So tragen auch — in unseren Tagen unter unseren Künstlern ein leider nur zu seltener Fall — die Werke Wilhelm Räubers ein durchaus nationales Gepräge. Er wählt sich mit Vorliebe Vorwürfe aus der deutschen Vergangenheit, sei es, daß er bis zur Legende zurückschweift, wie in seinem berühmten Bilde „Der heilige Hubertus," sei es, daß er den Großen Kurfürsten sich zum Helden erkiest („Übergabe von Warschau"), sei es, daß er mittelalterliche Typen genrebildartig verarbeitet, wie in unserem Titelbilde „Im Hinterhalte." —

Aus der diesmal besonders großen Zahl der kleinen Bilder in unserem Heft möchte ich, neben dem anmutigen „Junges Leben" von E. A. Waterlow, besonders die Wiedergabe des geistreichen Reliefs „Forscher und Sphinx" von Professor A. Donndorf, dem Stuttgarter Meister, hervorheben. Es zählt für mich zu den Werken, die, je länger man sie betrachtet, desto mehr geistigen Inhalt gewinnen; vor allem fesselnd erscheint der Ausdruck im Antlitz des Forschers.

Eine stattliche Reihe deutscher und österreichischer Künstler hat in opferwilliger Weise ihr Können in die Dienste eines Unternehmens gestellt, das weite Verbreitung und allgemeine Förderung überall, wo die deutsche Zunge klingt, verdient.

Es handelt sich um das Prachtwerk „Den Deutschen Österreichs," das von dem Hilfsausschuß für Cilli, der vom erobernd vordringenden Slowenentum hartbedrängten deutschen Stadt in Südsteiermark, vorbereitet, soeben im Verlage von J. F. Lehmann in München erschien. Das, man darf wohl sagen, einzig dastehende Werk enthält an hundert Originalbeiträge, Studien und Skizzen hervorragender Maler, die in mustergültiger Weise reproduziert und durch einen novellenartigen Text von Professor Max Haushofer zu einem Ganzen vereinigt sind. Darunter befinden sich Schöpfungen von Adolf Menzel, Knaus, Lenbach, Räuber, Stuck, Schoenleber, Fritz August und Herrmann Kaulbach, Liebermann, Oberländer ꝛc., so daß man mit annähernder Berechtigung sagen darf: das Prachtwerk bringt fast von allen ersten deutschen Malern Beiträge; und man darf hinzufügen, daß es diesmal nicht, wie leider sonst bei vielen ähnlichen Veröffentlichungen, die Brocken von der Herren Tische sind, die sie spendeten. In unserem Heft sind einige der interessantesten Blätter wiedergegeben. Dem ganzen Unternehmen aber sei recht von Herzen der gute Erfolg gewünscht, den es um seines Zweckes und um seiner Trefflichkeit halber verdient. H. v. S.

Vignette aus: „Den Deutschen Österreichs."
J. F. Lehmann's Verlag, München.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

YD 26450